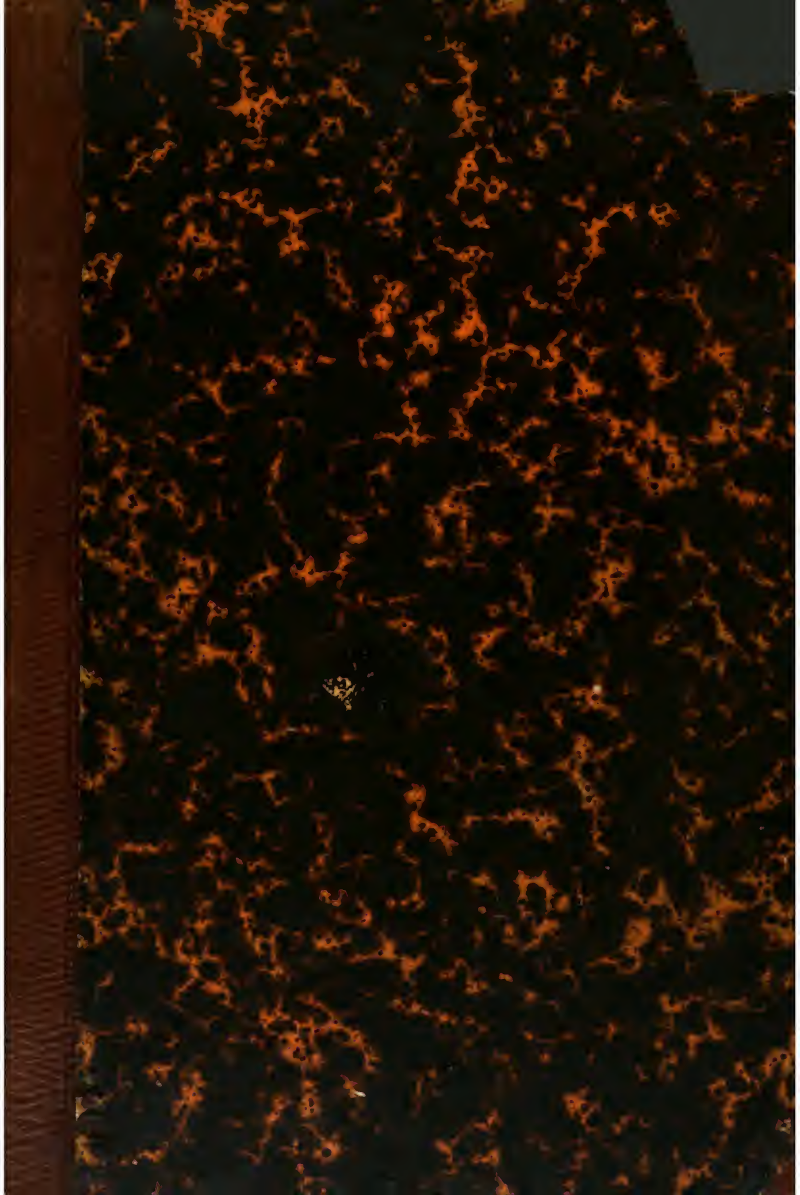


<36629999570019

Geschichte des Pferdes.

Von

Dr. Karl Löffler,

Ritter des Sachsen-Ernestinischen Verdienstkreuzes, correspondirendem und ordentlichem Mitgliede der Société Impériale d'Acclimatation zu Paris, der Société Impériale zoologique zu Marseille, der Kaiserlichen Oestreichischen Landwirthschafts-Gesellschaft zu Agram, der Reale Academia di Agricoltura zu Turin, des Herzoglichen Vereins Nassauischer Land- und Forstwirthe 2c. 2c.

Zwei Theile in einem Bande.

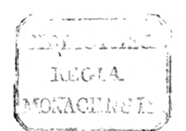
Encyclopädie für Pferdefreunde, Pferdebesitzer und Pferdezüchter

Erste Abtheilung.

Berlin.

Verlag von Theobald Grieben.

Die zweite Abtheilung der Encyclopädie behandelt: **Zucht, Pflege und Veredelung des Pferdes.**



Encyclopädie

für

Pferdefreunde, Pferdebesitzer

und

Pferdezüchter.

Von

Dr. Karl Löffler,

Ritter des Sachsen-Ernestinischen Verdienstkreuzes, correspondirendem und ordentlichem Mitgliede der Société Imperiale d'Acclimatation zu Paris, der Société Imperiale zoologique zu Marseille, der Kaiserlichen Oestreichischen Landwirthschafts-Gesellschaft zu Agram, der Reale Academia di Agricoltura zu Turin, des Herzoglichen Vereins Nassauischer Land- und Forstwirthe ꝛc. ꝛc.

Erste Abtheilung.

Geschichte des Pferdes.

Berlin, 1863.

Verlag von L. von Warnsdorff.

Geschichte des Pferdes.

Von

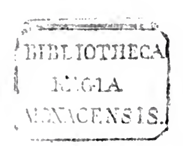
Dr. Karl Löffler,

Ritter des Sachsen-Ernestinischen Verdienstkreuzes, correspondirendem und ordentlichem Mitgliede der Société Imperiale d'Acclimatation zu Paris, der Société Imperiale zoologique zu Marseille, der Kaiserlichen Oestreichischen Landwirthschafts-Gesellschaft zu Agram, der Reale Academia di Agricoltura zu Turin, des Herzoglichen Vereins Nassauischer Land- und Forstwirthe ꝛc. ꝛc.

Erster Theil.

Berlin, 1863.

Verlag von L. von Warnsdorff.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seiner Majestät

Wilhelm I.

Würtemberg's glorreichem Könige,

dem edlen und großmüthigen Beschützer und Förderer deutscher Landwirthschaft

in tiefster Ehrfurcht

gewidmet

von dem Verfasser.

Königliche Majestät!

Der erhebende Augenblick, in welchem mir die Ehre zu Theil wird, Euer Majestät eine Arbeit zu überreichen, welche Allerhöchst-Dieselben bereits bei ihrer Entstehung mit einem kostbaren Unterpfande Ihres Königlichen Wohlwollens auszuzeichnen geruhten, legt mir die Pflicht auf, an dieser Stelle zunächst einer frommen Schuld zu gedenken und Euer Majestät um huldreiche Genehmigung meines ehrfurchtsvollen Dankes zu bitten.

Allergnädigster König!

Euer Majestät sind die Gefühle bekannt, welche mich mit dem Wunsche erfüllten, diese Arbeit unter den Auspizien Allerhöchst-Ihres ruhmvollen Namens erscheinen zu sehen. Es sind dies die nämlichen Gefühle, welche das gesammte deutsche Volk noch heute einem Fürsten bewahrt, in dessen erhabener Person es noch nie aufgehört hat, den heldenmüthigen Heerführer seines großen Unabhängigkeitskampfes zu verehren und der ihm seitdem nun bald

während eines halben Jahrhunderts als Vorbild echter deutscher landesväterlicher Treue, Geradheit und Wahrhaftigkeit leuchtet. Meinerseits vermag ich diesen Gefühlen einen freilich nur sehr schwachen Ausdruck zu geben, und würde auch diese kaum gewagt haben, dürfte ich nicht der Hoffnung leben, daß Euer Majestät in milder Güte die Mängel einer Arbeit zu benachsichtigen geneigt sein werden, die als die Erste ihrer Art nur das Verdienst in Anspruch nimmt, das öffentliche Auge einem hochwichtigen Gegenstande zulenken zu wollen.

Geruhen Euer Majestät den Ausdruck dieser ehrfurchtsvollen Empfindungen, sowie der treuen und anhänglichen Ergebenheit huldreichst zu genehmigen!

Euer Königlichen Majestät

unterthänigster Diener

Im März 1863. **Dr. Karl Löffler.**

Geschichte des Pferdes.

Erstes Kapitel.

Die Erschaffung des Pferdes. — Das Paradies. — Der Sündenfall des Menschen. — Die Hirten. — Die Riesen. — Das göttlich verehrte Pferd.

Nachdem Gott durch sein Wort den Himmel und die Erde, die Fische des Meeres und die Vögel der Luft geschaffen hatte, wollte er dem Menschen noch ein ganz besonderes Zeichen seiner Gunst geben: er schuf das Pferd.

In der prächtigen Reihe der Wesen, in welcher seine Allmacht, so zu sagen, nur Versuche machte, war der letzte Platz, d. h. der Platz der Vollkommenheit, dieser schönen Kreatur aufbewahrt.

Wenn das Pferd eines jener kolossalen Thiere, welche mit den großen Schlangen, den ungeheuren Amphibien und den fliegenden Drachen auf dem sumpfigen Boden der ersten Schöpfungstage umherkrochen, gewesen wäre, so würde man seine Knochenüberreste unter denen dieser Thiere, welche die Wissenschaft wieder zusammengesetzt hat, wieder auffinden.

Hippopotamen, Bären, Elephanten, Kameele werden in den mehr oder weniger alten Formationen gefunden, aber das fossile Pferd, wie der fossile Mensch findet sich nirgends. Als Werke der letzten Schöpfungstage, unter denen das Weib das vollkommenste sein sollte, traten das Pferd und der Mensch erst nach den Wunderschöpfungen, nach den Sonnen und Welten auf.

Die geistbegabten Wesen erforderten die schönsten Verhältnisse und eine Vereinigung der herrlichsten Eigenschaften; sie sollten den Stolz des Löwen, die Geschmeidigkeit des Tigers und die Schnelligkeit des Hirsches haben; die Gazelle sollte ihnen ihr Auge, der Hund seine Treue, der Elephant sein Gedächtniß und der Schwan seinen silberweißen Hals geben.

Außerdem gab der Allmächtige dem bevorzugten Wesen, das er erschaffen wollte, die anmuthige Zierlichkeit der Vögel, die sich in den blauen Lüften wiegen. Sodann umhüllte er es mit einem Kleide, dessen Farbe so veränderlich ist, wie das Wetter; bald ist es gelb, wie das Gold; bald schwarz wie die Nacht; bald spielen alle Schattirungen darauf, wie der Schmelz der Blumen auf den Wiesen. Wie war seine Farbe, als es zum ersten Male die Haine Eden's durchstreifte? Ohne Zweifel war es jene himmlische Farbe, welche wir gegenwärtig nur in denjenigen Orten wiederfinden, wo die Wiege der Welt gewesen ist; die Farbe seines Haares war weiß, wie Kameelmilch, und mit hellröthlichen Flecken betupft, als ob die Engel einen Korallenhagel darüber ausgeschüttet hätten.

Gott hatte einem jeden der Thiere, welche er erschaffen hatte, ein Geschenk seiner Hand bewilligt: dem Hirsch den Thau der Blätter des Waldes; dem Löwen den heißen Sand, um darauf sein Lager zu machen; dem Pferde gab er den Raum, um sich darauf herumzutummeln; dem Adler die Bahn der Lüfte, sowie dem Wallfisch den Pfad des Meeres. Das Pferd wurde der König der Schnelligkeit; es überholt den Hirsch, hüpft wie ein Reh und ermüdet im Lauf den Wolf. Rascher als der Wind und ungestümer als der Bergstrom, bleibt es nur hinter dem Orkan zurück. Der Mensch, der von feindlichen Elementen und von Thieren umgeben ist, deren Schnelligkeit und Kraft weit über die seinigen gehen, würde auf der Erde ihr Sklave geworden sein; das Pferd hat ihn zum Herrn derselben gemacht.

Das Pferd ist in der That von allen Geschöpfen das für den Menschen nützlichste. Seit der Entstehung der Völker trug es zur Bildung der Staaten bei, und noch heut zu Tage würde ein Staat ohne Kavallerie und ohne das Leben, welches das Pferd ihm giebt, die Beute des ersten und besten Eroberers werden. Man kann sich eine Welt ohne wilde Thiere, sogar eine Welt ohne jene Hausthiere denken, welche das Glück und die Fruchtbarkeit derselben befördern; aber eine Welt ohne Pferde ist unmöglich. Wir werden später zeigen, wie die Civilisation, die nach Amerika von den ersten Seefahrern, die diesen Erdtheil bevölkerten, gebracht worden war, unter dem schönsten Himmel und mitten in der schönsten Natur abnahm und in den Zustand der Wildheit überging, weil sich das Pferd nicht auf dem Schiffe befand, das den ersten Menschen dorthin trug. Wo das Pferd in Ehren gehalten wird, da entsteht und entwickelt sich die Civilisation; wo es ausartet und verwildert, da verkümmert die Civilisation und stirbt endlich ganz ab. Vertilge das Pferd aus der

Schöpfung, und du nimmst der Erde das Gefühl und das Leben; du nimmst der göttlichen Maschine die große Triebkraft. Auch ist dieses edle Thier für seinen hohen Beruf wie geschaffen. Geschmeidige Gelenkigkeit, Kraft, Muth, Sanftheit, Verstand, alles dies ist in dem Pferde vereinigt. Alle Himmelsgegenden sind für dasselbe geeignet; alle Nahrungsmittel bilden sein Futter; sein Fuß klimmt auf Felsen, streift den Sand der Wüste und geht mit Sicherheit auf dem Eise des Nordens; auf seinen vier Beinen erhebt sich ein Körper, der von Gelenkigkeit und Schönheit strahlt; sein Rücken trägt die schwersten Lasten; sein Schweif bildet einen so kostbaren Fächer, daß mächtige Könige und kriegerische Schaaren daraus ein prächtiges Zeichen des Ruhms gemacht haben; seine Brust zieht Wagen und sein Kopf ist ein lebendiges Gedicht, in welchem alle Leidenschaften hervortreten und dessen Sprache sich Allem, was Athem hat, verständlich machen kann. Die Bewegung seiner Ohren, der Blitz seiner Augen, das leise oder furchtbare Wiehern seiner feurigen Nüstern verbreiten Freude oder Schrecken. Es fügt sich in Alles; unter dem Zügel des Kriegers ruft seine Stimme zum Kampfe und unter der Hand des Landmanns zieht es eine fruchtbare Furche.

So lange die Tage des Paradieses währten, war das Pferd dem Menschen von keinem Nutzen. Wie alle anderen Thiere war es nur ein herrlicher Zeitvertreib, der keinen anderen Zweck hatte, als die unendliche Einsamkeit der jungen Welt zu beleben. Es weidete auf unermeßlichen Wiesen des Paradieses und überließ seine seidene Mähne den sanften Winden des glücklichen Aufenthalts.

Der Fall des Menschen offenbarte dem Pferde seinen edlen Beruf; es verließ mit ihm das süße Vaterland; es schauderte, als es die vom Sturme entwurzelten Cedern und die von Bergströmen gebildeten Schluchten erblickte; mit Verachtung benagte sein Zahn die Kräuter der balsamischen Wiesen, die sich vom Tigris bis zum Euphrat erstrecken; sie schmeckten ihm bitter, wie das Brod der Verbannung. Eingeschüchtert durch sonderbare Töne, durch eine rauhe und wilde Natur, an welche der ewige Frühling, in welchem es bisher lebte, es nicht gewöhnt hatte, und fortgerissen von dem Instinkte seines feurigen Geistes, wurde es zum ersten Male auch undankbar; es vergaß seinen Herrn, es verließ den Menschen, es sprang in wonnigen Sätzen in die Wüste, es sah den weiten Raum und die Freiheit vor sich! Aber bald kam es zu seiner Kette wieder zurück, um sie nicht mehr zu verlassen, und der Mensch erkannte bei seinem ersten Erwachen auf dieser Welt des Elends, daß es ge-

lehrig, gehorsam und bereit war, seine Gefahren und seinen Ruhm zu theilen. Es verließ den unermeßlichen Raum und wählte einen rauhen und beschränkten Pfad; statt der Freiheit nahm es einen Zügel und war das erste Geschöpf, das den königlichen Wahlspruch: „Ich diene!“ annahm.

Das Pferd war zu allen Zeiten der Diener des Menschen: mit dem Hunde, der Kuh und dem Schafe bildet es den Kreis der Hausthiere, welche dem Menschen in seine Verbannung folgten. Das wilde Pferd ist ein entartetes Thier; es ist eine Frucht unseres Elends; es ist ein Bandit, welcher in die Gebirge entflieht oder der arme Verbannte, der fern von den Seinigen in einem öden und traurigen Lande lebt. Das Pferd bedarf der Gesellschaft des Menschen; seine Hand muß seine Mähnen kräuseln; sein Herz das seinige anfeuern, und sein Geist seine Bestimmung veredeln. Der Mensch, pflegt man zu sagen, würde das Pferd erobert haben! Und wo sieht man denn bei dem Pferde die Zeichen der Sklaverei? Es wird nur da zum Sklaven, wo es, seinen Bedürfnissen unterworfen und dem einfachen thierischen Instinkte überlassen, im Kampfe gegen wüthende Elemente und wilde Thiere ein unsicheres und armseliges Leben führt; aber es ist frei, wenn es unter der Hand des Reiters einherhüpft; wenn es einen Siegeswagen zieht; wenn es in den Olympischen Spielen triumphirt; wenn es in den Spielen des Kriegsgottes kämpft und stirbt; hier ist sein Reich und seine Macht; hier ist sein Ruhm und seine Bestimmung.

Was war das Schicksal des Pferdegeschlechts während der Jugend der Welt, wo die Erde die schmackhaftesten Früchte und die glänzendsten Blumen hervorbrachte, wo das Gras so hoch wie die Stämme der Palmbäume war und wo die Palmen der Thäler die Stirn der Berge liebkosten, wo der König der Welt nur im Schooße des Glücks leben konnte, das Gott ihm bereitet hatte? Es läßt sich leicht sagen: es leistete dem Menschen alle Dienste, welche es ihm zu leisten bestimmt war; Adam, welcher 900 Jahre lebte, welcher vor seinen Augen dreihundert Pferdegeschlechter vorübergehen sah; Seth, der Vater der Kinder des Gesetzes, Enos, Kaïnan, Malalael, Jared, Enoch, welcher nach 360 Jugendjahren in den Himmel genommen wurde, Methusalem, dessen Leben so lang war, Sameth, der Vater Noah's, alle diese tapferen und klugen Männer, welche in ihrer Seele noch den Athem Gottes fühlten, waren geschickte Pferdezüchter und gute Reiter. Sie erriethen, was wir nur mit Mühe erlernen; jeder von ihnen hatte hundertjährige Erfahrungen, und diese Erfahrungen waren für sie nicht ver-

loren; sie dienten ihnen dazu, die Gaben, die sie empfangen hatten, zu ihrem Vortheil zu verwenden.

Das Pferd war anfangs der Freund der Familie; es lebte in dem Zelte des Patriarchen; es ward von den Kindern geliebkost und von den jungen Mädchen mit der Ambrosia genährt, welche die Pflanzen der alten Welt lieferten; es klimmte auf die hohen Gebirge, es sprang über die Ströme oder über die noch rauchenden Krater der Vulkane der Schöpfung; es lief mit der Gazelle und dem Strauß um die Wette über die Ebenen der Wüste, und bereitete sich so auf die schweren Arbeiten vor, welche der Mensch ihm bald auferlegen sollte. Abends lagerte es sich an der Schwelle des Zelts, wo es manchmal dem Hirten seine weiche Flanke barbot, auf welche er sich mit dem Ellenbogen stützte, wie später die wollüstigen Könige des Orients auf ihre seidenen Kissen. Wenn die versammelten Kinder Adam's auf die Erzählungen horchten, welche sie der Nachwelt überliefern sollten, so legte bisweilen das Pferd seinen Kopf auf die Schulter des einen derselben und vereinigte seine wallende Mähne mit den braunen Locken der Jünglinge und mit den weißen Haaren des Aeltesten des Stammes.

Es war ein schöner Moment in der Geschichte der Welt, ein Moment, wo die Engel des Himmels von ihren Sternensitzen auf die Erde herabblickten, der Moment, wo der erste Reiter die Mähne seines Renners um seine Hand wickelte und sich auf seinen Rücken, den Thron so vieler Herrlichkeiten schwang. Der erste Instinkt des Urmenschen, der in einen Winkel dieser Erdkugel gesetzt war, die er erst nach fünftausend Jahren genauer kennen lernen sollte, war Neugierde; er fühlte eine Sehnsucht nach dem unendlichen All, das vor seinen Schritten zurückwich und das seinen Stolz peinigte: er bedurfte eines Beistandes; er brauchte einen unermüdlicheren und schnelleren Fuß, als er selbst hatte. Das Pferd belebte die große Einsamkeit des jungen Universums; es brachte unbekannte Gegenden aneinander und ersetzte ihm, im Schoße der Familie und unter dem Nomadenzelte, vierzig Jahrhunderte der Civilisation.

Eine der ersten und wichtigsten Beschäftigungen in dieser Epoche war die Besorgung der Heerden. Das Hirtenleben ist das natürlichste, das reinste, das am meisten für einen göttlichen Ursprung sich eignet. Das Führen der Heerden auf die Weide war die Arbeit der ersten Menschen, und mehre Volksstämme widmeten sich ihr vorzugsweise, z. B. der Stamm Jabel's, des Sohns der Ada und des Lameth; er bestand aus Hirten, welche in

Zelten wohnten und ein wanderndes Leben, das für das orientalische Klima so gut paßt, führten. Im Zonaras steht geschrieben: „daß Jabel große Stutereien und viele Fohlen und Pferde hatte, an denen er sein Vergnügen fand." Das Pferd und der Hund waren die Gehilfen der Hirten; Der Hund diente dazu, die herumschweifenden Heerden zu leiten, und das Pferd dazu, ihnen zu folgen. Wie hätte man aber auch diese großen Heerden, die sich in der wunderbaren Vegetation einer vorsintflutlichen Welt verloren, leiten und zusammenhalten sollen, ohne die Hilfe des schnellen Pferdes? Wie hätte man sich den entfernten Oasen der Wüste nähern sollen? Das menschliche Leben würde dazu kaum ausgereicht haben. Wie jener Schäfer in dem Volksmährchen, der, wenn er König gewesen wäre, seine Schafe zu Pferde gehütet haben würde, so hüteten die ersten Hirten ihre Heerden zu Pferde, wie es später die Centauren und die Lapythen machten, und wie es noch heut zu Tage die spanischen Piccadores, die Schäfer der römischen Campagna, die Tabunzeks der tartarischen Steppen und die Gauchos der neuen Welt thun.

Bald sollte das Pferd anderen Bedürfnissen, stärkeren Leidenschaften dienen. Seit dem Tage, an welchem Kaïn seinen Bruder erschlug, hatte sich die Zwietracht über die Erde verbreitet; alle Arten von Neid und Eifersucht keimten im Herzen des Menschen. Das Pferd des Hirten ward zum Schlachtrosse; das Pferd des Landmanns verwüstete die Felder, welche es bebaut hatte. Von der Gewohnheit, sich der Lanzen zur Führung ihrer Heerden und zum Schutze derselben gegen die Angriffe wilder Thiere zu bedienen, bis zu der Gewohnheit, sich der Lanzen zum gegenseitigen Kampfe zu bedienen, gab es für die Hirten nur einen Schritt, und bald stürzten die Reitergeschwader aufeinander und die Erde zitterte unter ihren Schritten.

Nun zeigten sich die Tyrannen, wie nach dem Sturme der Schlamm auf der Oberfläche des Wassers. Als die Söhne Gottes die Töchter der Menschen zu Gattinnen nahmen, wurden ihnen Söhne geboren, welche Riesen waren; diese waren stark an Geist und gewaltig durch die Kraft ihrer Arme; ihr Herz war unerschrocken, aber sie lebten fern von Gott. Sie sagten zuerst: „Dieses Feld gehört mir!"

Auf diese folgten die Menschen; sie gründeten Kolonien und Städte, um darin ihre Verbrechen zu verbergen, um dahin zu fliehen vor den wilden Thieren und vor dem Zorn ihrer Brüder. Kaïn hatte ihnen dieses Beispiel gegeben; er baute in seinem Alter die Stadt Henochia, nach dem Namen

seines Sohnes Henoch. Die Riesen bauten die Stadt Sippary oder Sonnenstadt in Mesopotamien, wo Noah die steinernen Tafeln begrub, welche die geschichtlichen Erzählungen und die Grundsätze der Wissenschaften enthielten. Sie errichteten Paläste; sie hatten Festungen und Kriegsheere; das Pferd kam ihnen zu Hilfe: es trug die Kriegshelden; es spannte sich an den Kriegswagen; seine Wichtigkeit wuchs mit der Nothwendigkeit desselben; es wurde vergöttert wie der Reiter.

Die falschen, zur Zeit Noah's angebeteten Götter waren Dod, d. h. der unter der menschlichen Gestalt dargestellte Himmel; Joa, welche die Gestalt einer Frau hatte; Jrus, die eines Löwen, Yauk, die eines Pferdes und Naser, die eines Adlers. Zum ersten Male sehen wir das Pferd als Sinnbild gebraucht. Wenn diese Namen, wie es der Kommentator Jamchaskar glaubt, die Namen der großen Männer jener Zeit waren, so war Yauk ohne Zweifel ein berühmter Reiter der antediluvianischen Epoche. Die Könige, welche die meisten Pferde und Reiter besaßen, waren von nun an die Herren der Erde; ihr Stolz kannte bald keine Grenzen mehr: „Wir werden in den Himmel steigen," sagten sie; „wir werden unsere Zelte über den Sternen aufschlagen; wir werden dem Allerhöchsten ähnlich sein!" Gott beugte ihren Hochmuth; er rächte sich durch die Sintflut; das Pferd und der Reiter wurden durch seinen Zorn vernichtet. Nur zwei Pferde blieben als Begleiter des Noah mit diesem auf dem Gipfel des Berges Ararat übrig.

Zweites Kapitel.

Zerstreuung der Menschen. — Babel. — Verschiedene Namen des Pferdes. — Die Patriarchen. — Die Könige. — Hiob und das arabische Pferd. — Einführung des arabischen Pferdes in Europa.

Die Pferde, welche die Arche betraten, waren unzweifelhaft entartete Nachkommen des Pferdes, welches frei im Paradiese umherlief. Der göttliche Stempel, welcher allen Wesen, welche aus der Hand Gottes hervorgingen, aufgedrückt war, hatte sich allmählig verwischt, und sie behielten, wie die glänzenden Geschöpfe, die in der Jugendzeit der Welt, wie alte Traditionen erzählen, mit den Söhnen der Menschen umgingen, nur noch den Widerschein ihres göttlichen Ursprungs bei, der aber durch die Schatten der Erde gleichsam verdunkelt und verschleiert wurde. Diese Entartung war jedoch nichts im Vergleich mit derjenigen, welche auf die Schöpfung nach der Sintflut folgte. Es ist eine von den Geschichtsschreibern und Gelehrten bestätigte Thatsache, daß die Erde nach dieser großen Katastrophe sich verkühlt, und daß diese Verkühlung allmälig von Statten geht. Das Leben der Menschen hatte von nun an eine kürzere Dauer; ein frühzeitiges Alter und unbekannte Krankheiten änderten seinen Lauf. Die Pflanzen verloren ihre Kraft, die Blumen waren weniger farbenreich, ihre Gerüche weniger lieblich und ihre Stämme wuchsen weniger hoch. Die Thiere nahmen in demselben Verhältniß ab. Wenn wir bei jungen Völkern nach einem halben Jahrhundert finden, daß das Pferdegeschlecht an Zahl schon bedeutend zugenommen hat, so hat es an seiner Gestalt, Kraft und Poesie verloren. Es ist noch das erste Thier der Schöpfung, aber es ist nicht mehr jenes kräftige und zauberhafte Wesen, unter dessen Schritten der Sand der alten Welt zitterte.

Die geschichtliche Thatsache, welche in dieser Epoche hervorragt, ist die Bildung der Sprachen und die Zerstreuung der Menschen. Die Geschichte des Pferdes verwickelt sich hier und wir müssen ihm in die verschiedenen Klima's folgen, wohin sich der Fuß der ersten Völker verirrte. Wir haben nun die Veränderungen und die Ausartungen, welche in ihm stattfanden, je mehr es sich von seiner Wiege entfernte, anzuzeigen. Wir werden sodann von seinem Einflusse auf die Civilisation der Völker und von dem großen Berufe zu sprechen haben, den es bei einigen zu erfüllen hatte, während es

bei anderen vernachlässigt wurde oder ihnen beinahe unbekannt war. Endlich werden wir die Länder zu bezeichnen haben, welche seiner Konstitution am Besten zusagen und in welchen seine angeborenen Eigenschaften sich in einem höheren Grade erhielten; aber zuerst wollen wir beweisen, daß das Land, wohin die Genesis die Wiege der Welt verlegt, jene große Ebene, die im Norden durch den Pontus Euxinus und das kaspische Meer, im Westen durch das mittelländische und rothe Meer, im Osten durch die Wüste Hircanien's, den persischen Meerbusen und das indische Meer, im Süden durch den Ocean und das erythräische Meer begrenzt wird, vorzugsweise das Vaterland des Pferdes ist. Es scheint, daß dieses Klima für seine Konstitution, der Erdboden für seinen Fuß, die Landesprodukte für seinen Mund und die lauwarme Luft, die man dort athmet, für seine feurigen Nüstern geschaffen ist. Dort ist es unter dem allgemeinen Namen: arabisches Pferd, von den Menschen aller Zeiten als das Urbild der Vollkommenheit in Bezug auf harmonische Einheit betrachtet worden.

Die Kinder Noah's waren hundert Jahre nach der Zeit, wo sie die Arche verlassen hatten, zu zahlreich geworden, als daß sie zusammen Armenien hätten bewohnen können; sie zogen daher an den beiden Flüssen Euphrat und Tigris entlang und kamen in die Ebene Sennaar; hier machten sie Halt und bauten eine Stadt mit einem Thurm, welche Babel, später aber Babylon hieß.

Aus dieser Zeit stammt, nach der heiligen Schrift, die Verschiedenheit der Sprachen und die Zerstreuung der Menschen. Der Name des Pferdes findet sich bei den ältesten Völkern und wird durch Wörter ausgedrückt, die keine Verwandschaft unter einander haben: ein Beweis, daß dieses edle Thier allgemein bekannt war. Und wirklich haben alle alten Sprachen, sogar die ärmsten, die nur die hauptsächlichsten menschlichen Begriffe und einige Naturgegenstände ausdrücken, zur Bezeichnung des Pferdes ein oder oft sogar mehre Wörter, während fast alle anderen Thiere Namen haben, deren Wurzelwörter mehren Sprachen gemein sind.

Wir geben hier die Pferdenamen, die bei verschiedenen Völkern gebräuchlich sind. Man wird darunter solche finden, die untereinander verwandt sein können, die nothwendig von einander abstammen, und solche, die einen verschiedenen Ursprung oder eine ganz verschiedene Sprache voraussetzen:

Verschiedene Sprachen.	Namen des Pferdes.
1. Asiatisch.	
Hebräisch	Sus.
Arabisch	Feres.
Syrisch	Rakscho.
Chaldäisch	Sus.
Chinesisch	Ma.
Indisch	Assuam.
Persisch	Asp.
Armenisch	Tsin.
Zend	Aspo.
Türkisch	At.
Cochinchinesisch	Maa.
Hebräisch-Phönicisch	Parasch.
Hindostanisch	Gora.
Malaiisch	Kudo.
Sanskrit	Asrva.
2. Afrikanisch.	
Aegyptisch	Hossan.
Nigritisch	Murda.
Koptisch	Htor.
Aethiopisch	Fars.

Verschiedene Sprachen.	Namen des Pferdes.
3. Europäisch.	
Griechisch	Hippos.
Celtisch	March.
Lateinisch	Equus.
Italienisch	Cavallo.
Spanisch	Caballo.
Englisch	Horse.
Russisch	Lochad.
Romanisch	Cavalh.
Portugiesisch	Cabalho.
Isländisch	Hroß.
Schwedisch	Hast.
Dänisch	Hest.
Sächsisch	Hors.
Polnisch	Kon.
Lithauisch	Aßwa.
Niederbretonisch	March, Gazec.
Teutonisch	Pferd, Roß.
Holländisch	Paerd, Hengst.
Neugriechisch	Alogo.
Gälisch	Each.

Es würde interessant sein, dem Ursprunge der Pferdenamen in allen Sprachen nachzuforschen, und sie untereinander zu vergleichen; eine solche Arbeit würde uns jedoch von unserm Zwecke ablenken; wir wollen bloß sagen, daß diese Wörter, die fast alle einsilbig sind, als at, ma, asp, fars, pferd, roß, in ihrer Kürze den Begriff der Schnelligkeit enthalten, der auch wirklich in mehren Sprachen mit den Wörtern: Flügel, Pfeil, Schwalbe u. s. w. verbunden ist. Das griechische Wort ἵπ-πος scheint in ἵπ-ταμαι: fliegen, zu suchen sein. Das Wort equus hat mit dieser Ideenassociation nichts zu thun; man glaubt, es stamme von aequalis ab, wegen des glatten Rückens und der gleichmäßigen Verhältnisse des Pferdes. Das französische Wort cheval ist in Bezug auf Etymologie das lächerlichste von allen; es kommt von dem Worte der späteren Latinität caballus, das aus dem griechischen *κάβαλλης*, Kameel, Lastthier abstammt. Das Alterthum hatte aus dem Pferde ein poetisches und prächtiges Thier gemacht, das wegen seiner Schnelligkeit nur mit den Vögeln des Himmels zu vergleichen sei; aber die neueren Zeiten haben aus ihm nur zu oft ein plumpes und schwerfälliges Kameel gemacht.

Zur Zeit der Zerstreuung der Menschen entstanden zwei große Theilungen, und diese Theilungen sind in der Geschichte des Pferdes zu wichtig,

als daß wir nicht dabei einen Augenblick verweilen sollten. Es bildeten sich Hirtenvölker, die unter Zelten wohnten, welche sie nach einem längeren oder kürzeren Aufenthalt dahin und dorthin transportirten. Die Männer, welche diese Völkerschaften regierten, hießen Patriarchen, ein solcher war Abraham, jene große Gestalt, welche mit ihrem Namen den alten und neuen Orient erfüllt. Außerdem wurden Städte gegründet, deren beständige Einwohner die Felder bebauten, mit den wilden Thieren Krieg führten und unter einander blutige Kämpfe lieferten. Dies waren die Anhänger Nimrod's, des gewaltigen Jägers, der Thiere tödtete und damit auch zugleich die Ermordung der Menschen lehrte.

Das Pferd hatte bei den Patriarchen begreiflicher Weise wenig Werth. Diese Menschen, welche nur von dem Produkt ihrer Viehheerden lebten, hatten vor allen Dingen den Ochsen, die Kuh, das Schaf und die Ziege nöthig; sie brauchten auch Kameele, um ihr Gepäck zu transportiren, wenn sie wanderten; aber zum Reiten benutzten sie hauptsächlich den Esel, den Bruder des wilden Esels, ein kräftiges und geduldiges Thier, über den die Civilisation spottet, weil sie ihn verachtet. Die Hirtenvölker hielten wenige Pferde, die sie nur zum Schutz der Rinderheerden, zu eiligen Botschaften und zur Jagd benutzten. Das Pferd war für sie kein wesentliches Bedürfniß; sie besaßen daher nur gerade so viele, als sie unumgänglich brauchten.

Wir wollen einen flüchtigen Blick auf das Leben des Erzvaters der Hebräer werfen und danach die Sitten und das Wanderleben der Patriarchen beurtheilen.

Abraham verläßt seine Vaterstadt Ur in Mesopotamien, um sich in Haran niederzulassen; von hier geht er nach dem Tode seines Vaters Thara, nach Sichem, begiebt sich sodann in das Thal Mambre und von da nach Bethel, wo er seine Zelte aufschlägt. Da in diesem Lande eine Theurung war, so geht er nach Egypten; aus Egypten kehrt er nach Kanaan zurück und läßt seine Heerden zwischen Bethel und Ai weiden. Dies geschah zu der Zeit, wo er sich von Loth trennte, zu welchem er sagte: „Stehet Dir nicht alles Land offen? Lieber, scheide Dich von mir. Willst Du zur Linken, so will ich zur Rechten; oder willst Du zur Rechten, so will ich zur Linken." Auf Befehl des Herrn durchzieht er das seinen Nachkommen verheißene Land; zuerst läßt er sich in die Nähe von Hebron nieder, an der Grenze des Thales Mambre. Nach der Zerstörung Sodom's schlägt er abermals seine Zelte

bei Gerare, zwischen Kades und Sur auf, dann kehrt er wieder nach Palästina zurück. Einige Jahre nachher geht er von hier nach Versaba, wo er wohnen bleibt; bei dem Tode der Sara war er zu Hebron, wo sie gestorben ist. Endlich starb Abraham selbst zu Versaba bei Gerare und ward mit der Sara in der Höhle Ephron's begraben.

So war das Leben der Patriarchen; so war das Leben Loth's und der anderen. Sie schlugen ihre Zelte auf, wo sie die besten Weideplätze fanden und wo das Land ihnen nicht streitig gemacht wurde; sie lebten von dem Produkte ihrer Heerden und von dem Handel, den sie mit den Städtebewohnern trieben, die ihnen gegen ihr Vieh Kleider, Hausgeräth und Schmucksachen gaben.

Daher entstand die Meinung, daß die alten Araber keine Pferde hatten, und daß sogar ihr Land nicht die Urheimath des Pferdes war. Aber obgleich das Nomadenleben den häufigen Dienst des Pferdes nicht erfordert, so kann man doch nicht glauben, daß die Patriarchen, nach dem Ausspruche des heiligen Hieronymus, die Schwachheit hatten, das Pferd nicht zu benutzen. Wenn aber das Pferd bei den Hirtenvölkern nur einen untergeordneten Werth hatte, so war dies nicht bei den Bewohnern der Städte der Fall; diese waren Jäger und Krieger, und konnten nur zu Pferde Jagd auf die wilden Thiere machen; und zum ersten Male erscheint das Pferd und der Reiter in der Bibel, da, wo von den Kriegen dieser alten Zeiten gesprochen wird.

Nach Nimrod war einer der ersten Städtegründer Assur, der jene wunderbare Stadt baute, welche später, nach dem Namen ihres Wiederherstellers Ninus, Ninive genannt wurde; man betrachtet ihn als den Gründer von Roboboth, Rhesen und Kale in Assyrien. Ninive hatte, wie man sagt, 420 Stadien oder 15 deutsche Meilen im Umfange, seine Mauern waren über 100 Fuß hoch, und 3 Wagen konnten neben einander auf denselben fahren; drei Millionen Einwohner gingen ein und aus durch ihre Thore, die durch 150 Thürme geschützt wurden. Man kann sich nicht leicht eine Idee von diesen riesenhaften Nationen machen und man beurtheilt das geistige und materielle Leben dieser Menschen einer anderen Zeit unrichtig. Aber, um nur einen Zipfel des Schleiers zu lüften, welcher ihre unbekannte Civilisation auf immer im Staube verbirgt, kann man glauben, daß ohne die Kraft, die Schnelligkeit und die Hilfe des Pferdes so wunderbare Ar-

beiten unternommen worden wären, oder daß so erhabene Gedanken hätten entstehen und zur Wirklichkeit werden können?

Hat nicht das Pferd den Begriff erzeugt, daß Raum und Zeit nichts sind? Man denke sich einmal den Ninus zu Fuß, wie er die Umrisse seiner Stadt entwirft!

Ach! der Gedanke an einen so kolossalen Umkreis war ihm nicht einmal eingefallen. Wie konnte er Indien besiegen, da er, nach der Erzählung des Propheten Jonas und des Geschichtsschreibers Strabo, drei Tage brauchte, um durch seine Stadt zu laufen?

Auch schildern uns die ältesten Geschichtsschreiber die Könige der Städte, wie sie von Wagen und Reitern umgeben sind. Die Denkmäler, welche man noch täglich in Aegypten und unter den Trümmern von Ninive entdeckt, stellen die Götter und die Heroen auf Wagen stehend dar, die, wie zum Zeichen ihrer Macht, von Pferden gezogen werden.

So gab es, seit der Entstehung der Völker, Nationen, welchen das Pferd der unzertrennliche Begleiter des Menschen war und andere, bei denen es weniger gebraucht wurde.

Es läßt sich jetzt nicht leicht bestimmen, welches die Reitervölker dieser alten Zeiten waren; wir können nur die allgemeinen Kennzeichen angeben, welche die Geschichtsschreiber den berittenen Völkerstämmen der alten Welt beigelegt haben.

Gott hatte nur eine Art des Pferdes geschaffen; aber er hatte der ganzen Gattung eine wunderbare Fügsamkeit gegeben, sich dem Willen und den Bedürfnissen des Menschen willig zu bequemen; er gestattete, daß verschiedene Länder angemessene Pflege, besonderes Futter und vernünftige Kreuzungen in der Organisation, dem Wuchse, der Kraft, der Energie und der Schnelligkeit dieses Thieres die Veränderungen hervorbrachte, welche für die verschiedenen Arbeiten, die ihm auferlegt werden sollten, nothwendig waren. So bildeten sich, von der Zeit der Zerstreuung der Menschen an, verschiedene Pferderacen auf der ganzen Erde.

Die Pferde, welche nach Afrika kamen, nahmen nach dem Klima eine andere Gestalt an; aber sie behielten im Allgemeinen die Hauptmerkmale der südlichen Pferde, Leichtigkeit, Gelenkigkeit und Energie, bei. Auf den fruchtbaren Feldern, welche der Nil bewässert, entwickelte sich ihr Wuchs, ihre Muskeln dehnten sich aus und sie wurden fähig, Kriegswagen zu ziehen.

Und in der That sah man sie zuerst in Aegypten an diese Wagen gespannt.

Diejenigen, welche an die Quelle des Euphrat geführt wurden, nahmen einen schlankeren und prächtigeren Wuchs an; aber sie verloren die Energie und die Kraft, welche der unvertilgbare Charakter des Wüstenpferdes sind.

Die Pferde, welche man nach Europa brachte, erlangten allmählig einen höheren Wuchs und rundere Formen. Zum Theil bewahrten sie eine feurige Energie; zum Theil verloren sie ihren Werth und ihre Schönheit. Es gab feuchte Gegenden und dumpfe Luftkreise, in denen sie zuletzt dem Flußpferde, dem plumpen Hippopotamus, dem sie ihren Namen gaben, ähnlich wurden.

Diejenigen, welche an die Küsten Indien's verwiesen wurden, büßten bald ihren schönen Wuchs, ihre Energie und ihre Kraft ein; sie wurden nach und nach dem Menschen unnütz, der sich daran gewöhnte, sie durch Kameele, Esel und Elephanten zu ersetzen.

Diejenigen, welche die Ebenen der Tartarei und China's erreichten, theilten sich in zwei große Familien. — Die chinesische Familie artete aus, wie die indische, während die tartarische Familie, trotz des Verlustes ihrer angeborenen zierlichen Gelenkigkeit, stets einen muthigen Geist, kräftigen Fuß und ein feuriges Auge beibehielt.

Diejenigen endlich, welche unter dem Zelte der Hirten Arabien's blieben, bewahrten stets den göttlichen Stempel der Schöpfung.

Sie bildeten die arabische Race, wie sie sich trotz der von den unsicheren Verhältnissen der nomadischen Völker Arabien's unzertrennlichen Uebelstände, trotz der Kriege und feindlichen Einfälle der Nachbarvölker und vielleicht trotz der Einwirkung der Zeit, welche, nach der Ansicht großer Denker, alle erschaffenen Wesen nach und nach zu Grunde richtet, bis heut zu Tage ziemlich unverändert erhalten hat.

Dem sei nun, wie ihm wolle, das Buch Hiob schildert uns das arabische Pferd in folgender Weise:

„Hast Du dem Rosse Kraft gegeben und seinen Hals geziert mit einer wallenden Mähne?"

„Kannst Du es springen machen, wie die Heuschrecken?"

„Seine Nüstern verbreiten Schrecken."

„Es stampft auf dem Boden und ist freudig mit Kraft, und ziehet den Geharnischten entgegen."

„Es spottet der Furcht und erschrickt nicht und fliehet vor dem

Schwerte nicht, wenngleich wider dasselbe klinget der Köcher, und Spieß und Lanze ihm entgegen glänzet."

„Es zittert und tobet und scharrt in die Erde, und achtet nicht der Trompeten Hall."

„Wenn die Trompete scharf klinget, spricht es: Hui! und wittert den Streit von Ferne, das Schreien der Fürsten und das Klirren der Waffen."

Hiob war ein Hirtenkönig, welcher das Land Uz, im östlichen Idumäa, an der Grenze Arabien's bewohnte. Ueber die Zeit, in welcher er lebte, sind die Gelehrten noch nicht einig. Während er von dem Einen als ein Zeitgenosse Jacob's betrachtet wird, gilt er dem Andern als ein Zeitgenosse des Moses. Wie dem auch sein möge, das Bruchstück seines erhabenen Gedichtes ist die erste und schönste Beschreibung, die es von dem Pferde giebt.

Man lernt daraus auch, welche Fortschritte die Reitkunst der ältesten Zeiten schon gemacht hatte. Das Pferd ist beritten; es ist an den Zügel, an den Lärm der Waffen, an den Klang der Trompete gewöhnt; es springt; es fliegt; es schüttelt seine wallende Mähne; es ist der herrlichste, sowie der tapferste Sklave des Menschen! Was hat es seit fünf Tausend Jahren gewonnen?

Wir können uns nicht enthalten, zum Schlusse dieses Kapitels unsern Lesern den Brief des Emir Abd-el-Kader an den General Daumas mitzutheilen, der des pferdekundigen Emir's Ansichten über die Entstehungsgeschichte des Pferdes enthält.

„Preis dem einigen Gotte!

Dem, der mitten unter den Umwälzungen der Erde immer derselbe bleibt.

Unserm Freunde, dem General Daumas.

Heil sei über Ihnen, nebst der Barmherzigkeit und dem Segen Gottes auf die Fürbitte des Schreibers dieser Zeilen, auf die Fürbitte seiner Mutter, seiner Kinder, deren Mutter, aller Personen seiner Familie und aller seiner Gefährten.

Und dann: ich habe Ihre Fragen gelesen und sende Ihnen meine Antworten.

Sie verlangen von mir Belehrung über den Ursprung des arabischen Pferdes. Gleichen Sie doch der Spalte im sonnengedörrten Erd-

reich, die ein Regen, und wäre er noch so reichlich, niemals zu sättigen vermag!

Um indessen Ihren Durst nach Erkenntniß, wenn möglich, zu löschen, will ich diesmal zum Ursprung der Quelle selbst hinaufsteigen. Das Wasser fließt dort immer reichlicher und reiner.

So wissen Sie denn, daß bei uns der Glaube gilt, Gott habe das Pferd mit dem Winde geschaffen, wie er Adam aus Erde erschaffen hat.

Darüber kann nicht gestritten werden. Mehre Propheten (Heil sei über ihnen) haben Folgendes verkündigt: „Als Gott das Pferd schaffen wollte, sagte er zum Südwind: „Ich will ein Geschöpf aus Dir hervorgehen lassen, verdichte Dich.“

Und der Wind verdichtete sich.

Dann kam der Engel Gabriel; er nahm eine Hand voll von diesem Stoffe und reichte sie Gott dar, welcher daraus ein Pferd schuf von braunrother Farbe (Kummi, roth mit schwarz gemischt), wobei er ausrief:

„Ich habe dich (fraß)*) Pferd benannt, ich habe dich arabisch geschaffen, und habe dir die Kummi-Farbe gegeben; das Glück habe ich an die Mähnen geknüpft, die zwischen deinen Augen herabwallen. Du sollst der Herr (sid) aller anderen Thiere sein: die Menschen sollen dir überallhin folgen, wohin du gehst. Gut zur Verfolgung wie zur Flucht sollst du fliegen ohne Flügel; auf deinem Rücken sollen die Reichthümer ruhen und die Habe soll durch deine Vermittlung anlangen.“

Dann zeichnete er es mit dem Zeichen des Ruhmes und des Glückes ghora (eine Blässe am Kopf, ein Stern in der Mitte der Stirn).

Wollen Sie nun wissen, ob Gott das Pferd vor dem Menschen oder den Menschen vor dem Pferde geschaffen hat? Hören Sie. Gott hat das Pferd vor dem Menschen geschaffen, und der Beweis dafür ist, daß Gott, da der Mensch das höhere Geschöpf ist, ihm Alles, dessen er bedurfte, geben mußte, bevor er ihn selbst schuf.

Die Weisheit Gottes zeigt uns, daß er Alles, was auf der Erde ist, für Adam und seine Nachkommenschaft gemacht hat.

Und hier ist noch ein Zeugniß:

---

*) Fraß, Pferd; der Plural ist Kheïl. Dies Wort käme, sagen die Gelehrten, von dem Substantiv ilhetial, welches Stolz bedeutet. Man hätte dann die arabischen Pferde wegen ihres stolzen Ganges so genannt.

Als Gott den Adam geschaffen hatte, rief er ihn bei seinem Namen und sprach zu ihm:

„Wähle zwischen dem Pferde und dem Borak.“*)

Adam antwortete: „Das schönste von beiden ist das Pferd.“

Und Gott erwiderte ihm:

„Das ist gut, du hast deinen Ruhm und den ewigen Ruhm deiner Kinder erwählet; so lange sie existiren werden, soll mein Segen über ihnen sein, denn ich habe nichts geschaffen, das mir theurer wäre, als der Mensch und das Pferd.“

Gleicherweise hat Gott den Hengst vor der Stute geschaffen; meine Beweise sind, daß das Männchen edler ist, als das Weibchen, und daß es überdies kräftiger und widerstandsfähiger ist. Obgleich beide zu einer und derselben Art gehören, so ist doch der eine feuriger, als die andere, und es ist die Gewohnheit der göttlichen Macht, das Stärkere zuerst zu schaffen. Was der Hengst am meisten begehrt, ist Kampf und Lauf; auch ist er zum Kriege vorzuziehen, denn er ist schneller, als die Stute, abgehärteter gegen Strapazen und theilt alle Gefühle des Hasses und der Liebe seines Reiters. Empfangen ein Hengst und eine Stute eine gleiche Wunde, die den Tod herbeiführen muß, so wird der Hengst so lange aushalten, bis er seinen Herrn weit vom Schlachtfelde hat forttragen können, dagegen wird die Stute gleich auf der Stelle, ohne warten zu können, niedersinken. Darüber kann sich kein Zweifel erheben, es ist eine von den Arabern festgestellte Thatsache; oft habe ich den Fall in unsern Kämpfen vorkommen gesehen, und habe es selbst erprobt.

Darüber einig, wollen wir zu einer anderen Sache übergehen. Hat Gott die arabischen Pferde vor den ausländischen Pferden (berradine) erschaffen, oder hat er vielmehr die ausländischen Pferde vor den arabischen geschaffen?

Aus meinen bisherigen Auseinandersetzungen folgt, daß es sehr wahrscheinlich ist, er habe die arabischen Pferde zuerst geschaffen, denn sie sind unstreitig die edelsten. Uebrigens ist der Berradin nur eine Species einer Gattung und der allmächtige Gott hat nirgend die Species vor der Gattung erschaffen.

Und woher stammen die heutigen arabischen Pferde?

Viele Geschichtsschreiber erzählen, daß nach Adam das Pferd, wie alle

*) Borak ist das Thier, welches Mohammed auf seiner Reise durch die Himmel ritt. Es glich einem Maulthier und war weder Männchen noch Weibchen.

Thiere, Gazelle, Strauß, Büffel und Esel im Zustande der Wildheit gelebt hat. Nach ihnen war ferner der erste, welcher das Pferd bestieg, Ismaïl, der Vater der Araber. Er war der Sohn unseres Herrn Abraham, des Liebling's Gottes. Gott lehrte ihn die Pferde rufen, und als er es gethan hatte, liefen sie ihm alle zu. Da bemächtigte er sich der schönsten, stolzesten und bändigte sie.

Später aber verlor eine große Zahl der von Ismaïl dressirten und gebrauchten Pferde von ihrer Reinheit. Eine einzige Race wurde von Salomo, dem Sohn David's, in ihrer ganzen Reinheit bewahrt, und das ist die sogenannte Zad-el-Rakeb (das Geschenk, der Proviant des Reiters), der thatsächlich alle arabischen Pferde ihren Ursprung verdanken. Hören Sie, wie das zuging:

Man behauptet, daß die Araber vom Stamme der Azed nach Jerusalem, der Edlen zogen, um Salomo wegen seiner Vermählung mit der Königin von Saba zu beglückwünschen. Als ihre Sendung ausgerichtet war, sprachen sie folgendermaßen zu ihm:

„O Prophet Gottes! Unser Land ist fern, unsere Vorräthe sind erschöpft, du bist ein großer König, gewähre uns genügende Vorräthe, daß wir heimkehren können.“

Da ließ Salomo aus seinen Ställen einen prächtigen Hengst von der Race Ismaïl kommen und entließ sie mit den Worten:

„Sehet hier die Vorräthe, die ich euch für eure Reise gebe; wenn sich der Hunger unter euch fühlbar macht, so sammelt Holz, zündet Feuer an, setzet euren besten Reiter auf dies Pferd und bewaffnet ihn mit einer guten Lanze; kaum werdet ihr das Holz zusammengelegt und Feuer angezündet haben, so werdet ihr ihn mit reicher Jagdbeute wiedererscheinen sehen. Geht und Gott beschirme euch.“ Die Azed machten sich auf den Weg; beim ersten Ruheplatz thaten sie, wie ihnen Salomo vorgeschrieben, und weder Zebra, noch Gazelle, noch Strauß konnte ihnen entwischen. Jetzt aufgeklärt über den Werth des Thieres, das ihnen der Sohn David's zum Geschenk gemacht, widmeten sie es zu Hause der Fortpflanzung, sorgten für angemessene Paarung, und erzielten so jene Race, der sie aus Dankbarkeit den Namen Zad-el-Rakeb beilegten.

Dies ist die Race, deren hoher Ruhm sich später in der ganzen Welt verbreitete.

In der That verpflanzte sie sich in den Orient und Occident im Gefolge

der Araber, die später bis zu den äußersten Enden des Orient's und Occident's vordrangen. Lange Zeit vor dem Islam herrschten Hamir-Aben-Meluk und seine Nachkommen hundert Jahre hindurch über den Occident; er war es, der Medacna und Saklir-Ehedab-Eben-Aad gründete, sich der Länder bis zum äußersten Ende des Moghreb bemächtigte und dort Städte und Häfen baute. Afrikes, welcher dem Erdtheil Afrika seinen Namen gegeben, eroberte ihn bis Tandja (Tanger), während sein Sohn Chamar sich des Orient's bis China hin bemächtigte, die Stadt Sad einnahm und sie zerstörte. Deshalb und seit dieser Zeit wurde dieser Ort Chamar-Kenda genannt — denn Kenda heißt im Persischen: er hat zerstört, — woraus die Araber durch Corruption Samarkand gemacht haben.

Seit dem Islam breiteten neue Einfälle der Musulmanen den Ruf der arabischen Pferde auch in Italien, Spanien und sogar bis nach Frankreich hinein aus, wo sie ohne Zweifel von ihrem Blute etwas zurückgelassen haben. Was aber Afrika hauptsächlich mit arabischen Pferden bevölkert hat, das ist zunächst der Einfall des Sidi-Okba und später die aufeinanderfolgenden Einfälle des 5. und 6. Jahrhunderts der Hegira. Unter Sidi-Okba hatten die Araber nur in Afrika campirt, während sie im 5. und 6. Jahrhundert als Colonisten kamen, um sich mit ihren Frauen und Kindern, mit ihren Hengsten und Stuten dort niederzulassen. Dies sind die letzten Einfälle, welche arabische Geschlechter auf algierischem Boden einheimisch gemacht haben, namentlich die Mekall, die Dj'endel, die Ulad-Mahdi, die Duauda u. s. w. u. s. w., die sich nach allen Seiten hin ausbreiteten und den wahren Adel des Landes bildeten. Dieselben Einfälle sind es auch, die das arabische Pferd bis nach Sudan hinein verpflanzt haben, und wir können daher sagen, die arabische Race ist in Algier wie im Orient ein und dieselbe.

So läßt sich also die Geschichte der arabischen Pferde in vier große Epochen theilen:

1. Von Adam bis Ismaïl.
2. Von Ismaïl bis Salomo.
3. Von Salomo bis Mohammed.
4. Von Mohammed bis auf uns.

Da indessen die Race der Hauptepoche, nämlich der salomonischen, nothwendig sich in mehre Zweige spalten mußte, so begreift man, daß durch das Klima, das Mehr oder Weniger von Pflege und Nahrung sich Verschiedenheiten

haben bilden müssen, ebenso wie beim Menschengeschlecht. Auch die Farbe des Felles hat sich unter dem Einfluß derselben Umstände geändert. Die Erfahrung hat jetzt die Araber gelehrt, daß die Pferde in Gegenden, wo das Terrain steinig ist, im Allgemeinen grau, dagegen wo das Terrain weiß (Ard-Beda) ist, meistentheils weiß sind: ich selbst habe mich von der Richtigkeit dieser Beobachtung oft durch eigene Anschauung überzeugt.

Jetzt habe ich nur noch eine Ihrer Fragen zu erledigen. Sie fragen mich, an welchen Zeichen man bei den Arabern ein edles Pferd, einen Lufttrinker erkennt?

Hier ist meine Antwort:

Das Pferd von reiner Abstammung erkennt man bei uns an der Feinheit der Lippen und der unteren Nasenknorpel, an der Ausdehnung der Nüstern; an der Magerkeit des Fleisches, welches die Kopf-Adern umgiebt; an dem eleganten Anschluß des Halses, der Weichheit der Mähnen, des Haares und der Haut; an der Breite der Brust, der Dicke der Gelenke und der Dünne der Extremitäten. Nach den Ueberlieferungen unserer Vorfahren soll man es jedoch noch weit besser an moralischen, als an äußeren Merkmalen erkennen. Mittelst der äußeren Merkmale kann man wohl die Race beurtheilen, aber nur die moralischen Merkmale geben Zeugniß, ob bei der Paarung die größte Sorgfalt beobachtet, ob mit der größten Wachsamkeit jede Mesalliance verhindert worden ist. Die Racepferde besitzen keine Bosheit. Das Pferd ist das schönste Thier, aber seine Moral muß nach unserer Ansicht seiner Körperbeschaffenheit entsprechen, wenn es nicht aus der Art geschlagen ist. Die Araber sind so sehr davon überzeugt, daß sie, wenn ein Hengst oder eine Stute einen unbestreitbaren Beweis von außerordentlicher Schnelligkeit, ausgezeichneter Mäßigkeit, seltener Klugheit oder schätzbarer Anhänglichkeit an die Hand, die sie ernährt, gegeben hat, daß sie dann alle erdenklichen Opfer bringen, um Race daraus zu ziehen, in der festen Ueberzeugung, daß diese auszeichnenden Eigenschaften sich auch bei den Sprossen der betreffenden Pferde wiederfinden werden.

Wir sagen also, daß ein Pferd wahrhaft edel ist, wenn es bei schöner Gestalt Muth mit Stolz verbindet und mitten im Pulverdampf und Schicksalswechselfällen in edlem Stolze strahlt.

Ein solches Pferd wird seinen Herren lieben und wird sich in den meisten Fällen nur von ihm besteigen lassen.

Es wird nicht harnen, noch Excremente fallen lassen, so lange es ihn trägt.

Es wird nicht die Reste eines anderen Pferdes fressen.

Es wird Vergnügen darin finden, klares Wasser, wo es solches findet, mit seinen Füßen zu trüben.

Durch sein Gehör, sein Gesicht und seinen Geruch, sowie durch seine Geschicklichkeit und Klugheit wird es seinen Herrn vor tausend Zufällen zu bewahren verstehen, die auf der Jagd und im Kriege vorkommen können.

Und endlich wird es, die Gefühle der Pein oder Lust seines Reiters theilend, ihm im Kampfe helfen dadurch, daß es selbst kämpft; und wird überall und unaufhörlich gemeinsame Sache mit ihm machen. (Ikatal-ma-Rakeb-hu).

Das sind die Merkmale, welche die Reinheit einer Race bezeugen.

Wir besitzen zahlreiche Geschichten von den Eigenschaften der Pferde, aus allen geht hervor, daß das Pferd nach dem Menschen die edelste und die geduldigste, die nützlichste Creatur ist. Es nährt sich von Wenigem, und wenn man es in Bezug auf Stärke betrachtet, so findet man es auch hier allen anderen Thieren gegenüber im Vorzug. Das stärkste Rind kann einen Centner tragen; aber wenn ihr dies Gewicht auf seinen Rücken legt, so wird es nur noch mit Anstrengung gehen und nicht laufen können. Das Pferd dagegen trägt einen ausgewachsenen Mann, einen kräftigen Reiter, mit einer Fahne, mit Waffen und Munition, mit Proviant für sich und ihn, und läuft einen ganzen Tag und noch länger, ohne zu essen oder zu trinken. Mit seiner Hilfe kann der Araber retten, was er besitzt, sich auf den Feind stürzen, dessen Spur verfolgen, vor ihm fliehen, seine Familie oder seine Freiheit vertheidigen; nehmt an, er sei reich an allen Gütern, die das Glück des Lebens ausmachen, nichts wird ihn beschützen können, als sein Pferd.

Begreifen Sie jetzt die unendliche Liebe der Araber zu dem Pferde? sie ist nur den Diensten, die es ihnen leistet, angemessen. Ihm verdanken sie ihre Freuden, ihre Siege; sie haben es daher auch stets dem Golde und den Edelsteinen vorgezogen. So lange das Heidenthum währte, liebten sie es aus Interesse und nur, weil es ihnen Ruhm und Reichthum verschaffte, als aber der Prophet von ihm mit dem größten Lobe gesprochen hatte, verwandelte sich diese instinktmäßige Liebe in eine religiöse Pflicht. Eine der ersten Aeußerungen, die er in Bezug auf die Pferde that, ist diejenige, welche

die Tradition ihm zuschreibt, als mehre Stämme aus Yemen seine Dogmen angenommen hatten und ihm zum Zeichen der Unterwürfigkeit*) fünf prächtige Stuten der fünf verschiedenen Racen, die Arabien damals besaß, darbrachten.

Man erzählt, daß Mohammed aus seinem Zelte heraustrat, um die edlen Thiere, die man ihm geschickt hatte, zu empfangen, und daß er, während er sie mit der Hand streichelte, sich also ausdrückte:

„Seid gesegnet, o ihr Töchter des Windes!"

Später hat der Gesandte Gottes (Rassul Allah) hinzugefügt:

„Wer für die Sache Gottes ein Pferd aufzieht und unterhält, wird unter die Zahl derjenigen gerechnet, die Tag und Nacht Almosen geben, im Geheimen und öffentlich. Er wird dafür belohnt werden, alle seine Sünden werden ihm vergeben und niemals wird die Furcht sein Herz entbehren."

Jetzt bitte ich Gott u. s. w.

Sid-el-Hadj, Abd-el-Kader, Ben Mahhyeddin.

Ende des Duel Hada 1274. (Ende August 1857).

Der Emir beweist durch seinen Brief, daß er gründliche Kenntnisse vom Pferde besitzt.

Abgesehen von der poetischen Form, die er seiner Erzählung giebt, trägt diese den Stempel der Wahrheit, die ich durch einige Entwickelungen, zu denen die Anatomie, Physiologie und Zoologie mir die Elemente liefern, nachweisen werde. Was den historischen Theil betrifft, so kann ich den Inhalt desselben nur durch Wahrscheinlichkeiten unterstützen, die mir von anderen Seiten her begründet erscheinen, obgleich man etwas Positives über diesen Gegenstand nicht wissen kann.

In der That ist die Geschichte der Vervollkommnung und Vermehrung des Pferdes in den ersten Zeitaltern der Welt unbekannt; sie könnte uns also über diesen Punkt in der practischen Zootechnie keine Aufklärung geben. Man muß indessen annehmen, daß die ersten menschlichen Gesellschaften, welche friedlich, ohne sich zu bekriegen, neben einander lebten, dem Pferde keine größere Wichtigkeit beimaßen, als den anderen Thieren. Die Patriarchen waren Hirten, sie waren wahrscheinlich nicht Krieger, die Erzeugnisse ihrer Heerden genügten ihren und ihrer Familie Bedürfnissen. Ein Kriegs-

*) Sollte hier nicht der Ursprung der Unterwerfungspferde zu suchen sein, der in den mohamedanischen Ländern der Besiegte dem Sieger darbringen muß?

Material, unter welcher Gestalt es sei, wäre ihnen also vollständig unnütz gewesen.

Aber die Gesellschaften vermehrten sich und bildeten zunächst Bevölkerungen, später Nationen.

Der Ehrgeiz derjenigen, welche sich an ihre Spitze stellten, um sie zu regieren, stachelte sie an, ihre Herrschaft auszubreiten und Eroberungen zu machen. In den Epochen, wo das Gesetz des Stärksten das höchste Gesetz war, da dachte der Mensch daran, das Pferd zu verbessern und zu vervielfältigen, als eins der mächtigsten Elemente der Kraft organisirter Heere, sei es zum Angriff, sei es zur Vertheidigung.

Die Erzählungen der Araber sind, wenn man sie von Allem, was sie phantastisches haben, entkleidet, nicht ohne Wahrscheinlichkeit. Das arabische Volk, ein kriegerisches Volk, trug in der That den Krieg in weite Fernen. Es machte Eroberungen nach allen Richtungen, in Afrika, Asien und Europa; es hat sich folglich auch mit zuerst um die Vervollkommnung seines Pferdes bekümmern müssen.

Begünstigt durch das Klima, welches ihnen die Mittel dazu erleichterte, in beständige Kriege verwickelt, sah Niemand besser, als der Araber die unumgängliche Nothwendigkeit einer guten und wirksamen Cavallerie für die Fortsetzung ihres Eroberungslebens ein.

Abd-el-Kader giebt vier verschiedene Epochen in der Geschichte des Ursprungs des arabischen Pferdes an. „So läßt sich also," sagt er, „die Geschichte des Pferdes in vier große Epochen theilen: 1. von Adam bis Ismaïl; 2. von Ismaïl bis Salomo; 3. von Salomo bis Mohammed; 4. von Mohammed bis auf uns."

Wenig kümmern uns die Grenzen, welche die poetische Einbildungskraft der Orientalen hier gezogen hat; diese Epochen sind überdies für die wissenschaftliche Kenntniß des Pferdes, womit ich mich hier beschäftigen will, eine bloße Formfrage und eine Einzelheit; die Wahrheit ist es im Grunde nur, die man zu entdecken suchen muß, und dazu will ich jetzt einen Versuch machen, ohne jedoch die praktische Erzählung des arabischen Autor's ganz aus den Augen zu verlieren.

Die Geschichte des menschlichen Herzens lehrt uns, daß der Mensch sich zu jeder Zeit an dasjenige besonders angeschlossen hat, was seine Interessen begünstigt und seinem Geschmacke schmeichelt. So lange das Pferd nicht eine wichtige Rolle im Schicksal der Nationen, wie in dem der Indi-

viduen spielte, mußte es wie die anderen Gegenstände der Schöpfung behandelt werden, d. h. nach Maßgabe seiner Nützlichkeit. Gewiß waren das Schaf, das seine Wolle hergab, um die ersten menschlichen Familien zu kleiden, die Kuh, welche die Milch zu ihrer Ernährung lieferte, das Kameel, welches mit seltener Gelehrigkeit ihr Gepäck trug, wenn sie ihren Wohnsitz verändern oder Wüsten durchziehen wollten, gewiß, sagten wir, waren diese weit kostbarere Thiere, als das ohne Zweifel in einen untergeordneten Rang verwiesene Pferd. Von dem Moment an jedoch, wo es sich um Angriff oder Vertheidigung handelte, war es nicht mehr so; das Pferd nahm den ersten Rang ein; kein anderes Thier konnte es im Kampfe ersetzen, sei es, um einen besiegten Feind zu verfolgen und zu plündern, sei es, um dem Sieger auszuweichen und seinen Angriffen sich zu entziehen. Zur Begründung der Ansicht, daß die Bedürfnisse des Krieges der möglichste Beweggrund zur Vervielfältigung und Vervollkommnung des Pferdes gewesen sein müssen, enthält der Brief des Emir's eine beachtenswerthe Stelle: „So lange das Heidenthum dauerte," sagte er, „liebten die Araber das Pferd aus Interesse und nur, weil es ihnen Ruhm und Reichthum verschaffte, als aber der Prophet von ihm mit dem größten Lobe gesprochen hatte, verwandelte sich diese instinktmäßige Liebe in eine religiöse Pflicht."

Mohammed, ein ebenso tiefer Politiker als geschickter Krieger, begriff, daß das Pferd in den Kriegen, die er führte, eine zu wichtige Rolle spielen mußte, als daß er nicht ein neues Mittel anwenden sollte, um dieses kostbare Thier vermehren und vervollkommnen zu lassen.

Er hatte den Einfall, die Religion bei der schwierigen Kunst, es aufzuziehen und zu regieren, interveniren zu lassen. Ist das religiöse Gefühl, welches auch übrigens sein Ursprung sein mag, nicht eine der mächtigsten und energischsten Triebfedern des menschlichen Herzens?

Was für große Ereignisse im Leben der Nationen, wie in dem der Individuen haben sich nicht unter dem Einflusse religiöser Ideen erfüllt! Sie können den bescheidensten Wesen, den furchtsamsten Seelen die heroischste Tapferkeit, die absoluteste Selbstverleugnung verleihen. Welche Beweise für diese meine Behauptung haben nicht die Christen, besonders die Märthyrer in den ersten Zeiten des Christenthums, wie in allen Epochen dieser göttlichen Religion gegeben!

Mohammed fand, indem er denjenigen das Paradies versprach, welche die Pferde behandelten, wie er es im Interesse seiner Macht, seiner Gewalt

und seines Ruhmes wünschte, das beste Mittel, die Remonte-Pferde für seine Cavallerie zu vermehren und zu vervollkommnen. Bei einem so gläubigen Volke, wie das arabische ist, war es nicht möglich, eine mächtigere Aufmunterung anzuwenden. Wenn wir eine gute, genaue Geschichte des Ursprungs des veredelten arabischen Pferdes hätten, so bin ich der Ueberzeugung, daß diese Veredelung hauptsächlich von der Zeit des Propheten her datiren würde, und Abd-el-Kader's Meinung scheint mir in diesem Punkte ganz angemessen zu sein. Mit ihren religiösen Ideen haben die Araber nicht nur das erste und beste Kriegspferd der Welt hervorgebracht, sondern haben auch das Monopol seiner Hervorbringung bewahrt. Alle anderen Nationen gehen in die mohamedanischen Länder, um zur Veredlung ihrer Racen geeignete Hengste zu kaufen.

Die Ansicht, die ich hier aufstelle, erscheint mir so begründet, daß es mir sogar vorkommt, als hätten die Musulmanen allein das Privilegium das beste Kriegspferd zu besitzen. Gewiß muß Asien in der weiten Ausdehnung seines Gebietes Gegenden haben, deren klimatische Bedingungen ebenfalls geeignet wären, Pferde wie die arabischen hervorzubringen; Indien, das Land der Hemione, einige südliche Theile von China und andere Länder der Levante könnten es ohne Zweifel auch zu solchen Pferden bringen, wie es den Arabern gelungen ist, aber der Koran hat ihnen gefehlt, das religiöse Gefühl, das sich Mohammed zur Unterhaltung eines durch seine Cavallerie furchtbaren Heeres so gut zu Nutze gemacht hat.

Man wird mir vielleicht einwerfen: „Die Numidier hatten doch auch nicht den Koran und dennoch berichtet die Geschichte, daß ihre Cavallerie vorzüglich war.“

Die numidische Cavallerie war aus afrikanischen und folglich guten Pferden gebildet; aber ist es denkbar, als der Prophet seinen Gläubigen sagte: „Der Araber muß seine Pferde lieben, wie einen Theil seines eigenen Herzens und um sie zu unterhalten Alles, selbst die Nahrung seiner Kinder opfern“ — ist es denkbar, sage ich, daß dies Wort, so mächtig, da es aus dem Munde des Gesandten Gottes hervorging, ohne Wirkung geblieben wäre? Abd-el-Kader bestätigt die Meinung, die ich hier ausspreche, wo er von dem Pferde der Zeit des Heidenthums, d. h. der Epoche vor Mohammed redet, und es wäre nicht vernunftgemäß, sie zu bestreiten; die Thatsachen, wie die Vernunft sprechen in der That zu Gunsten dessen, was der gebildete Araberhäuptling behauptet hat und nichts ist wahrscheinlicher.

Die religiöse Idee, die sich bei den Arabern mit der Erziehung des Kriegspferdes verbindet, zeigt sich also als eine der Hauptursachen der Vervollkommnung dieses Typus; diese Idee scheint im Orient die Stelle der naturwissenschaftlichen Kenntnisse vertreten zu haben, welche die Mohamedaner lange nicht in dem Maße, wie wir Europäer besitzen. Bei ihnen hat die Tradition, das Nachdenken, das praktische Studium der Bildung des Pferdes und seiner Natur zu Urtheilsresultaten geführt, die unsere Gelehrten im Fache der allgemeinen und speciellen Anatomie, der Physiologie, der Gesundheitslehre, der Zoologie und thierischen Mechanik nicht bestreiten können. Um uns von dem, was ich hier aufstelle, zu überzeugen, brauchen wir nur die Tradition der Araber zu consultiren, was diese geschickten Reiter sagen, was sie in ihren Sagen über die gründliche Kenntniß des Pferdes geschrieben haben. Ihre Principien sind, vielleicht mit sehr wenigen Ausnahmen, in vollständiger Uebereinstimmung mit denen, welche die Naturwissenschaften in Hinsicht des Studiums des Pferdes lehren.

In Arabien gab es zu der Zeit, als die Israeliten aus Aegypten zogen und auf ihrer Wanderung Arabiens Grenzländer berühren mußten, auch noch lange nachher, keine Pferdezucht. Auch zu David's Zeiten findet man noch keine Nachricht von Pferden in Arabien. Von den Midianitern und einigen anderen arabischen Stämmen weiß man dieses mit Gewißheit. Die Midianiter, welche zur Zeit der Richter Palästina jährlich mit Heeresmacht überzogen, erschienen auf Kameelen (dies sind die Läufer aus Midian und Saba in Yemen). Selbst zu Salomo's Zeiten muß Arabien noch keine Pferdezucht gehabt haben, sonst hätte er seine Pferde gewiß in Arabien eingekauft und nicht in Aegypten. Aber der König von Kusch (nach Michaelis Abyssinien) scheint, nach Chronik XIV., 8., Pferdezucht getrieben zu haben. Späterhin begleiteten Araber den Xerxes auf seinem berühmten Zuge nach Griechenland, aber nicht zu Pferde, sondern auf Kameelen, die, wie Herodot sagt, geschwinder als Pferde waren, was auch Zonares bestätigt, jedoch mit dem Zusatz, daß diese Thiere bald ermüdeten.

Arabien ist also nicht das Vaterland der Pferde; es hat Jahrhunderte hindurch gar keine gehabt. Noch jetzt hat das wüste und peträische Arabien wenige Pferde, woran die große Trockenheit der Wüste Schuld ist. In Mecca selbst findet man kaum 100 Pferde bei der Leibgarde des Sultan-Scherif's, und 6 bei Privatpersonen; bei den Beduinen sind sie aber so selten, daß Ali-Bey bei der aus 45,000 Wechhabiten bestehenden Armee des

Sultans Saoced nicht mehr als 200 bis 300 Pferde sah, und diese waren aus Yemen.

Selbst zu Strabo's Zeiten (ohngefähr zu derselben Zeit, in welcher Christus lebte), hatte Arabien noch keine Pferde. Er sagt vom glücklichen Arabien: „es hat keine Maulthiere, keine Pferde, noch Schweine;" und vom wüsten Arabien: „Pferde hat das Land nicht, Kameele vertreten ihre Stelle." Wann und wo Arabien Pferde erhalten hat, läßt sich nicht angeben, so viel ist aber gewiß, daß es die Pferde bald in einem hohen Grade veredelt hat, wozu das Klima, die sorgfältige Wartung und Pflege, ingleichen die daselbst beliebten Wettrennen und das daraus entsprungene eifrige Streben, die besten und schönsten Pferde zu ziehen, wohl das Mehrste beitrugen. Daß die Araber die Abkunft ihrer Pferde von Salomo's Gestüten ableiten, ist, als eigenes Geständniß, Beweis dafür, daß Palästina früher Pferdezucht als Arabien trieb. — In der Folge hat dieses Land die wenigsten Veränderungen erlitten; es unterwarf sich sogar, vom siebenten Jahrhundert an, viele Länder und Reiche Asien's, Afrika's und der Inseln dieser Erdtheile; in ihm blüheten Wissenschaften und Künste; die Araber brachten solche in die eroberten Länder mit und hoben den Feldbau und den Handel. Die meisten Stämme trieben Viehzucht. Man theilt die Araber in Stadtaraber (Mauren) und Landaraber, welche Fella's, Gutspächter, Dorfbewohner oder Beduinen (herumziehende Nomaden) sind. Sie haben eine so edle Pferdezucht, daß, nach Abdallatif manches Pferd mit 1000 bis 4000 Denaren bezahlt wurde. Vorzüglich gut war auch die Eselzucht der Araber. Noch jetzt aber treiben sie starke Viehzucht von Rindvieh, Pferden, Kameelen, Schafen und Ziegen. Ueber die Pferde halten sie besondere Stammtafeln und pflanzen die edle Zucht rein und unvermischt unter sich fort. Die Zucht der Kadische ist von unbekannter Abkunft und wird zum Lasttragen wie zu gemeinen Arbeiten gebraucht. Die Kochlani theilen sich wieder in viele Familien und sind von edler Abkunft; die besten findet man in der Gegend von Mosul und bei den Beduinen zwischen Bassora, Medien und Syrien.

Arabien, Persien, Indien und Aegypten müssen also zu allen Zeiten eine und dieselbe Gattung von Pferden gehabt haben. Inzwischen behaupten die Araber der Wüste, die stolz auf den Ursprung der ihrigen sind, daß die fünf Familien dieser Quadrupeden, bekannt unter einer eigenthümlichen Bezeichnung, von den fünf Lieblingsstuten des Propheten abstammen. Aber Mo-

hammed hat sie ja doch in dem Lande finden müssen, wo ihre Geschichte heimisch ist!

Die Araber und die Perser treten in der ältesten Epoche ihrer Geschichte, in ihren ersten Kriegen nur als Fußvolk auf. Im Allgemeinen hat jedes Volk, das sich im Kampfe der Pferde bedient, gute Pferde, und hält sie sehr in Ehren. Bei den alten Persern war das Pferd nicht bloß ein Gegenstand des Werthes, sondern auch der Achtung; sie weiheten es der Sonne, und Darius verdankte dem Wiehern seines Rosses eine Krone. Mehre Namen der alten Perser endigten sich in dem Worte arb oder asb, welches Pferd bedeutet, als: Thamurasb, Kurhasb, Hohrasb, Hystasb u. s. w.; ein neuer Beweis der hohen Verehrung, die sie für dies edle Thier hatten. Man kann noch hinzufügen, daß die Cilicier dem Darius einen jährlichen Tribut in weißen Pferden darbrachten.

Die Araber und im Allgemeinen alle die anderen Nationen an den Gewässern des Ganges, des Oxus, des Araxes, des schwarzen, des mittelländischen, des rothen und des indischen Meeres, hielten nicht minder große Stücke auf das Pferd, als die Perser. Herodot und Strabo sagen einstimmig, daß die besten Pferde aus diesen Ländern herstammen.

Die Vollkommenheit des Pferdes, nämlich sein kleiner und zierlicher Kopf, sein schlanker Körper, seine Stärke, seine Lebendigkeit und sein Feuer, ist eine Folge der vortrefflichen Weide; denn es ist ausgemachte Sache, daß Grasung auf feuchtem Boden den Kopf schwerfällig, die Ganaschen zu sehr hervortreten, die Augen unklar, den Magen schlaff und schlecht verdauend, die Brust zu fleischig, die Beine dick und mehren Krankheiten unterworfen macht.

Eine feuchte Weide schwächt die Constitution des Pferdes, nimmt seinen Bewegungen die Anmuth und Leichtigkeit, vernichtet sein angeborenes Feuer und macht es mangelhaft und stupide. Dahingegen sind es die trockenen Triften von Arabien, Persien 2c., auf welchen wir die Pferde finden, deren ausgezeichnete Kraft, Regsamkeit, Klugheit und Feuer von Jedermann bewundert wird. Das Innere von Arabien und Persien hat Thäler, die hoch genug über der Meeresfläche erhaben liegen, daß ihre Weiden trocken, aromatisch, gesund und ohne ein Uebermaß der Salztheilchen sein können, die wohl den Glanz des Haares erhöhen, die aber auch Ursache sind, daß ein Pferd sich schwer an ein anderes Land, als in welchem es geboren ist, gewöhnt.

Als Belag dieser Behauptung ist anzuführen, daß die Pferde der nörd-

lichen Krimm und die der kalmuckischen Länder an der Wolga, dem Kuma, dem schwarzen Meere und dem Don erst dann gut werden, wenn sie ein Jahr in Wolhynien, Podolien und der Ukraine zugebracht haben, wo ich Gelegenheit hatte, diese Bemerkung zu machen.

Dank dem Boden, dem Klima und den guten Eigenschaften des Grases, sind die persischen und arabischen Pferde selten der Druse oder den Drüsen-Krankheiten unterworfen; ihre Beine sind wohl proportionirt; ihr Huf ist compakt und hart. Ich glaube nicht, daß sich die Pferde dieser Länder seit Darius Zeiten verändert haben, weder zum Bessern, noch zum Schlechtern.

Indien bietet als ein gebirgiges Land dieselben Vortheile dar, Aegypten hingegen ist der Pferdezucht nicht so günstig, wegen der Ueberschwemmungen des Nil's, welche den Boden und die Atmosphäre feuchter machen. Ich habe bei einigen ägyptischen Pferden eine Anlage zu gewissen Krankheiten bemerkt, die ich nie bei einem Araber oder Perserpferde gefunden habe. Diese Anlage wird allmählig minder bemerkbar und verschwindet zuletzt gänzlich, je weiter man nach Ober-Aegypten und Abyssinien kommt.

Was die westafrikanischen Pferde betrifft, so sind sie alle arabischen Ursprungs, und da die Weiden auf der Küste der Berberei denen in Arabien fast gleich sind, so haben auch die Pferde der Berberei eine große Aehnlichkeit mit den arabischen Pferden.

Die persische, arabische und numidische Reiterei erscheint uns in der Geschichte unter denselben Eigenschaften, welche noch heut zu Tage die Cavallerie der orientalischen und barbarischen Nationen charakterisiren. Man kann hingegen den Einwurf machen, daß die alten persischen Pferde vor Wagen, mit Sicheln bewaffnet, gespannt waren; darauf antwortete ich aber, daß jedes gute Reitpferd auch ein gutes Zugpferd abgiebt, hauptsächlich wenn es vor einem leichten Wagen, wie die der Perser, deren vernichtende Wirkung durch die Geschwindigkeit ihres Laufes bedingt war, gespannt wird.

Quintus Curtius belehrt uns, indem er diese Wagen beschreibt, daß deren Lenker den Pferden die Zügel schießen ließen und mit einem solchen Ungestüm einherjagten, daß sie alles über den Haufen warfen, was ihnen in den Weg kam. Doch muß ich zugeben, daß nicht jedes Pferd, welches wir heut zu Tage im Geschirr sehen, vortheilhaft als Reitpferd benutzt werden kann.

Herodot nennt, indem er von der Reiterei des Xerxes spricht, hauptsächlich die Pferde der Perser, der Araber, der Cilicier, der Inder, der Bac-

trier, der Nationen an den Ufern des caspischen Meeres, derer, welche die Länder zwischen dem Ganges, dem Oxus, dem Araxes und dem mittelländischen Meere, dem rothen und dem indischen Meere, bewohnen. Herodot lebte zu der Zeit der berühmten Expedition dieses Monarchen.

Xenophon, ein anderer in damaliger Zeit lebender Schriftsteller, beschreibt, indem er in seiner Abhandlung de re equestri die Zeichen angiebt, an welchen ein gutes Pferd erkannt wird, bis auf geringe Abweichungen, das arabische Pferd, wie wir es noch heutiges Tages sehen. Strabo endlich stimmt mit Herodot vollkommen in dem Lobe überein, das dieser den Pferden der von mir angeführten Länder ertheilt.

Es konnte nicht fehlen, daß bei den Kriegen, welche die Griechen gegen die Perser zu bestehen hatten, die orientalische Pferderace auch in Griechenland eingeführt wurde. Wir lesen im Herodot, der zur Zeit des persischen Krieges lebte, daß sich eine Reiterei bei der Armee des Xerxes von 80,000 Pferden befand, welches alles Hengste gewesen sein müssen, denn man findet weder im Herodot, noch im Strabo eine Andeutung des jetzt so häufigen Brauches, das Pferd zu entmannen. Das Einrücken der persischen Truppen in Griechenland, der Aufenthalt der Macedonier daselbst nach dem Uebergang über die Thermopylen, und der fortbestehende Verkehr zwischen den Griechen und den Völkern des Orient's, mußten zur Verbesserung der heimischen Pferderacen Griechenland's beitragen, während zugleich die trockene Weide und das warme Klima dieses Landes deren Ausartung verhinderten.

Was die Pferde auf den Küsten der Berberei, von Lybien ab bis zu den Grenzen des alten Mauritanien's, dem jetzigen Königreiche Marocco, betrifft, so müssen sie fast eben so, als heut zu Tage, gewesen sein, d. h. schön von Gestalt, gewandt und feurig. Dieselben Ursachen, welchen ich die Aehnlichkeit der persischen und arabischen Pferde des Alterthums mit denen, welche noch jetzt in diesen Ländern gefunden werden, beigemessen habe, haben auch dort einen gleichen Einfluß gehabt.

Die Eroberung Spanien's durch die Karthaginienser, und ihre mehr als zweihundertjährige Herrschaft über dieses Land, mußte eine Mischung des orientalischen Blutes, der mauritanischen und numidischen Pferde mit dem der iberischen Halbinsel zur Folge haben.

Es scheint nicht, daß die Afrikaner je ihre Pferde castrirt haben, und wahrscheinlich herrscht daher noch diesen Augenblick ein Abscheu gegen solchen Brauch in Spanien.

Sicilien mußten gleiche Vortheile durch die Occupation der Karthaginienser zu Theil werden.

Das wären denn im südwestlichen Europa zwei der Verbreitung der orientalischen Race geöffnete Pforten.

Das ehemalige Scythien war hinsichtlich der Eigenschaften seiner Weiden ebenso begünstigt, als Arabien, es brachte jedoch seiner nördlichen Lage wegen ein minder reichliches Quantum aromatischer Gräser hervor. Wenn der Same der saftigen Kräuter des südlichen Asien's auf offenem Felde ausgesät wird, so vernichtet die Kälte des Klima's allmälig dessen natürliche Eigenschaften.

Ich habe die Bemerkung gemacht, daß die Pferde der heutigen Zucht in den Ländern, welche die Baschkiren, die Kirgisen, die Bulgaren inne haben, eben so wie die südasiatischen Pferde eine feine Haut, wohlmarkirte Adern 2c. haben; doch würde man sich vergebens nach dem Ebenmaaße und der Schönheit des Exterieurs, der reichen Mähne, dem bogenförmig getragenen Schweife und überhaupt der Anmuth und Lebendigkeit, welche das asiatische Pferd auszeichnen, umsehen, auch sind sie mehr plump, als leicht von Füßen; inzwischen sind sie bewunderswürdig gut für den Krieg. Sie haben eine kräftige Constitution, bedürfen wenig Pflege, sind gelehrig, fast nicht außer Athem zu bringen und können weite Strecken durchrennen, ohne zu ermüden.

Man findet bei allen in Asien zu Hause gehörenden Pferden, gleichviel unter welcher Breite, einen besonderen Ausdruck der Physionomie, eine eigene Art, mit den Ohren zu spielen und andere Spuren wieder, die es darthun, daß sie eine und dieselbe Abstammung haben, die man bei keiner Pferde-Familie des Abendlandes wahrnimmt, die englischen ausgenommen, welche viel arabisches Blut haben. Man hat dieses bei unzähligen asiatischen Pferden gesehen, welche von den Kalmücken und Tartaren jährlich auf den berühmten Markt von Berdiczow gebracht werden.

Das Blut der scythischen Pferde muß dem ganzen nördlichen Europa in Folge eines häufigen Verkehrs mit den Sarmaten und mit den mehr westlichen Völkern, mitgetheilt worden sein. Inzwischen giebt es zwei Ursachen, welche dazu beitragen, die vorschreitende Verbesserung der nordischen Racen zu hemmen, als: der (wie Strabo sagt) von den Scythen eingeführte Brauch, die Pferde zu entmannen, um sie folgsamer zu machen; und die Versetzung dieser Pferde nach den feuchten lithauischen, norddeutschen,

schweizerischen und nordfranzösischen Weiden, wo sie, statt die heimische Race dieser Länder zu verbessern, selbst ausarten.

Im Allgemeinen sind die eben genannten Länder keineswegs dem Pferde günstig. Es kann dort zufällig ein schönes Füllen geboren werden; wenn es aber nicht mit der größten Sorgfalt gepflegt wird, so wird sich die Wirkung der schlechten Weide bald an seinen Beinen und während des Winters an seinem Haare kundgeben. Die Pferde in Europa müssen, ehe es in einem steten Verkehre mit dem Morgenlande gestanden hat, von sehr schlechter Art gewesen sein. Obwohl aus Asien abstammend, muß der Einfluß schlechter Weiden und eines feuchten Klima's bald die Spuren ihrer Abkunft verwischt haben.

Die Pferde, welche in den Ländern gefunden werden, die sich vom südlichen Polen bis zu den Höhen von Kiew und von den karpathischen Gebirgen bis an die Ufer des Dniester erstrecken, mögen wegen ihrer besseren Weide wohl von einer besseren Qualität gewesen sein, doch zeichneten sie sich keineswegs durch zierliche Formen aus. Meiner Meinung nach läßt sich wohl behaupten, daß die heimische Pferderace von Europa in einer sehr fernen Periode von der scythischen abstammte, und daß diese, obschon der ächten asiatischen Race in mehr als einer Beziehung ähnlich, ihr doch in der Schönheit der Bildung sehr nachsteht.

Es scheint demnach, daß der Verkehr des alten Europa's mit dem südlichen Asien seinen Pferden mehr zu Gute gekommen ist, als sein Verkehr mit dem Norden.

Um die elende Beschaffenheit der reinen europäischen Race zu beweisen, will ich hier eine Stelle des Polibius citiren, wo er den Uebergang über die Trebia beschreibt:

> „Inzwischen ließ Sempronius zum Rückzug blasen, um seine Cavallerie zurück zu rufen, die nicht wußte, wie sie gegen den Feind manövriren sollte. Sie hatte es in der That mit den Numidiern zu thun, welche die Gewohnheit haben, sich in verschiedenen Richtungen zurückzuziehen und dann plötzlich zu einem kräftigen Angriff zurückzukehren, wenn sich der Feind dessen am wenigsten versieht.“

Aus dieser Stelle ergiebt sich schon, welcher Art die Pferde der Römer waren und wie es mit ihrer Reitkunst stand. Die numidische Reiterei bestand aus den gewandten Pferden, die stets der Gegenstand der Pflege einer Nation waren, welche nur beritten in den Krieg zog, während die Römer, ein zu

Fuß kämpfendes Volk, nur schwerfällige Pferde hatten, und sich nicht auf deren Leitung verstanden.

Das Pferd des Marcus Aurelius und die Renner auf den römischen Basreliefs stehen in jeder Hinsicht den orientalischen Pferden nach. Es scheint sogar, daß die Schönheit von diesen, so sonderbar es auch ist, nicht ihre Bewunderung auf sich gezogen hat, sonst hätten sie sie ihren einheimischen Pferden doch als Modelle vorgezogen.

Wenn wir andererseits die ältesten arabischen Manuscripte betrachten, in welchen Pferde abgezeichnet sind, z. B. das berühmte Manuscript über die Waffen, die Evolutionen u. s. w. des Orients, so erkennen wir sofort die ächten Charaktere des asiatischen Pferdes darin, wie elend auch die Zeichnungen sonst in künstlerischer Beziehung sein mögen. Es wäre interessant zu wissen, ob die Pferde auf den Basreliefs von Persepolis dieselben charakteristischen Züge enthalten.

Des Plinius Bemerkungen über das Pferd sind eben nicht einer Anführung werth. Er scheint gar keinen Begriff von der Schönheit des morgenländischen Pferdes gehabt zu haben.

Im vierten Jahrhundert fand die Auswanderung der Griechen statt, die, auf der Nordseite von Europa eindringend, es in einer schrägen Linie bis nach Spanien durchzogen und auf ihrem Zuge rechts und links Schwärme und Colonnen aussandten. Die Pferde, welche sie mit sich brachten, waren asiatisch; aber wenn sich auch das Blut der europäischen Pferde durch diese Ankömmlinge verbessern konnte, verhinderte doch die Feuchtigkeit der Weiden die Vervollkommnung ihrer Formen. Um diese Zeit war es, wo die gewöhnliche Art der südpolnischen Pferde zum ersten Mal allgemein eingeführt wurde. In Ungarn, das einen morastigen Boden hat, kamen sie nicht gut fort; aber in Transsylvanien, einem in dieser Beziehung besser bedachten Lande, arteten sie weit weniger aus. Herodot berichtet, es gäbe jenseits der Ister große Länderstrecken, die von Menschen bewohnt würden, die sich gleich den Medern kleideten und deren Pferde sich durch ihre fast 15 Zoll langen Mähnen auszeichneten. Diese Pferde, setzt er hinzu, seien aber minder brauchbar zum Reiten, als zum Ziehen gewesen. Unstreitig waren die Länder, von welchen Herodot sprechen wollte, die niederen Theile Pannonien's und Dacien's, die noch heutigen Tages so feucht sind.

Die Mauren kamen im Jahre 710 nach Spanien und behaupteten dort ihre Herrschaft fast acht Jahrhunderte lang. Während dieser Periode mußten

die orientalischen Pferde sich schon auf der Halbinsel ausbreiten, wo der trockne Boden und die Höhe der Lage von Andalusien der ursprünglichen Reinheit nnd Schönheit der Race ganz besonders zusagten. Die Prachtliebe der Saracenen-Fürsten, der Glanz ihrer Höfe von Granada und Cordova, ihr Bedürfniß, eine gute Cavallerie zu haben, u. s. w., trugen dazu bei, eine große Anzahl schöner Pferde nach Spanien zu ziehen.

Wir sehen, wie der Großvezir Abd-el-Maleck-ben-Scheid im zehnten Jahrhunderte dem Kalifen Abdel Rah-Man III. unter anderen werthvollen Geschenken auch fünfzehn arabische Pferde verehrte.

Es war demnach zur Zeit der Mauren, wo die ersten arabischen Pferde als Beschäler in Europa eingeführt wurden.

Im Jahre 738 überzogen 200,000 Saracenen das ganze südliche Frankreich und breiteten ihre Herrschaft bis an das Ufer der Rhone aus. Wenn es nicht in Denkmälern Spuren ihres Aufenthalts zu Arles gäbe, wenn nicht ein Hügel unfern dieser Stadt den Namen cordovischer Berg — zur Erinnerung des Lagers der Mauren von Cordova — behalten hätte, würde dennoch die gesammte Pferderace dieses Landes schon Zeugniß solcher historischen Thatsachen ablegen. Die Pferde der Mauren fanden zugleich in dem Gebiete von Arles eine Insel, die wegen ihrer Gestaltung und der Beschaffenheit der Anschwemmungen der Rhone, oft mit dem Delta des Nil's verglichen worden ist. Es war für sie verhältnißmäßig der mindest günstige Boden, und ihre in Schilf und Binsen geborene Nachzucht hat schon ausarten müssen; dennoch hat das Pferd von Camergau noch heut zu Tage den fast viereckigen Kopf des arabischen Pferdes, dessen mehr hohle, als flache Stirn, dessen hirschartigen Hals, dessen Genügsamkeit, dessen unerschöpflichen Athem, dessen unverwüstliche Ausdauer auf weiten Reisen. Auf dem linken Rhone-Ufer aber fand das arabische Pferd in der großen Ebene von Crau ein zweites Arabien in Hinsicht auf Boden und aromatische Gräser. Seitdem zu Arles ein Staats-Gestüt angelegt worden ist, ist die Ur-Form durch das Kreuzen der jetzt einheimischen Race mit derjenigen, von welcher sie abstammt, wieder hergestellt worden. Ich erinnere mich, unter anderen Beschälern dieses so trefflich belegenen Gestüts, die Nachkommen des herrlichen Renners gesehen zu haben, den Napoleon mit aus Egypten gebracht hatte.

Der Abzug der Mauren aus dem Süden und die berühmte Niederlage ihrer Hauptarmee unter den Mauern von Poitiers, welche Karl Martel den glorreichen Beinamen erwarb, mußte nothwendiger Weise eine Menge

schöner arabischer Pferde in die Hände der Franzosen fallen lassen. Die Pferde von Limousin stammen sichtlich davon her. Diese Provinz ist höchst günstig gelegen und ihre Weiden eignen sich ganz vorzüglich für die Zucht von arabischen Pferden.

Im Jahre 800 übersandte Harun-al-Raschid Karl dem Großen kostbare Geschenke und es werden sich unzweifelhaft nach dem orientalischen Brauche auch mindestens einige schöne Pferde unter diesen Geschenken befunden haben. Wenn ich nicht irre, so erwähnt ihrer auch der Pater Daniel, sowie eines Elephanten.

Dann kam die Epoche der Kreuzzüge, welche auf lange Zeit eine stete Gemeinschaft mit dem Morgenlande begründeten. Es kamen christliche Fürsten auf die Throne von Jerusalem, Nizäa und Cypern. Die Großen von Frankreich, England und Deutschland, ja selbst die Könige theilten die Gefahren dieser Religionskriege. Alle diese Edelleute, alle diese Fürsten, alle diese Ritter brachten arabische Hengste mit nach Europa. Die Archive vieler erlauchter Familien müssen mehr als ein Dokument über die Genealogie der heutigen Renner enthalten.

Im dreizehnten Jahrhundert unterwarf der große Gengis-Chan ganz Asien seiner Herrschaft, und war gewohnt, die Armeen all' der Völker, die er besiegt hatte, mit sich hinwegzuführen. Dies ist die Ursache des allgemeinen Kreuzens aller der indischen, persischen und arabischen Pferderacen im Innern von Asien, wodurch die eingeborene Race so sehr gewonnen hat.

Im Jahre 1211 unterwarf Baton-Chan, des Gengis Enkel, die Krimm, aus welcher er eine Provinz schuf, nachdem er die Kosacken zerstreut hatte. Er setzte darauf mit seiner ganzen Armee über den Dnieper, überschwemmte Polen und rückte bis nach Lublin, Krakau, Liegnitz und Breslau vor. Nachdem er in Ungarn eingedrungen war, wollte er auch auf Constantinopel losgehen, aber der Tod setzte seiner ehrgeizigen Laufbahn ein Ziel.

Dieser Invasion folgten mehre andere, besonders die des Islam Guernay, der, nachdem er sich im Jahre 1649 mit 300,000 Tartaren der Krimm dem berühmten Kosacken-Chef Bogdam Schmieleicki angeschlossen hatte, in Polen einbrach. Es waren dies successive herrliche Gelegenheiten für das letztere Land, die Zahl seiner Pferde zu mehren, um so mehr, als jeder Tartar deren zwei mitnimmt, wenn er in den Krieg zieht.

Polen verdankt die Güte seiner Pferde auch dem häufigen Verkehre, den

es mit der Türkei gehabt hat. Seit den fernsten Zeiten sind die Polen vortreffliche Reiter gewesen und haben es sich große Summen kosten lassen, um schöne Beschäler bei sich einzuführen. Noch vor wenigen Jahren schickte der Fürst Sanguizko, Woywode von Vollhynien, seinen Stallmeister, den Herrn Buiski, nach Haleb, um dort sechs arabische Hengste anzukaufen, und der Oberst Obodynski reiste lediglich deshalb zwei Mal nach Constantinopel, um deren mehr als sechszig dort auszuführen.

Während der letzten Kriege zwischen Rußland und der Pforte kamen mehr als 800 Beschäler nach Podolien und der Ukraine, und wenn sie auch nicht alle geeignet waren, das Exterieur der einheimischen Racen zu verbessern, so haben sie doch wenigstens ihr Blut veredelt.

Die kostbarste Nachkommenschaft des arabischen Pferdes ist wohl das englische Pferd, bei dem man stets den Einfluß des arabischen Blutes wahrnimmt, so viel oder so wenig es auch entartet sein mag. England ist in dieser Beziehung das nordische Arabien. Trotz der großen Vollsaftigkeit der Gräser und der Feuchtigkeit des Bodens, welche das englische Pferd empfindlich machen und Ursache einiger Krankheiten des Lymphsystems sind, ist es dennoch immer seiner Vorfahren würdig, schön formirt, groß, kühn, herrlich zur Jagd und zum Rennen.

Das persische Pferd war unter der Regierung Elisabeth's, noch vor dem arabischen, in England eingeführt worden. Die verschiedenen und mannigfachen Kreuzungen der arabischen und der anderen asiatischen Racen mit der einheimischen Race haben die vier Hauptklassen der englischen Pferde hervorgebracht, die vollkommen von einander abgeschieden sind, und deren jede ihre charakteristischen Züge behalten hat.

Die erstere ist das Rennpferd, entsprossen von einem berberischen oder arabischen Hengste mit einer schon im ersten Grade berberisch oder arabisch gekreuzten Stute; es ist das erste Blut, first blood, der englischen Pferde.

Die zweite ist das Jagdpferd, entsprossen durch das Kreuzen eines Beschälers vom ersten Blute und einer Stute von einem minder nahen Grade des Stammes.

Das Pferd vor Chaisen und Kutschen bildet die dritte, welche aus dem Kreuzen der zweiten mit gemeineren Stuten entspringt.

Die vierte endlich ist das Zugpferd, das riesige Thier, welches in den Brauereien gebraucht wird, gezeugt von dem Jagdpferde und den stärksten englischen Stuten.

Die Engländer haben uns durch die Verbesserung aller dieser Varietäten gezeigt, bis zu welchem Grade die Nachtheile des Klima's durch die Kunst aufgewogen werden können. Wenn man in England gereist ist, so erhält man die Ueberzeugung, daß es wohl das einzige Land in Europa war, in welchem der Reisende Gulliver, ohne aufzufallen, die Dichtung vom Reiche der Hiaha's entwerfen konnte, wo das Pferd über den Menschen herrscht.

Drittes Kapitel.

Pferde des alten Orients. — Die Israeliten. — Die Aegypter. — Die Assyrer. — Die Meder. — Die Perser. — Die Parther. — Nochmals die Israeliten. — Die Inder. —

Das älteste der Bücher, die heilige Schrift, erwähnt des Pferdes erst da, wo es von der Ankunft Joseph's und seiner Brüder in Aegypten spricht; daraus hat man geschlossen, daß das Pferd zuerst in Aegypten und bei den Nachbarvölkern des Nil's von dem Menschen unterjocht und seinen Bedürfnissen dienstbar gemacht worden wäre; dies ist jedoch ein Irrthum. Wie wir gesehen haben, ist das Pferd zu jeder Zeit dem Menschen unterworfen gewesen und ihm überall hin gefolgt.

Catalonien hatte auf seinen hohen Ebenen beträchtliche Strecken blos zur Viehweide.

Paphlagoniens Pferdezucht war vortrefflich und paphlagonische Reiterei wurde immer unter die vorzüglichste gezählt.

Lydien wird von allen Alten als ein fruchtbares Land mit gemäßigter und gesunder Luft geschildert. Die Nation war äußerst streitbar, vorzüglich zählte man sie unter die besten Reiter der damals den Griechen bekannten Welt.

Lycaonien lieferte Waldesel. Diese fanden sich auch in Phrygien und anderen warmen Ländern Klein-Asien's.

Pontus hatte vortreffliche Pferde auf den Weiden zwischen dem Halis und Iris.

Galatien, Bithynien und Mysien hatten sehr gute Viehzucht. Cilicien zog sehr berühmte und geschätzte Pferde in seinen Gebirgsweiden.

Verschiedene dieser Länder besaßen auch ökonomische Schriftsteller, von denen wir noch Ueberreste in den Geoponicis besitzen, als: den Apsyrtus, der über Viehzucht und Pferde schrieb, Anatolius, Aratus, Oppianus und Berytius (worunter Einige jedoch den Hermippus, Andere den Taneus aus Berytius verstehen) Diophanes (der einen

Auszug aus der griechischen Uebersetzung des Mago verfertigte) und Nestor aus Lydien. Man erwähnt daneben des Varro und Columella.

Medien hatte treffliche Weiden und seine Pferde standen besonders wegen ihres schönen Exterieurs in Ansehen; auch waren die nyssäischen Gefilde wegen ihrer vortrefflichen Pferde berühmt. Herodot erzählt: „Als Xerxes aus Sarden auszog, eröffneten zehn heilige, herrlich geschmückte nyssäische Pferde den Zug; dann folgte der heilige, mit acht Pferden bespannte Wagen des Jupiter. Nach diesem fuhr Xerxes mit nyssäischen Pferden."

Die nyssäischen Gefilde wurden nach der Stadt Nyssäa benannt, welche nach Strabo zwischen den Landschaften Hircanien, Parthien und Aria in dem Lande Rhagiana nahe an den caspischen Pässen lag. Die persischen Monarchen benutzten das Land für ihre ganz wilden Gestüte, erhielten von dort aber auch die edelsten Pferde für sich und ihre Reiterschaaren.

Nach Herodot waren die nyssäischen Pferde schön, groß und vorzüglich; da Mediens Könige aber mehre Gestüte besaßen, so sind die Schriftsteller über die nyssäischen Gefilde nicht einig; nach Herodot müssen sie in Medien gesucht werden, andere wollen, daß sie nicht ferne von den caspischen Pässen belegen gewesen; Strabo sagt: „nicht fern von den caspischen Pässen liegt das Pferde ernährende nyssäische Gefilde, in welchem die Könige von Persien ihre schönsten Pferde zogen. Durch die Wüste mußten alle Reisende, die von Persien und Babylonien nach den caspischen Pässen wollten." Das größte der wilden königlichen Gestüte fand sich also wohl gewiß dort, daß aber die Gegend die genannten Gefilde gewesen, welche Arrion und Diodor entscheidend nach Medien versetzen wollen, findet Mannert zweifelhaft, zumal alles, was man von den nyssäischen Pferden erzählte, auf ihre Größe, Schönheit und Farbe, nie aber auf ihre Menge geht. Zwischen Hyrkanien und Arria setzt Ptolomäus die Nessäi und eine Stadt gleiches Namens in die Gegend des heutigen Harat. Strabo stellt Nessäi in die nämliche Gegend in die Nähe des Ochus, durch welchen er die Margab bezeichnet. Plinius rechnet dieses Nissäa noch zu Parthyone und Isidorus kennt es in derselben Gegend.

Diese Pferde der Parther waren groß, muthig, edel und flüchtig. Von ihnen stammte die armenische und cappadocische Zucht ab. Die Parther besaßen auch eine ganz besondere Geschicklichkeit zur Dressur der Rosse und in der Kunst vom Pferde herab zu fechten; doch schon zu Xerxes Zeiten waren sie nicht mehr so geschickte Reiter, als früher.

Die alten Perser trieben die Pferdezucht mit Eifer und hielten die Kunst, Pferde zu dressiren, für eins der wichtigsten Dinge. Zu Cyrus Zeiten waren diese Thiere in Persien noch nicht häufig; dieser König sorgte aber für ihre Vermehrung und Veredlung, sie wurden jedoch ausschließlich damals nur zum Reitdienst benutzt. In der Folge verschlang Persien die Königreiche Parthyen und Medien. Vor der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts hatten die Perser — diese geschworenen Feinde der Byzantiner — in Arabien am persischen Meerbusen eine Handelsloge und trieben mit dem mächtigen Taprobane Pferdehandel, durch welchen die persische Provinz Dubius besonders blühte, indem die Gestüte in ihr besonders gediehen. Bei Aderbeudjan und um Persepolis fand sich ebenfalls schöne Zucht.

Syrien, wozu im Alterthum auch Phönicien gehörte, war eins der fruchtbarsten, blühendsten Länder, und erreichte, unter den Seleuciden, besonderen Wohlstand. Die Weiden dieses Reichs, besonders bei Appamea (jetzt Efamiah), waren berühmt und, nach Strabo, fanden sich gewöhnlich 30,000 Stuten auf selbigen, mit deren Zucht die syrischen Könige ihre Reiterschaaren remontirten. Die heutigen Pferde dieser Gegenden sind klein, aber schnell und gut zu Fuß, auch sehen die Syrer bei ihrer Auswahl mehr auf schönes Aeußere, als auf andere Eigenschaften.

Aegypten war eins der ältesten civilisirten Länder, eins der ersten, wo die Nachkommen Noah's Städte gebaut, feste Wohnplätze gegründet und den Ackerbau getrieben haben. Es ist sehr natürlich, daß das Pferd sich in diese Verhältnisse gefügt hat. Die Aegypter begnügten sich auch nicht mit den gewöhnlichen Diensten, welche das Pferd den ersten Menschen erwiesen hatte; sie richteten es zu allerlei Arbeiten ab, es mußte ihnen zum Vergnügen, zum Kriege und zu Geschäften dienen. Es zog den Kriegswagen, den Pflug des Landmanns, den Triumphwagen des Siegers und das Reisefuhrwerk. Uebrigens hatten das Klima und die Thäler, welche der Nil befruchtet, dem Pferde eine angemessene Entwickelung gegeben, hatten es fähiger gemacht, Lasten zu ziehen und allerlei Arbeiten zu verrichten.

Die heilige Schrift drückt sich folgendermaßen darüber aus:

„Und der König hieß dem Joseph, auf seinem Wagen fahren und ließ vor ihm her ausrufen: das ist des Landes Vater und das Volk beuge die Knie vor ihm!"

An einer anderen Stelle befiehlt Joseph seinen Brüdern:

„Nehmet zu euch aus Aegyptenland Wagen und führet eure Kinder und Weiber herbei.“

Und Joseph selbst ließ „anspannen seinen Wagen, um seinem Vater entgegen zu fahren.“

Wir haben gesagt, daß die Israeliten, weil sie Hirten waren, nur wenig Pferde hatten; die Bibel ermangelt nicht, eine Erklärung hierüber zu geben, indem sie sagt: „Sie sind Schafhirten und eifrig bemüht, ihren Heerden Futter zu verschaffen; sie haben ihre Schafe und ihre Ochsen, und Alles, was ihnen gehört, mit sich gebracht.“ Das Pferd war ihnen jedoch nicht unbekannt, denn Joseph ließ seinen Brüdern, die ihre Heerden mitgebracht hatten, Futter für ihre Pferde, ihre Schafe, ihre Ochsen und für ihre Esel geben.

Jacob ritt gewöhnlich auf einem Pferde zur Jagd. Er spricht selbst:

„Dan ist eine Schlange am Wege, eine Schlange, die sich auf dem Pfade verborgen hat, und die dem Pferde in den Fuß sticht, damit der Reiter rückwärts herunter falle.“

Joseph ließ das Begräbniß seines Vaters Jacob im Lande Kanaan feiern und nahm eine große Anzahl von Reitern mit sich.

Zur Zeit des Moses, um das Jahr der Welt 2500, stand die Pferdezucht und die Reitkunst auf der höchsten Stufe der Vollendung.

Wenn wir uns 4000 Jahre zurückversetzen und eines schönen Morgens durch die riesigen Thore Theben's oder Memphis' gingen, so würden wir vielleicht staunen über die Menge geschickter Wagenlenker und unerschrockener Reiter, welche auf dem weichen Sande muthige Rosse tummelten. Menes und Isis, welche sich Standbilder errichteten, die höher waren, als die Cedern; die Pharaonen, welche sich berghohe Gräber bauten; Märis, der einen Wasserbehälter grub, so groß wie ein Meer; alle diese Menschen von riesenhaften Gedanken und riesenhafter Macht, ließen in ihren Händen die heilige Fackel der Pferdewissenschaft nicht erlöschen. Unter den Gewohnheiten dieses ägyptischen Volks, dessen Weisheit so sehr gerühmt wird, stehen oben an die öffentlichen Uebungen, welche dazu beitrugen, die Kraft, den Muth und die Gewandheit des Menschen zu entwickeln, und unter diesen Uebungen nehmen das Wettlaufen zu Fuß, das Pferderennen und das Wagenlenken die erste Stelle ein. Die Hieroglyphen zeigen uns noch merkwürdige Episoden dieser Spiele, deren Beschreibungen leider! nicht bis zu uns gekommen sind,

die wir aber an der Schwelle der griechischen Nationalität, welche die veredelte ägyptische ist, wiederfinden.

Beim Durchzuge durch das rothe Meer, um das Jahr 2515, war die Benutzung des Pferdes zum Kriege so häufig, so gewöhnlich, daß die Bibel in der Geschichte Pharao's sagt: „Er ließ anspannen seinen Wagen und nahm mit sich sein ganzes Volk; und er nahm sechshundert auserlesene Wagen und was sonst von Wagen in Aegypten war, und die Hauptleute über alles sein Heer. Und da die Aegypter ihnen nachjagten, weileten dieselben, da sie sich gelagert hatten am Meer, mit Rossen und Wagen und Reitern und allem Heer des Pharao im Thal Hiroth gegen Baal Zephon. Und die Aegypter folgten und gingen in's Meer ihnen nach, und alle Rosse des Pharao und Reiter und Wagen. Da sangen Moses und die Kinder Israel das Lied dem Herrn und sprachen: „Ich will dem Herrn singen; denn er hat eine herrliche That gethan. Roß und Reiter hat er in's Meer gestürzt."

Später besaß Aegypten eine so große Menge von Pferden, daß es damit einen beträchtlichen Handel bei den benachbarten Völkern trieb. Diese Pferde wurden als tüchtig zum Wagenziehen gerühmt, und der König Salomo verwendete sie vorzugsweise für seine Reiterei.

Was wir oben von dem hohen Alter der Pferdezucht und Reitkunst gesagt, darf nicht überraschen, wenn man die Stufe der Vollendung betrachtet, welche diese Wissenschaft schon in einer so fernen Zeit erreicht hatte. Man muß wirklich die Zeit berechnen, der es bedurfte, um endlich, nach hundertjährigen Versuchen, dahin zu kommen, einen Kriegswagen zu bauen, ein Pferd daran zu spannen und diesen Wagen und dieses Pferd auf einem Schlachtfelde zu lenken. Dies zu erlernen, hat Jahrtausende gekostet, und alles dies war vor Moses bekannt.

Einer der schlagendsten Beweise für das Alterthum der Reitkunst findet sich in der Geschichte des ägyptischen Königs Osymandrias, welcher kurz nach der Sintfluth und ungefähr tausend Jahre vor dem trojanischen Kriege lebte. Nach der Erzählung des Diodorus führte er mit den Völkern Baktriens Krieg, gegen welche er ein Heer von 400,000 Mann Fußvolk und 20,000 Reiter befehligte. Dies bestätigt übrigens unsere Aussage von den kriegerischen Nationen zur Zeit der Patriarchen.

Die in Aegypten gefundenen Basreliefs liefern überall ein Bild von dem Pferde, wie es zum Kriegsdienst, zu religiösen Festen, zu Reisen und zur Landwirthschaft benutzt wird.

So sieht man unter Anderem auf den thebanischen Skulpturen am Tempel von Karnak einen Wagen, auf welchem ein Krieger nebst dem Rosselenker steht. Dieser führt die Zügel; der Krieger hält einen Bogen und die beiden Pferde galoppiren und bäumen sich beinahe.

Am Palaste zu Karnak sieht man auch einen Krieger, welcher auf einem Wagen kämpft; die beiden Pferde seines Gespannes sind mit Federbüschen geschmückt.

Daselbst sieht man ferner einen König auf seinem Wagen sitzen. Diesem werden Gefangene vorgeführt. Seine Pferde sind mit Federbüschen geschmückt und ganz, mit Ausnahme des Kopfs und der Beine, mit einer Decke umhängt. Ihr Gang ist stolz, sie tragen ihren Schweif prächtig und den Kopf sehr hoch.

Die Darstellungen wiederholen sich zu Karnak, zu Luksor und auf allen ägyptischen Denkmälern bis in's Unendliche.

Ein Bild, welches man nicht häufig auf diesen alten Denkmälern bemerkt, zeigt einen Reiter zu Pferde sitzend. Dieses Pferd ist im Galopp. Der Reiter ist von einem Pfeile verwundet; er trägt einen Schild im Arme. Das Pferd ist ohne Sattel und Zügel, wie die Wagenpferde.

Man hat mit Unrecht geglaubt, daß die Männer jener alten Zeiten von der Reitkunst weniger Gebrauch machten, als vom Wagenlenken. Wenn man das Bild des Reiters nicht so oft antrifft, so hat dies seinen Grund darin, daß die Fürsten der Völker in den Schlachten nicht zu Pferde, sondern zu Wagen kämpften, und daß nur die Fürsten das Vorrecht genossen, auf Denkmälern dargestellt zu werden. Die Bibel sagt uns: „Und sie trugen ihn von dem Wagen, auf welchem er war, in einen anderen, der ihm folgte, nach der Sitte der Könige."

Uebrigens unterscheiden die Geschichtsschreiber Reiter und Wagen. Diodor liefert uns unter Anderem mehrmals den Beweis hiervon. „Als Sesostris seine riesenhafte Armee sammelte, um die Erde zu erobern, hatte er sechshunderttausend Mann Fußvolk, vierundzwanzigtausend Reiter und siebenundzwanzigtausend Kriegswagen." Auch in der Bibel liest man: „Jene zu Wagen und diese zu Pferde."

Während unermeßliche Ebenen sich im Schatten der großen Sphinxe, um die Pyramiden und um die ungeheure Memnonssäule ausdehnten, während die viermalhunderttausend Krieger Aegyptens täglich die Kunst vervollkommneten, einen Wagen auf der Rennbahn zu lenken, ihn plötzlich zum Stehen

zu bringen und um die Obelisken umzuwenden, ohne ihren Marmorfuß zu streifen; während die Reiter sich übten, ein oder mehre Pferde auf der unabsehbaren Wüste im Galopp zu tummeln, blieben die anderen Nationen des Orients nicht zurück.

Die Assyrer, die Babylonier, die Meder und die Perser waren sehr tapfere und kriegerische Völker. Wir haben gesehen, daß Nimrod Jäger und Krieger zugleich war. Das angespannte und das berittene Pferd war in Babylon, Medien und Persien bekannt.

Chaldäa war, wie Aegypten, die Wiege der Künste und Wissenschaften. Man trieb daselbst den Landbau und die Kriegskunst, und die Jagd gehörte auch zu den Gewohnheiten dieser Länder; die Benutzung des Pferdes war eine nothwendige Folge davon. Eine Bemerkung, welche Eusebius de Salverte über die Zusammensetzung von Eigennamen macht, beweist uns die Wichtigkeit der Rolle, welche das Pferd bei den Völkern aller dieser Völker spielte. Er sagt: „In den großen Länderstrichen, welche sich vom Norden Baktriens bis an die Grenzen Assyriens erstrecken, war das Wort Asp in den Eigennamen von Menschen, Völkern und Oertern einst vorherrschend. Diese Beobachtung knüpft sich an den Namen der Vorfahren und Nachkommen Zoroaster's. Die auf diese Weise gebildeten Namen erhielten sich so lange, bis die Krieger des Islam die Religion, die Politik und die Sitten dieser Völker veränderten. Asp und Aspo bedeuten im Persischen und in der Zendsprache Pferd; es ist daher natürlich, daß dieses Wort von kriegerischen Nationen, bei welchen der Krieger von seinem Pferde so zu sagen unzertrennlich ist, häufig zur Bildung von Namen benutzt wurde. Beispiele hiervon sind: Hydaspes, Choaspes, Flüsse; Zariaspe, ehemaliger Name der Hauptstadt Baktriens; Aspadan, alter Name von Ispahan; Gorahaspes, Hetschidaspes, Peteraspes, Vater und Vorfahren Zoroaster's; Gustasp, König; Hystaspes, Vater des Darius; Ariaspes, Sohn des Artaxerxes; Sythes Aspasiakes, Vater des Oxus; Aspebades, mütterlicher Großvater des Kosroes; Amasaspes, ein Armenier, der auf Befehl Justinian's hingerichtet wurde; Aspietes, ein Armenier aus dem Geschlecht der Arsaciden; endlich der Name Arimaspes, dessen falsche Erklärung die Männer, die ihn führten, unter die fabelhaften Wesen versetzt hatte."

Im alten Armenien hieß der Anführer der Reiterei Aspiedes; dies war der Titel des höchsten Adels; man gab ihn anfänglich dem Oberbefehlshaber

der Truppen; dann erhielten ihn allmälig alle höheren Kronbeamten. Auch bei vielen anderen Nationen fand diese Rangbezeichnung statt.

Nach Nimrod oder Belus erschienen Ninus, der Eroberer Indiens, und die Heldenkönigin Semiramis, welche Wunderwerke erbaute und Siege errang, welche zu den Eroberungen des Ninus Aegypten, Aethiopien und Lybien fügte und Babylon mit jenen kolossalen Denkmälern, jenen Zaubergärten, jenen starken Mauern schmückte, die selbst als Ruinen noch die Phantasie der Soldaten Alexander's in Erstaunen setzten; Sardanapal, dessen wollüstiges Leben an die weichlichen Sitten erinnert, denen der Mensch unter dem schönsten Himmel und auf dem fruchtbarsten Boden der Welt sich hingeben kann; Nabonassar, der eine neue Epoche eröffnete; Nebukadnezar, dessen schauerliche Verwandlung die Bibel beschrieben hat; endlich Balthasar, welcher sah, wie die Hand Gottes an der Wand seines Festsaales räthselhafte Worte schrieb.

Wer wird uns das Loos des Pferdes in dieser ruhmvollen und vergnügungssüchtigen Zeit erzählen? Ohne Zweifel versäumten jene Männer, welche alle Grenzen des Vergnügens erweitert hatten, nicht, das Pferd zum Begleiter aller ihrer Liebhabereien zu machen. Die Reitkunst, die höchste Lust muthiger Männer, war denjenigen, die alle Freuden erschöpft hatten, nicht unbekannt. Uebrigens enthalten unsere Vermuthungen nichts Gewagtes, da nach der Erzählung Herodot's die Könige von Babylon eine Stuterei von 60,000 Stuten und 800 Hengsten unterhielten.

Wir wissen, daß Semiramis die Pferde leidenschaftlich liebte und daß sie selbst mit ihren Händen einen Lieblingsrenner pflegte und fütterte. Ninus hatte zur Eroberung Baktriens ein Heer zusammengebracht, welches sich auf 1,700,000 Mann Fußvolk und 210,000 Mann Reiter und beinahe auf 2,700 bewaffnete Sichelwagen belief.

Das Reich des Ninus fällt, wenn man der Rechnung Herodot's folgt, mit der Regierung der Prophetin Debora zusammen, 514 Jahre vor Roms Erbauung 1267 Jahre vor Chr. Geburt, d. h. es blühte wenigstens 80 Jahre vor der Zerstörung Troja's. Cyrus vereinigte mit Persien, das vor ihm von keiner großen Bedeutung war, die Königreiche Assyrien, Medien und später Aegypten und Arabien; er schuf das größte Reich, das jemals in der Welt bestanden hat. Bis zu seiner Zeit waren die eigentlichen Perser in Bezug auf ihre Pferde nicht sehr berühmt gewesen; aber unter einem kriegerischen Könige, der folglich die edlen Uebungen des Pferdes liebte, wurde

das Pferd für sie ein Gegenstand des Bedürfnisses und beinahe der Verehrung. Cyrus begünstigte in hohem Grade die Zucht, dieser herrlichen Thiere, die sich bald bis in's Unendliche vermehrten. Ein jeder Perser, selbst unter den ärmsten Klassen, hatte sein Pferd. Cyrus hatte einen Befehl erlassen, nach welchem jeder Perser, der ein Pferd besäße und außer seinem Hause zu Fuße gehend angetroffen würde, schimpflich bestraft werden sollte. Nach den Anordnungen dieses Fürsten wurde die Reitkunst einer der wichtigsten Zweige der Jugenderziehung, für welche er, wie allgemein bekannt ist, so weise Gesetze gegeben hatte. Unter seiner Regierung mußten die Kinder schon vom fünften Jahre an das Reiten lernen. Er selbst war der erste Stallmeister seiner Zeit, wie er der hochherzigste König damals war. Seine Kriegspferde bildete er zu Jagd= und Rennpferden aus. Wir werden später sehen, daß Salomo, Alexander und Karl der Große es ebenso machten.

Die Entstehung der Reitpost fällt in die Zeit des Cyrus. Er führte die Anwendung derselben ein. Er ließ die Entfernung, welche ein Pferd, ohne müde zu werden, in einem Athem durchlaufen konnte, abmessen und errichtete nach dieser Entfernung seine Relais. Auf jedem Relais war ein geräumiger Pferdestall, der eine gewisse Anzahl von Pferden enthielt, die unter der Oberaufsicht eines der verständigsten und angesehensten Männer des Landes von mehren Stallknechten bedient und gepflegt wurden.

Die Geschichte erzählt, daß Cyrus, besonders während des assyrischen Krieges, den Werth einer guten Reiterei entdeckte, indem die Meder, hauptsächlich in der Verfolgung des Feindes, ihm eine mächtige Hilfe leisteten. Er ließ sogleich die muthigen Pferde der Besiegten ergreifen, ließ sie von seinen tapfersten Soldaten besteigen und bildete daraus eine Reiterschaar. Später vermehrte er diesen Stamm mit neuen Rekruten, und nach einigen Jahren besaß Persien die beste Reiterei von der Welt, die es der Beförderung und dem Eifer des Cyrus verdankte.

Der Eunuche Pabates, dessen Staaten er beschützt hatte, bot ihm beträchtliche Geschenke an, unter welchen sich besonders die herrlichen Pferde auszeichneten, die theils aus den Remonten, theils aus den Gestüten seines Verbündeten gewählt waren. Cyrus wies alle übrigen Geschenke zurück; aber er nahm die Pferde an. „Denn nichts," sagte er, „kommt mir erwünschter, als diese, um daraus eine Reiterei zu bilden, welche ich auf zehn tausend Mann erhöhen will; sie soll nur aus Persern bestehen und gut ge-

übte Pferde enthalten. Da die Pferde, welche du mir anbietest, von hohem Werthe und zum Kriegsdienst vortrefflich abgerichtet sind, so nehme ich sie mit freudigem Herzen an."

Später bestand die Reiterei des Cyrus aus mehr als vierzigtausend Pferden, und er war bald selbst im Stande, seinen Bundesgenossen Geschenke an Pferden zu machen.

Als Cyrus starb, wurde er in einem Sarge von gediegenem Golde begraben. Auf sein Grab setzte man folgende Inschrift:-

„Ich bin Cyrus, Sohn des Kambyses,
Gründer des persischen Reiches und Herr von Asien.
Mißgönne mir nicht das Denkmal, wo meine Gebeine ruhen!"

Alle Monate brachten die Perser auf diesem Grabe ihrem Könige ihr kostbarstes Opfer dar, von welchem sie wußten, daß es dem erlauchten Krieger am angenehmsten sein würde; sie opferten ihren Freund, ihren und seinen treuen Gefährten, — ein Roß!

Eine so ritterliche Nation mußte das Pferd als eine Art von Gottheit betrachten und ihm folglich die Ehre erweisen, die nur der geistigen Macht zukommt. Auch wurde es einst dazu benutzt, ihnen den Thronerben bestimmt zu bezeichnen. Ein Magier hatte unter dem Namen des Bruders des Kambyses sich der persischen Krone bemächtigt. Ein falscher Smerdis regierte seit sieben Monaten schamlos und zwar nicht mit dem blutigen Schwert, was die Geschichte verzeiht, sondern vermittelst der Lüge, was die Geschichte verabscheut. Die Großen des Reiches empörten sich und stürzten den Theaterkönig, welcher von dem Sohne des Hystaspis, Darius, aus dem Geschlechte der Achemeniden ermordet wurde. Es mußte nun ein neuer Herr gewählt werden. Man beschloß, sich in Bezug hierauf dem Urtheile der Götter zu fügen. Sieben der vornehmsten Verschworenen standen auf der Liste. Man kam überein, bei Sonnenaufgang sich zu Pferde an einen bezeichneten Ort zu begeben und denjenigen, dessen Roß zuerst mit seinem Wiehern das Tageslicht begrüßen würde, zum Könige zu wählen. Bekanntlich war die Sonne die große Gottheit der alten Perser. Das Pferd des Darius wieherte zuerst und übertrug damit seinem Reiter das Scepter der Welt. Es wird jedoch erzählt, daß Darius diesen Erfolg nur der Schlauheit eines seiner Stallmeister zu verdanken hatte, der den Abend zuvor, auf den Versammlungsplatz das Pferd seines Herrn, in Begleitung einer Stute geführt und daß die Erinnerung an dieselbe das siegreiche Wiehern veranlaßt hatte.

Dem sei nun wie ihm wolle, der Sohn des Hystaspis, der sich auf den Inschriften den besten der Menschen nennen ließ, errichtete dem Pferde, dem er die Herrschaft verdankte, ein Denkmal, auf dem man folgende seltsame Inschrift las: „Darius erlangte den persischen Thron durch das Verdienst seines Pferdes und durch die Schlauheit seines Stallmeisters.“

Jährlich erhielt Darius von den Ciliciern 360 weiße Pferde als Tribut.

Wir wissen, daß Xerxes während seines Feldzugs in Griechenland nur eine kleine Anzahl von Pferden in seinem großen Heere hatte; aber der Wagen des Jupiter wurde von acht weißen Pferden gezogen, die auf der Ebene von Nysa geweidet hatten.

Die persische Mythologie hat in ihre poetischen Allegorien auch das Pferd aufgenommen. Im Kriege der Götter und Riesen ritt Siamekschah, der Sohn des Kaïmmarath, den schrecklichen Rasche, und Sam-Neriman, der Sohn des Kahaman-Katel bediente sich des Soham, des Drachens mit dem Pferdekopfe, als eines Schlachtrosses.

Die Perser opferten der Sonne, die bei ihnen unter den Namen Mithra göttlich verehrt wurde, Pferde. Ein Dichter, den Lactantius erwähnt, giebt als Grund davon an, daß es sich nicht gezieme, einem in seinem Laufe so raschen Gotte ein geringeres Opfer, als das Pferd darzubringen:

Placat equo Persis radiis Hyperiona cinctum,
Ne detur celeri victima tarda deo.

Die ersten Wagenrennen, deren die Geschichte erwähnt, wurden an den Mithrafesten gehalten und verbreiteten sich wahrscheinlich mit diesen Festen über den ganzen Erdkreis. Die Verehrung der Sonne war bekanntlich die verbreitetste Religion der alten Welt und dieser Cultus drang sogar bei den Hebräern ein. Im zweiten Buche der Könige lesen wir: „Josiah nahm die Pferde fort, welche die Könige von Juda der Sonne dargebracht hatten, und verbrannte die Wagen.“

Später empfing Alexander aus den Händen der Perser ein Pferd, das er als das schönste Zeichen seines Sieges betrachtete.

Die persischen Pferde waren im ganzen Alterthum die berühmtesten wegen ihrer schönen, anmuthigen Formen, wegen ihrer Stärke und aller jener seltenen Eigenschaften, wodurch sich die orientalischen Pferde besonders auszeichnen.

Die ältesten Geschichtsschreiber sagen von ihnen, daß sie mit ihrer stolzen und gefälligen Körperhaltung und ihren sanften Bewegungen alle anderen

Pferde übertrafen. Ihr Schwanenhals trug einen zierlichen Kopf, der sich anmuthig in der Luft wiegte und sich in Bogen bis auf die Brust krümmte. Sie flogen wie der Blitz und standen plötzlich still; ihr Gang war taktmäßig abgemessen und ihre Schnelligkeit wunderbar.

Athenäus und Xenophon tadelten die Perser, daß sie ihre Pferde mit Schabracken und Decken behängen, „weil sie auf ihren Pferden lieber weich sitzen, als kühne und gewandte Reiter sein wollten, wie die Parther und die anderen benachbarten Völker." Dieser Vorwurf scheint uns in Ansehung einer Nation, die wegen ihrer Reitkunst allgemein berühmt war, wenig begründet zu sein. Die Reitkunst beschränkt sich nicht darauf, sich ohne Zügel und Sattel rasch auf ein Pferd zu schwingen; dazu gehört nur Kühnheit und weiter nichts; sie besteht vielmehr darin, die Mittel zu kennen und anzuwenden, die dazu dienen, den möglich besten Vortheil von dem nützlichen Thiere zu ziehen, das dazu bestimmt ist, sein Leben dem unseren zu widmen, um dieses zu verschönern.

Mehre alte Völker und sogar einige neuere Völkerschaften haben sich niemals des Sattels und des Zaums bedient und zur Führung und Lenkung ihrer Pferde nur die Stimme oder eine Gerte angewendet; aber wenn diese Reitmethode eine große Vollkommenheit in der Kunst die Pferde abzurichten beweist, so muß man dagegen bekennen, daß sie den Bedürfnissen und den Gewohnheiten der civilisirten Nationen wenig zusagt.

Die armenischen und medischen Pferde hatten einen starken Gliederbau und waren zum Ziehen der Wagen sehr geeignet.

Man behauptet, daß aus Medien die Pflanze mit Namen Medica stammt, die besonders in Spanien angebaut wird. Die Alten hielten diese Pflanze für sehr nahrhaft und stärkend und glaubten, daß sie einem schwachen und kranken Pferde schnell die erschöpften Kräfte wiedergeben könne.

Die Parther waren im Alterthume als große Pferdeliebhaber berühmt. Sie waren ein kriegerisches Volk und kämpften, wie die jetzigen Tartaren, nur zu Pferde. In den weiten Steppen, welche westlich die parthische Grenze schützten, traten ihre Phalangen rasch und vernichtend wie der Simum auf.

Die Pferde der Parther glichen den persischen Pferden; sie übertrafen sie aber an Gelenkigkeit außerordentlich, und kein Volk hat die Pferdedressur so sehr ausgebildet und vervollkommnet, wie die Parther. Sie waren ausgezeichnete Reiter, und ihr Name wird aus dem hebräisch-phönicischen

„Paras" (Pferd) abgeleitet; sie ritten ohne Sattel und Zügel. Ihre Geschicklichkeit war so groß und ihre Herrschaft über ihre Pferde war so mächtig, daß sie dieselben nur mit der Stimme und mit den Schenkeln beliebig lenkten. Sie trieben sie im Galopp gegen den Feind, brachten sie plötzlich zum Stehen, flohen und kehrten wieder zum Angriff zurück. Auf ihrer Flucht furchtbarer als beim Angriffe, schossen sie über die Schulter die Pfeile von ihren schrecklichen Bogen ab. Daher ist das alte Sprichwort gekommen: „wie ein Parther fliehen." Herodot glaubte, daß ihre gepriesene Geschicklichkeit im Reiten nicht sehr alt wäre, weil die Parther, die den Feldzug des Xerxes in Griechenland mitmachten, zu Fuß waren. Hierauf erwidern wir, daß die Natur dieses Feldzugs, die Schwierigkeit eines durch Gebirge und Meere gehemmten Marsches und die Zeit, die erforderlich war, um vier Millionen Soldaten zusammenzubringen, die Anwendung der Reiterei ausschließen mußten. Auch hatten die meisten Nationen, welche die große Armee des Xerxes bildeten, ebensowenig Pferde, wie die Parther, so berühmt sie auch übrigens durch ihre Reiterei sein mochten.

Die Pferde-Zucht und die Pferde-Dressur standen bei den Parthern auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit. Diese Vollkommenheit wurde von ihnen nicht, wie von den meisten neueren Völkern, durch Folterinstrumente oder durch unzeitige Anstrengungen erreicht. Ihre Methode war ebenso angenehm, als rationell und verdient heut noch sorgfältig studirt zu werden. Hier müßten wir uns begnügen, den Alten gleich zu werden, statt sie übertreffen zu wollen. Es ist schon ein großer Vortheil, in der Reitkunst nicht unter ihnen zu stehen. Wenn sie die Fohlen dressiren wollten, so führten sie dieselben auf ein ebenes Feld von kleinem Umfange. Hier wurden die Fohlen täglich geübt; für die Fehler, die sie machten, wurden sie nur mit einer leichten Züchtigung bestraft. Auf diese Weise erlangten sie in kurzer Zeit und ohne Gewaltmittel die Uebung, nach der Beschaffenheit des Terrains die Füße zierlich zu heben und kürzere oder längere Schritte zu machen, kostbare und seltene Eigenschaften, welche die alte französische Schule ebenso bewundernswerth zu entwickeln verstand.

Die Israeliten hätten in Aegypten am Reiten Geschmack finden müssen; aber es scheint nicht, daß sie während der vierzig Jahre, die sie in der Wüste umherirrten, sich viel damit befaßt hätten; sie führten hier das Hirtenleben ihrer Väter und hatten nur eine kleine Anzahl von Pferden bei sich.

Das Pferd ist übrigens von allen Völkern als das Symbol des Krie-

ges betrachtet worden, und hat denjenigen, die seine Kräfte benutzten, einen kriegerischen Muth und eine Kühnheit gegeben, die oft in Stolz und Tyrannei ausarteten. Equus paratur in dies belli. Darum wollte Gott nicht, daß sein Volk Pferde besäße, und Moses erzählt, daß die Wagen, die von den Fürsten Israel's dem Herrn als Geschenk dargebracht wurden, mit Ochsen bespannt waren; es bestand sogar ein Religionsgesetz bei ihnen: „Wenn ihr in das Land kommen werdet, welches der Herr, euer Gott, euch geben wird; und wenn ihr es besitzen und darin wohnen werdet und wenn ihr saget: ich werde einen König über mich setzen, wie alle benachbarten Nationen, so sollt ihr denjenigen nehmen, den der Herr, euer Gott, aus der Zahl eurer Brüder gewählt haben wird. Ihr dürft keinen Mann aus einem anderen Volke zum Könige annehmen, der nicht euer Bruder ist, und wenn er zum König über euch gesetzt sein wird, so soll er die Pferde nicht vermehren.“ Es ist damit nicht gesagt, daß sie gar keine Pferde, sondern daß sie nur eine beschränkte Anzahl haben sollten.

Zu dieser Zeit ritten die Großen Israel's nur auf Eseln. Um von Jesaias, einem der Richter, die das Volk regierten, etwas Rühmliches zu sagen, erzählt die heilige Schrift, daß er dreißig Söhne hatte, die auf dreißig Eseln ritten und Fürsten von dreißig Städten waren. Von Abdon, einem anderen Richter, wird erzählt, daß er vierzig Söhne und dreißig Enkel hatte, die auf siebenzig Eseln ritten, und das Siegeslied der Debora feiert die Fürsten Israel's, die auf schönen Eselinnen ritten.

Als Architopus sah, daß sein Rath nicht befolgt worden war, „ließ er seinen Esel satteln und ritt nach Hause.“

Jedoch hatten damals alle Völker von Idumäa Wagen und Reiter. Als die Israeliten aus der Knechtschaft der Aegypter erlöst waren und auszogen, um das gelobte Land in Besitz zu nehmen, hatten sie keine Reiterei und dennoch führten sie mit den tapfern Völkern der Städte Syrien's Krieg; auch sagte ihnen Gott: „Wenn ihr ausziehen werdet, um eure Feinde zu bekämpfen, und wenn ihr ihre Reiterei und ihre Wagen und ein zahlreicheres Heer als das eurige sehen werdet, so sollt ihr euch nicht fürchten, weil der Herr euer Gott, der euch aus Aegypten geführt hat, mit euch sein wird.“

Später griffen die Könige Israel an. „Da aber Jabin, der König zu Hazor, solches hörte, sandte er zu Jabob, dem Könige zu Madon, und zum Könige zu Simron und zum Könige zu Achsaf, und zu den Königen, die gegen Mitternacht auf dem Gebirge, und auf dem Gefilde gegen Mittag Ein-

neroth's, und in den Gründen und im Lande Dor am Meere wohneten; die Kananiter gegen den Morgen und Abend, die Amoriter, Hetither, Pheresiter und Jebusiter auf dem Gebirge, dazu die Heviter unten am Berge Hermon, im Lande Mizpa: diese zogen aus mit allem ihrem Heer, ein großes Volk, so viel als des Sandes am Meer, und sehr viele Rosse und Wagen.

„Alle diese Könige versammelten sich und lagerten sich zuhauf an das Wasser Meron, zu streiten wider Israel.

„Und der Herr sprach zu Josua: Fürchte dich nicht vor ihnen; denn morgen um diese Zeit will ich sie alle erschlagen geben vor den Kindern Israel; ihre Rosse sollst du verlahmen und ihre Wagen mit Feuer verbrennen.

„Und Josua kam plötzlich über sie, und alles Kriegsvolk mit ihm, und überfielen sie. Und der Herr gab sie in die Hände Israel's, und sie schlugen sie und jagten sie bis an den großen Zidon und bis an die warmen Wasser, und bis an die Breite zu Mizpa gegen den Morgen, und schlugen sie, bis daß Niemand von ihnen übrig blieb. Da that ihnen Josua, wie der Herr ihm gesagt hatte; er verlahmte ihre Rosse und verbrannte ihre Wagen." (Josua, Kap. 11, Vers 1—9.)

Ohne Zweifel war es zu dieser Zeit Sitte, die Pferde der Besiegten dienstunfähig zu machen, wenn man sie nicht brauchte. Die Bibel sagt dies an mehren Stellen. „Als David in einer Schlacht eintausend und siebenhundert Reiter und zwanzigtausend Mann Fußvolk zu Gefangenen gemacht hatte, zerschnitt er den Pferden die Sehnen und zerbrach die Wagen und behielt nur übrig hundert Wagen. (Samuel B. 2, Kap. 8, V. 4.)

Die Bibel führt einige Völker des Orient's an, die durch ihre Pferde sehr berühmt waren:

„Da die Ammoniter sahen, daß sie den David beleidigt hatten, sandten sie tausend Talente Silbers, um in Mesopotamien, Syrien, und in Maacha und Sora Wagen zu kaufen und Reiter zu werben.

„Sie hatten zweiunddreißigtausend Wagen und mit ihnen war der König von Maacha und seine Unterthanen, die sich Medaba gegenüber lagerten. Und nachdem auch die Ammoniter aus allen ihren Städten sich versammelt hatten, rüsteten sie sich zum Kampfe."

Zur Zeit David's war das Pferd für das Volk Israel ein nothwendiges Bedürfniß geworden, weil das Beispiel der benachbarten Nationen, die Gewohnheit in Städten zu wohnen und die Trägheit, zu welcher das asia-

tische Klima so leicht verführt, ihnen den Werth und die Vortheile des Reitens vor Augen gestellt hatten. Damals gab es keinen Mann, der nicht ein Pferd hatte. Dieser Umstand erklärt die wunderbare Leichtigkeit, mit welcher nicht nur die Könige, die Fürsten und Feldherren, sondern auch einfache Privatleute sich bei jeder Gelegenheit mit Wagen und Reitern umgaben. „Und es begab sich darnach, daß Absalon sich Wagen machen ließ und Rosse nahm und funfzig Mann, die seine Trabanten waren."

„Adonias, der Sohn Aggith's, stand auf und sprach: Ich werde herrschen, und er nahm Reiter und fünfzig Männer, die vor ihm herlaufen sollten."

Die Hebräer schätzten die Sanftmuth und Freundlichkeit gegen die Diener des Menschen sehr hoch, und es war das schönste Lob, das sie ihren Heiligen geben konnten, wenn sie sagten: er ist ein Mann, der gegen die Thiere gut ist.

Inzwischen näherte sich die glänzende Aera des Reiches Juda: die Regierung Salomo's war die große Epoche der jüdischen Nation. Außer dem Tempel Gottes baute dieser König, den die Nachwelt den Weisen genannt hat, Städte, errichtete Gebäude und übertraf alle Könige der Welt an Macht und Weisheit. So viel Glanz mußte auch auf die Pferde Einfluß haben. Salomo scheint die Pferde leidenschaftlich geliebt zu haben. „Meine Geliebte, ich vergleiche dich mit der Schönheit meiner Stuten", sagt er im hohen Liede. Unter den Geschenken; welche ihm jährlich die Könige der Erde brachten, unter den silbernen Gefäßen, Kleidern, Wohlgerüchen, vergaß man die Pferde nicht. Er selbst kaufte Pferde aus Aegypten, von den Königen Aethiopien's und Syrien's. Viele Kaufleute gingen nach Koa, um Pferde zu kaufen, die sie wieder an ihn verkauften. Man bot ihm vier ägyptische Pferde für sechshundert Seckel Silbers an. Er hatte viertausend Marställe blos für seine Wagenpferde!

Im Koran steht geschrieben, daß Salomo, als er eines Tages seine Pferde übte und als die Stunde des Abendgebets gekommen war, nicht erlauben wollte, daß man sich die Zeit nähme, sie in den Stall zu bringen. Er überließ sie sich selbst, als ob sie keinen Herrn mehr hätten und dem Dienste Gottes bestimmt wären. Zur Belohnung dafür gab ihm Gott einen sanften und angenehmen, aber starken Wind, der ihm in der Folge zum Reiten diente und ihn überall hintrug, wohin er wollte. Die Liebe zum Reiten trug jedoch eines Tages in seiner Seele den Sieg über seine Pflicht

davon; denn in einem Commentar des Zamchaskar liest man: „Salomo, der auf seinem Throne saß, sah ausgezeichnete Pferde laufen, die man ihm vorgeführt hatte; das Rennen dauerte bis zum Sonnenuntergange. Darüber vergaß er sein Abendgebet und bestrafte sich für diese Nachlässigkeit dadurch, daß er einen Theil dieser prächtigen Renner opferte.“

Der National-Reichthum Palästina's bestand — zur Zeit der Patriarchen und noch weit später — nur in Heerden von Rindvieh, Schafen, Ziegen, Kameelen und Eseln, aber nicht in Pferden. Die Israeliten hatten weder Pferde noch Reiterei; Moses ermunterte sie daher, sich vor der feindlichen Cavallerie nicht zu fürchten. Er befahl ihnen auch, den erbeuteten Pferden die Hessen zu lähmen, welches beweist, daß er sie für ein den Israeliten unnützes Gut hielt, das nur nicht wieder in die Hände der Feinde Israel's kommen sollte. Dasselbe befolgte auch Josua.

Im nördlichen Palästina waren bei den daselbst wohnenden Phöniciern, den Cananitern der Bibel, Pferde, und diese kamen wahrscheinlich aus Armenien. Im südlichen Palästina hatten die Philister (eine ägyptische Colonie) ebenfalls Pferde. Die Israeliten fochten aber immer zu Fuß, selbst gegen feindliche Reiterei. Ihre Reisen machten sie zu Fuß oder auf Eseln; die benachbarten Könige hatten aber schon zu Saul's Zeiten Pferde und berittene Leibgarde.

David erbeutete einmal von dem Könige von Armenien 7000 Pferde, welchen er sämmtlich (bis auf 900, die er für seinen Königlichen Staat behielt) die Hessen abhauen ließ; — er hielt sie also für Palästina entbehrlich, da sein Volk Pferde so wenig zum Ackerbau, als zum Reiten gebrauchte. Sein Sohn Absalon legte sich Wagen und Pferde zu und in dieser Periode finden wir der Maulesel (nach Luthers Uebersetzung Mäuler) gedacht. Diese Thiere kamen, von diesem Zeitpunkte an, dann immer häufiger vor; selbst erzogen können aber die Israeliten sie nicht haben, denn ihr Gesetz verbot ihnen die Vermischung von Thieren zweierlei Art; sie müssen sie also von einem Volke bekommen haben, das schon lange Pferdezucht trieb; also wahrscheinlich von den Armeniern. Kappzäume und Mundstücke (Luther übersetzt Zaum und Gebiß) waren schon damals üblich.

Von Salomo an wurden die Pferde im gelobten Lande immer gewöhnlicher. Die Cavallerie dieses Königs bestand schon aus 1200 Reitern, und 1400 Wagen; diese Truppen lagen, nach ägyptischer Weise, in den Städten beisammen, wo Ställe für sie erbaut waren. Die Beamten mußten Stroh

und Gerste für die königlichen Pferde liefern. Josephus meldet noch: die Zahl der Wagen Salomo's sei so groß gewesen, daß er für seine Wagenpferde 40,000 Krippen gebraucht, und überdies habe er noch 12,000 Reitpferde gehabt, von denen die eine Hälfte stets zu Jerusalem bei dem Könige sein mußte, während die andere Hälfte hin und wieder in die königlichen Dörfer verlegt wurde.

Ferner sagt er: die Könige benachbarter Länder verehrten dem Salomo schöne Rosse und Wagen, auch Maulesel, die große Lasten tragen konnten und um ihrer Stärke und Schönheit willen dem Könige angenehm zu sein schienen. In dieser Weise hatte der König zu seinen Wagen noch einen Zuwachs von 400 und zu seinen Pferden noch 2000 Stück bekommen.

Diese Pferde waren so schön und so geschwind, daß sie es hierin allen anderen zuvorthaten und ihres Gleichen nicht hatten. Sie bekamen auch eine nicht geringe Zierde von den Reitern, die sie trugen, denn dies waren lauter junge, muntere Leute, mit hellen Augen, von großer Leibesstatur, mit herabhängenden Haaren, in Röcken von tyrischem Purpur gekleidet. Ihre Haare bestreuten sie sich täglich mit Goldstaub, so daß ihre Häupter beim Sonnenschein glänzten und schimmerten. Von dieser Leibgarde, die mit Waffen und Bögen wohl versehen war, wurde der König begleitet, und pflegte er dann auf einem Wagen, in weißem Kleide, bei einbrechendem Licht aus der Stadt nach einem schönen und luftigen Orte, Namens Etham, zu fahren, der in der Nähe von Jerusalem mit Lustgärten und anmuthigen Brunnen umringt war.

Salomo trieb in der Folge selbst einen, wie es scheint, einträglichen Alleinhandel mit ägyptischen Pferden, die er den Phöniciern in Nord-Palästina zuführen ließ; schwerlich würden indeß die so eifersüchtigen Aegypter, welche sogar den Handel mit Ausländern aus ihrer Verfassung ausschlossen, die Ausfuhr dieses zur Sicherheit und Vertheidigung ihres eigenen Landes so unentbehrlichen Thiers erlaubt haben, wenn nicht Salomo der Schwiegersohn ihres Königs gewesen wäre.

Die Einführung einer so starken Cavallerie hatte indessen keine so großen und vortheilhaften Veränderungen bei der israelitischen Armee hervorgebracht, als man hätte glauben sollen. Bis dahin hatten sich die genannten Truppen nicht allein gegen die feindliche Kavallerie gehalten, sondern sie auch geschlagen; jetzt wurden sie dagegen von dem bisherigen Zutrauen zu ihrer Unüberwindlichkeit verlassen, oder es entstand Nachlässigkeit oder Eifersucht zwischen

der Cavallerie und Infanterie, denn von dieser Zeit an waren die Israeliten den Feinden nicht mehr fürchterlich. Sie zogen gewöhnlich den Kürzeren; nur die glänzende Periode der Maccabäer erhebt sie wieder, und zwar höher als sie jemals gestanden; da fochten sie aber auch zu Fuß. Das Gesetz Moses', das den Königen Israel's verbot, viele Pferde zu halten, war also sehr gut auf den Nationalcharacter, wenigstens der Israeliten jener Zeit, berechnet.

Unter den ritterlichsten jüdischen Königen nennt die Geschichte noch den Azarias, den Besieger der Philister. Seine Marställe waren mit herrlichen und ausgezeichneten Rossen angefüllt. Er richtete sie selbst zu allen damals üblichen Spielen ab und gab denjenigen große Belohnungen, die sich in der Reitkunst auszeichneten.

Die beständigen Kriege, welche die Juden zu führen hatten und die lange Gefangenschaft, in der sie lebten, gestatteten ihnen nicht, eine große Anzahl von Pferden zu halten. Gegen Ende ihres Reiches sagte ein Diener zum Könige: „Von der großen Anzahl der Pferde, die einst in Israel waren, sind nur noch fünf übrig, da die anderen alle gegessen worden sind!“ —

Als der letzte Tag Judäa's gekommen war, als Titus die sündige Stadt belagerte, fand er zur Vertheidigung des Thores von Jerusalem nicht ein einziges Pferd mehr, und die jüdische Nation ward aus der Reihe der Völker der Erde gestrichen.

Die Indier sind entweder das älteste unter allen Völkern, oder doch eins der ältesten, wahrscheinlich der Urstamm manches anderen alten Volkes, vielleicht selbst der Aegypter. Kenntniß von ihrem hohen Alter schöpfen wir schon von den Griechen, man darf dabei aber nicht an ganz Hindostan denken, sondern zunächst nur an die Länder zwischen dem Indus und Ganges. Das den alten Persern bekannte Indien lernen wir aus dem Aelias und Herodot kennen.

Die Nachrichten des Ersteren beziehen sich größern Theils auf Viehzucht, besonders jedoch auf Schafzucht. Die vielerlei Völker Indien's, unter denen man die Astracener und Assacener für die mächtigsten hielt, waren damals Schutzverwandte der Perser, oder wurden von ihren eigenen Rajah's regiert. Alexander erbeutete von ihnen 200,000 Stück Rindvieh, auch Herodot kannte schon die Vorfahren der heutigen Seiks und Maratten. Sie gehörten zur Kriegerkaste.

Die Scythen, Urväter der heutigen finnischen Völker, waren Nomaden, welche nordwärts am schwarzen und caspischen Meere, bis in das östliche Asien hin, ihre Wohnsitze hatten. Zu ihren Besitzthümern rechnete man auch die Mongolei und Tartarei, sie selbst waren aber, der Sage nach, aus Osten, von den Massageten gedrängt, über den Araxes (Wolga) gegangen, hatten die Cimmorier vertrieben, bewohnten deren Land, und machten von Zeit zu Zeit Streifzüge in's südliche Asien, wobei sie einst die Meder unterwarfen und sich ganz Vorderasien auf einige 20 Jahre lang unterwürfig machten; so trieben sie ihre Streifereien bis zu den Grenzen Aegypten's, dessen König Psammetich sich mit Geld abfinden mußte. Die nomadischen Scythen zogen mit ihren zahlreichen Heerden umher, und waren die besten Waarenführer, weil sie die Lastthiere dazu besaßen; sie bildeten also eigentlich die Karavanen, welche in das östliche Asien zogen, dessen Produkte ihnen daselbst die Issidonen (ein friedliches, blos commercirendes Volk) zum Eintausch gegen ihre Waaren hinbrachten. Den Griechen, und nachher den Römern, lieferten sie Butter und Pferde, als vorzügliche Handelsartikel. Sie lebten mehrentheils auf Wagen, woher sie Hämaxobii genannt wurden. Ihre Pferde waren ein kleiner, unansehnlicher Schlag, der schwer regiert werden konnte, besonders die Hengste waren widerspenstig, weshalb sie sich lieber der folgsameren Stuten bedienten. Diese Völker waren außerdem wegen ihrer großen Anhänglichkeit an ihre Pferde bekannt. Plinius erzählt davon: Scythici quidem equitatus equorum gloria strepunt. Occiso regulo ex provocatione dimicante, hostem cum victor ad spoliandum venisset, ab equo ejus ictibus morsuque confectum.

Ihre Nachbarn, die Sarmaten, trieben ausgezeichnet große Viehzucht. Tacitus sagt von ihnen: in plaustro equoque vivunt. Im Kriege waren Pferd und Reiter gewappnet. Beider Rüstung bestand aus Ueberzügen von Spähnen, die sie aus Pferdehufen schnitten und mit Pferdesehnen zusammennähten. Sie opferten auch ihren Göttern Pferde, aßen Pferdefleisch als eine Leckerspeise und tranken das Blut mit Milch vermischt. Plinius sagt von ihnen: longinqua intinera acturi, inedia pridie praeparant equos, potum exiguum impertientes, atque ita per centum millia et quinquaginta continuo cursu euntibus insibunt. Nach eben diesem Schriftsteller aßen die sarmatischen Stämme vorzüglich rohes Hirsenmehl mit Pferdemilch oder Blut aus der Fußader der Pferde gemischt.

Viertes Kapitel.

Heroische und poetische Zeiten Griechenland's. — Erschaffung des Pferdes durch Neptun. — Der Gott Mars. — Pferde des Olympus. — Pferde des Achilles. — Sonnenpferde. — Kastor und Pollux. — Pegasus. — Die Centauren. — Behandlung der Pferde. — Augias. — Pelops. — Hippolytus.

In den schönen Gegenden, in denen der Olympus, der Parnassus und der Taygetus sich erheben, wo der Peneus, der Ilyssus und der von Rosenlorbeerbäumen umschattete Eurotas fließen, verwandelten die Dichter die farblosen Erzählungen von den Tagen des Paradieses in eine glänzende Mythologie. Als Erben der asiatischen Civilisation, in einem milden Klima und auf einem fruchtbaren Boden, leidenschaftlich begeistert für den Ruhm und für kriegerische Spiele, erzogen die Griechen das Pferd zu den höchsten Ehren; sie gaben seinen Namen ihren Heroen und ihren Göttern und in der Fabel der Centauren legten sie ihm das Leben und die Leidenschaften der Menschen bei. Aber dies war zur Ehre des Pferdes noch nicht genug; sie brachten es noch in die Gesellschaft der Götter und machten es unsterblich wie die Götter selbst. Geringer als der Mensch, aber höheren Ranges als die ganze übrige Schöpfung war das Pferd einer der geeignetsten Stoffe für die reizenden Dichtungen Griechenland's. Es diente zu allen Allegorien, zu allen Bildern, zu deren Gegenstand die Laune der Dichter und die starke Phantasie der Menschen jener Zeiten es machen wollten.

Wie bei allen andern Völkern, so war das Pferd bei den Griechen das Sinnbild des Krieges. Neptun, das Sinnbild jener wandernden Fürsten, die aus den Sümpfen Aegypten's oder von den Küsten Syrien's kamen und ihre Barken in den Gegenden anlegten, wo später der Piräus war, hatte mit der Minerva, dem Symbole der Civilisation, welche Städte errichtete und die Felder bebaute, einen Streit darüber, wer seinen Namen der Stadt des Cecrops geben sollte. Neptun stieß mit einem Dreizack auf die Erde und schuf das Roß:

. . . Tuque, o qui prima frementem
Fudit equum magno tellus percussa tridenti.

O Du, dem die Erde das erste brausende Roß hinströmte, durchbebt vom gewaltigen Dreizack.

Minerva hingegen schuf den Oelbaum, dessen Früchte den Gegenstand eines beträchtlichen Handels zwischen den Nationen bildeten und dessen Zweige das Zeichen des Friedens und der Eintracht waren. Die Väter des Miltiades und des Perikles zogen das Geschenk der Minerva dem Geschenke Neptun's vor. Minerva hatte den Ruhm, die Schutzgöttin Athen's zu werden. Das Pferd, welches Neptun erschuf, hieß Arion. Die Dichter spannten es bisweilen an den Wagen des Neptun. Dieser Gott schenkte es dem Herkules, der es ritt, als er die Stadt Elis einnahm und als er den Cygnus bekämpfte. Die Götter gaben es hierauf dem Adrastus, der mit ihm den Preis in den nemäischen Spielen gewann und dessen Leben es rettete bei der Belagerung Theben's. Die Vorderfüße des Arion waren Menschenfüße und er konnte reden, vocalis Arion. Neptun wird von den Dichter: „Dameus," Bändiger und „Hippius," Reiter genannt. Zu seiner Ehre feierte man in Arkadien Feste, welche „Hippokratien" hießen. Während dieser Feste waren die Pferde von jeder Arbeit befreit, und man führte sie, geschmückt mit Blumenkränzen und prächtigen Decken, durch die Städte und Dörfer. Man opferte die Pferde auf den Altären des Neptun und brachte sie dem Meere als Tribut dar. Mithridates stürzte Wagen, die mit vier Pferden bespannt waren, in's Meer, und Pompejus ließ nach einem Siege ein prächtiges Schlachtpferd hineinwerfen. Durch solche Opfer suchte man sich die Flußgötter geneigt zu machen. Xerxes opferte dem Strymon Pferde, ehe er nach Griechenland ging, und Tiridates dem Euphrat. Bisweilen beschränkte man sich darauf, auf den von den Flüssen überschwemmten Wiesen die Pferde, die ihnen gewidmet waren, frei laufen zu lassen. Ehe Cäsar den Rubicon überschritt, opferte er dem feuchten Gotte eine große Anzahl Pferde, die er an seinen Ufern laufen ließ. Diese Sitte war schon zur Zeit Homer's bekannt, der den Achilles sagen läßt: „Der Fluß Xanthus wird trotz des raschen Laufes seiner Silberwelle euch nicht dem Tode entreißen; vergeblich werdet ihr ihm so viele Stiere opfern und vergeblich werden herrliche Rosse, als lebendige Opfer, von seinen Strudeln verschlungen werden."

Das Pferd ist seit seiner Erschaffung in die Geschichte Neptun's verflochten. Man weiß, daß die Mutter dieses Gottes dem Saturn ein Fohlen

zu verschlingen gab; man weiß auch, daß er bei seinen Verwandlungen die Pferdegestalt allen anderen vorzog.

Man fragt sich mit Recht, ob in den unbekannten Zeiten der griechischen Geschichte ein Fürst dieses Namens die Pferdewissenschaft entwickelt hatte, oder ob das der geschickten Hand des Reiters gehorchende Roß eine allegorische Beziehung zu dem von der Hand des Steuermanns gelenkten Schiffe hatte.

Die Phönizier von Gades gaben dem Vordertheile ihrer Schiffe die Gestalt eines Pferdes. *Κέλης* bedeutet ein leichtes Schiff und ein Rennpferd, so sehr waren in der griechischen Sprache die Begriffe der Schifffahrt und der Reitkunst mit einander verbunden. Der Dichter Pamphus, der älter ist als Homer, sagt, daß Neptun den Menschen das Pferd und jene schwimmenden Thürme, welche Schiffe hießen, geschenkt habe. Daher war das Pferd das Symbol der Schifffahrt und zugleich das besondere Sinnbild des Krieges. Es ist bemerkenswerth, daß das Pferd dem Gotte des Krieges, dem schrecklichen Mars, seinen Namen gegeben hat. In einer der ältesten Sprachen der Welt, welche noch in einigen celtischen Gegenden Europa's lebt, bedeutet das Wort „March" Pferd. Dies war auch der Name eines der ersten Bewohner Ausonien's, welche alte Geschichtsschreiber unter der Gestalt der Centauren, die halb Pferd, halb Mensch waren, darstellten. Man opferte Pferde auf den Altären des Mars, und die Erscheinung eines Pferdes war die Vorbedeutung des Krieges. Aeneas kommt nach Lavinium; er bemerkt vier weiße Pferde: „O, fremdes Land," rief der alte Anchises aus, „Du verheißest uns Krieg."

Die Götter, sagt Homer, hielten sich im Olymp göttliche Pferde; sie pflegten sie mit ihren eigenen Händen und fütterten sie mit Ambrosia; sie schirrten sie selbst an die Wagen, auf denen sie durch die Luft von einem Ende der Welt bis zum andern fuhren.

Juno, die erhabene Göttin und Tochter des Saturn, legt eigenhändig den Rossen das goldene Geschirr an. Nur nach blutigem Kampf sich sehnend, führt sie die Rosse an den Wagen .... Sie treibt sie mit der Peitsche an. — Vor Troja angekommen, wo der Simoïs und der Skamander ihre Wellen vereinigen, hält Juno ihre Rosse an, schirrt sie von dem Wagen ab, umhüllt sie mit einer dichten Wolke und der Simoïs läßt für sie göttliche Ambrosia wachsen.

„Jupiter spannt an seinen Wagen die fliegenden, unruhigen und gold-

mähnigen Rosse. Er treibt die Rosse an, welche in stürmischer Eile zwischen dem gestirnten Himmel und der Erde ihren Lauf nehmen; er streift den Ida und kommt auf dem Gipfel des Gargarus an. Hier läßt der Vater der Götter und Menschen seine Renner halten, spannt sie von dem Wagen ab und hüllt sie in eine dichte Wolke.

„Neptun, der den Griechen zu Hilfe kommt, schirrt die fliegenden Rosse an den Wagen; bei Tenedos hält er sie an, schirrt sie vom Wagen, reicht ihnen die himmlische Ambrosia und legt goldene Fesseln an ihre Füße." —

Der schönste Name, den sich die Götter gern beilegten, war dem Namen des Pferdes entlehnt. Minerva hieß „Hippia", theils weil einige Dichter ihr den Neptun zum Vater gegeben hatten, theils weil sie in dem Kampfe der Götter und Titanen zu Rosse gekämpft hatte. Auch gab man ihr den Namen „Hippoletis", von der Stadt Hippola, wo sie verehrt wurde.

Mars wurde, wie Neptun, Hippios genannt; dieser führte auch die Beinamen Hippokomios, Hippodromos, Dameus.

Herkules hieß Hippoktonos, weil er die wüthenden Pferde des Diomedes getödtet hatte, und Hippodetes, weil er die Pferde der Orchomenier mit den Schweifen zusammengebunden hatte.

Aeolus, der Gott der Winde, hieß Hippodates, entweder wegen der Schnelligkeit der Winde, oder weil er der Enkel des Hippotes war.

Die Scythen beteten den Mars und die Macedonier die Sonne unter der Gestalt eines Pferdes an.

Diana, die dreigestaltige Göttin, wurde mit einem Pferdekopfe, mit einem Frauenkopfe und mit einem Hundekopfe dargestellt. Mit einem Pferdekopfe war sie die Göttin der Erde, deren nützlichstes Thier das Pferd ist; mit einem Frauenkopfe war sie die Göttin des Himmels, dessen köstliches Sinnbild die Schönheit der Frau ist; mit einem Hundekopfe die Göttin der Unterwelt; denn die Treue des Hundes bewacht das unheilvolle Thor, das sich nur auf einer Seite öffnet.

Die Griechen hatten auch eine Göttin, Hippona genannt, welche die Schutzgöttin der Pferde und der Pferdeställe war. Man feierte ihr Fest dadurch, daß man Rosse um ihre Altäre herumführte.

Die Götter, die es nicht unter ihrer Würde hielten, ihre Rosse selbst zu füttern und zu lenken, sich in ihre Gestalt zu verwandeln und ihnen ihre Un-

sterblichkeit mitzutheilen, betrachteten sie als das schönste Geschenk, welches sie den Menschen machen konnten. Jupiter schenkte dem Tros zum Trost für den Verlust seines Sohnes Ganymedes, Rosse, welche man für die schönsten hielt, die je die Sonne gesehen hatte. Die Rosse gingen von Tros an Laomedon über. Herkules erbat sie sich von ihm für die Befreiung der Hesione; aber nachdem der Held das Meerungeheuer, welches das junge Mädchen verschlingen wollte, getödtet hatte, verweigerte ihm Laomedon diesen Preis seiner Tapferkeit. Mit Recht hierüber erzürnt, stürzte Herkules die Mauern von Troja ein und steckte die Stadt in Brand.

Anchises hatte ohne Willen Laomedon's seine Stuten diesen göttlichen Pferden zugeführt. Davon wurden sechs Pferde geboren, von denen er vier für sich behielt, die er mit Sorgfalt erzog. Seinem Sohne gab er die beiden anderen, welche „in den Kämpfen Schrecken verbreiteten."

Die Götter, welche bei der Vermählung von Thetis und Peleus als Gäste gegenwärtig waren, schenkten diesem zwei prächtige Rosse, Xantos und Ballios. Diese Rosse waren unsterblich und die Kinder des Zephyr und der Harpie Podarge, „die an dem Ufer des Meeres weideten." Peleus gab sie seinem Sohne Achilles, als er in den trojanischen Krieg zog. Ballios bedeutet im Griechischen Palmzweig und bezeichnet ein Pferd, welches von dunkler Farbe und weißgefleckt ist. Baillet ist noch nach vier tausend Jahren der Lieblingsname, welchen die französischen Landleute ihren Pferden geben. Xanthos war auch ein Name, von der Farbe hergenommen und bedeutet braun oder rothbraun.

Achilles hatte noch ein anderes berühmtes Pferd, Pedasus, welches er bei der Zerstörung Theben's erhalten hatte. Dieses Roß, aus einer sterblichen Race entstammt, verdiente mit den unsterblichen Rossen verglichen zu werden. Pedasus wurde von Sarpedon im Kampfe dieses Helden mit Patroklos getödtet.

Die Rosse des Achilles besaßen menschlichen Verstand; über den Tod des Patroklos fühlten sie eine tiefe Trauer: „Die göttlichen Rosse des Achilles standen von ferne und beweinten ihren Führer von dem Augenblicke an, als sie bemerkt hatten, daß er von der blutigen Hand Hektor's in den Staub geworfen war. Automedon, der Sohn Dior's, trieb sie vergeblich mit der Geißel an, vergeblich verschwendete er an sie nach einander Bitten und Drohungen; sie wollten nicht an das Ufer des Hellespontus gehen, noch zum Kampfe zurückkehren; sondern sie blieben, wie die unerschütterlichen Säulen,

die über dem Grabe eines berühmten Mannes errichtet werden; unbeweglich vor dem prächtigen Wagen stehen; sie senkten ihren Kopf zur Erde, betrauerten die Hand, die ihre Zügel geführt hatte und waren von schwerer Betrübniß niedergebeugt; Thränen rollten aus ihren Augen in den Sand; ihre glänzende Mähne ward vom Staube beschmutzt. Jupiter sieht ihren Schmerz und hat Mitleid mit ihnen. Sein erhabenes Haupt schüttelnd, sagt er zu sich: „Unglückliche! warum mußten wir euch dem Peleus, einem einfachen Sterblichen geben, euch, die ihr kein Alter und keinen Tod kennt? Solltet ihr Theil nehmen an den Leiden des Menschengeschlechts, das unglücklicher ist, als Alles, was auf Erden kriecht und fliegt? Aber ich werde nie gestatten, daß Hektor den prächtigen Wagen des Achilles besteige und eure Zügel führe; ist es nicht genug, daß er seine Waffen hat und daß er darüber stolz ist? Ich werde euch eine neue Geschwindigkeit und euch einen neuen Muth einhauchen, um den Automedon mitten aus den Gefahren in das Lager zurückzuführen; denn ich will, daß die Trojaner noch siegreich werden und Tod verbreiten, bis sie sich den Schiffen nähern, und die Sonne der heiligen Nacht verdrängt wird. Sprach's und hauchte einen neuen Muth in das Herz der göttlichen Rosse. Sogleich schütteln sie den Staub von ihrer prächtigen Mähne und ziehen rasch den Wagen in die Mitte der Trojaner und Griechen. Automedon, aufgebracht über den Verlust seines Gefährten, stürzt sich unter die Kämpfenden, wie der Geier unter die schüchternen Tauben."

Die Götter wollten ihnen auch die Gabe der Rede verleihen: „Während der Sohn des Peleus, der muthige Achilles, sich zum Kampfe gegen den tapferen Hektor rüstet, um die Manen seines Freundes Patroklos, den der trojanische Prinz getödtet hatte, zu trösten, spannen Automedon und Alkimos an seinen Wagen die unsterblichen Rosse, die mit prächtigen Riemen verbunden sind. Das Gebiß glänzt in ihren schäumenden Mäulern; die gewandten Führer lenken sie. Mit einer leichten und biegsamen Geißel bewaffnet, schwingt sich Automedon auf den Wagen. Der Sohn des Peleus, mit der göttlichen Rüstung bedeckt, die wie die Sonne glänzt, nimmt hinter seinem treuen Wagenlenker Platz. Sich mit Worten an die unsterblichen Rosse wendend, die ihm Peleus gegeben hatte, sagt er: „Xantos und Ballios, herrliche Sprößlinge der Podarge, wir gehen in den Kampf, seid darauf bedacht, euern Herrn und euern Führer, wenn sie vom Morden gesättigt sind, der Wuth und Rache der Trojaner zu entreißen; laßt sie nicht todt im Staube hingestreckt liegen, wie ihr den blutigen Leib des Patroklos

dort liegen ließt, der euch in den Kampf führte.“ Als der rasche Xanthos diese Worte hört, senkt er seinen stolzen Kopf und schüttelt seine dichte Mähne, die bis zur Erde reicht. Juno theilt ihm die Gabe des Wortes mit und er sagt: „Tapferer Sohn des Peleus, wir werden dich und deinen Wagenlenker heute retten; aber das Schwert schwebt über deinem Haupte; gieb uns deinen Tod nicht Schuld. Jupiter und das unerbittliche Schicksal sind die einzigen Urheber desselben. Weder Muth, noch Geschwindigkeit fehlten uns, als Patroklos von den Trojanern seiner Rüstung beraubt wurde. Zephyr, der leichteste der Winde, kam uns nicht gleich in der Schnelligkeit unseres Laufes; ein mächtigerer Gott, Apollon, der Sohn der Latona, durchbohrte den Patroklos mitten unter den Helden Griechenland's und vermehrte den Ruhm Hektor's; so werden auch ein Gott und ein Sterblicher den Sieg über dich davontragen. Dies ist der Wille des Schicksals.

„Sprach's und die Wuth erstickte seine Stimme.“

Die Sonnenrosse waren Erythous, Aktäon, Lampos und Philogäus; andere Dichter haben sie Pyroel, Eous, Aëton und Phlegon genannt.

Ovid spricht in der Erzählung von dem Schicksale des Phaëton, von den Rossen der Sonne; er läßt sie von den Horen anschirren, die sie aus dem Stalle führen, wo sie mit Ambrosia gefüttert wurden.

Die Rosse des Pluto hießen Orpheuus, der finstere; Aëton, der Adler; Nycteus, der nächtliche und Alastor, der Müde.

Pegasus, das berühmteste Pferd der Mythologie, entstammte dem Blute der Meduse. Er hatte Flügel und schwang sich, sobald er geboren war, auf den Berg Helikon. Er stampfte mit seinem Fuße auf die Erde, und Wasser sprudelte hervor: — Die Quelle Hippokrene (Pferdequelle, Roßbach), deren Wasser, gleich dem Nektar, berauscht, öffnet sich unter seinem Fuße. Pegasus, von Πηγη abgeleitet, was Quelle bedeutet, war also das Roß der Quelle und die Hippokrene die Quelle des Rosses.

Pegasus wurde von der Minerva gezähmt, die ihn dem Bellerophon schenkte, der auf ihm zum Kampfe gegen die Chimära ritt; als sich Bellerophon aber mit Hilfe seiner Flügel zum Himmel erheben wollte, wurde er auf die Erde herabgestürzt und Pegasus setzte seinen Weg zum Olympus fort. Perseus bestieg auch den Pegasus, um mit ihm durch die Luft nach Mauritanien und zu den Hesperiden zu reiten und die Gorgonen zu bekriegen. Von diesem Feldzuge zurückkehrend, bemerkte er die schöne

Andromeda, die an die Felsen Aethiopiens gebunden war. Mit Hilfe des göttlichen Rosses besiegte er das Ungeheuer, das sie verschlingen wollte.

Pegasus hielt sich gern auf den poetischen Gipfeln des Helikon und des Parnassus auf. Mit herabgesenkten Fittigen nährte er sich von den blühenden Kräutern, welche unter den Schritten der Musen und Grazien wuchsen. Er rief mit freudigem Wiehern die Dichter und Helden, und bedrohte mit seinen Hufschlägen die Ruhmlosen.

In der Geschichte des Pegasus hat man alle möglichen Allegorien finden wollen; was uns betrifft, wir sehen darin nur noch den Beweis der Bewunderung des Alterthums für das edle Thier, das alle Ehre und allen Ruhm genießt. Das Alterthum hat die Poesie, die Tochter des Himmels, das erste Geschenk, das die Götter den Menschen machten, um ihnen den bitteren Kelch des Lebens zu versüßen, unter dem Bilde eines prächtigen und schnellen Rosses geschildert. Das Roß auf dem Gipfel des Berges, das mit einem und demselben Blicke den nahen Himmel und die untere Erde überschaut, ist der sinnende Dichter. Das Roß, welches mit der Schnelligkeit des Windes den Raum durchmißt, Abgründe und Ströme überspringt, mit seinem ehernen Huf die Felsen hinaufklettert und sich durch rauchende Trümmer stürzt und auf den balsamischen Wiesen kaum den Stengel der Blumen niederbeugt, das ist ebenfalls der Dichter, welcher die Schätze seiner Lyra ausstreut.

Die symbolischen Fittige des Rosses entsprechen dem Gedanken und seiner wunderbaren Schnelligkeit, die von den Dichtern so oft und so verschieden dargestellt wird.

Mars spannte an seinen Wagen zwei Rosse: Demos, die Furcht, und Phobos, den Schrecken. Diese beiden Rosse lieh er einmal der Göttin der Schönheit:

„Venus sucht den Gott des Krieges auf, dessen Lanze und schäumende Rosse eine Wolke verhüllte. Sie fällt vor ihm auf die Knie nieder und bittet ihn inständigst um seine herrlichen Rosse.“

Apollon hatte die Rosse des Eumelos, die so schnell, wie der Adler sind, selbst gefüttert; sie waren sich an Haar, an Jahren und an Gestalt gleich.

Den Namen Centauren führten die ersten Hirten Thessaliens, welche Rinderheerden am Berge Pelion weideten. Er stammt aus dem Griechischen

κεντεῖν τοὺς ταύρους, die Stiere mit einer Stachel reizen und antreiben. Sie hießen auch Hippocentauren, weil sie, nach der Sitte der ersten Hirten, beständig zu Pferde saßen. Ihre Geschicklichkeit, Rosse zu bändigen, war ausgezeichnet und hat jene Allegorie veranlaßt, welche sie in der Gestalt eines Ungeheuers, das halb Pferd und halb Mensch ist, darstellt. Die wilde und kriegerische Lebensweise, welche sie führten, hatte ihnen einen kräftigen Körper und einen gewandten Arm gegeben. Ihr Anblick flößte Schrecken ein. Die Wichtigkeit ihrer Beschäftigungen und die Verdienste, die sie sich durch Erziehung von Schlachtpferden erwarben, trugen dazu bei, sie furchtbar zu machen. In Verbindung mit den Lapithen sind ihre Namen von den Schriftstellern des Alterthums häufig verwechselt worden.

> Zäum' erfand der Lapith pelathronischer Thal's, und die Kreisung,
> Fest auf den Rücken geschmiegt, daß mit Kunst der gewappnete Reiter
> Durch das Gefild hintrabt und in stolzerem Schritte sich tummelt.

Die Lapithen scheinen jedoch vorzugsweise mehr Fußgänger gewesen zu sein, während die Centauren vorzugsweise Reiter waren. Sie hatten mit einander häufige Kämpfe. Die Lapithen triumphirten und bestraften endlich die Frechheit dieser wilden Menschen, denen nichts, nicht einmal das Dach der Gastfreundschaft heilig war. Herkules, Theseus, Nestor, Pirithous richteten unter ihnen ein großes Blutbad an. Diejenigen, welche im Kampfe fielen, wurden an einem Orte, der Taphos (Grab) hieß, beerdigt. Die berühmtesten Centauren waren Eurytion, Hyleus, Phokos, Ornados, Nessos, welcher, um sich an Herkules zu rächen, der Dejanira sein blutiges Kleid schickte; endlich Chiron, der ausgezeichnetste unter allen, der seine Brüder ebensowohl durch seine Talente und seine Wissenschaft, als durch die Sanftmuth und Feinheit seiner Sitten übertraf. Er war der Lehrer des Herkules' und des Achilles'; wenigstens war er es, der sie im Reiten und in der Behandlung der Pferde unterrichtete.

Die Fabel erzählt, daß die Centauren von Ixion abstammten. Ixion war ohne Zweifel einer der ersten Fürsten Thessaliens, welche die Reitkunst am meisten vervollkommnet haben. Die Griechen haben die Sage von den Centauren mit allen Blüthen der Poesie geschmückt. Ihre Wurfspieße waren die Bäume der Wälder; ihre Schleudern waren mit abgerissenen Felsstücken beladen. Die Liebe zur Schönheit entzündete ihre Seele und war die Ursache ihres Falles. In den Helden Griechenland's fanden sie Nebenbuhler, von deren Geschossen sie besiegt wurden. Die Centauren,

welche sich aus dem Blutbade retteten, flohen in die Gebirge Arkadiens, wohin Herkules sie verfolgte; aber Neptun entriß seiner Wuth die verstümmelten Ueberreste eines Geschlechts, das ihm lieb war. Sie zogen sich still und friedlich auf die Syreneninsel zurück, wo sie, nachdem sie den Geschossen der Heroen widerstanden hatten, bald dem Vergnügen und der Wollust erlagen. Das Zeichen des Centauren, das die alten Astronomen im Thierkreis aufgestellt haben, ist heut zu Tage unter dem Namen des Bogenschützen bekannt.

Kastor und Pollux, diese durch ihre Freundschaft so berühmten Zwillinge, zeichneten sich nicht weniger durch ihre Geschicklichkeit in der Reitkunst aus. Sie waren unter dem Namen der Dioskuren bekannt. Man errichtete ihnen Bildsäulen und Tempel. Zahlreiche Münzen, auf welchen sie als Reiter oder als Pferde führend, dargestellt sind, geben heute noch Zeugniß von der Verehrung, die man ihnen im Alterthume erwies. Kastor, mit dem Beinamen „der Bändiger", ward besonders der Schutzgott der Rennbahnen und Kampfspiele. Die Römer errichteten ihm in der Nähe des Circus einen Tempel. Sein Bruder wurde vorzugsweise von den Athleten geehrt.

„Castor gaudet equis, avo prognatus eodem,
„Pugnis : . . . ."

Wenn Kastor und Bellerophon im Allgemeinen von den Griechen als die ersten Lehrer der Reitkunst angesehen wurden, so wurde Erichthon, der dritte König von Athen, als derjenige betrachtet, der die Kunst, Pferde an den Wagen zu spannen, erfunden habe. Ein Basrelief vom Fries des Parthenon stellt ihn dar, wie er ein Zweigespann führt. Virgil schildert ihn in folgenden Versen:

Erychthonius fügte zuerst vier Ross' an den Wagen,
Kühneres Muths und betrat siegreich die stürmenden Räder.

Ein anderer Erychthon, Sohn des Dardanus und Vater des Tros, genannt der Reichste unter den Menschen, hatte einen Marstall von dreitausend Stuten und ebensoviel prächtigen jungen Pferden.

Während die Götter und Heroen es nicht unter ihrer Würde hielten, selbst für das Pferd zu sorgen und es zu ihrem Gefährten zu machen, pflegten die Menschen es, wenn nicht in gleichem Maße wie sie selbst, doch wenigstens als ein Thier, das einen gewissen Grad von Verstand und Vernunft habe, an ihren Gefahren und ihrem Ruhme theilnehmen zu lassen.

Homer trägt in einem der ersten Gesänge der Iliade sein Bedenken, es in seinen Gedichten zu preisen und mit seinen Helden in gleichen Rang zu stellen:

„Sage mir, Muse, wer war der tapferste der Menschen und das tapferste der Rosse?"

Der Stolz der Fürsten bestand hauptsächlich in dem Besitze vieler Rosse. Pandarus, der Sohn des Lykaon, sagt zu Aeneas: „Ich habe hier nicht meine Rosse und meine Wagen, von denen herab ich kämpfen könnte. Ich habe in dem Palaste des Lykaon zwölf Wagen von seltener Schönheit, an deren jeden zwei Rosse gespannt sind, welche mit weißer Gerste und mit weißem Hafer gefüttert werden; ich wollte meine Rosse nicht hierher führen, weil ich fürchtete, daß sie, die an Ueberfluß gewöhnt sind, Mangel an Futter in einer belagerten Stadt leiden würden."

Ehe Dolon in das Lager der Griechen zum Recognosciren geht, verlangt er zum Lohn dafür die Rosse des Achilles; ebenso verspricht Ascanius dem Nisus das schönste Roß des Turnus.

Phäsus besaß prächtige Rosse: „Niemals", sagt Dolon, sah ich schönere und größere Rosse, als die seinigen: sie sind weißer als der Schnee und an Schnelligkeit gleichen sie den Winden."

Nestor rühmt unter den Thaten seiner Jugend, daß er „die Heerden des Königs von Elis und fünfhundert Stuten mit goldener Mähne geraubt habe."

Der Besitz von Pferden war häufig Veranlassung zu blutigen Kämpfen. „Iphitus zog aus, um zwölf Rosse wiederzuholen, die sich durch ihre Kraft und ihre Schnelligkeit auszeichneten. Diese unheilvolle Unternehmung führte ihn in's Grab. Herkules, der Sohn Jupiter's, jener unbesiegbare Sterbliche, hielt trotz der Gastfreundschaft, die er genossen hatte, die unvergleichlichen Pferde, deren Räuber er war, zurück und tödtete ihn."

Die berühmtesten Könige, die größten Helden, wie Agamemnon, Achilles, Nestor, Priamus pflegten ihre Rosse selbst. Priamus nährte in seinem Palaste die Rosse, mit denen er den Leichnam seines Sohnes von Achilles zurückforderte. Er besaß außerdem zahlreiche Marställe, welche der Aufsicht seiner Söhne anvertraut waren.

Andromache bekümmerte sich erst um die Pferde Hektor's, ehe sie an diesen dachte. Hektor redet seine Rosse an und ermuntert sie mit folgenden Worten:

„Xanthos, Podargus, Eton und du, edler Lampos, jetzt sollt ihr mir die Pflege vergelten, die Andromache an euch reichlich verwendet, indem sie euch bei der Rückkehr aus dem Kampfe den süßen Weizen und den Wein eher darreicht, ehe sie an mich, ihren jugendlichen Gemahl denkt.“

Nausikaa bespannt selbst ihren Wagen und lenkt ihn mit Geschicklichkeit in die Stadt und nach den Ufern des Flusses, wo sie dem Ulysses begegnet.

Die Sorgfalt, welche die Pferde und im Allgemeinen alle Hausthiere erfordern, und die Reinlichkeit, welche sie in Allem, was sie umgiebt, verlangen, sind Grundsätze, welche das ganze Alterthum anerkannte. Die Griechen liefern uns hiervon einen Beweis in einer jener anziehenden Allegorien, welche den sinnreichen Mysterien ihrer poetischen Traditionen so viel Reiz verleihen. Augias, König von Elis, galt für einen Mann, der seine Marställe vernachlässigte. Ohne Zweifel wurde der Staub und der Schweiß, mit denen seine Rosse bei der Rückkehr in die Ställe noch bedeckt waren, nicht sorgfältig abgewaschen, wie dies bei den gemeinsten Kriegern der Fall war; ohne Zweifel wurde in jenen barbarischen Zeiten ihre Streu nicht täglich erneuert und der Sand unter ihren Füßen nicht geebnet. Die dreitausend Rinder seiner Ställe lagerten, wie man erzählt, auf einem verpesteten Misthaufen. Man verspottete daher den König Augias, und die Dichter sagten höhnisch, daß eine übermenschliche Kraft dazu gehöre, um diese Ställe zu reinigen, und die Ausführung dieser Arbeit wurde zu den zwölf großen Heldenthaten des Herkules gezählt. Der Sohn der Alkmene mußte sogar, um dieses riesenhafte Unternehmen gründlich zu Ende zu führen, den Strom des Alpheus hineinleiten.

Die Pferdewettrennen entschieden oft über das Schicksal der Länder, über die Vermählung der Könige und über das Leben der Helden. Oenomaus, der König von Olympia, war berühmt durch die Schönheit und Schnelligkeit seiner Rosse. Sein Rosselenker, genannt Myrtilos, war außerordentlich gewandt und galt für den Sohn des Merkur. Oenomaus hatte eine Tochter von besonderer Schönheit. Täglich trafen neue Freier bei ihr ein. Aber ihr Vater wollte sie nur demjenigen zur Gemahlin geben, der ihn im Wagenrennen besiegte. Jeder, der nach der Ehre trachtete, sein Eidam zu werden, mußte den Sieg über ihn davon tragen oder durch seine Lanze sterben. Wenn der Kampf angenommen war, so spannte Myrtilos seine Rosse an den Wagen und lenkte sie so geschickt, daß sein Herr beständig

leicht den Sieg davon trug und der Besiegte nach der festgesetzten Bedingung des Kampfes den unheilvollen Todesstreich empfing.

Schon waren dreizehn Freier unterlegen, und dennoch wagte Pelops, trotz des geringen Erfolgs seiner Vorgänger, aus Liebe zur Hippodamia, den Kampf, der ihm angeboten ward, anzunehmen, und diesmal war das Schicksal einem heroischen Vorgefühl günstig. Einige sagen, daß Pelops vermöge der treulosen Gefälligkeit des Myrtilos siegte; andere behaupten, daß Neptun ihm den Sieg verschaffte. Der letzteren Annahme folgt Pindar, indem er sagt:

„Als ein leichter Flaum das Kinn des Pelops beschattete, trachtete er nach der Vermählung mit der edlen Hippodamia, die er von ihrem Vater, dem Könige von Olympia, zu erhalten wünschte. Er näherte sich dem Meere und rief den Gott, der den Dreizack schwingt und das Ufer erschüttert.

„Sobald Neptun erschienen war, sagte er zu ihm: „Verschaffe mir die Geschenke der Venus; halte die eherne Lanze des Oenomaus fest; führe mich in einem raschen Wagen nach Elis und gieb mir den Sieg. Oenomaus, der schon dreizehn Freier seiner Tochter getödtet hat, verweigert beständig ihre Vermählung; aber die großen Gefahren erschrecken keinen muthigen Mann. Sollte wohl jemand, unter den zum Tode bestimmten Geschöpfen, einem ruhmlosen Tode entgegen gehen wollen? Ich will diesen Kampf übernehmen; verleihe mir den Sieg.“ Er hatte keine vergebliche Bitte gethan; der Gott gab ihm einen goldenen Wagen und geflügelte Rosse. Pelops besiegte den Oenomaus, erhielt die schöne Hippodamia als Siegespreis und zeugte mit ihr sechs Söhne.“

Die Pferde wurden endlich auch von den Göttern als Werkzeuge ihrer Rache benutzt. Der Tod des Hippolytus, der von seinen Pferden geschleift wurde, hat den alten und neueren Dichtern eine reiche Ernte dramatischer Scenen geliefert. Hippolytus war der Sohn des Theseus und der Antioche, der Amazonenkönigin; sein Name, der Pferdebändiger bedeutet, war symbolisch. Man weiß, aus welchem Irrthum Theseus die Rache Neptun's gegen seinen Sohn hervorrief. Die Geschichte ist zu bekannt, um sie hier noch einmal zu erzählen. Auch kennt man die schöne Beschreibung, die Racine von dem Tode des Hippolytus gedichtet hat. Der große Dramatiker läßt die Rosse des Helden Schmerz über ihren Herrn empfinden:

Kaum sahen wir Trözene hinter uns;
Er war auf seinem Wagen; um ihn her
Still, wie er selbst, die trauernden Begleiter.
Tief in sich selbst gekehrt, folgt er der Straße,
Die nach Mycenä führt, die schlaffen Zügel
Nachlässig seinen Rossen überlassend.
Die stolzen Thiere, die man seinem Rufe
Mit edler Hitze sonst gehorchen sah,
Sie schienen jetzt, starr blickend und das Haupt
Gesenkt, in seine Schwermuth einzustimmen.

Fünftes Kapitel.

Historische Zeiten Griechenland's. — Griechische Namen, abgeleitet von dem Worte Pferd. — Olympische Spiele. — Beschreibung des griechischen Pferdes. — Pferde des Phidias. — Alexander und Bucephalus. — Die Reitkunst der Griechen und Römer.

Die Geschichte liefert uns wenig Nachrichten über die Reitkunst der Pelasger, der ersten Einwohner Griechenland's. Dennoch kommt der griechische Name des Pferdes ἵππος in der pelasgischen Sprache vor und wird zur Bildung vieler Eigennamen benutzt. Diese Namen entsprechen, wie wir es bei allen Urvölkern sehen werden, den verschiedenen Functionen, welche die Benutzung des Pferdes erfordert, und welche in den Augen der alten Völker Ehrenämter waren; solche Benennungen waren: Hippothous, einer der ersten Fürsten der Pelasger, Hippodamas, Hipparchos, Hippodamia, Hippocoon, Hippokrates, Hippolytus, Hippolochos, Vater des Glaukos, Hippodame, Hipponetonos, Hippodamus, Hippodice, Hippodetes, Hippodromus, Hippoletis, Hippomedon, Hippasus, Hippona, Hippalimus, Hippason, Hippe, Hippeus, Hippia, Hippion, Hippo, Hippokorystes, Hippokurius, Hippokrate, Hippolytion, Hippomachus. Dazu gehören auch die Namen: die Hippomolgen, eine Völkerschaft, die Homer die gerechtesten der Menschen nennt; die Hippogeranen, die Lucius unter die Sterne versetzt, und die Hippogypen, die er auf Geiern in den Mond fliegen läßt. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß die Pferdekenntniß an die pelasgischen Ufer mit den bereits civilisirten Völkern kam, die dieses Land colonisirten. Mit Kadmus und und den Phöniciern, mit Cekrops und den Aegyptern, mit Pelops und den Phrygiern erblühten der Ackerbau und die Künste in jenem Wunderlande, über welches sie einen so großen Glanz verbreiten sollten. Darum hat die Mythologie das Roß unter dem Dreizack des Meeresgottes Neptun entstehen lassen.

Wir haben gesehen, mit welcher Begeisterung Griechenland dieses edle Thier aufnahm und zu welchen herrlichen Dichtungen das Roß den Stoff

lieferte. Wir wollen hier jedoch nur von dem historischen Pferde reden. In den ältesten Zeiten wurde das Pferd in Griechenland sowohl zum Reiten, als auch zum Fahren benutzt. Die homerischen Helden kämpften fast nur auf Wagen. Man kann von den Centauren und Lapithen, von Kastor und Pollux, von Bellerophon, der den Pegasus zähmte, von Chiron, welcher der Lehrer des Herkules und des Achilles war, nicht sprechen hören, ohne anzuerkennen, daß sie im höchsten Grade die Reitkunst verstanden und daß diejenigen, die sie lehrten, wie Götter verehrt wurden. Wenn die Reitkunst auch nicht zum Kriege diente, so wurde sie doch in allen übrigen Lebensverhältnissen angewendet. Homer selbst erzählt, daß Ulysses und Diomedes auf den Pferden ritten, welche sie dem Rhesus geraubt hatten.

„Der Held hört die Stimme der Göttin; sogleich schwingt er sich auf eines der Rosse des Rhesus, und Ulysses, der das andere besteigt, treibt sie mit seinem Bogen an. Die Rosse stürzen nach den Schiffen. Ulysses und Diomedes kommen vor dem Lager an und springen mit ihren Pferden über den Graben, der es schützt."

Homer liefert uns noch ein Beispiel in folgendem schönen Gleichnisse:

„Gleich wie ein geschickter Wagenlenker die vier auserwählten Rosse auf der Straße nach einer großen Stadt treibt: zahlreiche Zuschauer, Männer und Frauen, folgen ihm mit ihren Blicken und staunen über die Gewandtheit, mit welcher er im stürmischen Laufe der Rosse sich bald auf das eine, bald auf das andere schwingt."

Man hat mit Recht bemerkt, daß dieses Gleichniß weit eher die Reitkunst der homerischen Zeit, als die der Zeit des trojanischen Krieges beweise. Wenn jedoch die Reitkunst zu dieser Zeit so sehr vervollkommnet war, daß sie von den Reitern unserer Tage nicht übertroffen zu sein scheint, so kann man mit Recht daraus folgern, daß das Pferd einige Jahrhunderte früher gewöhnlich ebenso gut zum Reiten, wie zum Ziehen diente. Der gelehrte Lawrence macht auch hierüber die Bemerkung, daß es hundertjährige Uebung und Ausdauer gekostet haben muß, ehe man solche Kunststücke ausführen und die Pferde so geschickt dressiren konnte. Uebrigens geht aus den Untersuchungen gelehrter Forscher hervor, daß in Griechenland, wie überall, das Reiten zu gleicher Zeit mit dem Fahren, wenn nicht bereits früher, als dieses üblich war. Wir haben diesen Punkt bereits berührt, als wir von den Pferden der alten Aegypter sprachen.

Das Klima Griechenland's war der Pferdezucht sehr günstig; einige

Gegenden waren jedoch ganz besonders dazu geeignet. Die kappadocischen Pferde wurden von den Geschichtsschreibern und Dichtern als die besten und kräftigsten gepriesen, während die thessalischen Pferde sich durch ihre Schönheit vor den übrigen griechischen Pferden auszeichneten, sowie die thessalischen Reiter die der anderen Länder übertrafen. Es galt als ausgemacht, daß unter den Pferden die thessalischen für die schönsten, so wie unter den Frauen die Lacädemonierinnen für die größten Schönheiten von ganz Griechenland gehalten wurden. Der Dichter Theokrit sagt, daß „ein aus einem Garten gepflückter Cypressenzweig und ein thessalisches Pferd, das einen Wagen zieht, die herrlichsten Gegenstände von der Welt sind.“ Die thessalischen Münzen trugen gewöhnlich auf der Rückseite ein Pferd. Später sah man es auf allen griechischen Münzen. Die Gestüte von Epiros, Argos und Mycene zogen ausgezeichnete und berühmte Racen. Andere Gegenden leisteten hierin weniger oder erzeugten gar keine Pferde. So die Insel Ithaka, die ein armer, unfruchtbarer Boden, aber durch die Schlauheit eines Mannes und die Tugend einer Frau unsterblich ist. Sie zog nicht nur keine Pferde, sondern sie konnte sie auch nicht einmal ernähren. Als Meneloas den Telemach aufnahm, gab er ihm unter anderen kostbaren Geschenken drei seiner herrlichsten Rosse, worauf der kluge Telemach erwiderte: „Sohn des Atreus, begehre nicht, daß ich meinen Aufenthalt hier verlängere; ich könnte bei Dir ein ganzes Jahr zubringen und würde mein Vaterland und sogar meine Eltern vergessen; denn Deine Erzählungen und Unterhaltungen setzen mich in Entzücken; aber die Gefährten, die ich in Pylos gelassen habe, zählen mit Sehnsucht die Stunden meiner Abwesenheit. Wenn Du mich mit einigen Geschenken beehrest, so sollen sie meinem Palaste zur Zierde bestimmt werden; erlaube mir, daß ich Deine Rosse nicht mit nach Ithaka nehme; sie mögen die Pracht vermehren, mit welcher Du umgeben bist; Du besitzest große Ebenen, auf denen der Klee in Ueberfluß wächst; die Gerste blüht überall auf Deinen Feldern, sowie der Hafer und der Weizen; mein Ithaka besitzt keine Wiesen, aber dennoch sind mir diese Felsen, wo nur Ziegen weiden, theurer, als ein mit reichen Gestüten bedecktes Land. Es giebt mehre Inseln ohne Felder und Wiesen; aber Ithaka gilt mit Recht für die gebirgigste und unfruchtbarste.“

In Athen gab es einen Ritterstand, welches der zweite Stand des Staats war. Um darin aufgenommen zu werden, mußte man ein gewisses Vermögen besitzen und im Stande sein, ein Kriegspferd zu erhalten. Jährlich ritten die athenischen Ritter zu Ehren Jupiter's durch die Stadt. Diese Feierlichkeit

begingen sie an dem Tage, an welchem Phocion den Schierling trank. Als sie vor dem Gefängnisse ankamen, nahmen sie die Kränze von ihren Häuptern und beschuldigten laut die Athener der Ungerechtigkeit und Ruchlosigkeit.

Die Griechen verwandten viel Sorgfalt auf ihre Pferderacen, besonders derjenigen, die für den Krieg und die heiligen Spiele bestimmt wurden. Ein junger Athlet fragte einen Greis, ob wohl die Rosse, die er auf die Rennbahn brachte, siegen würden; dieser antwortete: „frage ihre Mutter." Sie besaßen nicht blos die schönen Racen von Epirus, Thessalien, Achaja und Kappadocien; sondern sie holten sich auch noch die schönsten Pferde aus Persien, Sicilien und Tyrrhenien. Plato läßt den Hippias sagen: „Unser Klima hat die schönste Pferderace von der Welt hervorgebracht."

Die Griechen hielten streng auf die Genealogie ihrer Pferde, wie es jetzt die Araber und Engländer thun. Zur Unterscheidung der verschiedenen Familien machten sie mit einem glühenden Eisen ein Zeichen auf den Schenkel; dies Kennzeichen war entweder ein Buchstabe, oder die Gestalt irgend eines Thieres oder ein anderes Symbol. „Die Pferde werden auf dem Schenkel mit einem glühenden Eisen gezeichnet", sagt Anakreon. Die gewöhnlichsten Zeichen waren: ein Ochsenkopf (die so gezeichneten Pferde hießen *Βούκεφαλοι*); ein T (Tau) oder ein Σ (Sigma), das die Form eines lateinischen C hatte (daher der Name *Σαμφόρας*); endlich ein K (Kappa), welches die Form eines lateinischen q hatte (daher der Name *Κοππατίας*). Die Sammlung der geschnittenen Steine von Stosch enthält Pferde, die mit einem K gezeichnet sind.

Aristophanes läßt in den „Wolken" einen jungen Athener im Traume die Namen seiner Pferde: Koppatias, Samphoras aussprechen, die so genannt sind, weil sie mit dem Kappa und Sigma auf ihren Schenkeln gezeichnet waren. Jedes Pferd hatte seinen Namen, wie es bei den öffentlichen Spielen höchst nothwendig war. Dieser Name war, wie in unseren Tagen, der Farbe, den Eigenschaften, dem Lande, der Race oder dem Geschlechte der Pferde entlehnt. Solche Namen waren Xanthos, Ballios, Aura, Arrion, Phönix, Aegyptus, Bucephalus u. s. w.

Die Pferderennen lassen sich bis zur Wiege der Menschheit zurück verfolgen. Wir haben sie im alten Aegypten gesehen und wir finden sie an der Schwelle der griechischen Nationalität wieder. Homer sagt, daß Agamemnon unter den Geschenken, die er dem Achilles giebt, um seinen Zorn zu besänftigen,

demselben zwölf muthige Rosse anbietet, „welche beim Wettrennen große Preise gewonnen hätten.“

Neleus, der Vater des Nestor, hatte nach Elis vier herrliche Rosse geschickt, welche zur Gewinnung des Preises des Wettrennens, eines goldenen Dreifußes, laufen sollten. Sie wurden vom König Augias zurückbehalten und ihr Führer mußte allein und traurig zurückkehren. Dies war die Ursache zu einem Kriege.

Diese Rennen fanden bei den öffentlichen Spielen statt, die in mehren Gegenden Griechenland's und besonders bei heiteren Festen und Trauerzügen gefeiert wurden. Sie hießen heilige Spiele. Pausanias erzählt, daß die Leichenspiele zum ersten Male in Griechenland bei dem Tode Azan's gefeiert wurden. Azan war der Sohn des Arcus und Urenkel des Lykaon, eines Zeitgenossen des Cekrops. Pindar sagt, daß der Arkadier Jasius bei den olympischen Spielen, die Herkules, der Sohn Amphitrion's gab im Wettrennen den Preis gewonnen habe. Auf dem Markte von Tegregea stand eine Reiterstatue dieses Jasius, der zur Zeit des Herkules lebte.

Die berühmtesten Spiele Griechenland's, welche die vier großen Spiele hießen, waren folgende: die isthmischen Spiele, die auf der korinthischen Landzunge alle drei Jahre gefeiert wurden, und deren Preis ein Fichten- oder Epheukranz war. Sie waren dem Neptun gewidmet; die nemäischen Spiele, die bei der Stadt Nemäa im Peloponnes gegeben wurden, waren von Adrastus eingeführt und von Herkules zur Erinnerung an seinen Sieg über den nemäischen Löwen erneuert; sie wurden alle zwei Jahre gefeiert und brachten dem Sieger einen grünen Epheukranz ein; die pythischen Spiele, die zu Delphi gefeiert wurden, fanden alle fünf Jahre zu Ehren des Apollon, des Siegers der pythischen Schlange statt. Ihr Preis bestand in einem Lorbeerkranze, bis die Amphykteonen, nach der Niederlage der Krissäer, die Kränze in goldene und silberne Preise verwandelten, die aus der Beute der Feinde gemacht wurden; endlich die olympischen Spiele, die berühmtesten von allen, von denen wir ausführlicher sprechen wollen, weil ganz Griechenland daran Theil nahm, und weil die anderen nur eine Nachahmung dieser waren.

Pindar sagt an einer Stelle seiner Gedichte, daß die olympischen Spiele in demselben Maße höher stehen, als die übrigen griechischen Spiele, wie das Wasser höher steht, als die andern Elemente und das Gold höher, als die anderen Metalle: „Suchet“, sagt er an einer anderen Stelle, „suchet am

Himmel kein glänzenderes Gestirn, als die Sonne, noch unter den griechischen Spielen herrlichere, als die olympischen Spiele."

Der Ursprung dieser berühmten Festspiele ist nach Pausanias folgender: Die Bewohner von Elis, die geschickte Reiter sind, sagen, daß Saturn zuerst im Himmel geherrscht habe. Seit dem goldenen Zeitalter hatte er einen Tempel zu Olympia. Als Jupiter geboren war, übergab ihn seine Mutter, Rhea, fünf Brüdern, die fünf Priester der Cybele waren, welche sie aus Kreta nach Elis kommen ließ. Herkules, der älteste dieser fünf Brüder, machte ihnen den Vorschlag, in einem Wettlaufe nach dem Preise zu ringen, der eine Lorbeerkrone war. Herkules war also der Erfinder dieser Spiele, welche zu Ehren dieser fünf Brüder alle fünf Jahre gefeiert wurden. Andere sagen, daß Jupiter und Saturn zu Olympia mit einander einen Wettkampf anstellten und daß der Preis des Sieges die Herrschaft der Welt sein sollte. Wieder andere behaupten, daß Jupiter, nach dem Siege über die Titanen, die Spiele eingeführt habe, in welchen Apollon den Sieg des Wettlaufes über den Mercur und den Sieg des Faustkampfes über den Mars davon trug. Daher tanzten diejenigen, welche sich in den fünf Spielen auszeichneten, nach dem Klange der Flöten, welche pythische Melodien spielten, weil diese Melodien dem Apollon, dem ersten der in den olympischen Spielen gekrönten Sieger, heilig waren. Diese Spiele dauerten fünf Tage und fanden zur Zeit des Sommersolstitiums statt. Von ihnen datirt die berühmte Zeitrechnung der Olympiaden, die beste Zeitrechnung des griechischen Kalenders. Sie wurden nicht von einer einzelnen Völkerschaft, sondern von allen Griechen, und später sogar von allen Nationen gefeiert, welche an ihnen Kränze der Unsterblichkeit erwerben wollten. Zuerst hatten jedoch die Pisäer, dann die Eläer fast immer die Leitung derselben; sie ernannten die Kampfrichter und hielten streng auf die Befolgung der Vorschriften, denen sich die mächtigsten Völker und die absolutesten Könige unterwerfen mußten. Der Kampfrichter erklärte bei diesen Spielen die Verse des Dionysius und des Nero für schlecht und die Rosse des Hiero oder eines jener alten Republikaner, welche den Tyrannen als Vorbild dienten, für besiegt. Niemals hat eine edlere Einrichtung die Feste einer Nation geheiligt. Bei ihrem Beginn schwiegen auf einmal die Feindseligkeiten aller Völker: Gelehrte, Helden, ganz Griechenland, die ganze Welt vereinigten sich hier, um an den Ufern des Alpheus, vor den Standbildern der Götter, sich den Ruhm des Friedens streitig zu machen; um an dem heiligsten Heerde das göttliche Feuer

zu holen, das alle edlen Eigenschaften des Menschen, alle Fähigkeiten des Körpers, alle Kräfte der Seele entwickelt und belebt; um an der fruchtbarsten Quelle allen Heroismus, alle Tugenden, alle Talente zu schöpfen.

Man feierte gerade die olympischen Spiele, als Xerxes an der Spitze seines unermeßlichen Heeres nach Griechenland kam. Von Olympia zog Leonidas mit seinem Häuflein aus, um in den Thermopylen zu sterben; mitten im begeisternden Jubel dieser Feste schwor Griechenland, jene bewaffnete Menschenmenge zu vernichten; die olympischen Siege waren das Vorspiel zu dem Siege von Salamis.

Vor dem Beginn der Spiele ernannte man zuerst die Richter, die als Vorsitzende über den Preis zu entscheiden hatten. Diese Richter hießen Agonotheten (Kampfrichrer). Drei derselben waren vorzugsweise für die Pferdewettrennen bestimmt. Sie schrieben in ein Verzeichniß den Namen und das Vaterland der Kämpfenden ein, und ein Herold rief dann öffentlich diesen Namen und dieses Land aus. Am Abend besprengte man die Altäre mit dem Blute der Opfer. Alle diese einleitenden Feierlichkeiten wurden beim Klange der Instrumente vollzogen und dauerten bis spät in die Nacht hinein. Die fünf folgenden Tage waren den Uebungen gewidmet, die mit Aufgang der Sonne anfingen. Die verschiedenen Wettläufe, das Springen, das Diskuswerfen, der Faustkampf, das Wurfspeerschleudern, der Ringkampf, das Pankratium nahmen den ganzen Vormittag in Anspruch. Der übrige Theil des Tages war für die schwersten und mühsamsten Kämpfe aufbewahrt. Zuletzt kamen das Wagenrennen und das Wettrennen mit berittenen Pferden an die Reihe; diese beiden waren der Glanzpunkt der Spiele. Obgleich die Wagenrennen und Pferderennen schon seit der Einrichtung der öffentlichen Spiele in Griechenland üblich waren, so wurden die Wagenrennen bei den olympischen Spielen, nach dem Berichte der zuverlässigsten Schriftsteller, dennoch erst in der fünfundzwanzigsten Olympiade und die Pferderennen in der achtundzwanzigsten Olympiade wirklich eingeführt. In der achtundneunzigsten lief man mit zwei Pferden; in der neunundneunzigsten spannte man zwei Pferde an einen Wagen, und bald darauf erfand man ein Rennen mit Fohlen, die an der Hand geführt wurden und ein Rennen mit berittenen Fohlen. Bei den Griechen hießen diejenigen Pferde Fohlen, die das fünfte Jahr noch nicht erreicht hatten.

Im alten Elis bemerkt man noch bei der jetzigen Stadt Lagenico, zwischen dem Fluß Alpheus und dem steilen Felsen Typäon, die unförmlichen Ruinen

der Rennbahn. Das ist Alles, was gegenwärtig von dem Schauplatze so vieler Herrlichkeiten noch übrig ist: einige Trümmer und ein wenig Staub da, wo Griechenland einst Altäre und Tempel hatte, und dennoch sind seit der Zeit, wo der letzte Wagen um die Schranken der olympischen Rennbahn bog, noch nicht funfzehn Jahrhunderte verflossen!!!

Der Hippodrom (die Rennbahn) war ungefähr 1800 Fuß lang und 1200 Fuß breit; er war von ovaler Form und von starken Mauern umgeben. Eine ungeheure Menge von Zuschauern fand in seinem Raume Platz und war durch ein Seil von dem eigentlichen Kampfplatze abgesperrt. Die Richter hatten eine Tribüne in der Mitte dieses Platzes, der an dem einen Ende einen Hügel hatte, der auf allen Seiten mit prachtvollen Tempeln und Denkmälern geschmückt war; die eine Hälfte dieses Platzes hieß die Schranke, von welcher aus sich die Pferde und Wagen zum Anlauf rüsteten; die andere, größere Hälfte war die dem eigentlichen Kampfe gewidmete Arena. Sie bildete ein unregelmäßiges und unebenes Feld, das an verschiedenen Stellen Vertiefungen und künstliche Erhöhungen hatte, die dazu dienten, die Gewandtheit der Reiter und Wagenlenker zu prüfen und das Verdienst des Sieges zu erhöhen. Dem Ausgangspunkte gegenüber befand sich das Ziel, um welches Pferde und Wagen umlenken mußten, um wieder an den Ort zu kommen, von dem sie ausgelaufen waren. Dieses Ziel war ein Stein, der ungefähr eine und eine halbe Elle über der Erde sich erhob. In der Nähe der Schranke stand ein Altar, auf welchem man den Adler des Jupiter, des Schutzgottes der olympischen Spiele und den Delphin des Neptun, des Schöpfers des Pferdes erblickte. Auf das von dem Vorsteher der Spiele gegebene Zeichen bewegte der Adler seine ehernen Schwingen und erhob sich in die Luft empor; in demselben Augenblicke verschwand der Delphin unter der Erde. Dies war der feierliche Moment, wo der Kampf beginnen sollte. Die Preisbewerber begaben sich hierauf an den Ausgangspunkt, wo sie warteten, bis der Klang der Drommete das letzte Zeichen zum Aufbruch gab.

Der olympische Hippodrom hatte eine merkwürdige Eigenthümlichkeit. Ein runder Altar stand neben dem Ziele und war dem Dämon Taraxippos (Pferdescheuche) geweiht, welcher, wie sein Name andeutete, die Eigenschaft hatte, den Pferden Schrecken einzujagen. Diejenigen Pferde, die bei der Ankunft an diesem Altare von Furcht ergriffen wurden, gehorchten weder dem Zügel, noch der Stimme; sie zerbrachen den Wagen und warfen die Reiter ab. Die Wagenlenker und Reiter ihrerseits richteten Gelübde an diesen Gott

der Furcht, um ihn sich geneigt zu machen. Die alten Geschichtsschreiber sind nicht einig über den Ursprung dieses Schreckbildes, welches die Griechen, wie Alles, was sie berührten, mit den Reizen der Poesie verschönten. Die einen machten daraus das Grab eines berühmten Wagenlenkers; die anderen das Denkmal, welches Pelops dem Myrtilus errichtete, um seine Manen zu versöhnen; einige glaubten, daß der Schatten des Oenomaus über diesem Altar schwebe; die verbreitetste Meinung war jedoch die, daß Taraxippos ein Beiname des Neptun war. Aber in diesen Allegorien entdeckt man leicht, daß die herrlichsten Ideen bei der Errichtung des Altars des Gottes Taraxippos zu Grunde gelegen hatten. Die griechischen Wettrennen hatten, wie die der neueren Zeit, die Veredlung der Pferderacen und vielleicht noch mehr die Dressur der Pferde und die Geschicklichkeit der Wagenlenker und Reiter zum Zweck. Der Krieg, die große Schule junger Völker, verlangte kräftige und unerschrockene Pferde. Schnelligkeit und Kraft wären nicht genug gewesen; man mußte sich auch noch versichern, ob das schnellste und kräftigste Roß den schrecklichsten Gegenständen entgegentreten und nöthigen Falls der plötzlichen Erscheinung der furchtbarsten Kriegsmaschinen Trotz bieten könnte, und ob es sich nicht durch den ungewohnten Anblick der Elephanten der asiatischen Könige oder der seltsamen Rüstungen der Barbaren einschüchtern ließ. Man hatte also zu diesem Zwecke einen steinernen Altar aufgestellt, welcher alle Strahlen der Sonne in sich aufnahm und zurückwarf und der bei dem Umlenken um das Ziel plötzlich dem Pferde erschien. Die Reiter wissen, daß die Pferde beständig vor großen Steinen Furcht haben, besonders, wenn sie von greller Farbe sind und die Sonne ihre Strahlen auf sie wirft. Wehe daher dem Wagenlenker, der sein Pferd nicht gut dressirt hatte! Er büßte oft mit seinem Leben seine strafbare Nachlässigkeit. Etwas mehr Ausdauer wäre besser gewesen, als ein dem Taraxippos gebrachtes Brandopfer.

Lawrence hält es für zweifelhaft, daß die gleichgiltige Ruhe der Pferde in Gegenwart und beim Anblick dieses Gottes ein Beweis ihrer erworbenen Unerschrockenheit, Sanftmuth und Klugheit gewesen sei, und sieht in dieser Ruhe eher das Zeichen einer angeborenen Eigenschaft und schreibt sie nur den Pferden zu, denen die Natur sie hat geben wollen. Wir sind hingegen der Meinung, daß es wenig Pferde giebt, die man nicht durch eine gute Dressur an das plötzlichste und wildeste Geräusch, sowie an die furchtbarsten Erscheinungen gewöhnen könne. Wir brauchen übrigens nicht zu beweisen, wie nützlich

die Früchte dieser guten Dressur im Kriege sind, zu denen die Wettrennen nur das glänzende Vorspiel waren.

Obgleich das Wettreiten nicht so wichtig war, wie das Wettfahren, so erregte es doch im hohen Grade die Nacheiferung der großen Herren. Es glich sehr dem neueren Wettrennen; nur verschaffte hierbei weniger die Geschicklichkeit des Reiters und die Dressur des Pferdes, als die Race und die Kraft des Thieres, den Sieg. Daher erzog man besonders zu Wettrennern mit großen Kosten die Pferde der besten Racen und beachtete die Genealogie dieser Thiere ebenso sorgfältig, wie es heut zu Tage die Araber und Engländer thun. Das Pferd wurde ohne Sattel geritten und hatte nur einen Zügel, zu dem ein kettenartig gegliedertes Gebiß gehörte. Die Zügel waren mit glänzendem Schmuck geziert, den die griechischen Jungfrauen mit blendenden Farben bemalt hatten.

Wir lesen im Homer: „gleichwie das Elfenbein, das eine Frau von Mäonien oder Karien mit Purpur gefärbt hat, und das einen Zügel schmücken soll; sie bewahrt diesen Schmuck, den sich tausend Krieger wünschen, in ihrer Wohnung für einen König, der damit sein Roß und seinen Wagenlenker zieren soll.“

Vor dem Anfang des Rennens wurden die Plätze durch das Loos gezogen; die Reiter stellten sich in einer Reihe vor einer Schranke oder vor einem ausgespannten Seile auf, wodurch sie gehindert wurden, vor dem gegebenen Zeichen auszulaufen. Mit dem Klang der Drommete erhob sich die Schranke oder fiel das Seil. Hierauf stürzten die Reiter in die Rennbahn, bogen um das Ziel und kamen mit derselben Schnelligkeit an den Ort, von welchem sie ausgegangen waren, wieder zurück.

Bisweilen waren diese Rennen, wie die neueren Rennen, nur ein Kampf der Schnelligkeit; manchmal galt es auch, zu gleicher Zeit Schnelligkeit und Gewandtheit zu zeigen. Springen und Voltigiren war bei den olympischen Spielen von großer Wirkung. Der Reiter sprang während des Rennens vom Pferde herab, lief nebenher, stieg wieder auf und sprang nochmals herunter, oder er führte im Laufe noch ein zweites Pferd am Zügel, und sprang von Zeit zu Zeit von dem einen auf das andere. Man darf nicht vergessen, wie schwierig diese Uebungen waren auf ungesattelten Pferden und mitten zwischen Gräben, Hügeln, Schreckbildern und Hindernissen aller Art, die den olympischen Hippodrom bedeckten.

Die Wagenrennen bildeten das glänzendste Schauspiel unter allen grie-

chischen Festlichkeiten. Die Wagen hatten die Gestalt einer auf zwei Rädern ruhenden Muschel mit einer sehr kurzen Deichsel, an welche man zwei, drei, vier Pferde neben einander gespannt hatte; am gewöhnlichsten waren zwei Pferde. Die Viergespanne datiren aus dem höchsten Alterthume; aber sie hatten ursprünglich zwei Deichseln. Klysthenes aus Sicyon erfand das Viergespann mit einer Deichsel und fügte an jedes Ende des Auerholzes noch zwei Stränge.

Die Wagen stellten sich neben einander auf und liefen auf das gegebene Zeichen alle zusammen aus. Ohne die Unebenheiten der Bahn zu rechnen, muß man erwägen, daß es äußerst schwierig war, an dem Ziele umzulenken; wenn zwanzig Wagen auf einmal im schnellsten Laufe vorwärts stürzten und sich um den Rang, der erste zu sein, stritten, so bedurfte es einer außerordentlichen Geschicklichkeit, am Grenzstein umzubiegen, ohne ihn zu berühren. Horaz drückt dies Bemühen mit folgenden Worten aus:

Rotaque fervidis evitata rotis.

und Virgil sagt, indem er ein Wettrennen mit Schiffen beschreibt:

Radit ita laevum interior.

Homer hat uns die Regeln überliefert, die man den jungen Kämpfern bei den olympischen Spielen gab; er legt diese Regeln dem alten Nestor in den Mund, der zu seinem Sohne Antilochos spricht:

„Mein lieber Sohn, laß deine Rosse so nahe als möglich an das Ziel laufen. Zu diesem Zwecke biege dich auf dem schönen Wagen etwas nach links; sporne das rechte Roß an mit lautem Zurufe; laß ihm die Zügel schießen und jage das andere Roß nahe an das Ziel hin, so, daß die Axe des Rades den Stein zu berühren scheint; hüte dich aber, an den Stein selbst anzurennen, damit du nicht die Rosse verwundest oder den Wagen zertrümmerst.“ (Ilias, B. 23.)

Derselbe Dichter, dem man die Erneuerung der olympischen Spiele hat zuschreiben wollen, giebt uns von einem Wagenrennen eine Beschreibung, die am besten diese kriegerischen Belustigungen schildert.

„Achilles läßt zu Ehren des Patroklos ein Todtenfest feiern. Von dem Sohne der Thetis werden Wagenrennen angeordnet. Die berühmtesten Führer der Griechen besteigen schnell ihre Wagen und brennen vor Begierde, die Preise zu gewinnen.

Als sie nach der Reihe aufgestellt waren, zeigt ihnen Achilles fern im Felde das Ziel, und stellt dort den alten Phönix, den Waffenträger seines

Vaters, hin, daß er aufmerksam die Fahrenden beobachtete und die Wahrheit aussagte. Alle erhoben zugleich die Peitschen über die Rosse, schlugen sie mit dem Zügel und reizten sie, nach dem Ziele strebend, durch Zuruf an.

Eilig jagten diese, weitab von den Schiffen, durch das Feld; unter ihren Bäuchen stieg wallender Staub, einer Wolke oder einem Windwirbel gleich, empor, und die Mähnen flatterten im wehenden Winde. Bald berührten die Wagen den Erdboden; bald hüpften sie wieder hoch schwebend dahin. Jedes Herz klopfte vor Verlangen nach dem Siege und jeder befeuerte seine Rosse, die im wirbelnden Staube schnell das Gefilde durchflogen.

Als die behenden Rosse nun schon um das Ziel gelenkt hatten und wieder zurück an das schäumende Meer jagten, da ward die Schnelligkeit eines Jeden erst offenbar; die Rosse beschleunigten fliegend ihren Lauf, und des Eumelos leichtfüßige Stuten überholten die andern mit ihren Wagen, und hinter ihnen folgten sogleich des Tydiden trojanische Zelter; nicht fern, sondern immer nahe flogen sie dem Eumelos nach, und immer schien es, als wollten sie hinauf in seinen Wagen springen; der glühende Athem ihrer Nüstern beleuchtete den Rücken und die breiten Schultern des Königs, denn ihre Häupter schwebten immer über ihm. Und der Sohn des Tydeus wäre ihm zuvorgekommen oder hätte ihm den Sieg zweifelhaft gemacht, wenn nicht Phöbos Apollon, zornig auf ihn, die geschwungene Peitsche seinen Händen entrissen hätte. Thränen ergossen sich aus den unwilligen Augen, als er jene weit schneller ihm vorauslaufen, und die seinen, vom Gotte scheu gemacht, nachrennen sah.

Minerva bemerkte bald, wie Apollo den Diomedes benachtheiligte, lief eilig dem Hirten der Völker nach, gab ihm die Peitsche wieder und hauchte seinen Rossen neue Kraft ein.

„Der Sohn des Tydeus lenkte nun die eiligen Rosse vorüber vor ihm, und überholte die andern weit; denn Minerva verlieh seinen Rossen Kraft und ihm Siegesruhm. Der Atride Menelaos setzte ihm schnell nach, und Antiochus rief den Rossen seines Vaters zu: „Strenget euch an und beschleuniget den Lauf, und stürzet ihnen nach, damit Aethe, die Stute, nicht schmähend euch vorwerfe: warum bleibet ihr zurück, ihr muthigen Renner? Ich sage euch und erfülle es; nicht ferner werdet ihr bei Nestor, dem Hirten der Völker, Pflege finden, sondern mit scharfem Erze getödtet werden, wenn ich durch euer Säumen den geringeren Preis erjage. Auf! eilet und flieget!

Ich selbst werde schlau mich bemühen, im engen Wege vorauszukommen und mich nicht berücken zu lassen."

„Er sprach's, und diese liefen, die Drohungen ihres Führers fürchtend, einige Zeit behender; und jetzt ersah Antilochos die Enge des hohlen Weges. Denn mitten im Erdreich war eine Spalte, vom winterlichen Regen ausgespült und vertieft. Dorthin fuhr Menelaus, um den Zusammenstoß der Räder zu verhüten. Aber Antilochos jagte die kräftigen Rosse schnell neben ihm her, und fuhr, ihm ausweichend, vorüber. Den Sohn des Atreus ergriff Furcht und er rief dem Antilochos zu: „Antilochos, Du jagst unbesonnen; halte Deine Rosse doch an; hier ist der Weg schmal, aber bald kommt ein breiterer, auf dem Du vorbeifahren kannst. Siehe zu, daß Du nicht uns beide beschädigst und Wagen an Wagen stößest." So sprach er, aber Antilochos jagte nun desto eiliger fort, peitschte ohne Unterlaß, und that, als ob er nichts hörte. So weit eine Wurfscheibe fliegt, die ein Jüngling, um seine Jugendkraft zu zeigen, aus gehobener Hand hinschleudert, so weit liefen diese vor; aber die Rosse des Atriden blieben zurück; denn er lenkte sie mit Willen nicht weiter und fürchtete, seine Rosse möchten auf dem Wege mit jenen zusammenstoßen, den schönen Wagen umstürzen, und mitten in der Hitze des Sieges, selbst hingleiten in den Staub. Noch zorniger rief jetzt der blonde Menelaos ihm zu: „Sohn des Nestor, kein Sterblicher ist schadenfroher, als Du. Hebe Dich weg von mir! Fälschlich hielten wir Achäer Dich sonst für weise; doch nicht, sonder Eid, sollst Du vor mir den Preis empfangen." Und seinen Rossen rief er ermunternd zu: „Säumet nicht und stehet nicht traurig da! Jenen werden Füße und Knie eher ermatten, als euch, denn jene sind beide nicht mehr jugendlichen Alters."

„Er sprach's, und sie strengten, den Zuruf des Königs fürchtend, sich eifriger an und holten die Rosse des Antilochos bald wieder ein. Im Kreise saßen indessen die Argiver und sahen dem Laufe der Rosse zu, die, Staub aufwirbelnd, durch das Feld flogen. Schon fuhr Diomedes immer näher herbei. Unaufhörlich schwang er die Peitsche um die Schultern, und seine Rosse sprangen, hochfliegend, die Bahn schnell entlang. Staub überschüttete den Wagenlenker; der Wagen, mit Gold und Zinn prächtig ausgelegt, folgte schnell den flüchtigen Rossen und hinter ihm ließen die Räder kaum ein Gleis im Staube zurück; so leicht flog er dahin. Als er die Schranken wieder erreichte, träufelte reichlicher Schweiß von dem Nacken und der Brust der Rosse; er selbst sprang vom glänzenden Sitze zur Erde hinab, lehnte die

Peitsche hin an das Joch, und ohne Säumen erhob sich der tapfere Sthenelos, und nahm die Siegespreise und spannte die Rosse aus. Nach ihm rannte nun Antilochos daher, der durch List, nicht durch Schnelligkeit, dem Menelaos zuvorkam; aber die Rosse des Atriden waren nicht weit hinter ihm. So weit ein Roß, das einen Wagen hastig über die Ebene zieht, vom Rade entfernt ist, so weit nur war Menelaos zurück hinter dem Antilochos, ob er vorher einen Scheibenwurf weit hinter ihm gewesen war, ehe er ihn wieder erreicht und Agamemnon's schönmähnige Aethe sich kraftvoll wieder angestrengt hatte. Und wäre die Entfernung auch noch größer, so hätte er ihn gewiß noch überholt und ihm den Sieg abgerungen."

Die alten Griechen waren der Meinung, daß die Stuten schneller laufen könnten, als die Hengste, und man bemerkt unter den Pferden der olympischen Sieger mehr weibliche, als männliche Namen. Plinius und Aelius haben diese Ansicht bestätigt; sie behaupten, daß zu den Uebungen des Circus die Stuten geeigneter sind, als die männlichen Pferde. Diese Meinung, die den Stuten eine größere Schnelligkeit zuschreibt, wird noch heut zu Tage von den Arabern und andern orientalischen Völkern getheilt; aber anders denkt man im Norden von Europa, wo man, wenn es sich um die Schnelligkeit beim Rennen handelt, die männlichen Pferde schwerere Gewichte tragen läßt, als die Stuten. Es ist übrigens hier nicht der Ort, diese Frage zu erörtern. Wir könnten uns höchstens darauf beschränken, beiden scheinbar sich widersprechenden Behauptungen Recht zu geben und zu sagen, daß diese Frage eine Frage des Klima's ist.

Es gab zu Olympia auch noch ein besonderes Pferderennen, zu dem nur Stuten benutzt wurden. Dieses Rennen hieß Kalpe. Eigenlich war es mehr eine gymnastische Uebung, als ein Rennen. Die Reiter sprangen, wenn sie am Ziele ankamen, von ihrem Pferde herab und setzten, in der einen Hand den Zügel haltend, den Lauf zu Fuße fort.

Die Reiter, welche Anabaten hießen, bestiegen nur männliche Pferde.

Die zu den Wagen- und Pferderennen nothwendige Uebung dauerte dreißig Tage; aber die Konkurrenten mußten schwören, daß sie sechs Monate hintereinander alle Uebungen und alle Proben gemacht hatten, wozu die Ordnung der Spiele sie verpflichtete.

Die Könige oder die Fürsten führten häufig selbst ihre Wagen oder ritten ihre muthigen Renner; aber sie brauchten nicht persönlich die Rennbahn zu betreten, sondern sie konnten sich daselbst vertreten lassen, und sogar die Frauen

konkurrirten bei den olympischen Spielen, besonders in den späteren Zeiten; sie durften jedoch nicht persönlich daselbst auftreten, weil es ihnen verboten war, bei den Spielen zu erscheinen. Indem die Griechen die schöne Hälfte des Menschengeschlechts von ihren edlen Siegen ausschlossen, beraubten sie sich ohne Zweifel großer Genüsse; aber diese Vorschrift stand mit der sittlichen Strenge von Alt-Griechenland in Einklang.

Die Ueberschreitung dieser Vorschrift verzieh man nur jener heroischen Frau, Tochter, Schwester und Mutter olympischer Sieger, welche der Sehnsucht nicht widerstehen konnte, ihren Sohn triumphiren zu sehen. Kallipatira hatte sich, um den Spielen zuzusehen, als gymnastischer Lehrer und Uebungsmeister verkleidet. Sie verrieth sich jedoch, indem sie dem Sieger entgegenlief und sich in seine Arme stürzte. Die Kampfrichter begnadigten sie aus Rücksicht für ihre edle Gesinnung, aber sie trafen zugleich Maßregeln, daß ein solcher Unterschleif für die Zukunft nicht wieder vorkommen konnte.

Die erste Frau jedoch, die ihrem Geschlechte diese ruhmreiche Laufbahn eröffnete, war Kynisea, Tochter des Archisanus und Schwester des lacedämonischen Königs, Agisilaos. Sie gewann den Preis in dem Wettrennen mit einem Viergespann. Dieser Sieg, der bis dahin ohne Beispiel war, wurde mit großer Pracht gefeiert. In ihrem Vaterlande wurde ihr ein großartiges Denkmal errichtet, und sie wurde zu den berühmten Heldinnen gezählt. Kynisea selbst schenkte dem Tempel zu Delphi einen ehernen Wagen, der mit vier Rossen bespannt war. In der Folge fügte man zu dieser Opfergabe noch das von Apelles gemalte Bild der Kynisea. Dieses ruhmreiche Siegeszeichen wurde zu Ehren der berühmten Tochter Lacedämon's mit Inschriften geziert. Nach ihrem Tode errichtete man ihr zu Olympia Standbilder und Altäre. Uebrigens waren diese Ehrenbezeigungen für das Geschlecht der Kynisea nichts Außergewöhnliches oder Besonderes; die Männer, die in den Reitrennen gesiegt hatten, wurden wie Götter geehrt. Der Siegerpreis war zwar nur eine einfache Epheu- oder Lorbeerkrone, aber diese an sich geringe Belohnung war mit vielen anderen Auszeichnungen begleitet. Die Kampfrichter erkannten zuerst dem Sieger die Krone zu, die er verdient hatte, und gaben ihm in die rechte Hand einen Palmenzweig; alsdann führte ihn ein Herold, unter Vortritt eines Trompeters, in die Mitte der Rennbahn und verkündete mit lauter Stimme seinen Namen und sein Vaterland.

Hierauf klatschten die Zuschauer in die Hände und erhoben ein lautes Jubelgeschrei, das sich in die Luft erhob; die musikalischen Instrumente ließen

Fonfaren ertönen, die nach der Art des Triumphes und nach dem Lande des Siegers verschieden waren. Auf den Rasenplätzen wurden Tänze aufgeführt, und ein glänzender Aufzug, den die gesammte Jugend und die Priester bildeten, geleitete den Sieger feierlich an den Altar Jupiter's, auf welchem Weihrauch brannte und der Duft der Hekatomben emporstieg.

Wenn der gekrönte Kämpfer in sein Vaterland zurückkehrte, kamen ihm die verschiedenen Völkerschaften entgegen. Auf einem Viergespann stehend, den Kranz auf der Stirn und die Palme in der Hand, zog er beim Scheine von tausend Fackeln und von einem glänzenden Gefolge begleitet, durch ein besonders erbautes Thor in seine Vaterstadt ein.

Nachdem der Triumphzug vorüber war, fanden theils auf Kosten des Staatsschatzes, theils auf Kosten der Sieger selbst, prächtige Festlichkeiten statt.

Die Sieger in den olympischen Spielen erhielten noch andere beträchtliche Privilegien; sie empfingen Pensionen aus dem Staatsschatze; sie wurden von allen Abgaben und Municipalämtern befreit; sie hatten im Theater und bei den öffentlichen Spielen einen Ehrenplatz. In Sparta hatten sie die Ehre, in der Schlacht neben dem Könige zu kämpfen; in Athen wurden sie für ihre übrige Lebenszeit auf Kosten des Staats unterhalten, errichtete man ihnen Standbilder und überlieferte der Nachwelt ihren Ruhm durch lobende Inschriften, besangen die berühmtesten Dichter ihre Wettkämpfe. Unter den den Helden erwiesenen Ehrenbezeigungen vergaß man die Pferde nicht, deren Schnelligkeit und andere Vorzüge die Quelle und ein Theil des Ruhmes der Sieger waren; man widmete ihnen ebenfalls Denkmäler, wie den Kämpfern; man ernährte sie, ohne daß sie für ihr übriges Leben noch zu arbeiten brauchten; ihr Name, ihr Alter, die Farbe ihrer Haare und der Name ihres Geburtslandes wurden in den Staats-Registern verzeichnet; endlich priesen die Dichter ihr Lob und besangen sie in ihren Versen.

Die Geschichte nennt uns unter den berühmten Rennpferden die Stute **Aura**, von welcher uns Pausanias folgende Erzählung giebt:

„Die Stute des Phidolas hieß Aura, wie die Corinther sagen. Ihrem Reiter begegnete gleich beim Anfange des Laufes das Unglück, daß er herunterfiel, aber sie lief nichts desto weniger weiter, bog, nach den Regeln, um das Ziel, beschleunigte noch mehr ihren Lauf, als sie die Trompete hörte, kam zuerst bei den Hellanodiken an und blieb vor ihnen stehen, als ob sie wüßte, daß sie den Preis errungen hätte. Die Etäer riefen den Phidolas als

Sieger aus und erlaubten ihm, die Statue seiner Stute zu Olympia aufzustellen."

Andere Zeiten, andere Sitten! Giechenland giebt dir, edle Aura, ein Standbild; auf unseren heutigen Rennbahnen würdest du, wenn du dich von deiner Last befreit hättest, aufgefangen und aus der Bahn abgeführt worden sein: es ist eine traurige, aber wahre Bemerkung, daß der Ruhm bisweilen nach dem Gewichte abgeschätzt wird.

Für die Sieger der olympischen Spiele waren die griechischen Lorbeerbäume nicht schön, carrarischer Marmor nicht kostbar und die Verse der Dichter nicht klangvoll und harmonisch genug. Cicero versichert uns, daß ihr Ruhm dem Ruhme des ehemaligen Consulats bei den Römern gleich war. Horaz macht sie zu Halbgöttern und Pindar hat ihnen seine Muse gewidmet. Er hat die mit edlem Staube bedeckten Rosse von Elis besungen und hat, um dem Hiero ein unvergängliches Denkmal in seinen Gesängen zu errichten, ihm kein kostbareres Anrecht auf die Unsterblichkeit gegeben, als das eines olympischen Siegers.

„Dieser Fürst," sagt er, „welcher mit Gerechtigkeit die Völker des fruchtbaren Sicilien's beherrschte, hat die reinste Blüthe aller Tugenden gepflückt; die Poesie und die Musik sind seine edelsten Vergnügungen.

Er liebt die melodischen Gesänge, wie wir sie an dem Tische der Personen spielen, die uns lieb und theuer sind. Nimm daher deine Lyra und spiele darauf ein dorisches Lied. Wenn du in dir ein edles Feuer fühltest, wenn du von Begeisterung entzückt warest, als dieses herrliche Roß, in schnellster Eile, ohne vom Sporn gestachelt zu werden, an die Ufer des Alpheus flog und seinen Herrn in den Schooß des Sieges trug; so singe den König von Syrakus, die Zierde unserer Wettrennen."

Hiero war nicht der einzige König, der sich bei den olympischen Spielen auszeichnete: Theron, König von Agrigent und sein Bruder Xenokrates, Gelon und die beiden Dionyse, Könige von Syrakus, Archelaos und Philippos, Könige von Macedonien, Pausanias, König von Lacedämon, Mithridates, König von Pontus, strebten ebenfalls nach diesen herrlichen Siegeskronen.

Nero liebte auch die Pferde und die Reiterspiele. Die Liebe zu diesen edelen Gegenständen findet sich nicht selten in den gemeinsten Seelen, wie ein Tropfen Honig im Kelche giftiger Blumen und die weiße Perle in einer von Würmern zerfressenen Muschel.

Bis der Sohn der Agrippina Herr des römischen Reiches geworden war, strebte er nach einem höheren Ruhme: er kämpfte mehrmals um die olympische Krone, auf einem mit sechs Pferden bespannten Wagen. Bei seiner Rückkehr aus Griechenland hielt er auf einem von weißen Pferden gezogenen Wagen seinen Einzug in Neapel, nachdem er sich ein besonderes Thor durch Abtragung der Stadtmauer hatte machen lassen, wie es bei den olympischen Siegern üblich war. Ebenso zog er in Antium, Alba und Rom ein. Der Wagen, auf welchem er den Einzug hielt, war der Triumphwagen des Augustus; seine Kleidung bestand in einem Purpurgewande und in einem mit goldenen Sternen besetzten Mantel; auf seinem Haupte strahlte die Krone der olympischen Spiele und in seiner Hand hielt er die Krone der pythischen Spiele; die anderen Kronen, die er errungen hatte, wurden feierlich vor ihm her getragen.

Miltiades ließ im Ceramicus, mit großer Pracht, drei seiner sieggekrönten Stuten begraben. Da sein Sohn Cimon dreimal den Preis mit diesen Stuten gewonnen hatte, so ließen ihnen die Athener eherne Standbilder errichten, von denen die Geschichtsschreiber als von einem großen Kunstwerke sprachen.

Unter den olympischen Siegern glänzte auch der romantische Alcibiades, der Dichter, Gelehrter, Krieger, Redner und schön, wie der pythische Apollo war, und in sich allein alle Vorzüge und Fehler Athen's, seiner Vaterstadt, vereinigte. Dieser Mensch, den alle Leidenschaften quälten, würde nur ein halber Mensch gewesen sein, wenn die Liebe zum Pferde ihm gefehlt hätte: keiner aber besaß sie in einem höheren Grade.

Seine prächtigen Marställe enthielten eine große Anzahl von Rennpferden; nichts glich der Pracht seiner Wagen; kein König, kein Fürst hat jemals, wie er, sieben Wagen auf einmal zu den olympischen Spielen gesandt. An einem und demselben Tage gewann er den Preis des Wettlaufs, des Wettreitens, und des Wettfahrens. Er konnte seine Stirn mit drei Kronen auf einmal krönen, eine Ehre, die seit dem Sohne Latonen's, kein Mensch gehabt hatte. —

Unter der Zahl der Sieger im Wettreiten bemerkt man auch, neben den Königen und Helden, noch zwei der berühmtesten griechischen Philosophen, Pythagoras und Empedokles. Das Genie des Pferdes steht also mit allen Arten von Genies im Zusammenhange. Den Alten gebührt die Ehre, dies begriffen, uns trifft die Schande, es vergessen zu haben.

Ein merkwürdiges Beispiel von den Ehrenbezeigungen, die man den Siegern der olympischen Spiele erwies, wird uns von der Stadt Agrigent geliefert. Sie feierte eines Tages den Einzug des Exenetes, der in den olympischen Spiele gesiegt hatte.

Er fuhr auf einem prachtvollen, mit vier weißen Rossen bespannten Wagen; diesem folgten dreihundert andere Wagen, die ebenfalls mit weißen Rossen bespannt waren. Ein tausendstimmiger Jubelruf der Einwohner begrüßte den heimkehrenden, preisgekrönten Sieger. Solche großartige und zauberhafte Schauspiele wird die Welt nie wiedersehen. Uebrigens war Agrigent eine Stadt, die sehr viele Pferdeliebhaber und Pferdekenner unter ihren Bewohnern hatte. Hier gab es auch viele mit Pyramiden geschmückte Grabdenkmäler, die dem Andenken ausgezeichneter Pferde gewidmet waren.

Das folgende Epitaphium ist eines jener merkwürdigen Lobgedichte, die man einst häufig auf den Mausoleen jener unsterblichen Wettrenner lesen konnte:

„Marmorsäule, wer ruhet im Grab? — Ein herrlicher Renner.
„Nenne den Namen mir jetzt! — Kennst Du Euthydikos nicht,
„Welcher so oft gesiegt im Kampf der olympischen Rennbahn?
„Ist Dir der Reiter bekannt? — Käranos ward er genannt!
„Dieser unsterbliche Ruhm, den beide sich muthig errungen,
„Trägt sie empor zum Olymp, macht sie den Himmlischen gleich.“

Unter allen Denkmälern, welche uns aus dem Alterthume übrig geblieben sind, giebt uns keines ein treueres Bild von den Pferden und Reitern der griechischen Epoche, als das Hauptwerk des Phidias, das unter dem Namen des Frieses von Parthenon bekannt ist. Diese wundervollen Basreliefs, die unter den zerstörenden Einflüssen der Zeit und der Barbarei der Menschen viel gelitten hatten, wurden von Lord Elgin nach London gebracht, wo sie gegenwärtig eine Hauptzierde des Britischen Museums sind; aber hier, ihres schönen Himmels und ihres milden Klima's beraubt, zerbröckeln sie unter der kalten Sonne des Nordens allmählig an allen Seiten und werden bald nur noch klägliche Bruchstücke enthalten. Ein Denkmal von seiner Stelle entfernen, heißt eine Ruine machen.

Dieser Fries stellt das Fest der großen Panathenäen dar. Hierbei stritten die Söhne der angesehensten Bürger um den Preis des Pferdewettrennens.

In antiquarischen Sammlungen findet man auch jetzt noch panathenäische Vasen, die bei diesen Wettkämpfen als Preise ausgesetzt waren, wie die darauf

befindlichen versificirten Inschriften beweisen. Die Malereien zeigen uns Pferderennen als die gewöhnliche Uebung der athenischen Jugend. Die auf dem Friese dargestellten Pferde und Menschen sind vortrefflich gearbeitet. Uebrigens könnte ein Pferdekenner über dieses Kunstwerk folgende Bemerkungen machen:

Die Pferde sind im Verhältniß zu der Gestalt des Menschen sehr klein; sie scheinen ungefähr nur 3½ Fuß Höhe zu haben. Wenn ein Mensch steht, so reicht ihm das Pferd nur bis an die Brust; sitzt er zu Pferde, so reicht sein Fuß bis unter das Knie des Pferdes. Die Pferde haben die bekannte Urform: ihr Kopf ist viereckig und etwas stark; der Hals kurz und muskulös; die Schulter eingedrückt; die Brust tief; die Glieder stark und fest und die Haltung des Schweifes prächtig. Die Reiter sitzen auf dem nackten Rücken des Pferdes; ihre Haltung ist senkrecht. Der Gang der Pferde ist Schritt oder Galopp. Sie haben fast alle jenen taktmäßigen Gang, den die Franzosen petit galop und die Engländer canter nennen. Wir wollen jetzt Xenophon sprechen lassen: „Wenn du dem Pferde den Sporn gegeben hast, so laß den Zügel etwas los; es wird dann glauben, daß es frei ist, und in der Freude darüber, nimmt es eine stolze Haltung an, wie das freie Pferd, das sich auf unabsehbaren Ebenen tummelt. So sind die Pferde, auf denen die Götter und Helden reiten; sie sind der Stolz der Reiter; das Pferd selbst ist der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung; es zieht alle Blicke auf sich; es entzückt Alt und Jung; man kann seine Augen nicht von ihm wenden; man wird nicht müde, es zu bewundern, wenn es mit diesem stolzen Gange einherschreitet."

Einige Pferde des genannten Frieses haben den sogenannten Paßgang oder Zeltergang, der bei den Griechen und im ganzen Alterthume sehr beliebt war. Es versteht sich von selbst, daß die Pferde, die ohne Sattel geritten werden, nur im Schritt, Zeltergang oder Galopp gehen können. Das Traben war bei den Alten fast gänzlich aus der Reitschule verbannt, wie es auch heut zu Tage bei südlichen Völkern noch nicht üblich ist. Unter den mehr als hundert Pferden, die auf dem genannten Fries dargestellt sind, sieht man nicht ein einziges im Trabe.

Nichts gleicht der Lebhaftigkeit und der Kraft, welche der Bildhauer diesen Pferden zu geben verstanden hat; die einen, unwillig über den Zügel, senken den Kopf gegen die Brust und springen mit den Vorderfüßen; andere, die glücklicher sind, oder auf denen ungeschickte Reiter sitzen, befreien sich vom Zügel, heben den Kopf in die Höhe und fliehen; einige haben ihre Reiter ab-

geworfen; diese schlagen sie mit der Hand; andere lassen sich von ihren Reitern nicht besteigen, und fliehen im Sprunge hierher und dorthin, die Reiter verfolgen sie und holen sie mit vieler Mühe wieder ein, und dennoch scheinen sie trotz dieser Lebendigkeit und Wildheit von großer Zahmheit zu sein, wie alle Pferde der arabischen Race sind, von denen sie abstammen. Die meisten, die theils an Wagen angespannt sind, theils ihre Reiter erwarten, bleiben ruhig und schütteln auf zierliche Weise ihre Köpfe; selbst diejenigen, welche springen, sich bäumen und fliehen, thun nichts Beunruhigendes; sie scheinen es absichtlich zu vermeiden, ihre Herren zu beschädigen; und das sind keine Männer unserer Zeit, linkisch, ungeschickt, ungraziös, aus Schwäche tyrannisch; es sind Männer der heroischen Zeiten, Männer des Gymnasiums und des Porticus. Mit welcher stolzen Ruhe beherrschen sie ihre Rosse! mit welchem Vertrauen nähern sie sich ihnen; mit welcher energischen Sicherheit theilen sie ihnen ihren Willen mit, wenn sie mit ihnen reden, sie zum Stehen bringen, sie vorwärts treiben, sich auf ihren Rücken schwingen oder absteigen; man erkennt in ihnen die Herren und Könige der Schöpfung. Wenn Phidias den Menschen dargestellt hätte, wie er das gezähmte Pferd unter das Joch seiner geistigen Ueberlegenheit beugt, so würde er uns nur eine mehr oder weniger lange Reihe von beweglichen Maschinen gezeigt haben; wenn er das Pferd in seiner Wildheit und Furchtbarkeit, und den Menschen in Zorn und Wuth dergestellt hätte, so müßten wir fürchten, daß die rohe Gewalt des Thieres die Oberhand gewinnen würde.

Was würde der Mensch mit der Kraft des Körpers ohne die Kraft des Geistes sein!

Phidias hat uns das Pferd muthig und den Menschen ruhig dargestellt, da er die Ordnung und die Harmonie der Vorsehung verstand: *τὸ πρεπεῖν ἐπὶ θυμοειδοῦς ἵππου.*

Xenophon liefert den besten Commentar zu dem Werke des Phidias. Xenophon und Phidias, große Männer, die unter den Opfern der menschlichen Undankbarkeit als leuchtende Beispiele dastehen! der eine starb im Gefängnisse, der andere in der Verbannung!

Wir gehen zur Reitkunst der Griechen und Römer über.

Kein Theil der Geschichte der socialen Verhältnisse in früheren Zeiten ist so vernachlässigt, oder, wenn behandelt, so sorglos behandelt worden, als der Zustand der Reitkunst bei den Alten. Widersprüche, kindische Behauptungen, auf keine Autorität gestützt, wimmeln in den wenigen Werken, die wir

über diesen Gegenstand haben. Die Ueberzeugung von dem allgemeinen Interesse, die die Sache an sich hat, bewog uns zu dieser etwas weitläufigeren Darstellung, deren Genauheit nicht ohne große Schwierigkeit erreicht ward.

Wenn, mit Ueberspringung von Zeit und Raum, wir einen Dandy der fünfundneunzigsten Olympiade, oder aus dem Zeitalter des Augustus mit einem Incroyable gegenwärtigen Jahres zusammenstellen wollen (jeder von ihnen in der zu seiner Zeit am Meisten erprobten und beliebten Weise beritten und equipirt) — es müßte ergötzlich sein, die Verwunderung, die Neugierde mit anzusehen, mit der Jeder auf das ihm so ganz neue Reiterkostüm des Andern blicken würde. Wir dürfen vielleicht noch bezweifeln, ob die complicirten Vorrichtungen der neueren Verfeinerung all' die Bewunderung finden würden, welche wir für sie in Anspruch nehmen; ob nicht vielmehr sie, wie die Equipirung von Cäsar's Cavallerie von Seiten der kühnen Germanen, mit Spott oder doch einem Lächeln über unsere Feigheit und Verweiblichung aufgenommen werden würden. Freilich in der Hauptsache muß die Reitkunst zu allen Zeiten dieselbe sein, und so sehr auch ihre einzelnen Grundsätze durch die Zeit modificirt, oder durch Nationaleigenthümlichkeiten verändert werden mögen, die allgemeinen Principien wenigstens, wonach sie regulirt sind, lassen nur wenig Veränderung zu. Man verlege die Scene von Hyde-Park zum Campus-Martius, von Bondstreet zu den Hermen oder der Straße der Dreifüße; — statt das Subscriptionszimmer zu Tattersalls, setze man das fashionable Hipponcion zu Athen, und statt Derby oder Leger nehme man als Tagesangelegenheit irgend einen großen Wettkampf bei den olympischen Spielen, und man wird, einige zufällige Einzelheiten abgerechnet, im Uebrigen dasselbe finden. Dieselben Leidenschaften, dieselben Hoffnungen, dieselben Besorgnisse, dieselben interessirten Speculationen unter den Niedriggesinnten, dieselbe edle Hoffnung auf Ruhm unter den Jungen und Eifrigen, dieselbe, oder vielmehr eine weit ängstlichere Erwartung in Allen. Denn ihnen war der Ausgang Gegenstand der geschichtlichen Annalen, statt daß jetzt es nur zum vergänglichen Gerede eines Zeitungsartikels wird, der heute gelesen, und morgen für immer vergessen auf die Seite geschoben ist.

Vorerst ist, um Verwirrung zu vermeiden, zwischen Reitkunst der Griechen und Römer zu unterscheiden. Beginnen wir mit jenen. Wie bei aller Geschichte, so ist auch hier der Anfang voll Dunkel und Ungewißheit, und es ist wohl ebenso unnütz als langweilig, sich noch mit der Frage zu befassen, ob bei der ersten Bändigung des Pferdes zum Gebrauch der Menschen man ein

Anhängsel von einem Wagen oder sonst etwas gebrauchte, oder ob der Sieger mit einem Male sich auf den Rücken des wilden, wiewohl edelmüthigen Thieres wagte, das sich ihm als einen so schätzbaren Diener erwies. Für Griechenland, Thessalien ausgenommen, würde das erstere wahrscheinlicher sich zeigen.

Zur Zeit des trojanischen Krieges scheint die Gewohnheit zu reiten, wenigstens im Kriege unbekannt gewesen zu sein. Der einzige Fall, der Raub der Pferde des Rhesus durch Ulyß und Diomed, der auf Reiten hinzuweisen scheint, läßt sich leicht anders erklären; unerklärlich aber bliebe, daß Homer in Iliade und Odyssee nur ein einziges Mal von der Reitkunst gesprochen, wenn sie ihm, oder vielmehr den trojanischen Zeitgenossen, bekannt gewesen. Er führt unwandelbar seine Helden in ihren Streitwagen zur Schlacht. Auch findet sich nicht die leichteste Spur von einer anderen Gewohnheit bei den Kriegern der benachbarten Nationen. Selbst die Centauren-Fabel kann nur die Priorität des Wagens bis zur Evidenz beweisen. Sie ist nur eine Allegorie, die das erste Aufkommen der Reitkunst versinnlicht, und die Verwunderung, mit der ein unwissendes Volk den neuen Versuch anstaunte, während der Gebrauch des Streitwagens längst allgemein war. So hing der Fortschritt der Reitkunst nur von den Umständen jedes einzelnen Landes ab; in einigen ward sie ganz vernachlässigt, während in anderen sie die Hauptbeschäftigung des Lebens bildete. Selbst in demselben Lande erlitt sie in ziemlich kurzen Zwischenräumen große Veränderungen. In der Jugend Cyrus des Aelteren war das Pferd in Persien fast unbekannt; kurze Zeit nachher war es zur Ausrüstung eines Persers fast unentbehrlich. Es war schimpflich, zu Fuß zu erscheinen. Dem heutigen Kosacken oder Araber gleich, brachte der Perser sein Leben auf dem Pferde zu, und auf der Reise, der Jagd, selbst bei ceremoniellem Besuch war das Pferd sein unzertrennlicher Gefährte. Und dann wieder vor Xenophon's Zeiten hatten die Sitten dieses einst so kräftigen Volkes eine neue Veränderung erlitten: das edle Thier ward nur noch zu eitlem Pomp oder als Werkzeug luxuriöser Ruhe gebraucht. „Sie hatten mehr Decken auf ihren Pferden," sagte Xenophon, „als auf ihren Lagern, und sorgten weniger für Pferde, als für weichen, bequemen Sitz." In Griechenland war Thessalien von den frühesten Zeiten am berühmtesten wegen seiner Pferde, wegen der Geschicklichkeit und Trefflichkeit seiner Reiterei. Es war das Vaterland der fabelhaften Centauren, und wie eng die Uebung der Reitkunst mit all' seinen Institutionen zusammenhing, kann man aus der traditionellen Sitte ersehen, nach der bei einer thessalischen

Hochzeit die Braut mit einem völlig zur Reise aufgeschirrten Rosse beschenkt ward.

Der Peloponnes, ein wildes, bergiges Land, war der Zucht dieses Thieres ungünstig und machte seine Dienste, wenigstens im Krieg, fast werthlos. Daher finden wir die Spartaner lange ohne Reiterei. Erst nach der Niederlage der Perser unter Xerxes betrug die athenische Cavallerie etwa hundert Pferde; und selbst in den blühendsten Tagen der Republik war die höchste Anzahl nur 1200. Aber wie bei allen Einrichtungen dieses merkwürdigen Volkes war es Staatssache, auch diese Reiterei zur größtmöglichsten Vollkommenheit zu bringen. Sie wurde vielleicht mit größerer Sorgfalt erlesen, als irgend ein anderes Militaircorps, von dem wir wissen; nichts ward vernachläßigt, was ihre Tüchtigkeit sichern oder erhöhen konnte. Der Commandant hatte die Verpflichtung auf sich, Niemanden ohne strenge Prüfung zuzulassen, und ewiger Bürgerrechtsverlust war die Strafe für jeden betrügerischen Versuch von Seiten Einzelner, sich unerprobt in die Rolle einzuschleichen. Auch das Studium der Reitkunst, theoretisch und praktisch, ward in ein regelmäßiges System gebracht. Noch vor Xenophon hatte Simon darüber geschrieben, und Xenophon selbst — der Staatsmann, der Philosoph, der Geschichtsschreiber — hielt es nicht unter seiner Würde, der Reitkunst zwei Bücher zu widmen, das eine über ihre Erlernung, das andere über die Pflichten des Hipparchen oder des Cavallerie-Commandanten. Auch Dichter und Maler hielten diese Wissenschaft ihres Genius würdig. Viele von Pindar's schönsten Oden enthalten den Preis der Sieger in Pferderennen, und die Sitte, die jetzt so allgemein, die gepriesenen Renner zu malen, war damals auch in Athen im Gange. Plinius erzählt von dem berühmten Zeuxis, daß, als eine Anzahl der mit ihm wetteifernden Maler ihn zu einer Probe ihrer Kunst herausforderten, der gewählte Gegenstand ein Pferd war. Die Stücke aller wurden einem regelmäßigen Richterspruche untergeben, und die Pferde der Nebenbuhler Zeuxis' bewundert, aber die größere Vortrefflichkeit seines Werks durch ein Zeugniß dargethan, von dem ab keine Appellation galt. Viele in die Halle, wo es stand, hereingeführte Pferde wurden durch die meisterhafte Ausführung des Gemäldes getäuscht und wieherten ihrem Bruder auf der Leinwand ihre Anerkennung zu.

Bei Betrachtung der Reitkunst unter den Griechen wendet sich natürlich unsere Aufmerksamkeit zuerst auf die Anschirrung des Reitpferds. Es wäre eitel, sich in die verwirrende Diskussion über die Zeit einzulassen, wo zuerst

ein Eisengebiß — von Plinius dem Pelethronius zugeschrieben — ein Theil des Apparats ward, um ein Pferd zu lenken. Wir hören, daß in der Kindheit der Reitkunst das Roß nur durch die Stimme oder die Bewegung einer Ruthe gelenkt wurde. Einige der Figuren auf der Trajans-Säule stellen Pferde im vollen Lauf ohne Zügel dar, und Lucian spricht von den Massiliern als einem Volk, das

Sitzend auf nacktem Roß, mit leichtgeschwungener Ruthe
Lenket des Thieres Lauf, das unbekannt mit dem Zügel.

So wollen wir uns denn auf das Sichere beschränken und die Zeit des Xenophon als Ausgangspunkt nehmen, so kurz als möglich die Equipirung eines griechischen Reiters beschreiben, wie er zur Reise oder Jagd auszieht; und wenn dabei der Leser Xenophons sehr werthvolle Abhandlung zur Hand nehmen will, wird er durch die zahlreichen Umstände und Verhältnisse ergötzt werden, die mit unseren Zeiten so viel Aehnlichkeit haben. Es ist nämlich die zum Sprüchwort gewordene Spitzbüberei des Pferdemarktes nicht auf diese unsere letzten Zeiten beschränkt. Sie ist wohl so alt als der Handel selbst. Wir finden Spuren von ihr vor dem trojanischen Kriege. Laomedon, König von Troja, war ein bekannter Jockey seiner Zeit. Er schonte die Götter selbst nicht und war kühn genug, den furchtbaren Herkules um die Pferde zu betrügen, die er ihm für Vertilgung der Seeungeheuers verheißen. Die Kunst ist wie ein Erblehn regelmäßig durch die Hippones von Xenophon's Zeit auf uns überliefert worden. Es war damals dieselbe Vorsicht Noth, wenn man vom abgefeimten Händler kaufte; man durfte nichts auf Treu und Glauben annehmen, nichts glauben ohne persönliche Erprobung seiner Richtigkeit. Man mußte sich durch einen geschriebenen Vertrag vor der Spitzbüberei des Züchters wahren, und aus dem Nachdruck, womit Xenophon die Nothwendigkeit behauptet, für einen sicheren Platz zu sorgen, wo das Pferd seiner Nahrung nicht beraubt werden könnte, geht doch wohl hervor, daß selbst damals die Unehrlichkeit der Pferdeknechte notorisch war. Alles, — Alles war dasselbe, bis auf die kleinlichsten und scheinbar conventionellen Eigenthümlichkeiten, selbst bis zu jenem beruhigenden Ton, der auf Papier nicht zu versinnlichen, womit der Pferdeknecht das Pferd anhält, oder jenem schnalzenden Anschlag der Zunge gegen den Gaumen, womit wir es, selbst heute noch, antreiben, wenn es nachläßt. Aber auch, um fortzufahren, — der Zügel der Griechen war sehr wenig von dem bei uns gebräuchlichen ver-

schieden. Er wird von Xenophon sehr genau beschrieben, und bestand aus Zügel, Kopfgestell und Gebiß.

Die Zügel waren von starkem, aber dünnem und biegsamem Leder, so daß im Fall der Noth der Reiter in dieselbe Hand seinen Speer nehmen konnte. Aus einer Stelle im Xenophon scheint beim ersten Blicke hervorzugehen, daß die Zügel am Ende nicht verbunden waren; aber es ist kaum begreiflich, wie ein so unbequemes Verfahren dauern konnte. Das Kopfgestell bestand ebenfalls aus denselben Theilen wie bei den Neueren: dem Stirnriemen, dem Nasenriemen, dem Kehlriemen. Sie hatten auch eins für den Stall, wahrscheinlich einen Strick oder geflochtenes Leder; und noch ein anderes, das nach der Beschreibung eine Art Knebeltrense (muzzle) gewesen zu sein scheint und gebraucht ward, wenn der Knecht das Pferd führte. Denn am Zaum durfte man es nicht führen, damit es nicht durch die unglückliche Wirkung des Gebisses auf der einen Seite hartmäulig würde.

Das alte Gebiß ist an und für sich der wichtigste Theil des Apparats; aber vielleicht der unbekannteste, und doch giebt Xenophon eine sehr genaue Beschreibung davon.

Es gab zweierlei Gebisse, — das eine ein Zuchtgebiß, sehr hart und bestimmt gegen Hartmäuligkeit. (Es hatte deshalb auch Korallen mit kleinen scharfen Stacheln, und nahe an jedem Kinnbacken waren harte scharfe Zähne daran, auch wohl Ringe.) Nach Xenophon's Beschreibung scheint es, daß dies sehr schmerzhafte Instrument bestimmt war, zu hindern, daß die Pferde das Eisen zwischen die Zähne nahmen und so die Einwirkung auf die Kinnlade verhinderten; was besonders Pferde, die auf einer Seite hartmäulig sind, gerne thun. Die daran hängenden Ringe, die auch bei uns noch üblich sind, sollten nur, wie auch Xenophon bemerkt, die Aufmerksamkeit des Pferdes auf sich ziehen, daß es sie mit der Zunge und den Zähnen bearbeitete und dadurch vom Gebiß wegbliebe.

Das andere Gebiß war weniger schmerzhaft und sollte im Gegentheil dem Thiere angenehm sein; es war voll und rund, so daß, „erfreut über seine Annehmlichkeit und den Contrast mit dem strengen Zuchtgebiß, das Pferd dann gerne das thäte, wozu es durch das andere gezwungen worden.“ Die Gewerbe daran waren frei und biegsam, und auch die Kugeln, womit es manchmal besetzt war, groß und angenehm. Die Kurbe war eine Kette, wie bei uns; aber die Griechen scheinen es noch nicht mit dem oberen Gelenk



in der Mitte der Stange versucht zu haben, das bei uns das Spiel des Gebisses im Maule sehr erleichtert, ohne des Thieres Zunge zu reiben und zu verletzen. Der Stoff daran war nach Geschmack und Luxus des Reiters verschieden, oft von Silber, nicht selten sogar von Gold.

Einige Uebersetzer von Xenophon's Zug Cyrus des Jüngern verfallen in seltsame Irrthümer, lassen die Perser die Pferde satteln, und geben selbst dem Teribazes das Vorrecht, des Königs Steigbügel zu halten; allein es ist ja doch bekannt, daß der Sattel bei den Alten, wenn man ihm wirklich diesen Namen geben kann, in jeder Hinsicht von unserem sich unterschied, und besser von uns Satteldecke genannt würde; denn zur Zeit, von der wir sprechen, war er nichts anderes. Er lag platt auf dem Pferde und hatte kein Holz, keine Erhöhung, weder am Sattelknopf, noch hinten, besonders aber waren keine Steigbügel daran, die, wie wir bei der Reitkunst der Römer sehen werden, von viel neuerem Datum waren. Dieser Sattel oder diese Satteldecke war oft von reichem, prächtigem Stoff, von den buntesten, lebhaftesten Farben, bald von bemaltem, verbrämtem Leder, mit Goldfiguren, bald von reich verzierten Thierfellen, mit Haaren und anderen zarten Stoffen ausgefüllt. Aber zu Xenophon's Zeit war das nicht immer in Gebrauch, und man sah es selbst als ein Zeichen von Männlichkeit an, es ganz zu entbehren.

Das Aufsteigen zu erleichtern, gab es mancherlei Stellvertreter für unsere Steigbügel, das Pferd war gewöhnt, sich niederzukauern oder zu knieen, während der Reiter aufstieg. Die Heerstraßen hatten in gehöriger Entfernung Aufsteigsteine, wie man deren noch an der Thür mancher Dorfschenken findet. Der Speer war mit einem Anhalt versehen, den der Reiter nach Belieben verwenden konnte. Den Jungen und Kräftigen war ihre eigene Gewandtheit Hilfe genug, sie waren geübt, von der rechten oder von der linken Seite auf's Pferd zu springen. Die Alten oder Ueppigen hatten einen Sclaven, der sie hinaufhob und sich niederbeugte, damit sein Rücken als Schemel diene; — eine Erniedrigung, zu der, wie sich der Leser erinnern wird, selbst Könige von rachesüchtigen und kleingesinnten Siegern gebraucht wurden. Die Unbequemlichkeit des Mangels einer Stütze für die Beine war größer, als man vielleicht anfangs denken möchte. Es war noch mehr als Unsicherheit des Sitzes, oder Lästigkeit für den Reiter. Die hängende Lage der Beine fand man ausnehmend lästig. Bei einem Ritt von beträchtlicher Entfernung mußte man manchmal absteigen, um die Füße durch Gehen zu

erleichtern; ja Krankheiten an Füßen und Beinen zog man sich oft durch lang fortgesetztes Reiten zu. Hippokrates erwähnt eine Krankheit der Scythen, als Folge davon, daß ihre Beine beständig beim Reiten herunterhingen, und die überhaupt bei Reitern häufig ist. Aber in noch einem Punkt wird die größere Vortrefflichkeit der neuern Reitkunst noch entschiedener sich zeigen, und der Mangel bei den Griechen, ich zweifle nicht, ein ungläubiges Staunen auf dem Gesichte des Lesers hervorrufen. Ich meine den Mangel eines regelmäßigen Hufeisens. Wer von Kindheit an sie gesehen und sich kaum die Mühe genommen hat, zu bedenken, daß diese Eisen nicht mit dem Pferde geboren wurden, — dem mag es, besonders wenn er Homer's „ehernfüßige Rosse" mißverstanden, unbegreiflich erscheinen, daß diese einfache und offenbar so nahe liegende Vorrichtung sich nie den scharfsichtigen und gebildeten Reitern von Athen aufgedrungen. Andrerseits wird es vielleicht unser Staunen mindern, wenn wir bedenken, daß es nicht wenig Muth erforderte, das kühne Unternehmen zu wagen, eine eiserne Platte auf den Fuß zu nageln, den die Natur offenbar für alle gewöhnliche Zwecke eingerichtet, und wenn wir uns erinnern, daß die alten Heerstraßen und die Art zu reiten weit weniger angreifend und gefährlich für den Huf waren, als das schnelle Hineilen über das harte Pflaster und die solide Fläche unserer neueren Straßen und Chausseen. Doch wie dem auch sei, es ist ganz sicher gestellt, daß das auf den Huf genagelte Eisen eine Erfindung des neunten Jahrhunderts ist. Wir lesen freilich im Homer von „ehernhufigen Pferden", und viele Ausleger haben dies hastig als einen Beweis gegen die allgemein angenommene Meinung angesehen. Auch in des Aristophanes Rittern lesen wir einen ähnlichen Ausdruck, und Vossius besonders hat daraus beweisen wollen, daß die Alten ihre Pferde beschlugen. Aber solche isolirte und offenbar metaphorische Ausdrücke können gegen die positiven Beweise kein Gewicht haben, aus denen hervorgeht, daß die Alten das auf den Huf genagelte Eisen nicht kannten, und der beste Beweis dagegen ist auch noch der, daß keiner der alten Scholiasten die Ausdrücke in dem Sinne verstand. Eustathius versteht das Beiwort „ehernhufig" im Homer nur von der Stärke und Festigkeit des Hufs, und ebenso der Scholiast bei Aristophanes. Die Phrase ist offenbar metaphorisch, und wird nicht allein vom Huf, sondern überhaupt von Allem gebraucht, dessen Stärke und Festigkeit der Dichter bezeichnen will. So spricht Homer von Stentor's eherner Stimme; Virgil sagt eben so, und wir selbst sprechen sogar in Prosa ohne Anstand von ehernen Lungen, stählernen Flechsen.

Daß die Römer, wenigstens bisweilen, eine Art Schuh gebrauchten — jedoch nicht aufgenagelt — werden wir später sehen, und daß auch die Griechen zu einer späteren Zeit eine ähnliche Vorrichtung anwandten, erleidet nicht den geringsten Zweifel. Aber schon der Name zeigt, daß sie sie anbanden, nicht annagelten. Allein zu Xenophon's Zeiten war selbst das unbekannt oder unbenutzt, nicht allein in Griechenland, sondern auch in Persien. An den in den Ruinen von Persepolis entdeckten Pferdefiguren findet sich nicht die geringste Spur von einer Hufbekleidung, und man hat selbst ein positives historisches Zeugniß, daß so etwas nicht gemeiniglich in Gebrauch gewesen sein kann. Alexander's Cavallerie ward dienstunfähig durch das Abnutzen der Hufe. Mithridat war aus demselben Grunde genöthigt, bei der Belagerung von Cyzicum seine Pferde zurück nach Bithynien zu senden, und später versichert uns Cirmamus, daß dies ein gewöhnlicher Unfall gewesen. Es wäre sodann auch absurd, anzunehmen, Xenophon habe in seinen beiden weitläufigen Abhandlungen einen so wichtigen Punkt mit Stillschweigen übergangen. Denn er, der nie etwas unberührt läßt, weist auch selbst nicht implicite auf das Hufeisen hin. Im Gegentheil, der große Nachdruck, womit er darauf besteht, man müsse den Huf stärken, ihn vollkommen solid machen, zeigt, daß er diese natürliche oder künstliche Festigkeit als seinen einzigen Schutz betrachtete.

Dasselbe Schweigen findet sich bei allen alten Schriftstellern — bei Polyb, bei Julius Pollux, der sehr genau das Pferdegeschirr beschreibt, selbst bei Vegetius, der, sowie er von den Krankheiten des Thiers spricht, gewiß eine so zahlreiche und wichtige Classe nicht ausgelassen haben würde, welche bei all ihren Vorzügen die neuere Praxis oder vielmehr ihre ungeschickte Anwendung mit sich geführt hat. Man kann also nicht zweifeln, daß diese unschätzbare, einfache und, wie es uns jetzt erscheint, natürliche Vorrichtung den Griechen lange Zeit fremd geblieben, und daß ihr einziger Schutz gegen Beschädigungen des Hufs ihr eigener Scharfblick in der Auswahl des Pferds war; sowie in der sorgfältigen Behandlung des Hufs, nach dem von Xenophon angegebenen Plane, oder auch nach dem anderen von Vegetius vorgeschriebenen, der theilweise derselbe, theils aber auch medicinisch ist; — mittelst einer Salbe, die auf den Huf zu legen, der etwa vom Wege angegriffen worden.

Aber so seltsam es auch scheinen mag, diese Unbekanntschaft damit ist nicht ohne Seitenstück ganz nahe unsern neuesten Zeiten. Reisende von nicht

sehr altem Datum (vergl. Kämpfer, Geschichte von Japan) versichern uns, daß in der Tartarei und in Japan das Hufeisen fast gänzlich unbekannt ist. Ein russischer, noch neuerer Reisender sagt, daß in Japan kleine Schuhe oder Socken von Stroh statt der Hufeisen gebraucht werden. Um die Knöchel werden sie mit Strohseilen befestigt, sie verhüten, daß Steine den Huf beschädigen und hindern das Pferd am Stolpern. Sie sind nicht stark, aber sie kosten wenig, und man kann sie sich überall verschaffen. (Vgl. Peter, Reise nach Europa, Asien u. s. w. Thunberg.)

Kaum ist es wohl noth, unter der Ausrüstung des Reiters Peitsche und Sporn aufzuzählen, die, sollte man denken, zugleich mit dem Pferde selbst aufgekommen sind. Der gewöhnliche Sporn war groß und schmerzhaft; Xenophon spricht von einem anderen, der, nach den Umständen zu schließen, bei der Jagd gebraucht worden sein muß. Außer der gewöhnlichen Jagd- oder Reitgerte gebrauchten die Stutzer zu Xenophon's Zeiten, wie unsere jungen Leute jetzt, ein geflochtenes Rohr, mit phantastischen Knoten besetzt. Außerdem trug der vollkommene Dandy Blumen an den Ohren und eine Art Schuh, Alcibiades-Schuh genannt, von seinem berühmten Erfinder, der zu seiner Zeit zugleich der Brummel und Wellington seiner Landsleute war. — — Von der alten Art der Pferdezucht hat uns Xenophon vollständige und genügende Einzelheiten hinterlassen. Seine Abhandlung darüber könnte jetzt noch mit viel Vortheil von vielen unserer neuerer Züchter gelesen werden; besonders seine Belehrungen über Charakter und Anlage des Pferds. Er beginnt mit einer bewundernswerthen Beschreibung des äußern Bau's und der Bildung, woraus man auf Schnelligkeit und Stärke schließen kann; und es ist erfreulich, wenn man sieht, wie vollkommen Alles mit dem Muster übereinstimmt, das man heut zu Tage von Pferden aufstellt. Der hohle Huf, der „wie eine Cymbel klingt", die erhabene Sohle, die wohlgeflochtene, aber biegsame Fessel, das flache, sehnichte Bein, das biegsame Knie, der musculöse Bug, die hohe Brust, schräge Schulter u. s. w., Alles ist mit dem Geschick, dem Enthusiasmus des Kenners beschrieben; und nicht wenig gesunder Sinn liegt in den Gründen, womit er alle seine Aussprüche unterstützt. Die breite Stirn, die sich allmählig zur Nase senkt, die weiten, durchsichtigen Nüstern, das schnelle, vorliegende Auge geben das vollständige Bild des wahren arabischen Kopfs, und die tiefe, wohlgerundete Rippe, das feste Hintertheil und wohlgetrennte Sprunggelenke, Alles ist mit einer Genauigkeit unterschieden, die dem Scharfblick eines neuern Professors der vergleichenden Anatomie keine

Schande machen würde. Es ist Schade, daß er nicht noch etwas weiter ging, und auch den Preis bestimmte, den man vernünftiger Weise für ein Pferd geben konnte, das die beschriebenen Eigenschaften besäße. Es wäre den neuern Lesern interessant gewesen, diese Scale mit der bei uns gewöhnlichen zu vergleichen. Aber hierin ist unsere Kenntniß dürftig und unvollständig, und nur aus einigen hier und da in den Classikern zerstreuten flüchtigen Anspielungen zusammengelesen. In Isokrates wohlbekannter Vertheidigung Alcibiades' gegen die Anklage von Unredlichkeit in einer seiner vielen Renn-Affairen findet sich keine Erwähnung des Preises, den er für die im Processe vorkommenden Pferde bezahlte. In dem sehr amusanten vierten Act von Aristophanes' Wolken verlangt der Wucherer von Strepsiades für ein Rennpferd, das er ihm verkauft, zwölf Minen, etwa 38 Pf. Doch müssen wir offenbar annehmen, daß dabei Erpressung im Spiel war. Auch Plinius spricht von den Einwohnern einer Insel auf der afrikanischen Küste, die gewöhnlich ein Talent (193 Pf.) für ein Pferd gaben; und es giebt ein sehr bekanntes Roß im Alterthum, dessen Preis den Katalog unserer auserlesensten neueren Pferde-Auctionen nicht verunzieren würde. Der berühmte Bucephalus war von einem Thessalier Philonicus für dreizehn Talente (2518 Pf. St.) gekauft worden.

Welch' ein Unterschied zwischen diesem Kauf und dem Pferdepreis in England im zwölften Jahrhunderte! Wir finden fünfzehn Zuchtstuten zusammen verkauft für die Summe von 2 Pf. 12 Schill. und 6 Pence; und dann wieder losgeschlagen, als ein sehr vortheilhafter Handel, für die Summe von vier Schillingen das Stück.

Bei der Anordnung des Stalls ist die Abhandlung über die Reitkunst am Ausführlichsten und Genügendsten. Kein neuerer Meister könnte Reinheit des Stalles nachdrücklicher empfehlen; selbst bis zur täglichen Wegnahme der Streu, und sonst Alles, was zum Wohlsein des Pferdes beitragen kann. Der Knecht z. B. wird bei der Reinigung angehalten, das Thier nicht zu stoßen oder zu plagen; er soll die Haare längs des Rückgrats mit der Bürste nicht berühren, da diese ganz besonders empfindlich sind, und das Haupt und andere knochichte Theile lieber mit Wasser reinigen als mit der Striegel; und wenn er ihm die Halfter anthut, sich vorsehen, daß der Knopf die Ohren nicht zerreiße oder beschädige. Die äußerste Sorgfalt ist vorgeschrieben, wenn das Pferd in's Wasser geführt wird. Hier findet sich ein jetzt vergessenes und mißachtetes Verfahren, das darin bestand, daß man regelmäßig das Pferd

losließ, um sich im Wasser herumzutummeln und zu wälzen. Es ist ferner eigen, in einer Entfernnng von 2000 Jahren ganz dieselben kleinen Manipulationen wiederzufinden, die man jetzt noch in jedem Stall antrifft, wie der Knecht die Mähne mit Wasser anfeuchtet, wie ihm Regeln bei Anlegung des Zaumes gegeben werden, die ganz auch noch bei uns gelten. „Um den Zaum dem Pferde regelrecht anzulegen, soll der Knecht dem Pferde sich von der Linken nähern, dann ihm die Zügel über das Haupt werfen, das Kopfstück in die rechte Hand nehmen und das Gebiß mit der Linken vorbringen. Nimmt es dieses an, dann binde er den Kehlriemen des Zaumes fest; will es aber das Maul nicht öffnen, muß das Gebiß ihm nahe an die Zähne gehalten und der Mittelfinger ihm an die Kinnlade gebracht werden. Die meisten Pferde öffnen dann das Maul; will es aber auch dann nicht das Gebiß zulassen, so muß er die Lippe in der Gegend des Augenzahnes drücken, und dem widersteht nicht leicht ein Pferd.“

Beim Aufsteigen war der Reiter besonders vorsichtig, dem Pferde nicht die geringste Pein oder Unruhe zu verursachen, daß er etwa mit dem Knie des Pferdes Rücken berührt, oder es am Zügel gezogen. Das Pferd war ferner gewöhnt, ruhig zu bleiben, nachdem man aufgestiegen, bis der Reiter den Mantel in Ordnung gebracht und die Zügel gehörig in die linke Hand genommen. Die Gewohnheit, in einem Ring zu reiten, war allgemein angenommen; obwohl Xenophon ihre Nützlichkeit zur Bildung des Mauls und Charakters des Pferdes anerkannt, zieht er doch die oblonge der cirkelförmigen Reitbahn vor. Es ist wohl bemerkenswerth, daß sie ihre Pferde zu galoppiren und überhaupt in jedem Schritt zu gehen, mit dem linken Fuß zuerst gewöhnten, nicht wie wir mit dem rechten. Ich glaube, dasselbe findet noch bei der Zucht der spanischen Pferde statt, wenigstens bei den andalusischen.

Der Gang des Pferdes ist so geregelt, so unmittelbar von der Natur, daß es kaum nöthig erscheint, darüber etwas von den griechischen Pferden zu sagen. Sie müssen natürlich gemeinsam mit unseren die drei Hauptschritte gehabt haben: Schritt, Trab und Galopp, und auch den kurzen Galopp, der nur eine Modification des Galopps ist. Aber die Griechen scheinen den Trab nicht sehr cultivirt zu haben, wenigstens nicht bei der Reiterei. Es giebt in ihrer Sprache, wohl aber im Lateinischen, kein Wort dafür; und obwohl Xenophon über Schritt und Galopp sehr weitläufig ist, so sagt er nichts vom Trab, der doch der schwierigste und der am meisten durch Zucht zu verbessern ist.

Der Sitz zu Pferde, freilich die Haltung der Beine ausgenommen, die,

ohne Steigbügel, „lose und unter dem Knie biegsam" herunterhingen, war ganz derselbe, wie bei den Neueren. Beim Galopp beugte sich der Reiter vorwärts, besonders bei einer Anhöhe, und beim Herabreiten, oder wenn er plötzlich anhielt, nahm er die entgegengesetzte Lage an, beugte sich rückwärts, den Bug von der allzugroßen Last zu erleichtern. Sie kannten sehr gut die wichtige Hülfe, die der gehörige Gebrauch des Zaumes dem Pferde leisten kann, und Xenophon's Vorschriften darüber sind so reichlich, als man sie nur in einer neueren Abhandlung finden kann.

Bei jedem Schritt der Zucht wird das Princip der Anhänglichkeit und Dankbarkeit vor dem der Furcht empfohlen. Die Reitbahn ward manchmal gewechselt, um die ermüdende Eintönigkeit zu vermeiden; Alles, was unnöthigen Schmerz oder Schaden verursachen könnte, weggeräumt.

„Die Götter", sagt Xenophon mit dem Gefühl, das Alles erfüllt, was er spricht, „die Götter haben den Menschen die Fähigkeit verliehen, durch die Sprache Andere von ihren Wünschen in Kenntniß zu setzen, aber das Pferd kann durch die Sprache nicht belehrt werden; allein wenn ihr, sobald es thut, was ihr wollt, ihm etwas Angenehmes dagegen erzeigt, und wenn ungehorsam, es bestraft, dann wird es bald zu dem gebracht, was ihr von ihm verlangt.

Wildheit ist beim Pferde, was Zorn beim Menschen, und da nicht leicht Jemand leidenschaftlich wird, wenn weder etwas unangenehmes ihm gesagt noch gethan wird, so wird auch das feurigste Pferd nicht wild werden, wenn es nicht etwas Unangenehmes zu erdulden hat."

Aus dieser richtigen und menschenfreundlichen Behandlung flossen auch wohl jene merkwürdigen Fälle von Freundschaft zwischen Reiter und Pferd, wie man sie kaum bei den neueren Arabern findet, und woran die alte Geschichte so reich ist.

Nicomedes' Lieblingspferd schwand und starb dahin aus Gram über den Verlust seines Herrn. Plinius erzählt von einem Zweikampf, wo, nach Besiegung des Einen, das Pferd den Gegner angriff und in Stücke zerriß; und als nach des Antiochus Pius Tod Centaretus, ein Befehlshaber des galatischen Heeres, dessen Pferd bei der Thriumphprozession zu reiten versuchte, stürzte das unwillige Thier, wüthend über allen Einhalt und lebensmüde, nachdem sein Herr erschlagen, den Kopf voran, mit seinem Feinde sich einen Abgrund hinab, und rächte mit Verlust des eigenen Lebens den Tod seines Herrn.

Dies ist eine kurze Skizze der Geschichte und Uebung der Reitkunst bei den Griechen. Der mehr begünstigte Neuere möge nicht lächeln, wenn er von den einfachen und dürftigen Vorkehrungen liest. Die verfeinerte neuere Kunst mag die Schnelligkeit vermehrt haben, aber sie hat die enthusiastische Liebe zu dieser edlen und aufregenden Leibesübung nicht erhöht; es wäre unehrerbietig und undankbar, leichthin von einem Gegenstand zu sprechen, der Pindar's unsterbliche Muse begeisterte.

In der Geschichte der griechischen Reitkunst habe ich Vieles, was auch in dieses Kapitel gehört, vorweggenommen. Als die gebildeten Griechen sich den rohen aber muthigen Römern unterwarfen, behaupteten sie dennoch eine gewisse Superiorität über die Sieger und ließen nicht ab, sie zu verachten:

„Graecia capta ferum victorem cepit et artes
Intulit agresti Latio.“

Die Römer verschmähten es nicht, Alles, was aus deren bürgerlichen Einrichtungen brauchbar war, aufzunehmen, und in den Gebräuchen des socialen Lebens, in der Bestimmung des Geschmacks und der Ausübung der schönen und nützlichen Künste gaben die gebildeten Ausländer Gesetze, und zwar mit einer Autorität, wie in den glorreichsten Tagen ihrer Unabhängigkeit. Gegen das Ende der Republik und noch mehr unter den Kaisern, wurde die Annahme griechischer Sitten allgemein, und die römischen Reiter entlehnten ihre ganze Equipirung von den Griechen, welche in Eleganz und Luxus alle übrigen Nationen übertrafen.

Aber schon lange vor der Unterjochung der griechischen Provinzen ward die Reitkunst zu Rom in Ehren gehalten. Man betrachtete sie als eine der wichtigsten Branchen in der physischen Erziehung der Jugend, und obgleich die Hauptstärke der Armee zu allen Zeiten in der schweren Infanterie lag, so giebt es doch wenige aus ihren frühesten Siegen, in denen die kleine, aber erlesene Cavallerie nicht einen ausgezeichneten Platz einnähme. Diese frühe Einführung der Pferde in Rom und die Wichtigkeit, welche die Römer schon in der frühesten Kindheit ihres Staates der Cavallerie beilegten, mag sich auf Traditionen aus Etrurien gründen, dem Aegypten des westlichen Continents und, wie sein geheimnißvolles Prototyp, der Wiege der Künste und Wissenschaften und der Religion für seine Nachbarvölker.

Die Reiterei, welche Romulus gegründet hatte, belief sich auf 300 und war, wie das Volk, in drei Tribus getheilt, deren Namen, nach Varro, etrurische waren; und daß die Etrurier selbst frühzeitig in die Geheimnisse

der Reitkunst eingeweiht gewesen, davon haben wir evidente Beweise. Es ist bekannt, daß die meisten Einrichtungen im römischen Ritterstande ihren Ursprung aus Etrurien haben.

Vereint mit allen übrigen Künsten hatte die Reitkunst in so früher Periode einen Grad von Luxus und Eleganz erreicht, welchem die Römer, troß ihrer Vortheile, erst lange nachher gleichkamen. So finden wir Tarquin den Aelteren und seine Gattin auf ihrer Reise nach Rom in einem carpentum — einem bequemen und nicht uneleganten Fuhrwerk, welches noch in der späteren und glänzenderen Periode der gewöhnliche Wagen der römischen Matronen war.

Die Errichtung eines Ritterstandes, ähnlich dem des Solon in Athen, trug sehr viel dazu bei, die Charaktere ihrer Cavallerie zu erhalten und zu erhöhen. Da dieser Stand die Mitte bildete zwischen Patriciern und Plebejern und über die Zwistigkeiten beider eine wichtige Controlle übte, so ward die Aufnahme unter die Ritter bei Allen ein Gegenstand des Wetteifers, und die strengste Aufsicht wurde über alle gehalten, welche man aufnahm. Fand man, daß ein Ritter ein ausschweifendes oder unehrbares Leben führte — hatte er sich Betrug, Gewaltthat oder Verschwendung zu Schulden kommen lassen, so war es die Pflicht der Censoren, ihn zu degradiren.

Mit diesen Einrichtungen haben wir jedoch wenig zu schaffen. Es giebt andere Gründe für die Degradation, welche mit der Person enger verknüpft waren, und aus denen wir selbst eine gute Lehre ziehen können. Hatte der Ritter sein Pferd vernachlässigt, so daß es rauh und unordentlich aussah, so mußte der Censor den unwürdigen Reitersmann*), der nicht einmal die erste Eigenschaft eines tüchtigen Reiters besitze, ausstoßen. Mit Recht führt Xenophon unter den trefflichen Eigenschaften seines Lieblings Cyrus an: „Liebe für sein Pferd und Fürsorge für dessen Erholung und Bequemlichkeit.“ — Es gab ein anderes Verbrechen, welches Mancher als zu streng behandelt ansehen wird. Wurde ein Ritter ungebührlich fett**), hatte er es zugelassen, daß er in ziemliche Corpulenz verfiel und somit unthätig und indolent ward, so fiel er derselben Strafe anheim.

Auch die Form, in welcher das Urtheil vollstreckt wurde, ist wohlersonnen und für das Vergehen charakteristisch. Der gefühllose und unwürdige Ritter

*) Aulus Gellius IV, XII.
**) Ibid. VII, XXII.

mußte nach dem öffentlichen Ausspruch des Censors das Pferd, für dessen Bedürfnisse er so gleichgültig gewesen war, abgeben oder verkaufen.

Eine hübsche Anekdote der Art finden wir beim Gellius, in seinem Buche: noctes Atticae*). Am Schluß des Lustrums defilirte der ganze Ritterstand vor dem Tribunal des Censors, und Jeder, sowie er sich näherte, stieg ab und führte sein Pferd hinter sich her, damit man beide sehen könne. Unter der Censur des Scipio Nasica und Popilius schritt auch bei dieser Gelegenheit ein Ritter an ihnen vorüber, der zu dem Thiere, welches er führte, einen schlagenden Contrast bildete. Er war glatt und wohlgenährt, ein wahrer Falstaff in Masse und Form, und auch, wenn wir's glauben wollen, in wohlgelaunter Fröhlichkeit. Aber der arme Gaul, der diesen fröhlichen, wohlausstaffirten Reiter tragen mußte, war dünn und hager — strigosus et male habitus — das Fell rauh, die Knochen durchschimmernd, kurz mit jedem Symptom des bittersten Mangels behaftet. Die Censoren forderten eine Erklärung über diesen seltsamen Contrast. Der fröhliche Ritter aber sagte: „Für mein Pferd sorgt mein Sclave Statius, ich aber sorge für mich selbst." — Diese fertige Antwort erregte ein Gelächter unter den Zuschauern, konnte aber doch die censorische Strenge nicht entwaffnen. Er wurde ohne Gnade degradirt.

Aber obwohl diese Einrichtungen hinreichend waren, um zur Ausübung der Reitkunst anzufeuern, so überließ man sie doch nicht dem Einzelnen. Man machte sie zu einem Zweig der römischen Jugenderziehung. Von frühester Kindheit wurden die Römer — gewöhnlich öffentlich — systematisch im Reiten unterrichtet; obwohl Cato, der Censor, sich weigerte, seinen Sohn der öffentlichen Schule anzuvertrauen, indem er selbst ihn im Reiten und andern männlichen Uebungen unterweisen wollte.

Julius Cäsar hatte sich schon in seiner Kindheit im Reiten geübt und wurde so fest im Sattel, daß er, wie Plutarch erzählt, schon als Knabe mit verhängtem Zügel, die Hände auf dem Rücken, daherjagte. In seinen späteren Jahren war er auf seinem Pferde so vollkommen zu Hause, daß er unterwegs oft einem oder gar zweien Secretarien diktirte.

Im Campus Martius, der besuchtesten Reitbahn im alten Rom, pflegten sich die jungen Leute für diese und ähnliche Uebungen zu versammeln, und um sie im Aufsteigen geschickt zu machen (was durch den Mangel des Steigbügels besonders nothwendig war), standen hölzerne Pferde in der Ebene,

*) Ibid. IV. XX.

auf welche sie hinaufspringen mußten, mit gezogenem Schwert oder eingelegter Lanze, sowohl von der linken als von der rechten Seite.

Schon in der frühesten Kindheit der Stadt, bevor sie unter ihren Nachbarstaaten hervorragte, wurden an bestimmten Tagen im Jahre — am 29. Januar, 27. Februar und 13. März — auf dem Campus Martius Pferderennen abgehalten.

Um der Sache mehr Würde zu verleihen und den Zweck desto sicherer zu erreichen, wurden diese Spiele, wie fast alle übrigen, unter die Auspicien der Religion gestellt: man weihte sie dem Mars.

Dies sind einige von den Hauptinstituten, durch welche die Regierung des alten Rom jene trefflichen Uebungen zu schützen und beliebt zu machen suchte. Hierbei verweile ich nicht länger, sondern wende mich nun zu den mehr praktischen Details ihrer Fortschritte.

Von dem Reitgeschirr der Römer kann man sich nach dem, was ich über die Griechen gesagt, leicht einen Begriff machen. Und wirklich kann man dieselbe Bemerkung bei fast allen civilisirten Nationen des Alterthums anwenden.

Ich beginne mit dem Zaum. Die in Rom gebräuchliche Art scheint mit unserer modernen Trense, aus Gebiß, Kopfstück und Zügel bestehend, genau übereinzustimmen. Was das Gebiß anbelangt, so herrscht in den Meinungen der Alterthumsforscher ein tiefes Dunkel, welches aufzuklären, sich kaum der Mühe lohnt. Zuweilen wird das Gebiß lupatum genannt, z. B. in Horazens Ode an die Lydia:

„Gallica nec lupatis
Temperat ora fraenis,“

und nicht selten finden wir es durch das bloße Wort „lupi“ bezeichnet. Dieses Instrument, wie das griechische λύκοι, ist so genannt, weil es einem Wolfszahn ähnlich sah und bestand aus scharfen Spitzen, welche, auf den Kinnbacken des Pferdes gedrückt, auf ein hartes Maul oder ein widerspenstiges Temperament den strengsten Einfluß übte. Die Schriftsteller über antike Reitkunst haben sich mit der Beschreibung dieser „lupi“ viel Qual gemacht und mit großer Aengstlichkeit den Theil des Gebisses, an welchem sie befestigt waren, besprochen.

Wenn der Leser sich der in der Geschichte der griechischen Reitkunst angeführten Stelle aus dem Xenophon erinnert, so wird er finden, daß die „lupi“ durchaus kein wesentlicher Theil des gewöhnlichen Gebisses waren,

daß sie vielmehr bloß als Kapp- oder Trainirzaum dienten, wenn besondere Härte des Mauls oder ein verkehrtes Naturell die Strenge nothwendig machte. Selbst in der obigen Stelle aus Horaz ist dies bewiesen, und wahrscheinlich war es, wie einige jetzt noch angewendete Gebisse, hauptsächlich bei Pferden von hartem Maul gebraucht. Das gewöhnliche Gebiß war rund, voll und glatt wie unsere Trense; es wurde orea und zuweilen frenum genannt, obgleich letzteres oft den ganzen Zaum bedeutet und zu Zeiten die übrigen Theile desselben außer dem Gebisse. So scheint es unzweifelhaft, daß die Kinnkette bei den Römern in Gebrauch war. Scheffer giebt es als ganz gewiß an, und doch giebt es kein bestimmtes Wort dafür, wenn nicht etwa glaubhaft ist, daß, wie die Lexikographen allgemein versichern, frenum zur Bezeichnung von Gebiß und Kinnkette gebraucht wurde.

Von den Zügeln läßt sich wenig sagen. Gewöhnlich waren sie von geschmeidigem Leder. Aber in der luxuriöseren Zeit ward es Mode, die theuersten Stoffe dazu zu verwenden. Die reichsten Zeuge, mit Gold durchwebt und mit den kostbarsten Steinen besetzt — gestickte seidene Bänder, selbst Ketten von massivem Golde wurden, vorzüglich unter den Kaisern, dazu genommen und drängen den anspruchslosen Apparat, welchen wir jetzt haben, gänzlich in den Hintergrund.

Das Kopfstück (capistrum) ist schwerer zu beschreiben. Hier, wie bei so vielen Gegenständen, vermissen wir jenes reiche Wortregister, welches die griechische Sprache uns darbietet, indem sie nichts, sei es auch noch so gering, ohne Namen läßt. Daß es aus denselben Theilen bestand, wie das modernste Kopfstück, zeigen die antiken Darstellungen von Reiterfiguren. Aber aus der Beschreibung und aus den gebräuchlichen Benennungen die einzelnen Theile zu unterscheiden, ist schwierig.

Der Riemen, welcher am Gebiß befestigt ist und quer über den Kopf geht, hieß wahrscheinlich das capital; das Stirnband nannte man aurea; aber obwohl das Halsband auf allen Nachbildungen deutlich zu sehen ist, so habe ich doch bei keinem klassischen Schriftsteller einen bestimmten Namen dafür gefunden. Sie bedienten sich statt dessen einer Art von engem Nasenband (camus), in Etwas dem Kappzaumring ähnlich, wodurch das Oeffnen des Mauls verhindert und die gleichmäßige Wirkung des Gebisses auf beide Kinnbacken gesichert wurde. Ich kann nirgends finden, daß sie den Sprungriemen (*μασχαλιστής*) kannten. In einer der Abbildungen von der Trojanssäule, aus Lafrerius in Scheffer's Werk „De re vehiculari Veterum“

copirt, läuft ein Riemen um den Nacken des Pferdes, welcher wohl zur Beschränkung der Zügel und somit zu demselben Zwecke gebraucht wurde. Ward er aber wirklich dazu gebraucht, so war er ein unpassendes und sehr unvollkommenes Substitut.

Der römische Sattel oder das Sattelkissen gleicht durchaus dem schon beschriebenen griechischen, ausgenommen, daß es vielleicht glänzender und werthvoller war, wenigstens in den letzten Jahren der römischen Größe. Die Stoffe waren oft von der theuersten Art — die reichsten Pelze, die seltensten Thierhäute, Purpurzeug, mit verschiedenen Divisen durchwebt und mit Gold gestickt. Von dem Werth dieser Decken können wir keinen Begriff haben. Plinius sagt, daß ein einziges Pfund tyrisches Purpurzeug zur Zeit des Augustus 100 Kronen kostete! Und Plutarch, im Leben des Alexander, erzählt, daß bei der Einnahme von Susa sich ein Purpurkleid vorfand, welches, obwohl 190 Jahre alt, auf die ungeheure Summe von 5000 Talenten — nahe an 7 Millionen Thaler — geschätzt wurde! Kein Wunder, daß Livius den Römern vorwirft, sie schmückten ihre Pferde mehr als ihre Weiber, und daß Macrobius den einfältigen Stolz jenes Käufers, der mehr auf die Schabracke des Pferdes sah, als auf die Gestalt desselben, lächerlich macht.

Dennoch enthielten sich die weniger entnervten Reiter in Rom, selbst noch gegen das Ende der Republik, des Sattels, und Varro rühmt sich, daß er als Jüngling beständig ohne einen solchen geritten sei. Aber bei der Cavallerie wurde er schon sehr frühe eingeführt, und zur Zeit des Alexander Severus wird das Geschirr der römischen Cavallerie als äußerst prunkvoll beschrieben.

Jedoch möge der Leser bemerken, daß jener Sattel mit dem unsrigen wenig, vielleicht gar keine Aehnlichkeit hatte.

Er war in der That nur ein Stück Zeug oder höchstens ein Kissen ohne Steigbügel und Gestell. Zwar erwähnt Beckmann in seiner „Geschichte der Erfindungen“ unter anderen vorgeblichen Alterthümern, welche dem unwissenden oder leichtgläubigen Reisenden aufgebunden wurden, einen Sattel mit Steigbügeln, der zu Rom aufbewahrt und 1675 gezeigt sei als einer, der dem Julius Cäsar gehört habe! Aber schon 1685 waren die Steigbügel fort und seitdem scheint die ganze Betrügerei vergessen zu sein.

Die erste Spur irgend eines Analogen für den Sattel findet man bei den Römern wohl erst zur Zeit Theodosius des Großen.

Montfaucon meint, daß er an einer Figur auf der Säule des Theodosius die Erhebung des Sattelknopfes und der Croupe unterscheiden kann. Doch ist dies noch sehr zu bezweifeln. Aber zur Zeit des jüngeren Theodosius finden wir ein so deutliches Argument, daß Wenige es in Frage ziehen werden. In dem Reglement für Postpferde, das im Codex Theodosianus steht, wird geboten, daß kein Sattel sammt dem Zaum schwerer als 60 Pfund sein soll! Dies war nun allerdings eine ziemlich ausgedehnte Erlaubniß. Aber außer diesem federleichten Sattel ist es erlaubt, daß die averta — Mantelsäcke — auch noch 60 Pfund wiegen. Sollte Jemand diese Grenzlinie überschreiten, so war befohlen, daß sein Sattel zerschnitten und der Mantelsack dem königlichen Schatz beigegeben werde. Aus dieser sehr milden Erlaubniß scheint hervorzugehen, daß der Sattel etwas von der Gestalt eines Baumes an sich getragen hat, denn es ist rein unmöglich, mit gewöhnlichen Decken, so angehäuft sie auch sein mögen, ein Gewicht von 60 Pfund zu erreichen. Seit dieser Zeit scheint der eigentliche Sattel allmählig eingeführt zu sein, und im sechsten Jahrhundert findet man unter den Luxusgesetzen von Leo I. ein Verbot, ihn mit Perlen und Edelsteinen auszuschmücken. Es muß natürlich sehr schwierig gewesen sein, diesen massiven Apparat an seiner Stelle festzuhalten. Daher bediente man sich des Schwanzriemens (postilla) und des Brustriemens (antilla), womit unsere Jagdsättel noch häufig versehen sind.

Dies war der erste Versuch zur Construktion eines Sattels, wie wir ihn noch überall angewendet sehen. Es ist unnütz, zu sagen, daß die Verbesserung langsam und unsicher vor sich ging. Es ist kein Grund vorhanden, zu glauben, daß, als dieser unvollkommene und schwerfällige Sattel in Aufnahme kam, er mit Steigbügeln versehen war, oder mit irgend einem Substitut dafür. Sie sind zuerst, wie Beckmann glaubt, in einem Werk erwähnt, das dem Kaiser Mauritius im sechsten Jahrhundert beigelegt wird. Im siebenten nennt Isidor zwei scalae, die an den Sattel geheftet waren, und im neunten giebt Leo II. ein Gesetz, daß die Offiziere, deputati geheißen, zwei solcher scalae an der linken Seite des Sattels haben sollten, die eine am Sattelknopf, die andere an der Croupe befestigt, damit sie im Stande wären, einen verwundeten Soldaten mit großer Sicherheit fortzuschaffen. Doch scheinen sie sehr langsam zur allgemeinen Anerkennung gekommen zu sein; zur Zeit des berühmten Homerischen Commentators, Eustathius (im 11. Jahrhundert), waren sie noch ungewöhnlich, und es scheint dasselbe Vorurtheil gegen sie ge-

herrscht zu haben, welches früher gegen den Sattel existirte, als ein Zeichen von Weichlichkeit oder Mangel an Geschick. In den Tagen des Ritterthums verschwand jedoch dies Gefühl, und sie wurden fast in ganz Europa angenommen.

Um den Leser nicht zu ermüden, will ich über die unendlichen Untersuchungen über das Alter der Hufeisen, worin Gesner und Pamirollus ihre Gelehrsamkeit verschwendet haben, hinweggehen. Es möge genügen, daß bei den Römern zur Zeit des Augustus und später eine Art Eisen gebräuchlich war, die, statt angenagelt, angebunden wurden. Unter den Beispielen der unsinnigen Verschwendungen des Nero führt Sueton auch an, daß auf kleinen Reisen seine Maulthiere mit Silber beschlagen waren. Plinius erzählt, daß Poppäa, um nicht übertroffen zu werden, nur Gold dazu nahm, während Commodus Beide übertraf und die Hufe vergolden ließ, damit Alles von massivem Golde scheine. Doch zweifle ich, ob man irgend eine Stelle findet, wo man dies auf Reitpferde anwenden kann. Ich habe keine gesehen und wegen der Schwerfälligkeit des Apparats kann man wohl mit Recht zweifeln, ob es, wo Eile nöthig war, angewandt wurde; obwohl es beim Ziehen für Schritt und langsamen Trab sehr passend war. Gewiß ist es, daß die Art der Befestigung sehr unvollkommen war. Daß diese Eisen in sumpfigen Boden leicht abfielen, erhellt aus dem Catull:

„Ferream ut soleam tenaci in voragine mula.“

Und wirklich giebt es Gründe, zu glauben, daß sie nicht beständig getragen, sondern nur dann angelegt wurden, wenn die Straße besonders schwierig war. So macht beim Sueton Vespasian's Maulthiertreiber Halt, um seinen Thieren die Eisen aufzulegen. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß, da nicht von einem, sondern von allen Thieren die Rede ist, er abstieg, um alle zu versorgen, indem der Weg es nothwendig machte.

Die erste deutliche und unstreitbare Spur des anderen Eisens, welches regelrecht an den Fuß genagelt ist, findet sich in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts. Seitdem fand dieses unschätzbare Stück bei allen gebildeten Nationen allmählig Eingang und, obgleich von einigen als unnatürlich und barbarisch verschrieen, war doch das Hufeisen im 11. Jahrhundert durch ganz Europa in Gebrauch. In demselben Jahrhundert finden wir eine Art Verschwendung hierin, die der Prachtliebe im alten Rom nicht unwürdig ist. Bonifaz, Marquis von Toskana, hatte, als er 1048 seiner Braut Beatrice

entgegenzog, lauter mit Silber beschlagene Pferde. Die Eisen waren mit silbernen Nägeln befestigt, und wenn eins unterweges abfiel, so überließ man es, im ächten Geist der feudalen Großmuth, dem glücklichen Finder.

Nach England scheint das Hufeisen durch Wilhelm den Eroberer gekommen zu sein. Er soll einem seiner Hofleute die Stadt Southampton als Lehen gegeben haben unter der Bedingung, sämmtliche Pferde in seinem Gestüt beschlagen zu lassen.

Da ich so Vieles über das Pferdegeschirr der Römer beigebracht habe, möge es mir vergönnt sein, über ihre Art der Zucht, des Zureitens und der Verpflegung einiges anzuhängen.

Auf die Zucht hielten sie sehr, so wie auch auf das Land, wo das Pferd geboren war. Das früheste und ausgedehnteste Reich für Pferde war Assyrien. Herodot erzählt, daß die Provinz Babylon allein für den Gebrauch des Königs 16,000 Stuten und 800 Hengste zählte. Doch finde ich nicht, daß das persische Pferd in Rom je beliebt gewesen. Unter den griechischen Pferden schätzte man die thessalischen Pferde am meisten, und unter den italienischen Provinzen stand Apulien am höchsten. Aber wegen ihres Muthes waren die gallischen Pferde vorzüglich berühmt, sowie die scythischen durch Stärke und Ausdauer, obwohl an Größe und Schönheit nachstehend. Das berühmte Pferd des Kaisers Probus war von dieser Race. Seine Leistungen sind selten erreicht worden, selbst bei den außerordentlichsten Reitfesten, an denen das letzte Jahrhundert Ueberfluß hatte. Vopiscus sagt in der schönen Biographie des Probus, daß dies Pferd acht bis zehn Tage lang täglich 20 Meilen machen konnte. Und doch war sein Aeußeres nicht vielversprechend. In der That, es war ein bloßer Klepper, weder schön noch groß. Die deutschen Pferde dagegen, obwohl sehr stark, besaßen weder Schnelligkeit noch Schönheit. Cäsar erzählt, die jungen Männer wären im Stande gewesen, beim schnellsten Galopp mit ihnen Schritt zu halten.

Aber noch mehr Werth legte man auf die Zucht, und zufällig sind uns durch einige Anspielungen bei den Dichtern die Namen von zwei berühmten Eigenthümern aufbewahrt. Vorzügliche Sorgfalt wendeten sie auf den Stammbaum derjenigen Pferde, die sich im Circus ausgezeichnet hatten.

Martial nennt unter den Eigenschaften eines Stutzers auch diese, daß er im Stande sei, die Genealogie aller berühmten Hengste nachzuweisen; und selbst der Pöbel des Circus wurde in seinen Wetten und seinem Urtheil

durch den Stammbaum des Pferdes und den Charakter seiner Vorfahren geleitet:

„Qualis per jugera circi
Cum pulcher visa, titulis generosus onustis,
Expectatur equus, cujus de stemmate longo,
Felix emeritos habet admissura parentes.“

Juvenal spricht von einem berühmten Beschäler, Hirpinus, dessen Nachkommenschaft sehr vortrefflich war, und eine alte Inschrift, welche Lipsius in Rom sah, meldet, daß Hirpinus, der 14mal den ersten, 56mal den zweiten, und 36mal den dritten Preis gewonnen, ein ächter Nachkomme des Aquilo war, der in seinen Tagen ein noch stärkerer Renner gewesen, da er nicht weniger als 130 erste, 88 zweite und 37 dritte Preise errungen habe! Wir finden auch, daß sie, wie die jetzigen Araber, noch mehr auf die Stuten hielten. So wird eben daselbst beim Juvenal Corytha als eine Stute genannt, die eine große Zahl von Gewinnern zur Welt brachte. Sie hatten auch eine Gewohnheit, welche noch jetzt existirt, und die ich in den Königlichen Gestüten in Andalusien sah, daß sie nämlich — wahrscheinlich um die Vermischung des Blutes zu verhindern — das Zeichen des Stammbaums auf die Hüfte brannten. Doch war dies nicht bei den Römern der Fall. Anakreon erwähnt es von den Griechen:

»Ἐν ἰσχίοις μέν ἵπποι
Πυρὸς χάραγμ' ἔχουσι.«

Was das Alter anlangt, in welchem das Pferd die Anstrengungen des Trainirens ertragen kann, so scheinen ihre Ansichten mit den unsrigen vollkommen übereinzustimmen. Columella meint, nach dem zweiten Jahr möge die Arbeit beginnen, im dritten versuche man sie im Rennen, und im vierten können sie in den Circus vollständig eingeführt werden. Ueber die Methode, das junge Füllen anzulernen, habe ich in keinem lateinischen Schriftsteller so genaue Regeln gefunden als beim Xenophon in seiner Abhandlung über die Reitkunst. Doch ist es unumstößlich, daß sie beim Trainiren mit dem Kreislauf begannen, und daß das Thier in allen Bewegungen unterrichtet ward — im Schritt, Trab und Galopp, bevor es eigentlich bestiegen wurde. Dabei sahen sie, eben so wie die Griechen, hauptsächlich auf das Temperament des Pferdes; es wurde ihm die Arbeit zum Vergnügen gemacht und dies, nicht die Furcht, war das Hauptprincip in seiner Erziehung. Daher finden wir bei den Römern Beispiele von Anhänglichkeit, ja Freundschaft zwischen dem

Pferde und seinem Herrn, die selbst von den Griechen nicht übertroffen werden. Jeder kennt, wie weit einige von den Kaisern dies trieben. Nero erhob sein Pferd zum Consul, wurde aber von Caligula übertroffen, der seinen „Imitatus“ zum Hohenpriester machte! Er ließ ihn gewöhnlich zur Tafel holen: gab ihm Hafer in einer goldenen Krippe und Wein aus goldenem Becher. So toll dies scheinen mag, ward es von Heliogabal doch übertroffen, der sogar den Hafer vergolden ließ, ehe er seinem Rappen vorgesetzt wurde! Auch beschränkte sich dies nicht blos auf solche Ungeheuer von Narrheit und Verbrechen, wie ich sie eben genannt. Der weise und strenge Hadrian hielt es seiner Weisheit nicht unwerth, seinem beliebtesten Jagdpferde und erprobten Kampfgenossen Borysthenes ein glänzendes Denkmal zu errichten.

Ihre Art, „das Trainiren zu vollenden“, so wie jene Festigkeit des Fleisches und der Muskeln, die Ausdauer im Athmen, die für heftige und langwährende Uebungen unerläßlich sind, zu erreichen, war im Allgemeinen dieselbe als die oben genannte. Aber im Einzelnen war sie einfacher. Statt der medicinischen Künste, welche wir anwenden, bediente man sich einige Tage hindurch eines einfachen Reizmittels (farrago), worauf die Uebung allmälig fortging. Das Pferd wurde in heftigen Schweiß gebracht, nach dem Schweiß mit Oel oder auch mit Wein gerieben. Auch das kalte Bad hielten sie für sehr wichtig. Das Pferd wurde regelmäßig in den Fluß gebracht, um zu schwimmen, und wegen des heißen Klima's hatte diese Uebung gewiß die Natur auf ihrer Seite.

Sie haben uns Heilmittel für fast alle gewöhnliche Krankheiten hinterlassen — für Erkältung, Entzündung, krätzartige Hautübel und tausend andere. Ich war überrascht zu finden, daß für Augenentzündung beim Columella die noch jetzt übliche Behandlung vorkommt, nämlich Aderlaß an der Winkelader. Viele von den Phrasen erinnern uns auch an Ausdrücke, die wir noch täglich hören. Es ist eine allgemeine Ansicht, daß die Mode, den Schwanz zu stutzen und zu beschneiden, eine neuere Erfindung sei. Dies ist ein Irrthum; es war auch bei den Römern gebräuchlich. Das versteht Properz wahrscheinlich unter dem: „curto equo“. Auf den glänzenden Mosaik-Pflastern, die zu Sevilla und Lyon entdeckt sind, sieht man bei den Wagenrennen im Circus alle Schwänze nach modernem Schnitt. Auch beschränkt sich dies nicht auf die Renner im Circus; Horazens Maulthier war, um die Schulübersetzung zu gebrauchen: „stutzschwänzig“.

Die Farbe eines Pferdes soll gewöhnlich ein Zeichen seines Charakters sein. Diesen Glauben hatten auch die Römer, obwohl sie in den mit der Farbe congruirenden Begriffen nicht ganz mit uns übereinstimmten. Die verschiedenen Schattirungen werden bei Varro mit ihrer eigentlichen Benennung aufgeführt; es möchte jedoch den geübtesten Denker verwirren, sie zu unterscheiden. Ich selbst war nie im Stande, über die Myrten- und Rosen-Farben hinauszukommen, obwohl die purpurne noch weit unverständlicher ist. Gegen Schwarz herrschte das noch jetzt vorhandene Vorurtheil, aber sie hielten, gegen unsere Ansicht, das Weiße für das sicherste Zeichen von Schnelligkeit und Feuer — eine Meinung, mit der die Tartaren übereinstimmen sollen. Herodot nennt uns eine Nation (die Argippäer), welche den Namen ihrer schönen weißen Pferderace verdankten, „Qui candore nives anteirent, cursibus auras.“

Zufolge des in alle Theile des Lebens eingeführten Aberglaubens hielten sie auch gewisse Pferde für glückbringend, während andere den Eigenthümer mit Unheil versorgten. Einige bemerkenswerthe Beispiele davon sind uns aufbewahrt. Ein vornehmer Römer, Cajus Sejus, hatte, wie Gellius erzählt, ein Pferd von außerordentlicher Schönheit. Es war aus Argos und sollte von der berühmten Race des Herkules stammen. Wenige unserer besten Renner könnten sich wohl eines Stammbaumes rühmen, welcher, wie der jenes Pferdes, an die 1200 Jahre hinaufreichte. Es war eben so merkwürdig wegen seiner Größe, als wegen seiner Schönheit, — ein hoher Schwanenhals mit tiefer, wallender Mähne. Gellius nennt seine Farbe phoeniceus, wahrscheinlich ein helles Kastanienbraun. Als sein Herr sammt der ganzen Familie von Antonius proscribirt war, rief der Herold das Pferd zum Verkauf aus. Es ward von Dolabella, ehe er nach Syrien ging, für 300,000 Sesterzien gekauft. Dolabella erfreute sich des verhängnißvollen Besitzes nicht lange. Nach seinem Tode ward Crassus Herr dieses Thieres, da er gerade dem unglücklichen Schicksale entgegenzog, das ihm der parthische Krieg brachte, und endlich war der letzte Besitzer Antonius, an dessen Verhängniß wir den Leser nicht zu erinnern brauchen!

Ueber den Preis, welcher zu Rom gewöhnlich für Pferde gezahlt wurde, kann ich leider keine genauen Nachrichten beibringen. Die wenigen zerstreuten Vermuthungen darüber, welche wir hier und da bei den Commentatoren antreffen, haben dieselbe Unbestimmtheit, welche bei der Angabe aller Kaufpreise Statt findet. Da sie für Zeitgenossen schrieben, die mit diesen

Dingen vertraut waren, so hatten sie wenig Ursache, das allgemein Bekannte anzugeben, und was sie uns überliefert haben, bezieht sich nur auf jene außergewöhnlichen Preise, die auch für einen Zeitgenossen nicht gleichgültig sein konnten. Im Plinius findet sich eine Stelle, wo er als Beweis für die Wohlhabenheit einiger Insulaner an der nördlichen Küste von Afrika anführt, daß sie kein Bedenken trugen, ein Talent (etwa 1350 Thaler) für ein Pferd zu geben. Daraus scheint zu folgen, daß dieses in Rom ein sehr hoher Preis war. Doch haben wir viele Beispiele, wo die Summe weit größer war. Das verwünschte Pferd des Sejus ist nur so eben erwähnt. Die 300,000 Sesterzien betragen 16,947 Thaler! So viel ist gewiß, daß es damals wie jetzt Personen gab, die, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt, den Preis gar nicht berücksichtigten. Varro z. B. erzählt, daß Quintus Axius für einen Esel 400,000 Sesterzien gab, was Plinius bestätigt.

Es ist schwer, die Schnelligkeit der römischen Renner zu bestimmen. So viel wir jedoch aus dem Vorhandenen urtheilen können, stand dieselbe mit der Sorgfalt, die man ihnen zuwandte, und der fortwährenden Uebung in keinem Verhältnisse. Der moderne Leser, gewöhnt an die fast gedankenähnliche Schnelligkeit der Reisen in neuerer Zeit, wird lächeln über die größten Anstrengungen der Art, welche von den römischen Classikern berichtet werden, und die doch zu ihrer Zeit von Allen bewundert wurden. Ehe ich schließe, mag es nicht uninteressant sein, einige Beispiele aufzuführen.

Noch zur Zeit des Livius hielt man es für etwas Unerhörtes, daß Certo der Aeltere in 5 Tagen von Hydrunt nach Rom gelangte. Die Entfernung betrug etwa 80 Meilen; doch sagt Livius, er sei gereist „ingenti cursu“.

Julius Cäsar, ein Muster von Thätigkeit und Entschiedenheit, auch ein Reiter ersten Ranges, hatte doch Wunder gethan, als er 20 Meilen in einem Tage zurücklegte. Auf seiner berühmten Reise nach der Rhone, wo Eile höchst nothwendig war, machte er nicht mehr.

Mithridates jedoch übertraf ihn. Appian erzählt, daß er bei wichtigen Angelegenheiten täglich 22 Meilen machte. Derselbe sagt, daß Hannibal in 2 Tagen und 2 Nächten nicht weniger als 48 Meilen reiste.

Später aber, zur Zeit des Kaiserreichs, wo die Stationen regelmäßiger und vollständiger waren, hörte dies auf, außerordentlich zu sein. Die Nach-

richt von Nero's Tod kam in 7 Tagen von Rom nach der Mitte von Spanien, durch einen Freigelassenen des Galba, Namens Icelus, und als Drusus in Germanien erkrankte, reiste Tiberius 40 Meilen an einem Tage, um ihn zu besuchen.

Es ist noch auffallender, daß bei der Niederlage des Maximinianus der Bote, welcher die Nachricht von Aquileja brachte, am vierten Tage in Rom ankam, nach einer Reise von 150 Meilen. Sokrates, der Historiker, erwähnt auch, daß zur Zeit des Theodosius, Palladius von Constantinopel nach den Grenzen von Persien (in 3 Tagen 140 Meilen) ritt, und daß er eben so schnell zurückkehrte. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß sie auf allen solchen Reisen Relais anwendeten.

Ueber die Ausdauer einiger Pferde des Alterthums sind Anekdoten aufbewahrt, welche uns doch unglaublich scheinen. Das kleine Pferd des Probus, oben schon erwähnt, ist selten an Schnelligkeit oder Ausdauer übertroffen werden, und ähnliche Unglaublichkeiten erzählt Plinius von den sarmatischen Pferden. Die Art, sich für eine Reise vorzubereiten, war so eigenthümlich, daß die jetzigen Trainirmeister darüber staunen müssen. Das Pferd ward einen Tag vorher ohne Futter und Wasser gelassen; und doch ritten sie in einem Zuge, ohne abzusteigen, ihre 30 Meilen.

Doch es ist Zeit, abzubrechen. Aus diesen Thatsachen und — noch mehr aus dem staunenden Tone, in welchem sie erzählt werden, können wir sicher schließen, daß die Schnelligkeit der römischen Pferde der Vollendung noch fern lag. Man begreift also leicht das Staunen, welches einige unserer modernen Leistungen unter ihnen würde erregt haben. In welchen Ausdrücken müßte Livius über die bekannte Erzählung von Dick Turpin's Ritt nach York sprechen! Wie würde er verwirrt sein, den ingens cursus seines Cato, den er fast für übernatürlich betrachtete, durch Osbaweston in weniger als einem Achtel der Zeit vollendet zu sehen!

„Multa renascentur, quae jam cecidere cadentque
Quae nunc sunt in honore.“

Die Epoche Alexander's des Großen reicht allein hin, um eine neue Aera in der Geschichte des Pferds zu bezeichnen. Aus Macedonien, dem im Alterthume durch seine schnellen Pferde berühmten Lande, zog der Sohn Philipp's wie ein leuchtendes Meteor in alle Länder, wo das Pferd in Ehren stand; er unterwarf die Griechen, die Thracier, die Scythen, die Aegypter, die Indier; er gründete mit einem Worte das größte asiatische

Reich, das jemals existirt hat. Nicht bloß durch seine Eroberungen, sondern noch mehr durch seine Persönlichkeit selbst ist die Geschichte Alexander's mit der Geschichte des Pferds verbunden. Wie alle großen Männer war Alexander Reiter, und sein Leben ist mit dem Leben des Bucephalus so innig verwebt, daß es scheint, als ob sie ohne einander nichts gewesen sein würden.

Sein Vater Philipp ruhte auf den Lorbeeren von Methone aus, als er auf einmal drei glückliche Nachrichten erfuhr: er war in den olympischen Spielen als Sieger ausgerufen worden; seine Gemahlin hatte ihm den Alexander geboren; endlich hatte Parmenio einen großen Sieg erfochten. „O Jupiter!" rief er aus, „beuge mich nicht nieder mit so vielem Glück!" Alexander, welcher an dem Tage geboren war, wo die Reiterei seines Vaters den Feind schlug; an dem Tage, wo die Rosse seines Vaters die Palmen von Elis gewannen, mußte ein Krieger und ein Reiter sein. Aristoteles begnügte sich nicht damit, in seinem königlichen Zöglinge die einem Herrscher nothwendigen Kenntnisse zu entwickeln; bald diktirte er ihm, auf einem Steine sitzend, die Abhandlung über die Könige, die leider! verloren ist; bald ließ er ihn auf einem feurigen Rosse, im Gefolge geschickter Lehrer, nach den Ufern des Strymon fliegen, steile Felsen erklimmen und über tiefe Gräben springen. Kaum war er der Kindheit entwachsen, als er jenes berühmte Pferd zähmte, dessen Name sprichwörtlich geworden ist. Wie alt war Alexander, als man ihm den Bucephalus vorführte? Die Geschichte sagt es nicht; aber er war sicherlich noch sehr jung. Bucephalus starb im dreißigsten Jahre in der Schlacht, welche Alexander an den Ufern des Hydaspes dem Porus lieferte; Alexander war damals acht und zwanzig Jahre alt; er war also jünger, als sein Pferd. Bucephalus war von einem in Thessalien berühmten Pferdezüchter, Namens Philonicus, in den Ebenen von Pharsalus gezogen worden; es war ein stattliches und feuriges Pferd; seinen Namen Bucephalus erhielt es, wie man erzählt davon, daß es einen Ochsenkopf hatte. Philonicus, welcher glaubte, daß dieses edle Thier eines Königs würdig wäre, bot es dem Philipp an und verlangte dafür 16 Talente, ungefähr 16,000 Thaler nach unserem Gelde. Der König ließ in seiner Gegenwart Versuche mit dem Pferde machen; aber alle Reiter erklärten den Bucephalus für bösartig und unbezähmbar. Hierauf sagte Alexander, der damals noch Kind war: „Wenn sie aus Feigheit und ohne Erfahrung dieses Pferd tadeln, so sind sie nicht werth, es zu besteigen." — „Junger

Mann", erwiderte ihm hierauf Philipp, „glaubst Du klüger zu sein, als die Alten?" — „Ja gewiß, mein Vater; ich wette, daß ich dieses Roß bändigen werde." — „Und was willst Du für Deine tolle Kühnheit zahlen?" — „Den Preis des Pferdes", antwortete Alexander. — Kaum hatte er dies gesagt, so näherte er sich dem wüthenden Thiere, ergreift den Zügel, und dreht ihm den Kopf nach der Sonne, weil er bemerkt hatte, daß es beim Anblick seines Schattens wild wurde; er streichelt es mit der Hand, redet es freundlich an und schwingt sich in dem Augenblicke, wo es ruhig ist, auf den Rücken des Pferds. Da er es mild und geschickt behandelt, so vermindert sich seine Ungeduld; hierauf setzt er es in Galopp und läßt es eine lange Strecke laufen, indem er es beständig mit seinen kräftigen Schenkeln drückt. Philipp und seine Umgebung sehen ihm ängstlich nach; sie beobachten ein tiefes Schweigen und fürchten, daß ein Sturz diesem tollen Laufe ein Ende machen könnte. Aber als sie ihn mit dem stolzen Gefühle, das prächtige Thier gebändigt zu haben, zurückkehren sahen, riefen sie entzückt ihm ihren Beifall zu. Philipp weinte vor Freude und sagte zu seinem Sohne, als er vom Pferde herabgestiegen war: „Mein Sohn, suche Dir ein besseres Königreich; denn Macedonien ist für Dich zu klein." So gab ein Pferd die Veranlassung zur Eroberung der Welt.

Wir wollen jetzt die historische Erzählung mit einigen Bemerkungen bekleiden. Der Name dieses Pferds kommt nicht davon her, daß es einen „Ochsenkopf" hatte; sondern es ward so genannt, weil es zu jener Race von Pferden gehörte, welche auf dem Schenkel mit einem Ochsenkopfe gezeichnet wurden und welche deshalb bei den Griechen Bucephalen (Ochsenköpfe) hießen. Wahrscheinlich sollte diese Gewohnheit, die Pferde so zu zeichnen, eine Erinnerung an die Centauren sein: die Thessalier, die diese Gewohnheit treu beibehielten, wollten damit ohne Zweifel andeuten, daß sie ihr Geschlecht von den ehemaligen Ochsentreibern ableiteten, die durch ihre Rosse so berühmt waren, daß man sie mit ihnen identificirt hatte.

Wir wissen nicht, ob wir nach der Erzählung der alten Schriftsteller an die Furchtsamkeit der Reiter Philipp's und an dem Sieg Alexander's, den er der Beobachtung verdankte, daß das Pferd vor seinem Schatten Furcht habe, glauben sollen. Vielleicht nahmen sie bei diesem Umstande ihre Zuflucht zu der zu allen Zeiten üblichen Schmeichelei gegen die Söhne der Könige und vielleicht hat die Phantasie der Schriftsteller an diesem ersten Siege eines großen Eroberers einigen Antheil gehabt; dessenungeachtet bleibt es nach der

obigen Erzählung ausgemacht, daß ein wildes Pferd mit Gewandtheit und Kühnheit von einem Kinde bestiegen wurde und daß dieses Kind das Pferd muthig lenkte. Die Reitkundigen werden eingestehen, daß dies schon ein großer und schöner Erfolg ist. Wie viele erwachsene Männer können sich gegenwärtig eines solchen Erfolges rühmen? Später werden wir sehen, daß Turenne die Bahn seines Ruhmes ebenso wie Alexander begann.

Alexander faßte eine große Liebe zu seinem Pferde: er ritt den Bucephalus meistens nur in den Gefahren der Schlacht. Auch kannte Bucephalus seinen Herrn ganz genau und offenbarte stets eine besondere Anhänglichkeit an ihn. Wenn dieses edle Thier nicht mit seiner Schabracke bedeckt war, ließ es auch manchmal die Männer aufsitzen, die es pflegten; aber sobald es die Schabracke auf seinem Rücken fühlte, durfte nur Alexander ihm nahe kommen. Bei seinem Anblicke fiel es auf seine Knie nieder, wie es die zum Reiten abgerichteten Pferde zu der Zeit, wo es noch keine Steigbügel gab, gewöhnlich zu thun pflegten. Mehr als einmal hatte Alexander sein Leben der Kraft und der Schnelligkeit seines Rosses zu verdanken; namentlich entfaltete Bucephalus bei dem Angriffe auf Theben jene Klugheit und jenen Muth, die des Helden, seines Freundes, so würdig waren. Obgleich es verwundet war und blutete, lief es immer wieder gegen den Feind, und als sein Herr es mit einem anderen Pferde vertauschen wollte, gab es seine Ungeduld und seine Lust zum Kampfe durch ein lautes Wiehern zu erkennen. Alexander, der über einen solchen ausdauernden Muth entzückt war, trennte sich von diesem Tage nicht mehr von ihm.

Die Schriftsteller sind über die Ursache des Todes des Bucephalus nicht einerlei Meinung. Die einen behaupten, daß er in der Schlacht, die Alexander dem Porus am Hydaspis lieferte, an seinen Wunden gestorben sei. Von der übermächtigen feindlichen Reiterei eingeschlossen, war der Eroberer der Welt, ungeachtet der Wunder der Tapferkeit, die er verrichtete, nahe daran, zu unterliegen, als Bucephalus, obgleich auf den Tod verwundet, mit verdoppelter Schnelligkeit ihn der drohenden Gefahr entriß, ihn in sein Zelt zurücktrug und, zufrieden mit seiner That, seinen Geist aufgab. Andere erzählen, daß er, mit Ruhm bedeckt, und schwach an Kräften, im 30. Lebensjahre eines natürlichen Todes gestorben sei. Welche von den beiden Angaben auch immer die richtige sein mag, so viel ist wenigstens gewiß, daß Alexander sein Roß beweint hat. Er sagt selbst, daß sein Verlust ihm ebenso schmerzlich sei, als der eines treuen und aufrichtigen Freundes: ein betrübendes Geständniß

in dem Munde des Mörders des Klytos und Klysthenes; aber die Herzen großer Männer haben geheimnißvolle Stellen, und werden nicht mit dem gewöhnlichen Maße gemessen.

Alexander veranstaltete zu Ehren seines geliebten Rosses eine prachtvolle Leichenfeier, der er persönlich beiwohnte. Er ließ ihm außerdem an den Ufern des Hydaspis, an derselben Stelle, wo es verwundet worden war, ein Grab errichten. An dem Grabe legte er den Grund zu der Stadt Bucephalien, Alexandria Bucephalus. Einige Gelehrte sind der Meinung, daß diese Stadt das heutige Bahore, die Hauptstadt des gleichnamigen Königreichs sei.

Alexander verherrlichte den Uebergang über den Granikus, der ihm den Weg nach Asien eröffnete, durch ein Bild, auf welchem er sich auf dem Bucephalus reitend und umgeben von den Reitern seines Heeres, die bei dieser Gelegenheit das Leben verloren, darstellen ließ.

Die Eroberungen Alexander's haben die menschlichen Kenntnisse erweitert; sie haben die griechische Civilisation nach einem ganzen Welttheil gebracht; sie riefen die Könige von Ekbatana und Memphis, und die Könige des Indus und des Oxus wieder auf ihre Throne. Die kriegerischen Spiele, die in Asien erfunden waren, die aber Griechenland modificirt und verbessert hatte, wurden von Alexander wieder nach ihrer orientalischen Geburtsstätte zurückgebracht.

Nachdem er am Grabe des Achilles, in der Wüste des Ammon, am Mausoleum des Hephästion, auf den Babylonischen Feldern und überall, wohin sich seine ephemere, aber glanzreiche Herrschaft erstreckte, Reitersiege gefeiert hatte, hinterließ er seinen Thron unfähigen Nachfolgern, die sich unter einander bekämpften. Aber in diesen unruhigen Zeiten hatte nur allein die Reitkunst einigen Vortheil, und die Hippodromen der vielen von Alexander gegründeten und nach ihm benannten Städte bewahrten mehrere Jahrhunderte hindurch noch einen prachtvollen Abglanz der olympischen Spiele.

Sechstes Kapitel.

Wanderungen des Pferdes. — Die alte Welt. — Die Scythen. — Die Sarmaten. — Die Germanen. — Die Gallier. — Die Iberier. — Die Numidier. — Die Indier.

Außer den erwähnten großen civilisirten Völkern lebten in der Finsterniß verschiedene nomadische Völkerschaften, die sich allmälig an feste Wohnplätze gewöhnten und den Grund zu künftigen Nationen legten. Einige derselben bekämpften sich unter einander, wie die Soldaten des Kadmus, und klopften nach und nach an die Thore der großen Völker, die sie zuletzt besiegten oder mit ihren Kriegsäxten vernichteten; andere machten sich einen Namen, der Jahrhunderte überdauerte. Es ist merkwürdig, daß die letzteren meistens Reitvölker waren; die übrigen haben in der Geschichte nur einen Namen und auf der Erde nur Trümmer hinterlassen. Wir wollen einen kurzen Blick auf die menschlichen Familien werfen, die sich in die kalten Gegenden des Nordens verirrten, und auch diejenigen flüchtig betrachten, die allmälig trotz der Sonnenhitze die Grenzen Asien's bevölkerten und bis an die europäischen Küsten Afrika's ausbreiteten; — es waren Völker-Familien, welche das stolze Griechenland und Rom mit dem Namen: Ausländer oder Barbaren gebrandtmarkt hatten. Die Scythen, die Väter der jetzigen Russen und Tartaren, bewohnten jene unermeßliche Ebene, welche zwischen dem Kaspischen Meere, dem schwarzen Meere und dem östlichen Asien liegt. Sie waren ein kriegerisches Volk. Die Jagd und das Hüten der Heerden waren ihre Beschäftigungen. Mit dem Ursprunge dieses Volkes steht die Geschichte des Pferdes in Verbindung, wie bei allen berühmten Völkern. Die Mythologie erzählt hierüber folgendes: Epidna, eine Hyperboräische Fürstin, stahl eines Tages die Rosse des Hercules. Der Held verfolgte sie und holte sie ein. Er schloß mit ihr ein Freundschaftsbündniß und zeugte mit ihr drei Söhne: Agatheses, Gelon und Scytha. Der letztere wurde der Vater der Könige von Scythien.

Die Mythologie hat das Pferd in den Mysterien dieses Volkes nicht vergessen. Die Scythen beteten die Sonne in der Gestalt eines Pferdes an. Jährlich stachen sie, beim Klange der Instrumente, auf einem hohen Hügel, einen Pfahl in die Erde, hingen daran das Sinnbild des Kriegsgottes, einen alten Degen, den sie Acinaces nannten. Diesem Gotte brachten sie Pferde zum Opfer.

Die Skoloten, eine scythische Völkerschaft, sollen die Bewohner der feuchten Gegenden des Nordens die Reitkunst gelehrt haben. Nach alter Sitte begab sich jährlich ihr König an einen Ort, an welchem man einen Pflug, ein Joch und ein Beil verwahrte. Alles war von gediegenem Golde und soll vom Himmel gefallen sein. An diesem Orte wurden zahlreiche Opfer den Göttern dargebracht. Der Skolote, dem an diesem Tage die Bewachung des Schatzes anvertraut war, erlebte niemals das Ende des Jahres. Zur Entschädigung dafür versprach man seiner Familie so viel Land, als er an einem Tage zu Pferde durchlaufen konnte.

Unter den alten Völkern waren die Scythen als leidenschaftliche Pferdeliebhaber bekannt. Sie hatten ausgezeichnete Racen, welche sie mit der größten Sorgfalt erzogen. Auch hatten sie herrliche Rennpferde. Sie gaben den Stuten den Vorzug vor den männlichen Pferden, weil sie glaubten, daß jene einen sanfteren Charakter hätten und besonders in den Gefechten nicht so wild wären.

Achias, König der Scythen, pflegte und fütterte sein Pferd selbst.

Die Scythen wissen zur Verherrlichung ihrer Pferde tausend Anekdoten zu erzählen. Als einer ihrer Könige in einer Schlacht getödtet worden war, trat sein Pferd den Sieger, als er dem Besiegten die Rüstung abnehmen wollte, mit den Füßen und zerfleischte ihn mit den Zähnen.

Die Sarmaten waren Nomadenvölker, von denen die Polen, die Lirländer und zum Theil die Preußen abstammten. Sie waren stolz und muthig, und ihre Nachkommen sind nicht aus der Art geschlagen. Ihre Frauen hatten sogar einen kriegerischen Charakter, wovon mehr als eine moderne Sarmatin in unseren Tagen ein glorreiches Beispiel gegeben hat.

Diese Völker erzogen große und kräftige Pferde; sie ritten sie mit großer Geschicklichkeit auf der Jagd und in Schlachten, und brachten sie auch ihren Göttern zum Opfer. Die Slavonier hatten einen Centauren, genannt Polkan, dem sie eine außerordentliche Kraft und Schnelligkeit zuschrieben. Man erzählt Folgendes von ihrem Aberglauben in Bezug auf das Pferd. Der Gott der

Sonne und der Erde hieß Swetowod; seine Hauptaltäre standen auf der Insel Rugen und in der Slavonischen Stadt Acron. Man weihte ihm ein weißes Pferd. Nur der Priester des Gottes durfte dieses Pferd besteigen und ihm die Haare der Mähne und des Schweifes abschneiden. Man glaubte, daß der Gott häufig dieses Pferd ritt, um den Feind zu bekämpfen. Und in der That, wenn das Pferd am Abend gut geputzt und an die Raufe gebunden war, fand man es am anderen Morgen mit Schweiß und Staub bedeckt, als ob es einen großen Lauf gemacht hätte. Dieses Pferd weissagte auch noch den guten oder schlechten Ausgang des Krieges. Man pflanzte vor dem Tempel sechs Lanzen auf, so daß zwei immer zusammenstanden, und an jedes Paar band man eine Dritte in der Quere so niedrig, daß das Pferd darüber steigen konnte, ohne darüber springen zu müssen. Nach einem langen Gebete, führte der Priester das Pferd am Zügel und ließ es über die Lanzen schreiten. Wenn das Pferd mit dem rechten Fuße zuerst darüber schritt; so war es eine günstige Vorbedeutung; aber wenn es den linken Fuß zuerst darüber hob, so war es ein ungünstiges Zeichen. Man opferte diesem Götzen manchmal gefangene Christen, die man in voller Waffenrüstung auf ihre Pferde setzte; dann band man die Beine jedes Pferdes an vier Pfähle; zu beiden Seiten errichtete man zwei Scheiterhaufen, zündete diese an und verbrannte lebendig Roß und Reiter.

Ehe die Dänen Christen wurden, opferten sie alle neun Jahre 99 Menschen, ebenso viele Pferde, Hunde, Falken und Hühner.

Jetzt wollen wir eines der berühmtesten Völker betrachten, das seine schönsten Adelstitel aus den Wolkenpalästen seiner Götter, aus der Dunkelheit seiner dichten Wälder und aus den Geheimnissen seiner Religion ableitete. Die Germanen, die, wie alle Völker, ursprünglich aus den Hochebenen Asiens stammten, traten frühzeitig in Vereine zusammen unter der Führung des großen Odin oder Wodan, der Held und Gesetzgeber in einer Person war. Sie waren anfangs Nomaden, welche von den Produkten ihrer Heerden und der Jagd lebten. Aber zum Unterschiede von den anderen orientalischen Völkern, fanden die Germanen statt eines milden Klimas, das den Menschen weder Arbeiten, noch Entbehrungen auferlegt, das aber diejenigen, die es ernährt, zur Trägheit verweichlicht, einen finsteren und regenreichen Himmel, fruchtbare Sümpfe, die aber unendliche und unaufhörliche Arbeiten erforderten; undurchdringliche Wälder, wo der Bär, der Büffel und der Auerochse brüllten; ungeheure Eber, die man mit dem Wurfspeer erlegen mußte; grimmige Wölfe,

die in zahlreichen Schaaren auf die Heerden und die Hirten stürzten. Im Kampfe mit der ganzen Natur stärkte der Germane seinen Körper und seinen Geist. Er war kräftig genug, um die schwierigsten Arbeiten zu ertragen, allen Gefahren zu trotzen und die schrecklichsten Kämpfe zu bestehen; er war klug genug, um aus den Arbeiten, Gefahren und Kämpfen Vortheile zu ziehen. Alle Geschichtsschreiber rühmen einstimmig die Schönheit, die Körperkraft, die Tapferkeit und die Klugheit der alten Germanen. Ihre blauen Augen schossen Blitze; ihr langes Haar flatterte in den Schlachten, wie die Mähne des Löwen. Nichtsdestoweniger muß man glauben, daß sie bei so vielen Eigenschaften nur ein in der Welt isolirtes und in ihren Wäldern verborgenes Volk geblieben wären, ohne das Pferd, das ihnen die Lust zum Reisen und zu Wanderungen einflößte. Von hier bis zu Eroberungen bedurfte es nur noch eines Schrittes. Die Germanen hatten auf ihrem Schilde ein weißes galoppirendes Roß, als Sinnbild ihrer unsteten Wanderungen, als sie unter dem Namen der Cimbern und Teutonen, der Franken und Normannen das Blut des alten, abgelebten Europa verjüngten. Das Pferd wurde nach der germanischen Mythologie göttlich verehrt. Wodan, König der Wolkenpaläste der Walhalla, reitet ein Pferd Namens Sleipnir, auf dem er durch den weiten Himmel jagt und in den Schlachten die Kämpfer ermuthigt. Sleipnir hat acht Beine und die Schnelligkeit des Adlers; die Bauern wählen bei der Ernte die schönsten Aehren des Feldes aus und lassen sie für ihn liegen. Die Helden, die in das Paradies der Wolken aufgenommen sind, werden jeden Morgen durch das Krähen des Hahnes geweckt; sie bekleiden sich mit dem Felle der Bären und der Eber; nehmen ihre furchtbaren Waffen und rüsten sich zum Kampfe; das Gefecht wird hitzig; das Blut fließt; mit schweren Aexten werden die Köpfe gespalten; die Wurfspieße und die Lanzen mit ihren ehernen Spitzen schlagen tiefe Wunden in das Fleisch. Aber bald nahet die Stunde der Mahlzeit; ein himmlischer Balsam träufelt in die Wunden und macht sie augenblicklich zu Narben; die Helden reiten wieder zurück auf denselben Rossen, die einst ihr Stolz und während ihres Lebens der Gegenstand ihrer Sorge und Liebe waren; sie trinken Meth aus den Schädeln der Besiegten, und essen den Speck des Ebers Skrimner. Die Götter haben den Regenbogen in Form einer Brücke erbaut, um mit der Welt in Verkehr zu treten. In der Mitte desselben ist eine feurige Furche, über welche die Riesen nicht gehen können; täglich reiten die Götter auf dieser luftigen Straße auf und nieder. Nur Thor muß zu Fuß gehen; denn er

ist so groß und so schwer, daß kein Pferd ihn tragen kann. Nor war der Vater der Nacht, welche schwarz ist, wie seine ganze Familie. Mit ihr zeugte Daglinger einen Sohn, genannt der Tag, der so glänzend und schön wie die ganze Familie seines Vaters ist. Alsdann nahm der allgemeine Vater die Nacht und ihren Sohn, den Tag, versetzte sie in den Himmel und gab ihnen zwei Pferde und zwei Wagen, auf denen sie nach einander um die Welt fuhren. Die Nacht besteigt zuerst ihr Pferd, genannt Rinfaxe (gefrorene Mähne), welches alle Morgen die Erde mit dem Schaume seines Zügels bethauet; das Pferd des Tages heißt Sinfaxe (glänzende Mähne) und erleuchtet mit seiner Mähne den Himmel und die Erde.

Bisweilen hatte die Nacht zwei Pferde und der Tag auch zwei Pferde. Sool (die Sonne) war der Pferdelenker des Dagur (des Tages). Diese Pferde hießen Alsvidr und Arvkr. Maan (der Mond) lenkte auch die schwarzen Rosse der Nacht. Gondula, eine der Kriegsgöttinnen, war immer zu Pferde. Die Walküren, die drei finsteren Schwestern, welche in den Schlachten die Helden auswählen, welche sterben sollen, reiten auf feurigen Rossen. Brinkild ritt den Wings-Kormir, der die Luft mit seinen Schwingen spaltet. Die Edda feiert eine große Anzahl von Rossen: Blodughufi (blutiger Huf), das Pferd des Freid; Gulfaxi (Goldmähne) das Roß des Riesen Hringwid; Hofvarpuir, das Roß der Gna, der Botin der Freia und anderer Götter.

Es war eine herrliche Sitte bei den Germannen, daß sie ihr Jagd- und Reitzeug sich selbst verfertigten. Der Gott Soki, welcher den Hammer des Thor suchte, der ihm von dem Riesen Thrym gestohlen war, fand diesen auf einem Berge sitzend, indem er das Morgenlied sang und Halsbänder für seine Hunde und Harnische und Ketten für seine Rosse machte.

Die Germanen unterhielten auf gemeinschaftliche Kosten, in den heiligen Wäldern, weiße Pferde, die sie zu Prophezeihungen benutzten. Niemand durfte sie berühren. Nur die Priester und die Fürsten hatten das Recht, sie an einen heiligen Wagen zu spannen, sie zu lenken und ihr Wiehern zu beobachten. Es gab keine Weissagung, welcher nicht nur das Volk, sondern auch die Großen und Vornehmen des Volkes mehr Glauben schenkten.

Die Skandinavier und die Germanen opferten den Göttern zum Tode verurtheilte Menschen, Eber und besonders weiße Pferde. Wenn sie eine Beleidigung zu rächen hatten, so nahmen sie den Kopf eines todten Pferdes,

steckten ihn auf einen Pfahl und drehten ihn zum Zeichen der Verwünschung nach der Seite des Feindes.

Antyr, der Held eines nordischen Gedichtes hatte ein Pferd Bukranos; es war ein riesenhaftes Thier, so hart wie Stein; es hatte einen Stierkopf und aus seinen Hufen sprangen Feuerfunken.

Bukranos (Ochsenkopf) erinnert an die Centauren und ist der Bucephalus eines hyperboräischen Alexander.

Die Helden der Sagas rühmten sich ihrer guten Rosse; in dem epischen Gedicht: Sigurd, wollen Konrad und Hagen nicht auf die weisen Ermahnungen ihrer Schwester Gudrun hören; sie sagen: „wir haben ein gutes Roß und ein gutes Schwerdt; was haben wir zu fürchten?“

In demselben Gedicht findet man ein rührendes Beispiel von jenem herrlichen Instinkt des Pferdes, der ihm nicht gestattet, einen gefallenen Menschen mit Füßen zu treten, wenn es nicht wider seinen Willen dazu gezwungen wird. Jedermann weiß, daß man diese Thatsache auf Schlachtfeldern und bei dem Sturze eines Pferdes häufig beobachten kann. Schwanhilde, die Tochter Sigurds soll ihrem Gemahle Zarmerik untreu gewesen sein. Um sie dafür zu strafen, wollte er sie von Pferden zertreten lassen. Sie war so schön, sagt der Dichter, daß die feurigen Rosse, die gegen sie anliefen, bei ihrem Anblick still standen und sie nicht zu berühren wagten; man bedeckte sie mit einem Sacke und erst dann haben die Pferde sie zertreten.

Wir finden auch in Germanien jenen alten Namen des Pferdes „March“ wieder, der in der Ursprache mehrerer Völker erscheint. Die Markomannen waren eine germanische Völkerschaft. Marck ist der Name eines deutschen Flusses; mehre Männernamen, als Markomir, Markulf werden mit dem Namen des Pferdes zusammengesetzt. Endlich wurde der Titel Mareschalk denjenigen Beamten gegeben, welche an den Höfen der Fürsten die Aufsicht über die Pferde hatten. Dieser Name, aus welchem später der Titel Marschall geworden ist, wurde in der Folge den Hufschmieden gegeben. Der Marschall von Frankreich und der Hufschmied haben also alle beide den Aufseher der Pferdeställe der alten Deutschen zu ihrem Patron.

Nach Tacitus und Cäsar waren die Pferde der alten Deutschen klein von Wuchs und nicht sehr schön gebaut. In der Geschichte des Gallischen Krieges lesen wir: „Obgleich die germanischen Pferde klein und häßlich sind, so versteht man doch sie durch tägliche Uebungen zu Arbeiten und Strapazen

tüchtig zu machen und abzuhärten. Bei Reitergefechten steigen die Germanen oft von ihren Pferden herab und kämpfen zu Fuß; ihre Pferde bleiben an einer und derselben Stelle ruhig stehen und warten geduldig, bis die Reiter zu ihnen zurückkehren. Es ist bei ihnen nicht üblich, ja vielmehr schimpflich, auf Satteln zu reiten. Daher fürchten sie sich niemals, auch in geringer Zahl eine weit größere Zahl von Reitern, die auf Satteln sitzen, anzugreifen."

Cäsar schätzte die germanische Reiterei sehr hoch, und in seinen gallischen Kriegen ließ er sich immer von einer Schaar von vierhundert gallischen Reitern begleiten. Wir werden später auf die Reitkunst der nördlichen Völker zurückkommen, wenn wir von ihren Eroberungen im Mittelalter sprechen.

Die Gallier, die Stammväter der heutigen Franzosen, besaßen einst große Ländergebiete an den Grenzen Italien's, Spanien's und des Rhein's; wir sprechen jedoch hier nur von dem eigentlichen Gallien, oder dem gegenwärtigen Frankreich und den brittischen Inseln, welche die Völkerschaften enthielten, die das Gesetz der Druiden befolgten und den Teutates verehrten.

Die Mythologie dieses Landes war eine der reinsten des Alterthums; sie erkannte nur einen einzigen Gott, einen unbekannten Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde an, der das Gute belohnt und das Böse bestraft. Der Name dieses Gottes war nach den Zeiten und Ländern verschieden: hier hieß er Belenus, Teutates oder Teut; dort Hesus, Des, Taranis, Hu, Gadam.

Wie es sich auch immer mit diesen verschiedenen Namen verhalten mochte, so viel scheint gewiß zu sein, daß der Druidenkultus aus dem Mithrakultus abstammte, der sich von Persien aus fast über alle Völker verbreitete. Mithra oder die Sonne, wurde durch das Pferd symbolisirt; das Pferd war das Sinnbild des unaufhörlichen Laufes der Sonne an dem Himmelsgewölbe. Der Name Gott, Θεός bei den Griechen, Teut, Teutates bei den Galliern, kommt von Θεῖν, laufen. Das Pferd wurde also das Symbol des höchsten Gottes von den Ebenen Chaldäas an bis zu den Sümpfen Germaniens, wo die Art seines Laufes und seines Wieherns als Prophezeihungen betrachtet wurden. Wir haben bereits gesehen, daß der Mithradienst von den Persern zu den Hebräern überging, und überall wurde das Pferd auf dem Altar des Sonnengottes geopfert.

Das symbolische Pferd wird in Gallien seit den ältesten Zeiten angetroffen.

Die gallischen Münzen gestatten keinen Zweifel hierüber; sie waren anfänglich nur eine rohe Nachahmung der griechischen Münzen; aber diese Nachahmung wurde nach und nach auf die mystischen Vorstellungen der Nation angewandt.

Die gallische Numismatik hat folgende Pferdebilder:

Das freie Pferd ohne Sattel und Zügel — grobe Nachahmung der griechischen Vorbilder; — angespannte Pferde; berittene Pferde; das macedonische Zwiegespann; das Pferd und der Eber, jener ächt gallische Typus, jener sus Gallicus, welcher in den Wäldern Galliens hauste; — Pegasus, das geflügelte Roß; das Pferd, auf welchem ein phantastisches Thier sitzt; das Pferd, das von einem Adler am Zügel geführt wird; der Centaur, oder das Pferd mit einem Menschenkopfe, genannt Androcephalus von dem gelehrten Lambert, welcher der Meinung, daß dieses Bild schon 200 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung üblich war; bisweilen zieht der Androcephalus einen Wagen oder auch ein Rad; er ist häufig von einem Eber begleitet oder er tritt einen umgefallenen Mann, wahrscheinlich den Ariman, den Stifter des Bösen, den Feind des Ormuzd und der Mithra mit den Füßen; endlich Nachahmung der consularischen Münzen; berittene Pferde, Bild der Dioskuren, angespannte Pferde, Zwiegespanne und Viergespanne.

Im Allgemeinen sind die Pferde der gallischen Münzen grob gezeichnet, und können keine Andeutung über den eigenthümlichen Körperbau des gallischen Pferdes geben; dennoch sind einige vortrefflich gezeichnet und haben keine Aehnlichkeit mit den Pferden der griechischen und römischen Münzen. Ihre Körperformen sind stärker und runder; ihr Hals ist länger und mehr zurückgebogen; es ist das prachtvolle Pferd von Armorica, das wir im Laufe der Jahrhunderte unter verschiedenen Namen wiederfinden werden.

Nicht blos auf den gallischen Münzen kommt das Pferd als Symbol vor, sondern es lassen auch mehre Pferdestandbilder, die an verschiedenen Orten gefunden wurden, keinen Zweifel zu, daß dieses edle Thier bei den Vorfahren der jetzigen Franzosen eine mystische Bedeutung hatte.

Die Erinnerungsfeier an das Pferd Mallet, die vor Kurzen in der Landschaft Retz stattfand, bezieht sich offenbar auf den Cultus des Pferdes und auf die Mithramysterien: wir werden später in dem Kapitel, das von den französischen Pferden handelt, mehr davon sprechen.

Wir wollen hier noch erwähnen, daß bei den Festen der Irmensäule, eines hohen steinernen Altars der Sonne, der ganze Adel zu Pferde stieg und um das Sinnbild des Gottes herumritt.

Die Gallier waren in drei Klassen eingetheilt: in das Volk, die Ritter und die Druiden. Die Druiden waren die Gelehrten und Geistlichen; die Ritter waren die Klasse der Krieger; das Volk arbeitete auf dem Lande und beschäftigte sich mit der Industrie. Der Ritter hieß Mar'hec; die Reiterei Mar'hesec (wörtlich Pferde, Plural von Mar' das Pferd). Die Griechen und die Römer nannten die gallische Reiterei Markisia und Trimarkisia: Galli equestris pugnae institutionem trimarkisiam nominant patria voce.

Der Name des Pferdes im Celtischen ist March oder Marck: *ἵππου ὄνομα μάρχα ὑπό τοῦ Κελτοῦ.* Wir haben dieses Wort schon bei mehren reinen oder gemischten celtischen Nationen als Stammwort zu vielen zusammengesetzten Wörtern angetroffen. Es ist daher kein Wunder, daß dieses Wort häufig in Gallien vorkommt, wo die celtische Race bei den bretagnischen, wallischen, schottischen und irischen Völkerschaften sich bis auf unsere Tage erhalten hat. Das Wort hat als Wurzelwort eine große Wichtigkeit; es wird bei der Zusammensetzung vieler Namen und Wörter benutzt, von denen mehre ihre ursprüngliche Bedeutung nicht mehr haben. Außer den bereits angeführten wollen wir hier nur die Bedeutung der vorzüglichsten derselben angeben.

Bei vielen sowohl älteren, als neueren Völkern hat das Wort March, oder Marc, Marach, Mare die Bedeutung Pferd behalten. Hiervon werden abgeleitet: Mars, der Name des Kriegsgottes; Marc und Marcus, Marsyas, Marsus, Markomir, Markulf, Marobodus, Guiomark, Guimard, Männernamen; die Marsen, eine italienische Völkerschaft am Fuciner See; Markomannen, ein Volk in Böhmen; Dänemark, das noch jetzt bestehende Königreich; Marck, ein Fluß in Deutschland; Penmark, Marignan, Marigny, Marrigny, Ortsnamen; unter den adligen Familien in Europa sind zu erwähnen: Marck, in Burgund; Markhausen, in Deutschland; Marsch, in Holland; Königsmark, in Schweden; Penmark, Marchec, Marchalla, in der Bretagne; unter den Titeln: Marschalk, Marschall, ursprünglich Oberstallmeister, dann Anführer in der Reiterei; Marquis, Stallmeister, Reiter, Waffenträger; Marchio, im Lateinischen Kriegsheld; davon Marquess, englisch; Marchese, italienisch; Marques, spanisch; Baron, abgeleitet von March, da m häufig in b verwandelt wird; endlich Markgraf, Anführer der Reiterei, eine ehemals in Deutschland übliche Würde. Aus March sind nachfolgende französische Wörter entstanden: Marchand, mercator, Pferdehändler;

Marché, Pferdemarkt; marcher, gehen, dem alten französischen chevaucher entsprechend; marches, die Grenzen, wo die nordischen Völker ihre Fahne, die ein Pferd als Zeichen hatte, aufpflanzten; Marc, ein Bruchtheil des Pfundes, nach dem Bilde eines Pferdes so genannt, das auf dem Gewichte eingeprägt war u. s. w.

Die Griechen hatten von den Galliern mehre Wörter entlehnt, die sich auf das Reiten und Fahren beziehen, unter anderen ῥέδη, rheda, ein leichter Wagen, ephorheda, Wagenlenker, zusammengesetzt aus ἐπὶ, ὁράω, ῥέδη. Die Gallier hatten auch einen vierrädrigen Wagen in Gebrauch, den die Römer petoritum, nach dem Celtischen petoar, vier, und rot, Rad, nannten.

Wie die meisten nordischen Völker, glaubten auch die Gallier, daß sie nach ihrem Tode in den Palästen des Himmels die Beschäftigungen, die Gewohnheiten und die Vergnügungen, die sie hier im Leben hatten, ebenfalls haben würden. Ferner wurde ihnen in das Grab mitgegeben ihre Waffen, ihre Hunde und vor Allem ihr Schlachtroß, welches sie am Tage der Auferstehung, im Kreise der Glückseligkeit, wieder besteigen sollten. Seit zweitausend Jahren schlafen unbekannte Helden in großen Gräbern, mit denen die Felder Deutschlands und Frankreichs bedeckt sind. Hebt der Alterthumsforscher neugierig den schweren Stein von dem Grabe und rührt er ihren Staub an, so findet er nach und nach jene Geheimnisse des Lebens wieder, die seit zwanzig Jahrhunderten in Vergessenheit gesunken sind.

Ein Häufchen röthliche Asche, gebleichte Gebeine, unbegreifliche Schmucksachen und zerbrochene Waffen, das ist Alles, was die gierige Hand und das thränenlose Auge findet, während die jungen Gallier, wenn sie auf der Heide von fern das Kern oder das Menbé, die letzte Ruhestätte des ehemaligen Clanshäuptlings bemerkten, ihn zu sehen glaubten, wie er in den finstern Nächten auf seinem Rosse sitzt, seine Hunde zur Verfolgung des Hirsches oder des Bären hetzt und sich mit gesenktem Haupte in das Getümmel der Schlacht stürzt.

Die Gallier haben die Reitkunst sehr ausgebildet. In Berührung mit Griechenland durch die Kolonie der Massilier, mit Spanien durch die Kriege Hannibal's, mit Italien durch den Einfall des Brennus, erlangten sie eine so große Geschicklichkeit und Gewandtheit in allen Reiterübungen, daß ihre Reiterei zur Zeit Cäsar's die berühmteste der Welt war, und daß sie später die kräftigste Stütze der römischen Kriegsheere bildete. Arrian, der unter den Kaisern Antoninus und Marcus Aurelius lebte, macht die Bemerkung,

daß alle in Rom gebräuchlichen, auf die Reitkunst sich beziehenden Ausdrücke gallischen Ursprungs waren.

Nach Pausanias bestand die gallische Reiterei, welche er τριμαρχισία nennt, aus lauter Rittern, von denen jeder zwei Knappen oder Waffenträger bei sich hatte. Diese standen in der Schlacht hinter ihren Herren, entweder um ihnen nöthigen Falles frische Pferde anzubieten, oder um sie, wenn sie verwundet waren, aus dem Gefecht zu tragen, oder um die Hiebe aufzufangen, die gegen sie geführt wurden, oder endlich um ihnen neue Waffen zu geben. Im Falle des Todes wurde der Ritter von seinem Knappen ersetzt und dieser wiederum von seinem Kameraden. Liegt in dieser Einrichtung nicht der Ursprung des Ritterthums und scheinen diese Worte nicht einen Anachronismus von tausend Jahren zu enthalten?

Nach der Erzählung Strabo's waren die Gallier sehr gute Reiter und kämpften zu Pferde weit besser, als zu Fuß.

Während der afrikanischen Kriege schlugen dreißig gallische Reiter unter dem Kommando Cäsar's zweitausend numidische Reiter in die Flucht und verfolgten sie bis unter die Mauern von Andrumela.

Unter die durch ihre Reiterei ausgezeichneten Gegenden nennt die Geschichte das Land der Trevirer (quorum inter Gallos virtutis opinio est singularis) und das Land der Sutiaten. Die Lage dieses Landes ist jetzt nicht genau mehr nachzuweisen; man nimmt an, daß es das Thal Lavedan sein könne, das zu allen Zeiten durch seine vortrefflichen Pferde berühmt war.

Die Pferdeliebhaberei der Gallier war so bekannt, daß Hannibal, der die Kriegsgefangenen dieser Nation mit einander kämpfen ließ, demjenigen, der seinen Gegner tödten würde, ein Pferd versprach.

Die Gallier hatten auch den Kriegswagen in Gebrauch, der manchmal mit Sicheln versehen war. Als Cäsar in Britannien landete, setzten die mit kleinen und wilden Pferden bespannten Wagen, die essedae hießen, die römischen Phalangen in Schrecken und brachten ihre Reihen in Unordnung.

Diese Wagen scheinen in den Heeren der Celto-Britannier sehr zahlreich gewesen zu sein; denn Cäsar macht die Bemerkung, daß Cassivelaunus den größten Theil seines Heeres entließ und nur viertausend Essedarier behielt, weil er alle Hoffnung, den Römern zu widerstehen, verloren hatte. Der große römische Feldherr bewunderte an diesen Kriegern, den würdigen Vorfahren der jetzigen Engländer, die Kunst, einen Wagen zu lenken, ein

Pferd zu behandeln und es selbst in das Meer gegen die Schiffe schwimmen zu lassen. Er beschreibt sie, wie sie sich in den Kampf stürzen, mit dem Angriff ihrer schrecklichen Pferde und dem Rasseln ihrer Wagen unter den römischen Soldaten Schrecken verbreiten, in stürmischer Hast vorwärts jagen, ihre Pferde schnell anhalten, im engsten Raume umwenden und wie sie selbst auf die Wagendeichsel springen, darauf fest und sicher stehen und kämpfen und dann sich plötzlich wieder zurückziehen.

„Der schnellste Wagen Cuchullin's, des edlen Sohnes Semo's, kommt wie die Flamme des Todes; er rollt wie eine Woge, die gegen den Felsen schlägt oder wie eine goldene Wolke, welche sich der Erde nähert."

Einige Schriftsteller haben behauptet, daß die gallischen so wie die germanischen Pferde sich weder durch Schönheit, noch durch Schnelligkeit auszeichneten. Darüber aber ist man im Allgemeinen einig, daß sie stark, kräftig und muthig waren. Es ist jedoch nicht buchstäblich zu nehmen, was die lateinischen Geschichtsschreiber, die meistens nur nach Hörensagen erzählten, von den besiegten Völkern berichteten. Uebrigens mußten diese Pferde mit ihrem athletischen Körper, ihren struppigen Mähnen und ihren langen und breiten Schweifen, den Augen dieser entarteten Republikaner häßlich erscheinen, die nur das leichte, glatte und lebhafte italienische Pferd um sich herum sahen, das, obgleich aus orientalischem und griechischem Blut abstammend, jetzt zu einem Schwächling geworden war.

Cäsar beurtheilt die gallischen Pferde richtiger und setzt sie den germanischen entgegen. Die Germanen, sagt er, führen diese Pferde, auf welche die Gallier einen so hohen Werth legen, bei sich nicht ein. Quin etiam jumentis, quibus Galli maxime delectantur, quaeque impenso parant pretio, Germani importatis non utuntur.

Außer den Remonten, welche das römische Heer in Gallien aushob, kaufte es auch viele Pferde in Spanien, wo seit den ältesten Zeiten die Pferdezucht auf einer hohen Stufe stand. Die römische Reiterei konnte jedoch, mit Ausnahme der Hilfstruppen, sich mit der gallischen nicht messen. Cäsar giebt davon selbst einen glänzenden Beweis, indem er uns die Rede mittheilt, die Vercingetorix an seine Soldaten hält: „Was die römischen Reiter betrifft, sagt der letztere, so glaubet nicht, daß ein einziger euch anzugreifen den Muth hat." Cäsar weiß auf diese kühne Sprache nichts zu erwidern; und selbst die größte Beredsamkeit würde niemals dieser stummen Lobrede gleichkommen.

Das Pferd wurde auch zu den Mysterien der Druiden benutzt. „Als Eubagius das Schlangenei holen wollte, bestieg er ein schnelles Roß. Als er an dem Orte angekommen war, wo die scheußlichen Würmer den Talisman bereiteten, stieg er vom Pferde ab und wartete auf den Augenblick, wo das Ei von dem giftigen Hauche der Schlangen in die Luft gehoben wurde. Sofort fängt es Eubagius, ehe es wieder auf die Erde fällt, in einer köstlichen Leinwand auf, ergreift sein Roß und entflieht eiligst, von den Schlangen verfolgt, die nicht eher ihn verlassen, als bis zwischen ihnen und ihm ein Fluß liegt.

Die Erinnerung an zwei berühmte Rosse ist in der Geschichte auch mit dem letzten Tage der gallischen Nationalität verknüpft: das Pferd Cäsar's mit Menschenfüßen weissagte seinem Herrn, daß er die Herrschaft der Welt haben würde; Vercingetorix ritt mit einer glänzenden Rüstung angethan, auf einem prächtigen Rosse vor das Zelt Cäsar's und überbrachte ihm selbst das Schwert, das so lange den Sturz seines Vaterlandes verzögert hatte.

Iberien hat den ältesten civilisirten Nationen reichen Stoff zu poetischen Inspirationen geliefert; hier erhoben sich die Säulen des Hercules, welche bis heute die Bollwerke Spanien's geblieben sind; hier wurden von Drachen die goldenen Aepfel des Gartens der Hesperiden bewacht; hier gebaren wilde Stuten, die von den Winden geschwängert wurden, Fohlen, die so schnell waren, wie ihre Väter. Diese letzte Allegorie ist von allen Völkern des Alterthums im buchstäblichen Sinne genommen worden, und zum Erstaunen unsers positiven Jahrhunderts haben selbst die größten Schriftsteller Rom's, Plinius, Varro, Columella, Aelian davon, als von einer wahren und ernsten Sache gesprochen. Dies kommt aber daher, weil in einem Wunderlande Alles wunderbar wird. Die Milde seines Klimas, die Fruchtbarkeit seines Bodens, der feine Anstand seiner Söhne, die unvergleichliche Schönheit seiner Töchter, blieben im Gedächtniß der kühnen Seefahrer, die sich bis in die berühmte Meerenge wagten; begleiteten sie bis nach dem häuslichen Heerde; vergoldeten dort ihre Erinnerungen und wiegten sie in angenehme Träume. Virgil hat dieser Allegorie in seinem Gedichte „Georgica“ den Stempel der Ewigkeit aufgedrückt.

Siehe, vor allen erhebt sich die rasende Liebe der Stuten;
Und selbst Venus verwildert ihr Herz, als weiland des Glaukus,
Potnisches Viergespann ihm zerriß mit dem Rachen die Glieder
Ueber den Gargarus hin, und den lauten Askanius führt sie
Banges Gelüst; sie ersteigen die Höh'n und schwimmen den Fluß durch.

Gleich, wenn nur eben gezündet im geringen Mark die Entflammung,
Mehr noch im Lenz, da von Neuem die Gluth sie bewältiget, stehn sie
Alle, den Mund zum Weste gewandt, auf zackigen Berghöhn,
Einzuathmen die wehende Luft: und ohne Begattung
Oft vom schwängerndem Winde gefüllt, o wunderbar lautend!
Felsen hindurch und Geklüft und abgesenkte Thäler,
Fliegen sie rasch; nicht, Eurus, zu Dir, noch zur östlichen Sonne;
Nein, dem Kaurus und Boreas, und von wannen sich Auster
Schwarz aufrafft und den Himmel mit regnigter Kälte verdüstert.

Virg. Georg. III. 266.

Die spanischen Pferde stammen in gerader Linie aus Afrika. Zu allen Zeiten hat die Nachbarschaft Afrika's und Spanien's einen sehr lebhaften Verkehr zwischen den Völkern dieser beiden Länder hervorgerufen, obgleich dieser Verkehr nicht selten zu Strömen von Blut Veranlassung gegeben hat.

Das ursprüngliche spanische Pferd war das afrikanische Pferd oder vielmehr das arabische Pferd selbst, welches, wie wir bereits gesehen haben, an dem Flusse der Mitte, jenem Binnensee, an welchem die Civilisation der Welt fünftausend Jahre lang geblüht hat, allmälig ausgeartet war.

Während der Jahrhunderte, welche von der Entdeckung Iberien's durch die Phönizier bis zum Einfall der nordischen Barbaren verflossen, erhob sich dieses Land schnell zum Gipfel seines Ruhmes. Dort blühten die Künste und herrschte Ueberfluß; auch das Pferd ward hier bald ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und verdiente den Ruf, den es sich Jahrhunderte lang bewahrt hat. Nach Strabo glichen die Pferde der Celtiberier an Schnelligkeit den parthischen Pferden. Im Allgemeinen hatten sie graues Haar und waren getigert. Die Geschichtsschreiber und Dichter rühmen einstimmig die Eigenschaften dieser herrlichen Pferde, mit denen damals ein ausgebreiteter Handel getrieben wurde. Man schätzte besonders an ihnen die Gelenkigkeit ihrer Glieder, die Leichtigkeit ihrer Bewegungen und ihren gemessenen Schritt. Ebenso pries man ihre Schnelligkeit, und deshalb wählten die Römer vorzüglich aus Spanien die Pferde, die zu den Spielen des Circus bestimmt wurden.

Die ausgezeichnetsten Pferde waren von Kalpe; schnell, kräftig, majestätisch, wie sie waren, erinnerten sie an die berühmten numidischen Pferde, von denen sie abstammten, und von denen nur eine schmale Meerenge sie trennte.

Diese vortreffliche Race traf man in ganz Bätica wieder an, welches Asturien, Gallizien und Andalusien umfaßt. Von dieser Race stammen die Klepper (genêts) ab, die im Mittelalter so berühmt waren und von denen wir später sprechen werden.

Spanien wurde auf den Münzen durch ein springendes Pferd dargestellt.

Das Afrika der Alten umfaßte, außer Aegypten, von dem wir gesprochen haben, Aethiopien, Lybien, Numidien und Mauretanien.

Aethiopien erstreckte sich bis an die Ufer des rothen Meeres; die anderen Länder grenzten an das mittelländische Meer.

Aethiopien, auch Abyssinien oder Nubien genannt, an Arabien und Aegypten grenzend und ohne Zweifel von arabischen und ägyptischen Kolonien bevölkert, nahm den Menschen und das Pferd, den gelehrigen Sklaven des Menschen gastlich auf. Die Geschichte nennt große Eroberer unter den äthiopischen Königen, namentlich den Cearcon, den Strabo erwähnt. Die Reiterei dieser Könige zeichnete sich durch die bewundernswürdige Gewandtheit aus, die zu allen Zeiten die afrikanischen Reiter kennzeichnete. Als Xerxes seinen Feldzug nach Griechenland unternahm, stellte Aethiopien für das ungeheure Heer dieses Herrschers ein beträchtliches Kontingent von Pferden und Reitern. Die abyssinischen Krieger genossen damals schon längst den Ruf, den sie sich mit ihren schnellen Rossen und ihren spitzen Pfeilen erworben worden.

Lybien ist nach der Geographie von demjenigen Theile Afrika's begrenzt, den die Alten in einen inneren und einer äußeren getheilt haben; aber die Griechen und andere Geschichtsschreiber begreifen unter diesem Namen den ganzen Küstenstrich des Mittelmeeres von Aegypten an bis zu den Säulen des Hercules; im Sinne dieser Bemerkung spricht das Alterthum rühmend von dem afrikanischen Pferde, indem es dabei sprüchwörtlich das von Plutarch angeführte Gleichniß anwendet:

Juxta Lybium currum currere, neben einem lybischen Wagen laufen.

Unter allen Völkern Afrika's haben sich die Numidier und Mauritianer durch ihre Fertigkeit und Geschicklichkeit im Reiten einen ausgebreiteten Ruf erworben. Ihre Pferde, deren Race sie mit großer Liebe und Kenntniß rein erhalten hatten, galten mehre Jahrhunderte hindurch, nächst den arabischen, für die besten Pferde der Welt. Die Numidier und die Mauren haben erst die spanische und später die englische Race geschaffen, welche beide, jede in

ihrer Art alle europäischen Pferde in Schatten gestellt haben. Die Numidier ritten ohne Sattel und Zügel; sie lenkten ihre Pferde nur mit der Stimme, und bedienten sich, um sie in Gehorsam zu erhalten, nur der Gerte, mit welcher sich die meisten alten Völker begnügten, und die auch heute einige halbwilde Völkerschaften der Berberei und Arabien's in Gebrauch haben. In dieser Hinsicht behielt Numidien noch lange nach dem letzten punischen Kriege seine alten Gewohnheiten bei. Es hatte hierin sogar die Ehre von den Römern nachgeahmt zu werden, und der Kaiser Gratian wurde wegen seiner Geschicklichkeit, ein Pferd auf numidische Art zu lenken, berühmt.

Uebrigens war die Reitkunst dieser Völker so anerkannt, daß ihre Numismatik sie der Ewigkeit geweiht hat. Mauretanien wurde durch ein ungezügeltes Pferd oder durch eine Gerte, das Symbol der nationalen Reitkunst dargestellt. Auf den punischen Münzen ist das Pferd noch das Symbol Karthago's, das an der Stelle erbaut wurde, an welcher man, nach dem Ausspruche des Orakels, einen Pferdekopf gefunden hatte.

Endlich wurde die ganze afrikanische Küste bei Karthago durch das Pferd und den Palmbaum symbolisirt.

Mitten war in der Stadt ein Hain voll fröhlichen Schattens;
Wo die Pöner zuerst, von Sturm und Woge geschleudert,
Jenes Zeichen entgruben dem Ort, das die Königin Juno
Deutet', ein Haupt des muthigen Gauls: sie würd' in der Zukunft
Tapfer zum Krieg, und gedeihend am Lebensgute das Volk sein.

Virg. Aen. I. 441.

Unter die Völker, bei denen sich vermittelst einer einflußreichen Theokratie sehr früh eine hohe Civilisation entwickelte, muß man auch Indien zählen, welches, in der alten Welt, zwischen der Wüste von Baktriana und dem erythräischen Meere liegt. Wir werden in der Folge sehen, daß die jetzigen indischen Pferde, wie die chinesischen, nur einen geringen Werth haben, aus welchem Gesichtspunkte man sie auch betrachten möge; aber mag es in den alten Zeiten anders gewesen sein oder mögen die Inder, was wahrscheinlicher ist, von den Ufern des Euphrat die Erinnerung an dieses poetische und wunderbare Thier nach dem Ganges gebracht haben, so viel ist wenigstens gewiß, daß die alte indische Mythologie in ihren religiösen Gebräuchen das Pferd symbolisirt hat, wie es nur je die ritterlichste Nation hätte thun können. Zuerst erscheint der Gottmensch unter der Gestalt eines Stieres, einer Kuh oder eines Pferdes. Mit dem Stierpferd des Herma beginnt eine neue

Zeitrechnung; sein Leben geht durch die vier Alter der Welt, und am Ende eines jeden verliert es eines seiner Glieder.

Wischnu nimmt mit seiner zehnten Incarnation die Gestalt des weißen Pferdes Kallenkui an. Dieses Pferd wohnt in dem Himmel; es hat Flügel und steht auf drei Beinen; das vierte ist immer in der Luft. Wenn es dieses vierte Bein auf die Erde setzen wird, so wird sie in den Abgrund stürzen; auf diese Weise wird die Welt vernichtet werden. Die Inder beten den Ariaruputren, den Sohn Wischnu's an. Seine einsamen Tempel sind in den Wäldern erbaut; man widmet ihm Pferde von gebranntem Thon, welche man vor diesen Tempeln, aber unter einer Bedachung aufstellt.

In Segal steht der Sonnenwagen auf dem Berge Mera. Dieser Wagen hat nur ein Rad und ist mit sieben grünen Pferden bespannt, welche die sieben Tage der Woche bedeuten.

Rhuvani reitet auf dem Höllenpferde Pispascha. Das vorzüglichste Opfer ist das Aswahamedha oder das Pferdeopfer. Ursprünglich opferte man nur ein Pferd. Jetzt umfaßte das Aswahamedha sechshundert und neun Thiere, die aus den Vögeln, Fischen und Würmern gewählt werden.

Zu dem Feldzuge des Xerxes stellten die Inder Wagen und Reiter.

Siebentes Kapitel.

Rom. — Latium. — Die Ritter. — Die Wettrennen. — Die trojanischen Spiele. — Die Reitkunst. — Die Epitaphien. — Die Anschirrung der Pferde. — Virgil. — Berühmte Pferde. — Die Pferdeheilkunde bei den Griechen und Römern. — Attila.

Die Völker Latiums waren vor der Gründung Roms ein Gemisch von Celten und Pelasgern. Im Allgemeinen waren es nicht sehr kriegerische Nationen; sie begnügten sich mit dem friedlichen und stillen Leben, wozu ihr schöner Himmel sie einlud. Als Ackerbau treibende Hirtenvölker weideten sie ihre Heerden, nachlässig gelagert im Schatten einer Buche, sub tegmine fagi, wie wir sie in den Zeichnungen der alten etrurischen Vasen abgebildet sehen.

Leider haben wir über ihre Sitten und Gebräuche so wenige Nachrichten, daß wir nicht genau wissen können, wie weit sich ihre Pferdeliebhaberei erstreckte. Doch findet sich merkwürdiger Weise das celtische Wort March, in den Ortsnamen und Männernamen der pelasgischen Epoche wieder, was wir schon oben bei der Geschichte des griechischen Pferdes erwähnt haben. Dieses Wort erscheint unter anderen in dem Namen der Marsen, einer italischen Völkerschaft am Fuciner See, welche beträchtliche Pferdezucht trieben; in den Wörtern Marcus, Marsus, Sohn der Circe, König der Toskaner u. s. w.

Virgil sagt von der Jugend Latiums, daß sie sich bei der Ankunft des Aeneas mit Reitübungen beschäftigt habe.

Picus, der Urvater der Lateiner, war ein berühmter Reiter: Picus equorum domitor. Der Dichter nennt auch den Lausus, Sohn des Mezentius: Lausus equorum domitor; dies war der schönste Beiname, den man einem Helden geben konnte.

Latinus giebt den Gesandten des Aeneas reiche Geschenke, unter denen namentlich sich die vortrefflichsten Pferde auszeichneten.

So der Vater und wählte sich Rosse aus der sämmtlichen Anzahl.
Sieh! drei Hunderte glänzten, gepflegt an erhabenen Krippen.
Jeglichem Teukrer sofort daherzuführen gebeut er
Flüchtige Gaule, mit Purpur gedeckt und prangendem Stückwerk;
Glanzvoll hangen von Golde herab an den Brüsten die Kettlein;
Goldgeschirrt, käun alle das röthliche Gold mit den Zähnen.
Einen Wagen mit Doppelgespann dem entfernten Aeneas,
Feuerschnaubende Renner, gezeugt von ätherischem Samen,
Jenes Geschlechts, das dem Vater die Kunsterfinderin Circe
Heimlich entwandt, Bastarde von untergeschobener Mutter.
So mit Geschenk und Worten des Königs gehen die Troer
Hoch auf Rossen zurück, und verkündigen Frieden und Freundschaft.
Virg. Aen. B. VII. V. 274—285.

Als Mezentius im Begriff war, in den Kampf zu gehen, in welchem er seinen Tod finden sollte, ließ er sich sein treues Roß Rhöbus vorführen, das sein Stolz und sein Glück war und den Schmerz seines Herrn zu theilen schien.

Endlich erscheint bei der Leichenfeier des Pallas auch sein Schlachtroß:

Wagen auch führt man daher, mit Rutulerblute besprenget.
Hinten das streitbare Roß, des Schmucks entlediget, Aethon;
Thränend folgt es und netzet mit großen Tropfen das Antlitz.
Virg. Aen. XI. 88.

In diesem schönen Italien erhoben sich aber auch an den Ufern der Tiber einige rauhe und unfruchtbare Hügel. Hier ließen sich einige Verbannte nieder und hatten nicht blos mit einer stiefmütterlichen Natur, sondern auch mit ihren wilden Nachbarn harte Kämpfe zu bestehen. Es fehlte ihnen zwar an Allem; aber bald konnten diese Abenteurer des Berges Aventinus sagen: Wir sind die Herren derjenigen, welche Geld haben. Obgleich die römische Nation sich nicht unter die eigentlichen Reitervölker zählen kann, so kam doch ein Tag, wo sie sagen konnte: Ich gebiete über alle Reiter der Welt.

Die Infanterie bildete zu allen Zeiten die Hauptstärke der römischen Kriegsheere; dennoch zählte Rom unter Romulus tausend Reiter, ohne die dreihundert Celeres, welche die Leibwache des Königs bildeten. Die Celeres wurden aus den ersten Familien Rom's durch's Loos gewählt. Ihre Anführer oder Tribunen hatten die höchste Staatswürde nach dem Könige. Brutus war Tribun der Celeres, als die Tarquinier aus Rom vertrieben wurden. Auf die Celeres folgten die Ritter; sie hatten ein Pferd, das auf Kosten des Staates erhalten wurde; sie trugen den goldenen Ring

und das Purpurkleid; im Theater und bei den öffentlichen Spielen waren ihnen besondere Plätze aufbewahrt. Jährlich am 15. Juli ritten sie vom Tempel des Mars nach dem Kapitol; bei diesem Umzug waren sie mit einem Olivenkränze bekränzt, in Purpur gekleidet, und trugen die Kriegsrüstung als Zeichen ihrer Tapferkeit. Alle fünf Jahre mußten sie vor dem Censor erscheinen und vor ihm ihre Pferde am Zügel vorbeiführen. Wenn ein Ritter gegen die Ehre gehandelt, wenn er sein Vermögen vergeudet, wenn er sein Pferd nicht ordentlich gepflegt hatte oder wenn er zu dick geworden war; so wurde er aus dem Ritterorden gestoßen und verlor sein Pferd, — eine Strafe, die der Degradation der Ritter des Mittelalters glich.

Die römischen Ritter gehörten zur zweiten Klasse der Staatsbürger. Sie waren im Allgemeinen das Vorbild aller Tugenden. Mitten in der Stadt hatte sich ein Schlund gebildet; er durfte sich nicht eher schließen, als bis Rom das Schätzbarste, was es besäße, hineingeworfen hätte. Curtius stürzte sich mit seinem Pferde in den Abgrund, weil er glaubte, daß der Muth, dessen Sinnbild das Pferd ist, der wahre Schatz des römischen Volkes wäre.

Die Pflege und die Sorgfalt, mit welcher die Ritter ihre Pferde behandelten, entwickelte in diesen herrlichen Thieren ein außerordentliches Gefühl der Anhänglichkeit an ihre Herren. Clätius, der in der Schlacht bei Cannä schwer verwundet worden war, blieb unter den Todten auf dem Schlachtfelde liegen. Als am anderen Tage Hannibal das Schlachtfeld besuchte, hörte Clätius, der noch lebte, Geräusch, und wollte sich erheben und sprechen; aber das Wort erstarb ihm auf den Lippen, und mit einem tiefen Seufzer hauchte er seine Seele aus. Sein Pferd, das ein Numidier am Tage vorher aufgefangen hatte und das er jetzt im Gefolge Hannibal's ritt, erkannte die Stimme seines Herrn, spitzte die Ohren, wieherte laut, warf seinen Reiter ab, stürzte sich mitten unter die Sterbenden und Todten und kam bei Clätius an. Da er aber kein Lebenszeichen von sich gab, ward es unruhig und traurig, beugte sich, wie gewöhnlich, auf seine Kniee und schien ihn zum Aufsitzen einzuladen. Hannibal weihte diesen beiden Freunden eine Thräne der Rührung.

Septimius Severus setzte die Prätorianer ab, welche den Pertinax ermordet hatten. Als der eine von ihnen sein Pferd nicht mitnehmen wollte, lief es ihm wiehernd nach. Da der Prätorianer es nicht bewegen konnte,

ihn zu verlassen, so durchbohrte er es mit seinem Schwerdte und tödtete sich hierauf selbst auf der Leiche seines treuen Thieres.

Die Pferderennen zu Rom sind schon in den ältesten Zeiten der ewigen Stadt gebräuchlich gewesen. Romulus führte Spiele zu Ehren des Consus, des Gottes der Consilien ein. Man nannte diese Spiele Consualia, und sie hießen in der Folge circensische Spiele wegen der Form des Hippodroms, den der ältere Tarquinius erbauen ließ. Ursprünglich scheinen diese Spiele nur auf Wagen- und Pferderennen beschränkt gewesen zu sein.

Der Circus war zu Pferderennen, zu Wagenrennen und zu verschiedenen gymnastischen Uebungen bestimmt. Er war eine Nachahmung des griechischen Hippodroms, eine Nachahmung, welche die Römer in der Folge noch mehr entwickelten und ausbildeten. Die römischen Rennen waren jedoch nur ein schwacher Wiederschein der olympischen. Dies zeigt sich auch deutlich in der Beschreibung, die Virgil davon giebt, der seinerseits nur den Homer nachgeahmt hat.

Der Geschmack für die Reiterspiele war bei der römischen Jugend in den letzten Jahrhunderten des Kaiserreichs so stark, daß man bei den neueren Völkern nichts Aehnliches gesehen hat, man müßte denn die Leidenschaft der Engländer für Pferderennen damit vergleichen wollen. „Seht," sagt der heilige Chrysostomus, „wie sie nach dem Schauspiele des Pferderennens stürzen; wie sie mit kleinlicher Genauigkeit den Namen, die Abstammung und das Vaterland ihrer Pferde untersuchen; wie sie die Art der Abrichtung, ihr Alter und die Zeit, von welcher an sie rennen, genau wissen." Lucian giebt in seinem Nigrinus eine ähnliche Schilderung: „Aus dem Theater," sagt er, „läuft er in den Hippodrom; betrachtet hier die Standbilder der Wagenlenker und hört die Namen der Pferde ausrufen: auf den Straßen unterhalten sie sich davon; denn die Hippomanie war so sehr verbreitet, daß sie sogar manchen ernsten und ehrwürdigen Mann angesteckt hat." Selbst der heilige Augustin bekennt, daß er in seiner Jugend eine große Leidenschaft für die Circusspiele und für den Hippodrom gehabt habe.

Das Talent der Wagenlenker des Circus wurde von den Römern nicht geringer geschätzt, als das Talent der größten und verdienstvollsten Männer; man errichtete diesen Wagenlenkern Bildsäulen, und zahlreiche Inschriften feierten ihre Siege, sowie die Siege ihrer Pferde. Die Geschichte und die Denkmäler haben uns unter Anderen den Namen des Wagenlenkers Scorpus

erhalten. Ein Bas-Relief stellt ihn auf seinem mit vier Pferden bespannten Wagen dar, und verewigt das Andenken an ihn mit folgenden Worten:

„Scorpus. Ingenuo. Ademto. Passecino. Atmeto.“

Die Inschriften haben uns die Erinnerung an ein anderes Denkmal erhalten, das Scorpus einem anderen Wagen, der mit den vier Pferden Pegasus, Elates, Andragenus und Cotynus bespannt war, gewidmet hatte.

Der Ruhm dieses Automedon war so verbreitet, daß Martial ihn an mehreren Stellen seiner Epigramme nennt. Er sagt: „Bezahlet Ihr ein Pferd nur so theuer, um die Nase des Wagenlenkers Scorpus überall öffentlich in Bronze aufzustellen?“

Die Reiterspiele hießen bei den Römern certamina equestraria. Die Wagenrennen waren nur ein Schauspiel; denn die Römer machten in ihren Kriegen keinen Gebrauch von den Wagen. Was die Rennen mit berittenen Pferden betrifft, so waren sie eher gymnastische und militärische Uebungen, als eigentliche Wettrennen in dem heutigen Sinne des Wortes. Die Römer hatten den Barbaren die verschiedenen Evolutionen der Desultoren entlehnt. Die Desultoren waren Reiter, welche bei den Scythen, Indiern und Numidiern mit zwei Pferden in den Kampf gingen und mit großer Geschicklichkeit von dem einen auf das andere sprangen. Die Römer hatten in ihren Kriegen keine Desultoren; aber bei ihren Leichenfeierlichkeiten und Reiterspielen zeigten diese Springer ihre Kunst. Bisweilen lenkten sie nicht zwei, sondern vier, sechs, zwölf, ja, sogar zwanzig Pferde. Während die Pferde im schnellsten Galopp liefen, schwangen sich die Reiter von dem einen auf das andere. Ihre Geschicklichkeit in dieser Uebung war so groß, daß sie oft von dem ersten auf das vierte und sogar auf das sechste sprangen. Dies kann uns einen Begriff von der hohen Stufe, auf welcher die damalige Reitkunst stand, geben; wir glauben nicht, daß die neueren Zeiten etwas Besseres aufzuweisen haben.

Die vorzüglichsten militärischen Uebungen waren der Palus oder der Pfahl, die Quintena, nach ihrem Erfinder Quintus so genannt, und das trojanische Spiel, ludus trojanus, dem das Lanzenstechen, die Carroussels und die Tourniere im Mittelalter ihr Entstehen verdankten. Der Palus war ein in die Erde gesteckter Pfeiler oder Pfahl, den die jungen Reiter auf kriegerische Weise angriffen, indem sie sorgfältig darauf achteten, daß, während sie ihre Hiebe gegen ihn führten, kein Theil ihres Körpers unbedeckt oder ungeschützt

blieb. Sie liefen auch mit Spießen gegen den Pfahl und schleuderten auf ihn von allen Seiten Wurfspeere und Pfeile, um ein schönes und festes Auge zu erlangen.

Die Quintena war auch ein Pfahl oder ein Baumstamm, gegen welchen die jungen Soldaten ihre Lanzen schleuderten. Dieses Kriegsspiel blieb sogar bei uns noch so lange im Gebrauch, bis die Feuerwaffen es in Vergessenheit brachten. In der französischen Ritterschule nannte man es Quintaine.

Das trojanische Spiel scheint die Darstellung eines Kampfes gewesen zu sein. **Virgil** schreibt den Ursprung desselben dem **Aeneas** zu.

Doch der Vater Aeneas, bevor er entlassen das Kampfspiel,
Ruft den Geleiter und Rath des erblühenden Knaben Julus,
Epytus Sohn, und vertrauet dem Ohr des Redlichen solches:
Geh, dem Askanius sage, wenn schon er bereitet die Schaar hat
Edeler Knaben um sich, und den Lauf der Rosse geordnet,
Führ' er dem Ahn die Geschwader und zeige sich selbst in den Waffen.
Sprach's, und er selber entfernt weither aus dem Raum des Bezirkes
Alles ergossene Volk, und gebeut, daß offenes Feld sei.
Auf ziehn jetzo die Knaben, und gleich vor den Augen der Eltern
Glühn auf gezäumeten Rossen sie her; und den wandelnden staunet
Rings der Trinakrier Schaar und der troischen Jugend Gemurmel.
Allen drückt nach der Weise das Haar ein geschorener Helmkranz;
Einigen blinken von Stahl je zween kornellene Spieße,
Anderen Köcher die Schulter herum; und am oberen Busen
Schwebet, den Hals umwindend, ein Reif des gedreheten Goldes.
Drei der Reitergeschwader an Zahl, drei muthige Führer
Traben einher; zwölf Knaben, die jeglichem folgen in Ordnung,
Gehn in gesondertem Zug glanzvoll, und mit gleichen Erziehern.
Eine prangende Schaar der Jünglinge führet der kleine
Priamus, vom Großvater benannt, Dein Sproß, o Polites,
Fortzusprossen bestimmt in Italia: den ein gescheckter
Thracischer Gaul herträgt, mit schimmernden Fleckchen gezeichnet,
Weiß am vorderen Fuß und weiß aufbäumend die Stirne.
Alys zunächstst, der die Folge der latischen Acier anführt.
Alys, der klein', als Knabe geliebt vom Knaben Julus.
Aber zuletzt ragt herrlich an Reiz vor Allen Julus,
Vom sidonischen Rosse geführt, das die lautere Dido
Ihm zum Pfand und Gedächtniß der herrlichen Liebe geschenket.
Sonst auf trinakrischen Rossen des altenden Helden Acestes
Reitet der Trupp. —
Klatschend empfahn die verschämten, und freun sich die Dardaner ringsum
Schauend den Zug, und erkennen die Bildungen alter Erzeuger.
Als sie, die sitzenden Männer, nunmehr, und der Ihrigen Anblick
Fröhlich vorübergeschwebt; jetzt gab den fertigen rufend
Epytus Sohn ein Zeichen von fern, und es halte die Geißel.
Jene ziehn auseinander sich gleich, und losen den Heerzug
Dreifach hinab in Chöre gereiht; auf erneueten Zuruf

Wenden sie wieder den Schwung, und sprengen mit feindlicher Wehr an.
Anderen Lauf beginnen sie nun und anderen Rücklauf,
In anstrebendem Gang, und wechselnde Kreise mit Kreisen
Drehn sie herum, und stellen das Bild der gewaffneten Feldschlacht.
Bald sinkt in Flucht, die Rücken geblößt, bald feindliche Lanzen
Gegengekehrt; bald wieder vereinigt, schweben sie friedsam.
Sowie das Kunstlabyrinth vormals in der felsigen Kreta
Blinder Gewölb' Umschweif' und tausendfache Verwicklung
Trappender Gäng' umdrehte zum Trug, wo Zeichen zu folgen
Hinderte unerkannter und unausgängiger Irrthum:
Nicht mit anderem Laufe verwirrt die teukrische Jugend
Häufig die Spur; und sie taumeln in Flucht und spielendem Angriff,
Aehnlich dem Schwarm der Delphine, die rasch Meerwogen durchschwimmen,
Bald karpathische Flut, bald lybische, spaltet und aufstürmt.
Diesen Gebrauch, dies Spiel und den Kampf hat Ascanius weiland,
Als er zuerst ummaurte die langgereihete Alba,
Eingeführt, und zu feiern gelehrt uralte Latiner,
So wie er selbst, als Knabe zuvor mit der troischen Jugend.
Alba lehrte die Söhne hinfort, von welchem die große
Roma empfahn und behauptet die angeerbete Ehre:
Noch sind Troja, die Knaben genannt, noch troischer Aufzug.

Virg. Aen. B. V. V. 545—602.

Mag dies wahr sein oder nicht, so viel ist gewiß, daß Augustus dies Reiterspiel außerordentlich liebte. Nach der Schlacht bei Actium feierte er die Einweihung des Tempels des Cäsar's und ließ dabei ein trojanisches Spiel aufführen, das dem Spiele ähnlich war, welches Virgil in seinen Versen beschrieben hat. Die Söhne des hohen römischen Adels traten dabei auf, und der junge Tiberius führte die erste Schaar an.

Die Reitkunst war in Rom sehr ausgebildet. Plutarch sagt ausdrücklich, daß zu Pferde steigen, ohne reiten zu können, eben so albern wäre, als Flöte spielen wollen, ohne Musik zu verstehen. Zur Zeit Cäsar's, der selbst ein geschickter Reiter war, galt es für eine Schande, nicht reiten zu können, woher das Sprichwort entstand: neque equitare, neque literas scire, nicht reiten und nicht lesen können. Wir sagen dafür: nicht lesen und nicht schreiben können.

Die Reitkunst wurde in Rom von den Equisones gelehrt, die sich mit der Pferdedressur und mit dem Reitunterricht beschäftigten.

Wenn den römischen Bereitern auch nicht alle Gänge der hohen Schule bekannt waren, so gab es in den Reitbahnen doch viele praktische Uebungen.

Die Römer nannten jeden koketten und stolzen Gang des Pferds Tripudium.

Die gebräuchlichsten Gänge des Pferds waren:

Der Schritt oder Paß, ambulatoria, der bei den römischen Reisenden, sowie bei allen Völkern des Alterthums und des Mittelalters üblich war und an den sie ihre Pferde mit ganz besonderer Sorgfalt gewöhnten.

Der kurze Galop, cantherius, woher das englische Wort Canter stammt.

Endlich der volle Galop oder Carrière.

Was den Trab anbelangt, so war er bei den alten Römern nicht sehr bräuchlich; sie konnten ihn im Allgemeinen nicht leiden, und nannten ein trabendes Pferd succussator, cruciator, tormentor. Es läßt sich wohl begreifen, daß dieser Gang vor der Erfindung der Steigbügel für den Reiter sehr unbequem sein mußte. Uebrigens war er bei den anderen Völkern des Alterthums ebenso wenig gebräuchlich, als bei den Römern, wie man sich nach den vielen Statuen, Basreliefs und Münzen, die sich bis jetzt erhalten haben, deutlich davon überzeugen kann. Der Grund davon liegt erstens in dem Mangel an Steigbügeln, welcher die Beine des Reiters ohne Stützpunkt ließ, und sodann darin, weil der Trab kein natürlicher Gang des südlichen Pferds ist, dessen Körperbau sich weit besser für den leichten und lebhaften Gang eignet. Erst bei den westlichen Völkern kam der Trab in Gebrauch, und auch bei diesen ward er erst sehr spät und fast in unseren Tagen eingeführt. Dieselbe Bemerkung haben wir schon oben gemacht, als wir vom griechischen Pferde sprachen.

Der römische Reiter, welcher aus Höflichkeit oder aus Achtung Jemand grüßen mußte, that dies nach den Regeln, die noch heute bei den civilisirten Völkern beobachtet werden. Der Gebrauch verlangte, daß der Reiter bei der Begrüßung derjenigen Personen, denen er Achtung schuldig war, abstieg, sein Pferd mit der linken Hand hielt und mit der rechten den Gruß machte. Wenn man schnell ritt, so mußte man den Lauf seines Pferdes mäßigen und das Pferd sogar still halten und die Gerte oder Peitsche in die linke Hand nehmen und mit der rechten grüßen.

Die Pferde wurden in Rom nach ihrer Bestimmung, ihrem Gange und nach der Gattung ihrer Arbeit und ihres Dienstes eingetheilt und benannt. Man nannte equus avertarius, equus publicus, das auf Kosten des Staates gehaltene Pferd, welches die Censoren den Rittern gaben; equi agminales, die Pferde, welche man den Beamten der Kaiser stellte, wenn sie auf Straßen reisten, wo keine Posten eingerichtet waren; equi salutarii et grandarii, die Schulpferde und Schlachtpferde; equi celeres, die Rennpferde; equi

vencoli, die Jagdpferde; equi canterii, die Promenadenpferde mit kurzem Galopp; equi itinerarii, Reisepferde; equi saccinarii, Packpferde, Saumpferde; equi massi, kleine Pferde mit struppigen Mähnen; ambulaturii, Paßgänger; equi cursuales, Postpferde; equi lignei, die hölzernen Pferde des Marsfeldes, auf welchen die römische Jugend sich täglich übte; equi pares, die zwei Pferde der Desultoren; equi triumphales, die Pferde, welche die Wagen der Triumphatoren zogen. Equus singularis hieß das Pferd, auf welchem ein Reiter saß, der jeden Wagen begleitete, die Pferde und den Wagenlenker mit den Händen und mit der Stimme antrieb und darüber zu wachen hatte, daß die Bedingungen des Rennens genau beobachtet würden.

Endlich hatten die Pferde nach der Stelle, die sie an den Viergespannen einnahmen, verschiedene Namen; man nannte: equi funales die ersten und vierten oder äußeren Pferde, und equi jugales die zweiten und dritten Pferde, weil sie an das Joch oder den Wagenbalken gespannt waren. Man theilte die funales in funalis dexter und funalis sinister, das rechte Pferd und das linke Pferd ein. Auf das letztere legten die Wettrenner gewöhnlich einen sehr hohen Werth und schrieben ihm meist den Erfolg des Sieges zu. Hierüber macht Salmasius eine eigenthümliche Bemerkung; er sagt, daß in den lateinischen Inschriften, auf welchen nur ein einziges Pferd als Sieger genannt wird, kein berittenes Pferd, sondern nur der funalis sinister gemeint ist, welcher der Stolz des ganzen Gespannes war. So waren der Passerinus und Tigris die zwei berühmtesten Pferde in Rom zur Zeit des Martial. Es läßt sich daher begreifen, daß dasjenige Pferd, welches am Ziele umlenken mußte, mit besonderer Körperkraft begabt und mit der größten Sorgfalt abgerichtet sein mußte. Diese Pferde wurden aber auch sehr theuer bezahlt: in einer Inschrift rühmt sich ein Wagenlenker, Pferde abgerichtet zu haben, von denen mehrere mit 100,000 Sestertien, ungefähr 5000 Thaler nach unserem Gelde, bezahlt wurden. Eines soll sogar für 200,000 Sestertien verkauft worden sein. Folgende zwei Inschriften feiern das Andenken an zwei dieser berühmten Rosse:

Aquilo, der Schwarze, Sohn des Aquilo,
Hat hundert und dreißig Male gesiegt,
Den zweiten Preis acht und achtig Male erworben
Und den dritten sieben und dreißig Male.

und

Hirpin, der Schwarze, Enkel der Quilo,
Hat hundert und vierzig Male gesiegt,
Den zweiten Preis sechs und sechzig Male erworben
Und den dritten sechs und dreißig Male.

Bisweilen enthielten die Epitaphien die Genealogie des Pferdes. Folgendes ist ein Beispiel davon:

Den Manen!
Spendura, Tochter der Harena,
Der Tochter des Equinus.
Du warst im Rennen schnell wie der Wind;
Du hast stets als Jungfrau gelebt;
Du weilest jetzt an den Ufern des Lethe.

Die Pferde der Römer, sowie die Pferde der anderen alten oder neuen Völker führten Namen, die gewöhnlich ihrer Farbe, ihren Eigenschaften und ihrem Vaterlande entlehnt waren. Man nannte sie Victor, Corvus, Aegyptus, Volucer, Niger, Superbus, Candidus, Arvola, Rapax, Aquila, Sagitta, Romulus, Ajax, Melissa, Gaetulus, Paratus, Hilarus, Memnon, Balista, Aether, Pegasus, Elates, Androgenus, Cotynus, Passerinus, Tigris u. s. w.

Die Sybariten hatten die Reitkunst und Pferdewissenschaft ebenfalls sehr ausgebildet. Dieses Volk, das durch seine Verweichlichung so bekannt ist, erfand zuerst die Kunst, die Pferde das Tanzen nach dem Schalle der Musik zu lehren. Die Italiener besitzen noch Bücher, welche Anweisungen zu dieser Kunst enthalten, und die Schule Franconi's hat in unseren Tagen dieses herrliche Schauspiel wieder hergestellt.

Die Sattelung und Anschirrung der Pferde hat im Alterthume keine Veränderungen erlitten. Bis in das Mittelalter war ein kleiner Sessel oder Sattel üblich, der auf eine wollene Decke oder auf ein Thierfell gelegt und auf dem Rücken des Pferdes durch einen Schwanz- und Brustriemen festgehalten wurde. Dieser kleine Sattel hieß Ephippium bei den Römern. Er war oft reich verziert, und mit Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen besetzt. Nur fehlten ihm die Steigbügel, dieses nützliche Erforderniß des modernen Sattels, das dem ganzen Alterthum unbekannt war. Man suchte sie auf verschiedene Weise zu ersetzen. Um das Pferd zu besteigen, bediente man sich des einfachsten und natürlichsten Mittels, welches darin bestand, daß man sich mit den Händen am Sattel festhielt, und so auf den Sattel schwang; die Soldaten behalfen sich gewöhnlich mit dem Schafte ihres Spießes, wie man es noch gewöhnlich an einigen Basreliefs sieht; manchmal ließ man auch die Pferde niederknien, um sich das Aufsitzen zu erleichtern. Die Reichen ließen sich beim Aufsteigen und Absitzen von ihren Sklaven helfen. Auch nahm man hierzu Klötze, Schemel und Leitern zu Hilfe. Endlich hatte man zur Bequemlichkeit der Reisenden in gewissen Entfernungen Grenzpfähle oder

Grenzsteine auf den öffentlichen Straßen errichtet. Die Verfertigung dieser Grenzzeichen, die entweder aus Holz oder Stein bestanden, bildete einen Theil der Geschäfte der Straßenarbeiter.

Auf einem dieser Tritte hat sich zum Andenken an eine Mauleselin eine komische Inschrift erhalten, welche also lautet:

Dis Pedib. Saxum
Cinclae Dorsiferae et Cluniferae,
Ut insultare ac desultare commodetur,
Pub. Crassus mulae suae crassae bene ferenti,
Suppedaneum hoc cum risu pos.
Vixit annos XI.

Die Pointe dieses Epitaphiums, die in Wortspielen besteht, läßt sich schwer in unserer Sprache wiedergeben. Die gebräuchliche Formel Dis Manibus ist hier in Dis Pedibus „den Göttern der Füße“ verwandelt. Saxum steht statt Sacrum und bene ferenti für bene merenti. Aber wenn der Verfasser, wie John Lawrence sehr richtig urtheilt, mit den Worten cum risu auf eine res ludicra anspielt, so geht er zu weit; er schwächt die Wirkung, welche er hervorbringen will und giebt ein schlechtes Zeugniß von seinem Geschmacke.

Die Steigbügel kamen erst zur Zeit des heiligen Hieronymus, ungefähr um das Jahr 420 in Gebrauch. Dieser Kirchenvater nennt sie stupia, bistupia, strepa. Mit den Steigbügeln kamen zu dem Ephippium noch die Sattelbogen, und seit dieser Zeit hat der Sattel alle diejenigen Modificationen nach und nach erhalten, die ihm die heutige Gestalt gegeben haben.

Der Zügel hatte das gegliederte Gebiß, und erhielt verschiedene Verzierungen. Bisweilen hing man Glöckchen daran, deren Andenken sich in Europa lange Zeit erhalten hat. Noch vor Kurzem war in England ein Glöckchen der Preis gewisser Wettrennen, welches man „races for the bels“ nannte. Die Landleute in Frankreich, namentlich in der Bretagne glauben noch heute mit ihren Pferden bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. bei Dorfversammlungen, bei Preisvertheilungen und selbst auf Jahrmärkten nicht erscheinen zu können, wenn diese Pferde nicht mit Glöckchen am Zaume, am Kopfe und an der Mähne versehen sind.

Die Römer und die Griechen wandten auf verschiedene Weise große Sorgfalt auf die Pflege der Mähne ihrer Pferde. Oft wurde sie bürstenartig

geschnitten, oft ließ man sie natürlich hängen; bisweilen beschnitt man sie sehr kurz auf der linken Seite, und ließ sie gut gekämmt und geglättet, rechts lang herabfallen. Dem Schweife ließ man seine ganze Länge und kämmte ihn sorgfältig.

Die Römer hielten mit großer Strenge auf Ordnung und Reinlichkeit in den Ställen, auf gutes Futter und auf alle für die Gesundheit der Pferde erforderlichen Bedingungen, namentlich der Rennpferde. Zum Striegeln bedienten sie sich eines Handschuhes, der aus der Rinde des Palmbaumes gemacht war, und zum Abwischen des Schweißes eines Schweißmessers.

Besondere Aufmerksamkeit verwendeten sie jedoch auf den Haarbüschel der Stirn, auf die Mähne und den Schweif, den man häufig wusch und reinigte, einölte und parfümirte, um die Haare weich und glänzend zu machen.

Nach der Arbeit wurden die Pferde gewaschen und gebadet, namentlich ihre Beine und ihre Füße, und überhaupt wurde die Toilette des Pferdes für so wichtig gehalten, daß man schon zur Zeit des Columella sprichwörtlich sagte: „Putzen ist halbe Fütterung.“ Unsere modernen Hippiatriker haben keinen Augenblick gezögert, die Wahrheit dieses Ausspruches zu bestätigen.

Varro und Virgil gaben ihren Pferden lebhafte und feurige Augen, offene und weite Nüstern, nahe an einander stehende Ohren, eine lange und wallende Mähne, eine breite und tiefe Brust, flache und zurückgebogene Schultern, einen runden kurzen und nicht zu dicken Körper, kurze und starke Fesseln, einen langen und buschigen Schweif, starke Schenkel, schlanke Beine, flache Knien, harte Hufe, dicke und schwellende Adern. Außerdem urtheilten die Alten, daß es für die Fohlen sehr vortheilhaft wäre, lange auf der Weide zu bleiben, sich im Laufen zu üben, Bäche und Flüsse zu überspringen und beim Trinken die Nasen sehr tief in das Wasser zu tauchen. Diese Meinungen haben sich bis auf unsere Zeit erhalten; die letztere besonders scheint sehr begründet zu sein: die Fähigkeit, den Athem anzuhalten, eine Fähigkeit, die sich die Pferde durch Eintauchen der Nüstern in das Wasser einüben müssen, ist in der That ein Beweis von der Kraft und der Gesundheit der Lungen.

Wir haben schon bemerkt, daß die Pferdeliebhaberei merkwürdiger Weise mit der Poesie einen Freundschaftsbund geschlossen hatte. Es giebt wenige Dichter, die nicht Liebe zum Pferde haben, und es giebt wenige Reiter, die nicht in hohem Grade ein Gefühl für Poesie besitzen. Hiob, einer der

ältesten Dichter hat, wie wir gesehen haben, die schönste Beschreibung vom Pferde geliefert; Moses hat das Pferd und den Reiter besungen; Homer hat seine Gesänge den Helden und ihren Rossen geweiht. Virgil endlich ist zugleich einer der größten Dichter und einer der ersten Hippologen der Welt. Sein erhabenes Epos ist reich an Schilderungen, welche das Pferd zum Gegenstande haben, und denen man es ansieht, daß der Dichter mit besonderem Wohlgefallen dabei verweilte. Wenn er von dem Pferde spricht, tragen alle Ausdrücke, deren er sich dabei bedient, den Stempel der Wahrheit und Begeisterung. Seinen Gedanken darf nichts hinzugefügt, nichts davon abgeschnitten werden. Ueberall, in jedem Worte erkennt man den Rosselenker und Hippologen. Man muß den Urtext seiner herrlichen Gedichte lesen, um die Feinheit der Bemerkungen und die wissenschaftliche Genauigkeit, die er mitten im Flusse der Begeisterung durchblicken läßt, schätzen zu können.

Jedoch das schönste Werk Virgil's, das ihn als Dichter, als Denker und als praktischen Sachkenner am berühmtesten gemacht hat, ist das Gedicht vom Landbau. Hier hat er seine gründlichsten hippologischen Kenntnisse niedergelegt, und kein Schriftsteller aller Zeiten hat jemals so herrliche Vorschriften gegeben, die noch heute studirt zu werden verdienen. Wenn man wissen will, auf welcher Stufe die Pferdewissenschaft in den schönen Tagen Rom's stand, so muß man die Dichter fragen.

Virgil lehrt uns das Mittel, das man anwenden müsse, wenn man gute Pferde haben wolle. Er verlangt, daß man zunächst gute Mütter wählen müsse . . . „corpora praecipue matris legat.“ Das ist die ewige Regel und das wahre Geheimniß der Pferdezucht: ohne sachverständige Wahl guter Zuchtstuten ist kein gutes Pferd zu erzielen. Kein neueres Volk beachtet diese Vorschrift mit gehöriger Aufmerksamkeit.

Die zweite Vorschrift Virgil's besteht in der Wahl der Beschäler. Auf den künftigen Vater der Heerde muß man schon in seiner Jugend volle Aufmerksamkeit wenden; aus den schnellsten und muthigsten Fohlen muß man ihn herauswählen. Die Frage der Körperbildung entsteht erst nach der Frage der inneren Eigenschaften, obgleich jene nicht vernachlässigt werden darf. Man wähle immerhin ein gutes und schönes Pferd, das den Pferden des Castor, des Mars, des Achilles' und demjenigen Pferde gleiche, in dessen Gestalt Saturn den Berg Elis mit seinem Wiehern erfüllte. Dies Alles genügt nicht, wenn man einen schönen und guten Hengst haben will; man muß noch wissen, zu welcher Arbeit er erzogen worden ist; ob er für die Rennbahn, für

das Wagenziehen oder für die Reitschule dressirt worden ist; ob er für den Preis des olympischen Sieges Sinn hat; denn die angeübten Eigenschaften pflanzen sich fort, wie die angeborenen. Man muß das Blut kennen, aus welchem er abstammt; denn Schönheit und Güte sind unnütz, wenn das Blut nicht dem Sprößling eine dauerhafte Vollkommenheit verheißt; prolemque parentum. Noch jetzt, nach zweitausend Jahren, giebt es Leute, welche fragen: „Was ist das Blut?" Sie mögen Virgil lesen!

Außerdem giebt es Leute, welche Pferde ziehen wollen und nicht damit anfangen, erst die dazu passenden Lokalitäten zu wählen; sie glauben, daß man überall ein prächtiges und muthiges Pferd ziehen könne; daß Luft, Boden, Wasser dabei gleichgiltig sind. Der Grund dieser falschen Ansicht liegt darin, daß sie den Virgil nicht gelesen haben.

Siehest Du nicht, Dir sendet des Safrans Düfte der Tmolus,
India Elfenbein und den Weihrauch zarte Sabäer,
Nackende Chalyber zollen Dir Stahl und Pontus des Bibers
Widriges Geil und Epeiros die Palmzweig' elischer Stuten?
Diese Gesetze befahl, dies ewig bestehende Bündniß,
Anfangs gleich die Natur den Gegenden, als in die öde
Welt Deukalion Steine zuerst ausstreute, daß Menschen
Wurden, das harte Geschlecht!

Virg. Georg. I. 56. ff.

Wenn man den Virgil zu lesen verstände, so würde man nicht mehr sagen, daß die Ausartung ein müssiges und vergebliches Wort ist; man würde wissen, daß man alle Keime, alle Elemente der Reproduction, ja Samen und Eier unaufhörlich erneuern müsse, wenn man nicht nur eine Verbesserung der Frucht erzielen, sondern auch wenn man auf dem Wege des Fortschritts nicht zurückbleiben wolle.

Selbst die gewähltere Saat, mit Arbeit lange gemustert,
Sah ich dennoch entarten, wenn menschliche Mühe nicht jährlich
Größeres nur mit der Hand auslas. So stürzt durch das Schicksal
Alles zum Schlimmeren fort, und entflieht ausgleitend den Rückweg.

Virg. Georg. I. 197. 59.

Der Dichter setzt hinzu:

Wie wenn gegen den Strom ein Mann schwer rudernd den Nachen
Kaum hinaufarbeitet, und, sinken ihm etwa die Arme,
Ungestüm ihn entrafft in reißendem Sturz das Gewässer.

Virg. Georg. I. 201. 59.

In diesem einfachen und herrlichen Gleichniß liegt die gesammte Civilisation, und in zehn Versen Virgil's ist die gesammte Pferdewissenschaft enthalten.

Das Pferd wurde in der römischen Republik sehr geschätzt, wie die genannten Dokumente beweisen; aber erst unter den Kaisern erwarb es sich den verdienten Ruhm und bereitete sich für das herrliche Loos vor, das ihm im Mittelalter vorbehalten war. Cäsar liebte, wie alle großen Männer, leidenschaftlich die Reitübungen, in welchen er sich besonders auszeichnete. Er hatte ein berühmtes Pferd, dessen Vorderfüße Menschenfüße gewesen sein sollen. Dieses Mährchen hat ohne Zweifel einen ähnlichen Ursprung, wie das vom Pferde Alexanders, das einen Ochsenkopf gehabt haben soll; aber das Pferd Cäsar's spielte keine geringere Rolle in der Geschichte der Welt. Es war im Palaste des Helden geboren und wurde nur von ihm geritten. Nach dem Orakel weissagte es seinem Herrn die Kaiserkrone. Auch behandelte es sein Herr mit aller möglichen Sorgfalt und Pflege. Cäsar ritt es bei feierlichen Gelegenheiten, eroberte mit ihm Gallien, überschritt mit ihm die verhängnißvollen Ufer des Rubicon, wo ihn nur das Scepter der Welt oder der Dolch des Brutus erwartete. Endlich ließ ihm Cäsar vor dem Tempel der Venus Genitrix eine Bildsäule errichten.

Das Pferd Sejan's ist in der römischen Geschichte ebenfalls berühmt und hat zu einem noch jetzt üblichen Sprichworte Veranlassung gegeben: „Er reitet auf dem Pferde Sejan's.“

Dieses Pferd hieß Arzell, weil es am rechten Hinterfuße einen weißen Fleck hatte. Nach dem Tode seines Herrn, des Günstling des Tiberius', kam es in den Besitz des Dolabella, Cajus und Campuus, welche alle ein tragisches Ende nahmen. Marcus Antonius ritt es, als er von Octavius besiegt wurde; endlich schleuderte es seinen letzten Herr Mejedus in einen Fluß, worin er ertrank.

Spartakus hatte vor der Schlacht, in der er durch Crassus eine Niederlage erleiden sollte, den thörichten Einfall, dem Pferde, das ihn bisher getragen hatte, das Schwert in die Brust zu stoßen, indem er wahnwitzig genug sagte: „Wenn ich siege, so werde ich von den Feinden viele Pferde erhalten; und wenn ich besiegt werde, so brauche ich keins.“ Auch Cäsar soll in dem Augenblick, als er eine Schlacht liefern wollte, gesagt haben, als man ihm ein Pferd anbot: „Ich werde es erst nach dem Siege reiten, um den Feind zu verfolgen.“

Caligula war ebenfalls ein leidenschaftlicher Liebhaber der Pferde. Man weiß, daß er sogar eins seiner Pferde zur konsularischen Würde erheben wollte. Jedermann kennt den berühmten Namen des Incitatus. Der Kaiser ließ ihm von Marmor einen Stall erbauen und gab ihm eine elfenbeinerne Krippe, Purpurdecken und ein mit orientalischen Perlen besetztes Halsband. Incitatus hatte einen kostbar ausgestatteten Palast; eine große Anzahl von Beamten und Sclaven bildete seinen Hof und die in seinem Namen eingeladenen Gäste wurden mit aller Pracht empfangen.

Am Abend vor den Wettrennen des Circus ließ der Kaiser Wachen aufziehen, die in der Nähe seiner Wohnung für Ruhe sorgen mußten, damit sein Schlaf nicht gestört würde. Manchmal lud er es auch an seinen Tisch, bediente es selbst mit vergoldeter Gerste und setzte ihm Wein in einer goldenen Schale vor, aus welcher er zuerst getrunken hatte.

Er ernannte es zum Pontifex Maximus und würde es sogar zum Consul ernannt haben, wenn der Tod ihm Zeit dazu gelassen hätte. Er war aber wirklich schon so weit gegangen, daß er die Fasces des Consulats vor Incitatus hertragen ließ. Diese sonderbare Liebe Caligula's für sein Lieblingspferd kann in Wahrheit nicht als ein Beweis betrachtet werden, daß die Kaiserwürde diejenigen, die damit bekleidet sind, von der Narrheit ausschließt. Voltaire nimmt jedoch den Caligula in Schutz und sagt höhnisch, daß der römische Kaiser, der ein Pferd zum Consul ernannte, kein so großer Narr war, als derjenige, der auf unwürdige Männer ein blindes Vertrauen setzt.

Verus zeichnete sich auch durch seine Pferdeliebhaberei aus, und hatte besonders eine große Anhänglichkeit an sein Pferd Volucris. Er fütterte es mit Rosinen und Pistazien. Er ließ ihm eine goldene Bildsäule machen und nach seinem Tode ein Grabdenkmal auf dem Vatican bauen.

Augustus hatte auch ein Monument errichten lassen zum Andenken an sein Pferd, das Germanicus in seinen Gedichten besungen hatte.

Caracalla fütterte sein Pferd nur mit Rosinen von Apamena.

Von der Leidenschaft des Nero für Pferderennen und Circusspiele haben wir schon gesprochen und wollen hier nicht wieder darauf zurückkommen.

Adrian errichtete mehren Pferden Grabdenkmäler, namentlich seinem Lieblingspferde Borysthenes, zu dessen Andenken er außerdem selbst ein Epitaphium verfaßte.

In Rom galt der Besitz eines Pferdes für das besondere Recht der

Senatoren, der Ritter, der Mitglieder der Municipalbehörden und der Proconsuln. Komischer Weise wurde dieses Recht auch auf die Corporation der Schweinehändler ausgedehnt, aber nur derjenigen, die im Weichbilde der Stadt wohnten.

Die Römer hatten, nach dem Beispiele der Perser, auf den öffentlichen Straßen Posten nach allen Richtungen des Reichs errichtet. Auf jeder Straße, sagt Properz, waren für die Tagereise nicht weniger als fünf und bisweilen acht Posten aufgestellt, deren jede vierzig Pferde mit der erforderlichen Zahl von Postillonen und Stallknechten hatte.

Zur Zeit der Republik trugen die consularischen Münzen alle das Gepräge von Reiterbildern; bald waren es die Dioscuren, denen man in der Nähe des Circus Flaminius einen Tempel errichtet hatte; bald war es ein in gestrecktem Galopp eilender Reiter; am häufigsten aber ein mit zwei oder vier Pferden bespannter Wagen.

Unter den Kaisern hatten die Münzen dieselben Bilder, aber mit größern Variationen der Gegenstände. Der zwei- oder vierspännige Wagen war gewöhnlich das Zeichen des Triumphes; das am Zügel geführte Pferd drückt einen in den Circusspielen errungenen Sieg aus.

Das Pferd wurde auch, wie der Adler, auf den römischen Fahnen abgebildet.

In den Catacomben hat man bemerkt, daß die Gräber der ersten Christen Abbildungen von Pferden oder Inschriften enthielten, welche die Beschäftigung des Verstorbenen anzeigten, wenn diese Beschäftigung sich auf die Pferde bezog. So liest man z. B. in mehren Grabschrifen: Collegii jumentariorum . . . oder sacro stabulo . . . oder cursio publico . . . oder auch circo . . . oder endlich agitatores. Andere Inschriften und Bilder sind übrigens gewöhnlich nur mystische Allegorien, welche theils auf die Kürze des durch die Schnelligkeit des Pferdes symbolisirten Lebens, theils auf den Kampf anspielten, in welchem nach den Worten des Apostels Paulus der gläubige Christ Muth und Ausdauer beweisen soll, indem er sagt: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft und den Lauf vollbracht. Wer bis an das Ende ausharret, der wird gekrönt werden.“

Was nun die Krankheiten der Hausthiere betrifft, so sind dieselben unstreitig schon in den frühesten Zeiten beachtet worden; denn eine kunstlose Thierheilkunde hängt mit der nöthigen Pflege des Viehstandes eng zusammen und diese ist bei rohen Völkern, wo nicht sorgsamer, doch allgemeiner, als

bei gebildeten, bei denen die Aufmerksamkeit auf die Thiere im gleichen Maaße abzunehmen pflegt, als die Bildung steigt. Vor allen haben aber die Griechen ihren ursprünglichen Natursinn in der Benutzung und Pflege der Hausthiere bewährt. Xenophon's noch erhaltenes Werk über die Reitkunst — der viel bewunderte und mit einem ehernen Denkmal im Eleusinium belohnte Simon, war ihm hierin als Schriftsteller vorangegangen — zeugt von treffender Beobachtung der Eigenthümlichkeiten des Pferdes, und läßt bedauern, daß keine Nachrichten über den Zustand der Hippiatrie während der Blüthe Griechenland's vorhanden sind. Zu einer Art von Wissenschaft gestaltete sich jedoch die Thierheilkunde erst in den späteren Jahrhunderten des Verfalls, wiewohl es ausgemacht ist, daß vieler Orten reiche Roßärzte ihre mündlich und schriftlich ererbte Kunst ausübten, vielleicht auch selbst wohleingerichteten Kriegsheeren in das Feld zu folgen pflegten. Es wäre sonst unerklärbar, wie gegen die Mitte des vierten Jahrhunderts, während die übrigen Wissenschaften ein träges Leben hinschleppten, und die Heilkunde, wenn auch von einem Oribasius vertreten, doch schon durch den Geist des Sammelns zu leiden begann, Thierärzte mit nicht unbedeutender Erfahrung und keineswegs roher Kriegsfertigkeit sich hervorthun konnten.

Der älteste als Schriftsteller bekannte Roßarzt ist Eumelus von Theben, der nicht später als vor dem Ende des dritten Jahrhunderts, vielleicht aber auch viel früher, gelebt hat, was bei den fehlenden Angaben nicht füglich zu bestimmen ist. Es haben sich von ihm Bruchstücke eines größeren Werkes erhalten, die eine ziemlich reiche, das Ansehen dieses Mannes bei den späteren Roßärzten rechtfertigende Erfahrung, wenn auch nichts weniger als wissenschaftlichen Geist, durchblicken lassen. Er beschreibt das Fieber der Pferde, die Lungenentzündung, den Dampf und dessen späteren Uebergang in Lungenschwindsucht, die Ohrdrüsenentzündung und andere Drüsengeschwülste am Halse (glandulae), die mit Ausfluß von jauchigem Eiter aus dem Schlunde verbunden sind, sowie mehre andere Krankheiten, mit nicht ganz deutlicher, selbst zuweilen oberflächlicher Angabe der Zufälle, die einen Mangel an Bildung und empirisches Bestreben auffallend genug verräth.

Stratonicus und Hieronymus aus Libyen, zwei andere thierärztliche Schriftsteller, deren Andenken sich nur durch Erwähnung ihrer Namen erhalten hat, gehören wahrscheinlich demselben Jahrhundert an.

Von allen ist offenbar Apsyrtus der wichtigste, der, ein älterer Zeitgenosse des Oribasius, dem Heere Constantins des Großen als

Roßarzt in den Feldzug gegen die Sarmaten (319—321) folgte und in der Mitte des vierten Jahrhunderts eine seltene Berühmtheit erlangte, wie aus seinen zahlreichen Briefen an Männer verschiedenen Standes, vorzüglich Thierärzte zu schließen ist. Es geht zugleich aus diesen Briefen hervor, — sie wurden schon, von ihm selbst gesammelt, einem Arzte, Asklepiades, als geschlossenes Werk gewidmet — daß in Alexandrien und Laodicea die Thierheilkunde von nicht Wenigen betrieben wurde.

In der Familie des Apsyrtus war die Beschäftigung mit diesem Fache erblich, wenigstens erhalten wir durch ihn von seinem Großvater Demetrius Nachricht, der ebenfalls Roßarzt war; die Verwandtschaft pflegt jederzeit bei fehlenden Anstalten und Hilfsmitteln einen bessern Unterricht zu ersetzen. In allem, was wir von Apsyrtus besitzen, waltet der Geist einer schlichten, wenn auch nicht wissenschaftlichen Naturbeobachtung und schließt sich dieser Hippiater den Aerzten seines Jahrhunderts offenbar nur wenig an, so ist dies aus seinem sonstigen Mangel an Bildung leicht zu erklären, und sein Fach gewann durch die Trennung von der Heilkunde an Selbstständigkeit, die es nicht unvortheilhaft auszeichnet.

Daß den Pferden die Gallenblase fehlt, wird von Apsyrtus ausdrücklich angeführt, konnte auch nach Aristoteles hinreichend bekannt sein; schwerlich dürfen jedoch im übrigen bei diesen Thierärzten andere, als gelegentlich erworbene anatomische Kenntnisse vorausgesetzt werden, auch reichten sie in der Physiologie für ihr Bedürfniß mit dem aus, was ihnen der Volksglaube und die Heilkunde darbot. Apsyrtus hatte das Forterben von Augenfehlern vom Großvater auf die Enkel beobachtet, ähnliches nicht zu erwähnen, was sich aus der kunstlosen, oft überraschend treuen Beobachtung einzelner Krankheiten ergab. Das Fieber der Pferde beschreibt Apsyrtus sehr naturgemäß, mit genauer Angabe seiner Zufälle und Ursachen, und empfiehlt dagegen eine einfache Behandlung ohne Arzneimittel, durch anfängliche Entziehung der Nahrung, die erforderlichen Aderläße am Kopf, gelinde Bewegung und passendes Futter nach dem ersten Tage, ja er schreibt sogar ein nährendes und stärkendes Verfahren vor, wenn das Fieber von Ermüdung und von Abmagerung entstanden sei. Auch in der Behandlung der übrigen Krankheiten huldigt Absyrtus einer lobenswerthen Einfachheit, und neigt sich nur in geringfügigen Dingen, wie etwa in der Empfehlung von Hirschhornamuletten zur Vorbauung von Krankheiten, dem Aberglauben zu,

der die niedere Thierheilkunde der Römer so durchweg entstellte, und von jeher dies Fach recht eigentlich in Beschlag genommen hat.

Das ansteckende Nerven- oder Faulfieber der Pferde war in dieser Zeit allgemein gefürchtet, und mehre Angaben anderer Roßärzte (Pistorius von Sicilien, Leontius, Aemilius von Spanien, Litorius von Benevent, von Absyrtus hat sich kein Bruchstück hierüber erhalten) setzen Beobachter dieser verheerenden Krankheit voraus. Man suchte selbst der Ansteckung durch strenge Absonderung der gesunden Thiere von den erkrankten vorzubeugen; und jene durch Benutzung zuträglicher Weideplätze zu erhalten. Von Maßregeln dieser Art, die bei ansteckenden Krankheiten der Menschen öffentlich angeordnet worden wären, findet sich weder im christlichen, noch im früheren Alterthum irgend eine Spur, wenn man nicht die polizeilichen Anordnungen zur Luftverbesserung bei den Griechen und Römern hierher rechnen will. Cälius Aurelianus tadelte selbst den vernünftigen Rath einiger seiner ärztlichen Zeitgenossen, Aussätzige der Ansteckung wegen abzusondern, weil sich die Heilkunst dieser Härte nicht schuldig machen dürfe. An Einsicht in die Verbreitungsweise ansteckender Krankheiten fehlte es durchaus nicht, aber Vorurtheil, Lieblosigkeit, Aberglaube und vor allem Nachlässigkeit der Regierungen, verhinderten die heilsamen Anordnungen, die sich darauf hätten gründen können, und so erfreuten sich die Viehheerden des Schutzes gegen ansteckende Krankheiten viel früher, als die menschlichen Gesellschaften.

Von der Druse war die Ansteckungskraft eben so bekannt, und veranlaßte dieselben Vorkehrungen zur Erhaltung der noch nicht befallenen Pferde. Ausdrücklich erwähnt Apsyrtus, daß diese Krankheit den Füllen gefährlich werde, wie sie es noch in der neuesten Zeit ist, und unterscheidet von der angegebenen Form noch einige andere, mit Ausfluß aus der Nasenhöhle verbundene Pferdekrankheiten, zu denen der Rotz und der Strengel gehören. Dieser wird deutlich unter dem Namen *μάλις ὑγρά* beschrieben, ein Uebel, das man für leicht heilbar hielt, wenn der ausfließende Schleim noch keinen üblen Geruch angenommen hatte; für schwer heilbar dagegen, wenn er einen solchen verbreitete, womit der Rotz gemeint zu sein scheint. Bei der mit dem Namen *μάλις ξηρά* bezeichneten nach Eumelus für unheilbar gehaltenen Krankheit, die keinen Ausfluß aus der Nase erregte, war eine bösartige Lungen- oder Brustfellentzündung das Hauptleiden; unter *μάλις ἀρθρίτις* ist, wie es scheint, Rotz oder Strengel mit Rheumatismus der Schenkel zu verstehen; indessen bezeichnet Theomnestus den Rotz noch deutlicher mit

dem Namen *μάλις δυσώδης* zum Unterschiede von der *μάλις ανόσνος* dem gutartigen Strengel. Genaue Sonderung der Formen kann von diesen Männern nicht verlangt werden; sie bedienten sich überdies keiner Kunstausdrücke, sondern nur der Benennungen des alltäglichen Lebens, und wußten verwickelte Krankheiten nicht kunstgemäß genug auf einfache Zustände zurückzuführen, wie dies z. B. aus der Beschreibung des *πνευμόῤῥωξ* bei Apsyrtus hervorgeht, wo offenbar mehr Brustfellentzündung mit ihrem Uebergang in Empyem bezeichnet, und das eigentliche Asthma weniger berücksichtigt ist.

Die Aetiologie des Rotzes und der ähnlichen Krankheiten bei Apsyrtus giebt einen Begriff von der Anwendung physiologischer Kenntnisse in dieser Thierheilkunde. Bei dem Fehlen der Gallenblase soll ein Ueberströmen der Galle in die zum Rückgrathe führenden Arterien leicht geschehen können; dadurch werde die schädliche Flüssigkeit dem Rückenmarke mitgetheilt, und das Hirn nothwendig ergriffen, das aus dem Rückenmarke seine Nahrung empfange. Die alte Lehre vom Ursprunge catarrhalischer Krankheiten aus dem Hirn scheint auf die Entstehung dieser Ansicht nicht ohne Einwirkung gewesen zu sein.

Die Rehkrankheit der Pferde (Rheumatismus acutus) beschreibt Apsyrtus unter dem alterthümlichen Namen *κριθιάσις* (hordeaho) mit unverkennbaren Zügen, und verordnet dagegen Aderlässe, mit ganz geeigneter Veränderung des Futters, wobei er jedoch dem hergebrachten Volksglauben huldigt, daß diese Krankheit von dem unzeitigen Genusse der Gerste nach großer Ermüdung zu entstehen pflege. In dieselbe Krankheit sah man häufig erhitzte Pferde nach übermäßigem Trinken von kaltem Wasser verfallen, woher sie bei einem anderen (Hierokles) den Namen *λαβροποσία* erhielt.

Der Wurm kommt bei Apsyrtus und den übrigen unter dem Namen *ἐλεφαντιασις* vor; man kannte die Ansteckungskraft dieser Krankheit, und pflegte, wie bei der Druse und der Pferdepest, die daran erkrankten Thiere abzusondern. — Den Starrkrampf der Pferde, dessen Verlauf Apsyrtus lebendig und lehrreich beschreibt, versuchten einige Roßärzte durch das heiße Sandbad und durch Eingraben des kranken Thieres in Mist zu beseitigen, andere Verfahrungsweisen nicht zu erwähnen. Käme es hier darauf an, Beispiele zu häufen, so könnten noch außerdem die Beschreibungen der Ruhr, der Wassersucht, der Nierenentzündung, sowie mehrer anderen entzündlichen Krankheiten, und des Kollers, gegen den unter anderen Mitteln die Castration empfohlen wurde, als naturgemäß und belehrend bezeichnet werden. — Gegen den Biß

des tollen Hundes findet sich eine ziemlich unerhebliche Verordnung, die auf anfängliche Reizung der Wunde hinausläuft, jedoch erkennen läßt, daß den griechischen Thierärzten Beobachtungen über die Wuth der Pferde bekannt gewesen sind.

Ueber den Aderlaß verbreitet sich Apsyrtus ausführlich, bestimmt die Stellen, wo er in verschiedenen Krankheiten vorzunehmen sei, erklärt sich gegen eingerissene Mißbräuche, namentlich den gesunden oder ermüdeten Pferden Blut zu entziehen, und warnt vor der Entzündung nach Aderlässen an den Schenkeln, die jederzeit Hinken zur Folge habe.

Seine Vorschrift über das Verschneiden und andere chirurgische Verrichtungen sind ganz beachtenswerth. Brüche unter den Knieen unternahm Apsyrtus mit einem zweckmäßigen Schienenverbande zu heilen, und kam damit, wie er versichert, in vierzig Tagen zu Stande; Beinbrüche über dem Knie dagegen galten allgemein für unheilbar. Bei Vorfällen der Gebärmutter bediente er sich hauptsächlich des kalten Wassers und wiederholter Stiche mit einer feinen Nadel, eine Anwendung der Acupunktur, die mit dem uralten Gebrauche dieses Mittels in Asien außer Zusammenhang zu stehen scheint. —

Die Roßärzte Hippokrates und Hemerius sind Zeitgenossen des Apsyrtus. Von jenem haben sich in der constantinischen Sammlung Bruchstücke von untergeordnetem Werthe erhalten, größtentheils Arzneivorschriften und oberflächliche Beschreibungen von Krankheiten. Aus einem derselben geht hervor, daß unten den *χοιράδες* eine Halsentzündung der Pferde mit nußgroßen Anschwellungen der lymphatischen Drüsen zu verstehen ist. Hippokrates und Hemerius gehören zu der großen Zahl von Roßärzten, die das Ansehen des Apsyrtus willig anerkannten, und sich von ihm in Briefen belehren ließen.

Hierokles, nächst Apsyrtus der ausführlichste thierärztliche Schriftsteller, und der einzige, der sich durch Bildung auszeichnet, lebte wahrscheinlich zu Ende des vierten, oder spätestens zu Anfang des fünften Jahrhunderts. Er hat das Werk des Absyrtus vielfältig benutzt, selbst größtentheils wörtlich ausgeschrieben. Wie es scheint, hat er die Thierheilkunde mit besonderem Eifer umfaßt; obwohl er seinem eigentlichen Berufe nach Rechtsgelehrter war. Seine Beschreibungen sind deutlich, und seine fast durchgängig von Apsyrtus entlehnten Verordnungen ganz zweckmäßig. Er und Apsyrtus enthalten über Pferdezucht mehre Angaben, die über diesen Zweig der Landwirthschaft

bei den Griechen belehrende Aufschlüsse geben; man sieht unter Anderem daraus, daß über die Erfordernisse hinsichtlich der Brauchbarkeit und Schönheit der Pferde noch jetzt dasselbe galt, was schon Xenophon fast sieben hundert Jahre früher gelehrt hatte.

Von den übrigen Thierärzten, deren Schriften der unbekannte Sammler Constantin's benutzt hat, — sie gehören sehr verschiedenen Zeitaltern an, — ist außer ihren Namen wenig zu berichten. Der werthloseste unter ihnen ist Pelagonius, ein Empiriker, wahrscheinlich des vierten Jahrhunders, der ohne Auswahl die abenteuerlichsten Heilmittel anrühmt, wie der Aberglaube der Landleute sie nur immer empfehlen konnte. Er bediente sich bei Augenverletzungen einer Abkochung von Schwalbennestern (die Schwalben wurden seit den ältesten Zeiten für heilsam bei Augenübeln gehalten), bei der Pferdepest der Asche von lebendig verbrannten jungen Störchen, mit Wein innerlich gegeben, und bewährt sich auch sonst in jeder Rücksicht als den Marcellus der Thierheilkunde.

Theomnestus hat wohl später gelebt, als in dem vierten Jahrhundert, steht jedoch einigermaßen höher als Pelagonius. In Betreff der Wurmkrankheiten der Pferde, deren Erscheinungen kaum in der neuesten Zeit gehörig festgestellt sind, und um so weniger von diesen Thierärzten deutlich beschrieben werden konnten, wiederholt er den Rath eines Besseren, die Würmer mit den Fingern aus dem Mastdarm hervorzuziehen, womit doch wahrscheinlich nur die selbstabgehenden Spulwürmer gemeint sind.

Anatolius, Agathotychus, Didymus, Nephon, Tiberius, Cassius, Hiero, Pisterius aus Sicilien, Aemilius aus Spanien, Litorius aus Benevent, Gregorius, Mago, Demokritus, Beretius, Africanus, Pamphilius, Archedemus und Diophanes sind die übrigen Thierärzte, von denen sich Bruchstücke in der constantinischen Sammlung erhalten haben. Vindanius, Anatolius von Berytus und Didymus von Alexandrien sind landwirthschaftliche Schriftsteller, deren Zeitalter nicht füglich zu bestimmen ist, jedoch ohne einen großen Irrthum in das vierte Jahrhundert gesetzt werden kann. Cassius Dionysius von Utica ist der Uebersetzer des zu seiner Zeit weltberühmten landwirthschaftlichen Werkes des Karthaginiensers Mago, und derselbe, den wir als einen Rhizotomen im ersten Jahrhundert v. Chr. kennen gelernt haben. Die mit dem Namen des Demokritus bezeichneten Bruchstücke sind aus den unächten Schriften des großen Naturphilosophen entlehnt; der wahre Verfasser ist der Aegypter Bolus

Mendesius. Beretius ist wahrscheinlich eine Person mit Anatolius (Berytius). Sextus Julius Africanus aus Lybien lebte unter Alexander Severus, und war als Geschichtsschreiber, so wie Verfasser eines weitschichtigen Werkes von höchst verschiedenartigem Inhalte nicht unberühmt, aber auch bekannt genug als Freund von Besprechungsformeln und alles sonstigen Aberglaubens. Diophanus von Nicäa, ein landwirthschaftlicher Schriftsteller, lebte im Zeitalter des Cicero. Er machte einen Auszug aus der Uebersetzung des Cassius Dionysius in sechs Büchern, die er dem Könige Dejotarus zueignete. Ein Zeitgenosse von ihm war Hiero von Sicilien, der dasselbe Fach bearbeitete. Von den übrigen fehlen nähere Angaben.

Mehre dieser Thierärzte bearbeiteten außer der Hippiatrie auch andere Zweige der Thierheilkunde; da diese aber im ganzen Alterthum von der Landwirthschaft nicht getrennt wurden, so konnten sie sich nie zum Range einer Wissenschaft erheben, wie alle hierhergehörigen Bruchstücke bei den landwirthschaftlichen Schriftstellern genugsam beweisen. Das Einspritzen von Arzneimitteln in die Nase kranker Thiere, das bei den späteren Pferdeärzten häufig vorkommt, zeigt sich bei dem Römer Cato als ein uralterthümliches Verfahren.

Einen großen Verlust haben die Wissenschaften an dem vielbelobten Werke von Cornelius Celsus über die Landwirthschaft erlitten. Ohne Zweifel hat es Abschnitte über die Krankheiten der Hausthiere enthalten, und es ist glaublich, daß dieser gelehrte und von Vorurtheilen wie kein anderer Römer freie Beobachter diese Gegenstände mit demselben durchdringenden Verstande, wie die Heilkunde, bearbeitet und die zerstreuten Bruchstücke zu einem lehrreichen Ganzen vereinigt haben mochte. Einigen Ersatz für die celsische Thierheilkunde gewährt indessen L. Junius Moderatus Columella, der Zeitgenosse dieses Arztes. Er hat die Schriften desselben vielfältig benützt, und die Thierheilkunde so gründlich und vielfältig bearbeitet, wie nur irgend das Zeitalter des Augustus, und seine durch strenge Bildung geläuterte Erfahrung erwarten lassen. Seine Hippiatrie ist nicht unbedeutend, und seine Beschreibung der Rindviehkrankheiten unbedingt die beste, die sich aus dem Alterthum erhalten hat. Bei Rindviehseuchen verordnet er die Absonderung der kranken Thiere, und geeignete Maßregeln zur Sicherung der gesunden, ohne jedoch die Krankheiten deutlich zu beschreiben, auf deren Kenntniß es hier ankommt. Man scheint es für unnütz gehalten zu haben,

hierin nach wissenschaftlichen Grundsätzen zu Werke zu gehen, und auf der andern Seite für überflüssig, über die alltäglichen Kenntnisse des Landmanns zu berichten. Diese tadelnswerthe Weise der Alten, der Wissenschaft angehörige Gegenstände des gemeinen Lebens oberflächlich und mit Voraussetzung des Bekannten zu bearbeiten, hat uns manche sichere Kunde über wichtige Dinge entzogen, und macht z. B. die Untersuchung über die im Alterthum gebräuchlich gewesenen Getreidearten sehr schwierig, ja selbst die ohne Vergleich wissenschaftlich bearbeitete Heilkunde ist von derartigen schwer auszufüllender Lücken nicht frei.

Wie in allen Wissenschaften, so waren die Römer auch in der Thierheilkunde die Lehrlinge der Griechen; sie haben nur nach ihrer Weise das von diesen Ueberkommene bearbeitet, und einiges Wenige hinzugefügt. Viel früher sank bei ihnen dies Fach, als in den griechischen Ländern. In den nächsten vier Jahrhunderten nach Columella ist kein ausgezeichneter Thierarzt als Schriftsteller unter ihnen bekannt geworden. Um so befremdender ist daher gegen das Ende des vierten Jahrhunderts das Auftreten des Publius Vegetius mit einem nicht unwichtigen Werke über Thierheilkunde. Dieser nach seinen sonstigen Lebensumständen durchaus unbekannte Vegetius ist nicht mit dem gleichnamigen Schriftsteller über die Kriegskunst zu verwechseln; in welchen Verhältnissen er aber auch gelebt haben mag, eine ziemlich reiche Erfahrung in der Erkenntniß und Behandlung der Pferdekrankheiten, und eine genaue Bekanntschaft mit seinen griechischen Vorgängern ist ihm durchaus nicht abzusprechen, ja er war selbst der Heilkunde nicht ganz unkundig, wie einige seiner Aeußerungen beweisen, die von einem Lateiner des vierten Jahrhunderts nicht besser zu erwarten sind. Seine Anwendung methodischer Grundbegriffe kann nur bestätigen, was die Erfahrung aller Zeiten gelehrt hat, daß die Thierärzte hinter dem fortschreitenden Geiste der Heilkunde zurückzubleiben, und sich an verjährte Lehrgebäude gern und hartnäckig zu halten pflegen. Wenn Vegetius seine Vorgänger Columella und Pelagonius in ein Zeitalter zusammenwirft, so sind ähnliche Verstöße in dem unkritischen Alterthume nicht ungewöhnlich, und kommen bei viel besseren Schriftstellern vor. Seine Schreibart ist die des vierten Jahrhunderts, er übertrifft selbst hierin zum Theil seine Zeitgenossen, und erhebt sich namentlich über die marklosen lateinischen Aerzte dieses Jahrhunderts. Apsyrtus, dessen Briefe er offenbar benutzt hat, ohne jedoch wörtlich zu übersetzen, wird von ihm wegen seines ungebildeten Vortrags getadelt, im Uebrigen enthält er

sich aller Anführungen, außer der des falschen Chiron, dem ein gleicher Vorwurf zu Theil wird, und ist emsig bemüht, seinem Werke ein Gepräge von Eigenthümlichkeit zu geben. Da Vegetius oftmals von den Hunnen und hunnischen Pferden spricht, so steht es fest, daß er erst nach der Ausbreitung jenes Volkes über Mittel-Europa (die Hunnen überschritten im Jahre 374 die Wolga), spätestens zu Anfang des fünften Jahrhunderts gelebt hat, in welcher Zeit die Lateiner noch griechisch verstanden. — Er beschreibt die Krankheiten nach der Ordnung der Theile, und weicht von den griechischen Roßärzten in der Sache nur wenig ab, wobei es ihm nicht gelingen will, durch Hinzufügung einer fast nichtssagenden Anatomie des Pferdes seiner Thierheilkunde einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben. Er erweitert die Vorsichtsmaßregeln gegen ansteckende Krankheiten durch die Verordnung, man solle daran gefallene Pferde tief verscharren, und äußert über die Entstehungsart dieser Uebel aus Luftverderbniß ganz treffliche Ansichten, wie er sich denn auch die Luftverbesserungen durch Räucherung vorzüglich angelegen sein ließ. Vegetius richtet sich in der Beschreibung der Krankheiten, nächst den besten Mustern, augenscheinlich nach seiner eigenen Erfahrung, bestreitet das uralte Vorurtheil, daß die Rehkrankheit durch unzeitigen Genuß von Gerste entstehe, und zeigt hie und da Kenntnisse, die bei den griechischen Thierärzten nicht vorkommen, z. B. bei der Erörterung der Bremsenlarven (tineolae, pediculi) und des Blasensteinübels. Unter dem alten Namen malleus, der jedoch bei Columella nicht vorkommt, beschreibt Vegetius mehr ungleichartige Krankheiten, als die Griechen unter dem entsprechenden Namen μάλις, wodurch die Erkenntniß derselben den Lesern erschwert werden mußte. Seine Augenheilkunde hat vor der griechischen einige Vorzüge, und sein Abschnitt über die Rindviehkrankheiten, der noch ausführlicher ist, als bei Columella, kann als der Inbegriff der Kenntnisse des Alterthums in diesem Zweige der Thierheilkunde angesehen werden.

Schon in den älteren Zeiten achteten die Heerführer die Sorge für die Gesundheit der Pferde nicht zu gering, um nicht den Bedürfnissen des Feldlagers auch von dieser Seite durch zweckmäßige Veranstaltungen zu entsprechen. Zu Anfang des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt, wo nicht schon viel früher, war im römischen Lager ein eigener Raum für die Pflege der verwundeten Soldaten und Pferde (das Valetudinarium und das Veterinarium) neben der Feldschmiede und den übrigen Werkstätten (Fabrica) bestimmt, und wenn auch außer der Versicherung des Apsyrtus, er habe im

Heere Constantin's als Roßarzt gebient, geschichtliche Angaben hierüber gänzlich fehlen, so setzt es doch diese Anordnung außer Zweifel, daß wenigstens bei den Römern, und späterhin im griechischen Kaiserthum, Roßärzte zu dem unentbehrlichen Gefolge der Heere gerechnet wurden.

Der letzte Tag Rom's kam jedoch immer näher; das Pferd diente nur noch zur Verherrlichung jener Feste, nach welchen das Volk sich eben so sehr sehnte, wie nach Brod (panem et Circenses); die starke gallische Stute mit der breiten Brust, der kräftige Hengst des Franken, das ungezäumte Pferd des Numidiers wurden nur noch dazu gebraucht, die verwitterten Thore der stolzen Stadt zu bewachen; das Reich verfiel wie die alten, von der Zeit ausgehöhlten Eichen, welche mit ihren breiten Zweigen den Hirten und seine Heerde beschatten, die aber, weil sie keine Wurzeln mehr haben, dem ersten Hauche des Nordwindes erliegen müssen.

Attila, der große Mann, der in seiner hölzernen Stadt auf den Weideplätzen Pannonien's nicht wußte, welchen seiner beiden Arme er ausstrecken sollte, um das östliche oder westliche römische Reich an sich zu reißen und ob er Rom oder Constantinopel von der Erde vertilgen sollte, Attila drang nach Gallien nnd Italien vor, um seine kalmückischen Pferde in der Seine und in der Tiber zu tränken. Vor Paris durch die Jungfrau von Nanterre, und vor Rom durch den heiligen Leo in seinem Laufe gehemmt, verwüstete er Italien, zerstörte Aquileja und rief aus: „Wohin der Fuß meines Rosses tritt, da wächst kein Gras mehr." Aber er täuschte sich in seinem Stolze: das Gras ist unter den Hufschlägen des Rosses der Gottesgeißel wieder gewachsen. Der Sturm, welcher Hagel und Donner auf die Erde herabschleudert, bringt auch das Getreide zur Reife und erfüllt die Früchte des Weinbergs mit süßem Duft.

Achtes Kapitel.

Feindliche Einfälle in Gallien. — Die Franken. — Die Merovinger. — Klodwig. — Die Bretagner und die brittischen Inseln. — Die Normannen. — Die Germanen. — Die Spanier. — Die Engländer. — Geschichte des Hufbeschlags.

Die alte Welt neigte sich ihrem Ende zu; die orientalische Civilisation, die bis an die äußersten Grenzen des Westens vorgedrungen war, erweckte in dunklen Wäldern neue und schreckliche Völker, welche von nun an die Welt beherrschen und den Nationen als Führer dienen sollten. Bis jetzt haben wir nur das südliche Pferd mit dem leichten Gange und dem feurigen Auge in Betracht gezogen; wir haben kaum einen Seitenblick auf das nördliche Pferd geworfen, das mit einer rauhen Decke behangen, von seiner buschigen Mähne halb verhüllt und an plumpe germanische Karren oder an celto-bretagnische Sichelwagen gespannt war. Bald jedoch wird dieses ausgeartete Roß seine barbarische Sklaverei verlassen, sich mit dem edlen Blute, von welchem es abstammte, wieder verbinde und wieder Ansprüche auf Achtung und Ehre machen. Den Muth und die Gelenkigkeit seiner Väter mit den athletischen Formen vereinigend, die es auf den feuchten Weideplätzen und unter dem neblichen Himmel des Nordens empfangen hatte, wird jetzt das Streitroß, das in der alten Welt unbekannt war, die Königreiche des neuen Europa's gründen helfen und auf den thessalischen und maurischen Feldern selbst gegen das arabische Pferd kämpfen.

Die Franken bildeten eine Vereinigung von germanischen Völkern, zu denen auch die Marsen und die Markomannen gehörten, deren Namen von Mar oder Mark, was Pferd bedeutet, abgeleitet sind. Es waren, wie wir bereits gesehen haben, kühne Reiter mit blauen Augen und blonden Haaren, die mit Bärenfellen und Büffelhäuten bekleidet und mit eisernen Wurfspeeren bewaffnet waren.

Ihre Fahnen führten ein weißes, wild ausschreitendes Pferd. Ihre Barden besangen die Walküren, welche auf feurigen Zeltern ritten: „Die Schlachtgöttinnen, die schönen Walküren, saßen zu Pferde und waren mit Helm und Schild bedeckt. Wir wollen, sagen sie, nach jenen immergrünen Welten reiten, welche die Wohnung der Götter sind.“

Chateaubriand beschreibt das Pferd Klodwig's mit folgenden Worten:

„Die römische Reiterei will die Reihen der Barbaren durchbrechen; aber Klodwig stürzt sich ihr entgegen: der König, mit langem wallendem Haar spornt sein schwarzweißes Roß, das in den Gestüten Pharamund's erzogen und unter den Heerden der Rennthiere und Rehe aufgewachsen war. Die Barbaren glaubten, daß es von Rinfax, dem Pferde der Nacht mit gefrorener Mähne, und von Skinfax, dem Pferde des Tages mit leuchtender Mähne abstamme. Da es leichter als das vom Winde zusammengerollte Blatt der Birke war, so hinterließen seine Füße kaum eine Spur auf dem frischgefallenen Schnee.“

Der Franke sang in seinen Liebesliedern:

„Ich verstehe acht Künste: ich sitze fest zu Roß; ich schwimme; ich laufe Schlittschuhe; ich schleudere den Wurfspieß; ich schwinge die Lanze; aber ein Mädchen verschmäht mich.“

Als die Franken den gallischen Boden betraten, eigneten sie sich sogleich, wie durch Instinkt, alle Gewohnheiten der Gallier und Römer an, ließen aber dabei ihre eigenen Erfahrungen nicht außer Acht.

Der Sicambrer baute, sobald er festen Fuß gefaßt hatte, auf einem Hügel am Wasser den hölzernen Thurm, welcher den Mittelpunkt seiner Besitzung bildete. Ein Schwert und ein Pferd war sein Reichthum; und dieser Reichthum stellte ihn dem König gleich. Die höchste Belohnung des Muthes und der Tapferkeit bei den Germanen war ein Pferd: „Sie erwarten, sagt Tacitus, von der Freigiebigkeit ihres Heerführers, das Schlachtroß und das Schlachtschwert.“

Die socialen Einrichtungen der Gallier fingen nun an zu verschwinden: die römische Ritterschaft, die gallische Trimachie und die fränkische Reiterei gingen in einem großen Bunde, im Ritterthume auf, welches acht Jahrhunderte hindurch die Welt beherrschte und alle neueren Reiche gründete. Wir behalten uns einen besonderen Platz für seine herrliche Geschichte vor,

deren eigentlicher Held das Pferd ist, wie es auch nach dem Namen des Pferdes benannt wird.

In Franken trugen die germanischen Gebräuche noch dazu bei, die Pflege und Sorgfalt, welche die Römer und Gallier den Pferden angedeihen ließen, in einem ausgedehnteren Maße anzuwenden.

Nach den deutschen Gesetzen wurde der Marschall, welcher gewöhnlich zwölf Pferde im Hause seines Herrn unter seiner Obhut hatte, so hoch geschätzt, daß, wenn er ermordet ward, sein Mörder vierzig Solidi als Wehrgeld oder Blutschuld bezahlen mußte.

Auch das Pferd erfreute sich nach den fränkischen Gesetzen eines besonderen Schutzes. Derjenige, welcher ohne die Erlaubniß seines Herrn ein Pferd bestiegen hatte, wurde um funfzehn Goldgulden bestraft; und der Diebstahl eines fränkischen Schlachtrosses, eines Wallachen, eines Beschälers oder seiner Stuten wurde mit den härtesten Strafen belegt.

Folgende Thatsache mag den Werth eines guten Pferdes in jener Zeit täglicher Kämpfe und Schlachten beweisen: Als Klodwig die Westgothen besiegt hatte, ritt er nach dem Grabe des heiligen Martin, um Gott für den Sieg zu danken. Als Geschenk bietet er dem Kloster das Pferd an, das er am Tage der Schlacht bei Vouglé geritten hatte. Da aber ein gutes Pferd eine Seltenheit ist, so bereut Klodwig bald sein Geschenk und verlangt sein Pferd für 50 Mark Silbers wieder zurück. Allein die Mönche antworteten ihm, daß der heilige Martin ebenfalls einen hohen Werth auf das ihm gemachte Geschenk lege. Klodwig war daher genöthigt, die Summe zu verdoppeln, um die Bedenken des Klosters zum Schweigen zu bringen. Hierauf soll der rohe Sicambrer in seinen Bart gebrummt haben: „Der heilige Martin ist zwar gefällig, aber er läßt sich seine Gefälligkeit etwas theuer bezahlen."

Die Pferdezucht war in Franken während des fünften und sechsten Jahrhunderts die besondere Beschäftigung der reichsten Grundbesitzer. Leider waren die Mönche, welche die Geschichte dieser finsteren Zeiten geschrieben haben, meistentheils keine Reiter und haben uns nur wenige Nachrichten über die Reitkunst dieser Epoche hinterlassen. Wir finden jedoch an verschiedenen Stellen Andeutungen von großen Stutereien, welche von den römischen, gallischen und fränkischen Baronen, die damals das junge Franken bewohnten, unterhalten wurden. Unter Anderem lesen wir in dem Leben des heiligen Severus,

daß er in seiner Jugend bei einem gewissen Corbecenus, einem mächtigen Lehnsmann in Neustrien, Pferdehirte war.

Die Abstammung oder das Geschlecht dieses Corbecenus ist nicht bekannt, aber sein Schloß lag auf einem Berge an dem Bache Boudronne, der in dem jetzigen Walde Saint-Sever entspringt und sich in den Fluß Vire unterhalb der Stadt dieses Namens ergießt. Das Land Vire besitzt in der That vortreffliche Weideplätze und Bäche mit klarem Wasser; hier konnte Corbecenus viele Stuten halten und Fohlen erziehen.

Die Franken hatten bei einem gallischen Volke, die Bastern genannt, eine Art Wagen kennen gelernt, der nach deren Namen die Basterne hieß. Er wurde mit Ochsen bespannt und die Frauen benutzten ihn zu Reisen und zu kleinen Lustfahrten. Klotilde hatte in einer Basterne das Schloß ihres Oheims verlassen, um sich mit Klodwig zu vermählen, als sie auf eine ihr überbrachte Nachricht aus dem Wagen steigt, sich auf ein Pferd schwingt und das Land erreicht, wo sie eine so ruhmreiche Mission erfüllen sollte.

Wir finden die Basterne auch in der Geschichte der Tochter Theodorichs, die von einem mit jungen Büffeln bespannten Wagen in die Maas geschleudert wurde.

Wenn übrigens die ersten Fürsten es für nothwendig hielten, für die Bedürfnisse der unaufhörlichen Kriege eine große Anzahl von Pferden zu halten, so wird man doch nicht gewahr, daß in den Heeren für die Fütterung und Gesundheit des Pferdes besonders gesorgt wurde. Der Grund davon lag darin, daß in dem fränkischen Krieger noch zu sehr der Barbar zurückgeblieben war. Aus den Gestis Francorum erfahren wir, daß es bei den Franken Sitte war, ihre Pferde im Kriege sich das Futter selbst suchen zu lassen. Deshalb hingen sie an ihren Hals ein Glöckchen, dessen Ton ihnen anzeigte, an welchem Orte sie zu suchen waren. Man erzählt, daß Fredegunde diese Sitte benutzte, um das Heer der Brunhilde in der Schlacht bei Crouchy zu täuschen. So wenig Glauben auch diese Erzählung verdient, so bleibt die Sache an sich nichtsdestoweniger wahr. Man hat übrigens die Vermuthung ausgesprochen, daß dieser Gebrauch sehr alt war und schon bei den nomadischen Völkern stattfand. Man hatte das Glöckchen während des ganzen Mittelalters und bis auf unsere Zeiten zu einem wesentlichen Schmuck und bisweilen sogar zu einem Ehrenzeichen des Pferdes gemacht. Aber wir sind der Meinung, daß man den Ursprung der Sitte, das Pferd mit einem Glöckchen zu schmücken, bei den Römern suchen muß.

Es ist eine traurige Verirrung des menschlichen Geistes, daß er in diesem barbarischen Jahrhunderte eine fürchterliche Strafe erfand, wobei das Pferd die Rolle des Henkers spielen mußte. Wir wenden uns mit Abscheu von jener schauerlichen Erzählung ab, in welcher uns mitgetheilt wird, daß ein wildes Pferd die zuckenden Glieder der alten Königin Brunhilde auseinander gerissen habe.

Das merovingische Zeitalter zeichnet sich im hohen Grade durch seine Pferdeliebhaberei aus. Die Völkerwanderungen, die Schlachten und Angriffe barbarischer Nationen, der Hunnen, der Germanen, der Vandalen, der Mauren, im Norden und Süden, im Osten und Westen waren ohne den kräftigen Rücken und die muskulösen Beine des Pferdes unmöglich. Attila, Klodwig, Mohamed, auf flüchtigen Rossen reitend, wie der Tod auf seinem bleichen Pferd, beugten die Völker unter das Gesetz ihres Schwertes, das höchste und einzige Gesetz hienieden, dem der Mensch sich nicht zu entziehen vermag.

Auch war der Mensch, der nicht immer zu Pferde saß, nur ein Vasal; blos der Geistlichkeit war es gestattet, die Reitkunst, das Symbol der Macht, zu vernachlässigen.

Will man wissen, warum das Geschlecht Klodwig's dem Geschlechte Pipin's hat weichen müssen? Warum die Söhne der langhaarigen Könige sich der Tonsur des Mönch's unterworfen haben? Warum Frankreich Childerich verloren und Karl den Großen gewonnen hat?

Eginhard kann es uns sagen: „Quocumque eundum erat, carpento ibat, quod bobus junctis, bobus rustico more actis trahebatur; sic ad palatium, sic ad publicum populi sui conventum, qui annatim ob regni utilitatem celebrabantur, ire, in domum redire solebat.“ Wohin er auch reisen mochte, so fuhr er auf einem Wagen, der von Ochsen gezogen wurde, die er wie ein Bauer lenkte. Auf diese Weise pflegte er in seinen Palast und in die öffentlichen Versammlungen sich zu begeben, die alljährlich behufs der Verhandlungen über Staatsangelegenheiten abgehalten wurden.

Vier Ochsen haben stets den Herrn in einem Wagen,
Mit langsam trägem Schritt durch's ganze Land getragen.

Ja, die faulen Könige hatten die muthigen Schlachtrosse ihrer Väter einschlummern lassen; sie ließen sich lieber, wie die Bauern, auf einem mit Ochsen bespannten Wagen spazieren fahren. Sie verdienten daher mit Recht, die Herrschaft der Welt zu verlieren.

Auf einem feurigen Wagen und muthigen Renner eroberte Karl Martel auf den Schlachtfeldern von Poitiers die Krone, welche sein Sohn Pipin der ruhmreichen Dynastie der Karolinger vermachte.

Das Bedürfniß beständig zu Pferde zu sitzen, veränderte die alte Reitmethode. Das Ephippium der Römer wurde nach und nach modificirt; an seine Stelle traten der Sattel, die Steigbügel, der Gurt, der Schwanz- und Brustriemen. Um das Jahr 340 erwähnt die Geschichte zum ersten Male des eigentlichen Reitsattels. Der heilige Hieronymus ist der älteste Schriftsteller, der davon spricht. Die Steigbügel hießen stupia, bistupia, und strepo. Zur Zeit der Eroberung England's hatten die Normannen Sattel und Steigbügel, wie man auf einem gleichzeitigen Kunstwerk, den Tapeten der Königin Mathilde, sieht. Auffallend ist es jedoch, daß einige von den Sätteln, die auf diesen Tapeten dargestellt sind, keine Steigbügel haben. Soll man sich daher der Vermuthung einiger Schriftsteller anschließen, daß ihr Gebrauch damals noch nicht allgemein war? Diese Ansicht wird vielleicht durch folgende Thatsache bestätigt, aus welcher man schließen kann, daß die Steigbügel beliebig an den Sattel angehängt und davon abgenommen wurden.

Nach der Erzählung des Grafen von Malmesbury wurde bei der Belagerung von Mont-Saint-Michel Wilhelm dem Rothen ein Pferd unter dem Leibe getödtet. Er ließ sich ein anderes vorführen und sprang schnell darauf, ohne abzuwarten, bis man ihm die Steigbügel brachte: non expectato ascensorio sonipedem insiliens.

In dieselbe Zeit fällt eine andere für die Geschichte der Hippologie wichtige Erfindung, nämlich die Erfindung des Hufbeschlags. Das südliche Pferd mit hartem und cylinderförmigem Huf, das meistens nur auf trocknem und sandigem Boden ging, hatte diese Verbesserung, welche man ein nothwendiges Uebel genannt hat, nicht nöthig; aber das Pferd des Nordens, mit schwammigem Horn und plattem Huf, das bald in feuchten Boden einsank, der das Horn seiner Füße erweichte, und das bald auf steiniger Erde gehen mußte, welche das Horn zerbröckelte und zusammenquetschte, mußte sich eine Vorsichtsmaßregel gefallen lassen, ohne welche es bald unbrauchbar geworden wäre. Man hielt den Hufbeschlag von dieser Zeit an für so wichtig, daß der Name des Künstlers oder Handwerkers, der mit dem Beschlagen der Pferde sich beschäftigte, bei allen Völkern der Neuzeit, nicht nur ein sehr verbreiteter, sondern auch ein Adelstitel, eine Amtswürde war; z. B. die Namen Maréchal in Frankreich, Marschall in Deutschland, Goff in der

Bretagne, Smith in England, de Ferrières in der Normandie, und Ferrers in England verdanken größtentheils ihren Ursprung der Kunst des Hufbeschlags.

In vielen Familienwappen findet man mehr oder weniger Hufeisen; so führt die Familie derer von Ferrières in ihrem Wappen acht Hufeisen. Endlich führt das Domesday Book mehre Schenkungen an, welche Wilhelm der Eroberer verschiedenen Hufschmieden gemacht; ein Beweis, welchen hohen Werth man auf ihre Kunst und die Verbesserung derselben legte. —

Der Einfall der Römer in Gallien war wie eine große Ueberschwemmung gewesen, welche brausend das Land überfluthete, es nach allen Seiten hin eine Zeit lang bedeckte und dann sich allmählig wieder zurückzog und einige dauernde Spuren ihrer gewaltsamen Verwüstung hinterließ. Der fränkische Einfall glich einem Austritt des Meeres, das sich ein neues Bette gräbt, um es nie wieder zu verlassen. Auf der Oberfläche schwimmen alsdann bisweilen kleine Inseln, als unverwerfliche Zeugen seiner unwiderstehlichen und ewigen Eroberung.

So retteten einige gallische Volkshaufen, die durch dichte Wälder, unzugängliche Sümpfe und steile Berge geschützt waren, mitten in Europa, eine eigenthümliche Nationalität und bewahren bis auf die gegenwärtige Zeit das Gepräge ihres Ursprungs. Namentlich setzte die bretagnische Völkerfamilie, die aus Galliern und Celten bestand, von den Franken nach Armorika, von den Angeln und Sachsen in die kaledonischen Gebirge gedrängt wurde, noch sechshundert Jahre hindurch ihr erstes, wildes, thatenreiches und kriegerisches Leben fort.

Wie alle Völker, welche mit einer lebhaften und poetischen Phantasie begabt sind, so hatte auch das bretagnische Volk seine sagenhaften Zeiten und sein mysteriöses Epos. Es erfand jene Mythologie des Mittelalters, die von den neueren Dichtern, Ariosto, Tasso, Shakespeare und Cervantes zu dichterischen Werken so schön benutzt worden ist.

Die Sage von den Rittern der Tafelrunde, von Arthus, Tristan und Isolde, von dem Schloß Joyeuse-Garde, die Erzählungen von Amadis, dem Urbilde des christlichen Helden, haben ihre Wiege an den Ufern des Meeres, im Krystallpalaste der Feen Gallien's, in den wundervollen Grotten des Landes Arvor.

Und das Pferd spielte eine wichtige Rolle in diesem Kreise der

Poesie. Es war der Freund und Gefährte der Heroen; es trug sie zu den Damen ihres Herzens; es gewährte das edelste, angenehmste und reinste Vergnügen.

Einem freien Mann des Landes Wallis durften Schulden halber folgende drei Gegenstände nicht abgepfändet werden: sein Pferd, sein Schwert und seine Harfe.

Das Pferd wurde, wie wir bereits gesehen haben, bei allen Völkern des Südens und des Nordens als das Symbol des Krieges betrachtet. In allen alten bretagnischen Volksliedern werden die Heerführer mit Seepferden und mit Kriegspferden verglichen:

„Ich sehe das Seepferd kommen, welches das Ufer erzittern macht.“

Die Frauen ritten ebenso gut, wie die Männer. „Trefinne, welche vor dem häßlichen Comore floh, schwang sich auf ihr Roß und ritt in vollem Galopp zu ihrem Vater, dem Grafen von Vannes.“

Die Krieger pflegten und fütterten und putzten ihre Pferde selbst, wie die homerischen Helden. Sie beschäftigten sich sogar mit dem Hufbeschlag.

In den von Villemarquée gesammelten Volksliedern der Bretagne findet sich folgende Stelle:

„.... Und alle Häuser, welche er sah, waren angefüllt mit Rittern und Rossen, und jeder machte selbst seinen Helm, schmiedete sein Schwert, putzte seine Rüstung und beschlug sein Pferd.“

In Griechenland fütterten und putzten, wie wir bereits wissen, die Frauen der Helden und die Töchter der Könige die Rosse ihrer Männer, ihrer Väter und der fremden Gäste, denen sie eine besondere Aufmerksamkeit beweisen wollten.

Dieselbe Sitte findet sich bei den Bretagnern des vierten und fünften Jahrhunderts wieder, und das angeführte Werk von Villemarquée liefert uns davon mehre Beispiele.

In den alten Legenden wird ein Wettrennen des fünften Jahrhunderts beschrieben.

„Als der Ritter auf dem Kampfplatze ankam, ertönten die Hörner; eine große Menge Volkes war versammelt und die Pferde wurden unruhig. Derjenige, welcher im Galopp die große Schranke der Festbahn überspringen wird, soll die Tochter des Königs zur Gemahlin haben. Bei diesen Worten wieherte sein junges Roß, jagte im Galopp vorwärts, schnaubte Feuer aus den Nüstern

und warf Blitze aus den Augen, überholte alle anderen Pferde und sprang mit einem Satze über die Schranke. „König! ihr habt es geschworen; eure Tochter Linor muß mir gehören."

Man sieht, daß Frankreich mit gutem Grunde auf die Einführung der Wettrennen, welche man tausend Jahre später einer anderen Nation zugeschrieben, Anspruch machen konnte.

Die Pferdeliebhaberei war den bretagnischen Völkern angeboren und die Geschichte liefert uns viele andere Dokumente, welche beweisen, wie sehr ihnen am Besitz und an der Veredlung ihrer Pferde gelegen war.

Die weltlichen Fürsten und die Abteien besaßen große Gestüte, in welche sie, wenn sie es möglich machen konnten, orientalische Beschäler einführten, welche zu allen Zeiten und von allen Völkern als die Grundpfeiler der Veredlung der Pferderacen anerkannt waren. Zu den Abteien, welche die besten Pferde besaßen, gehörte die Abtei Quenipily, an welche Allain Fergant, als er nach dem heiligen Lande ging, ein Grundstück für tausend Solidi und ein schönes Pferd abtrat.

Die Abtei Redon besaß auch eine schöne Stuterei. Ihr Abt bot im J. 1108 demselben Allain Fergant ein Pferd für 300 Solidi, eine für die damalige Zeit ungeheure Summe. Ein Herzog kaufte im J. 1160 die Stadt Brest für ein weißes Pferd und 100 Pfund Silbers jährlicher Rente.

Die bretagnischen Kreuzritter brachten, wie die Kreuzritter aller anderen Länder, eine zahlreiche Menge arabischer Pferde in ihre Heimath zurück. Eine Urkunde von 1212 bezeugt, daß Olivier, Vicomte von Rohan aus dem Kreuzzuge neun arabische Pferde mitgebracht habe, welche er im Walde von Kénécan, wo schon viele Pferde in halbwildem Zustande lebten, in Freiheit setzte. Er zog aus der Paarung dieser Pferdefamilien eine zahlreiche und sehr geschätzte Race, von welcher er die Hälfte an die Abtei Bon-Repos abließ. In der Absicht, diese kostbare Race fortzupflanzen, verbot er die Ausfuhr der Beschäler und traf strenge Maßregeln in Betreff der Stuten. Diesem Umstande muß man ohne Zweifel den Ursprung des Rechts zuschreiben, das von den Herzögen von Rohan auf dem Pferdemarkte zu Royal bei Pontivy, der jährlich den 6. Juli stattfand, ausgeübt wurde. Auf diesem Markte waren gewöhnlich mehr als 3000 Pferde versammelt. Die Verkäufer mußten sie vor dem Vicomte oder vor seinem Stallmeister, zur Prüfung vorbeiführen. Er wählte eine gewisse Anzahl derselben aus, die er alsdann für einen nach

dem Tagescurse festgesetzten Preise ankaufte. Das gegen diese Sitte verkaufte Pferd wurde confiscirt.

Man betrachtet im Allgemeinen die Gesetze des walischen Fürsten, Houël-d'Ha, als eine Sammlung von Vorschriften, welche durch die römischen Gesetze vermehrt wurden. Der Gesetzgeber der Bretagner hat dem Pferde eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Unter seinen Vorschriften findet man besondere Angaben über den Werth und Verkauf der Pferde. Er hatte z. B. den Preis eines Fohlen von vierzehn Tagen auf 14 Solidi; den Preis eines Fohlen von einem Jahr und einem Tag auf 48 Solidi festgesetzt. Ein junges, noch nicht dressirtes Pferd von drei Jahren schätzte er auf 60 Solidi, und eines von gleichem Alter, das an den Zügel gewöhnt und für den Dienst abgerichtet war, auf 120 Solidi. Die Schwindeleien der Pferdemakler waren ihm nicht unbekannt und entgingen der gerechten Strafe nicht. Dem Käufer bewilligte er eine gewisse Frist, innerhalb welcher er sich überzeugen konnte, ob das Pferd fehlerfrei wäre: drei Tage zur Entdeckung des Kollers; drei Monate zur Erkennung der Brustkrankheiten und ein Jahr, um sich zu versichern, ob es an Rotz leide. Jeder nach dem Verkauf entdeckte Fehler, mit Ausnahme der Ohren- und Schwanzfehler, involvirte die Erstatung eines Drittels des Verkaufspreises.

Es ist bekannt, daß die Engländer Gesetze zur Unterdrückung und Bestrafung der schlechten Behandlung der Thiere besitzen; aber im Allgemeinen weiß man nicht, daß der Ursprung dieser Gesetze bei den alten Bretagnern zu suchen ist. Das Gesetzbüch des Fürsten Houël-d'Ha enthält folgende Verordnung:

„Wenn ein Pferd auf dem Rücken geschunden wird, so kostet es vier Solidi Strafe; wenn die Haut so sehr abgerissen ist, daß das Fleisch bloß liegt, so ist die Strafe dafür 8 Solidi; wenn endlich die Wunde bis auf den Knochen geht, so werden 16 Solidi als Strafe gezahlt."

Als die Männer des Nordens, die Sachsen, die Dänen und Normannen, das Blut des alten Europa's verjüngten und erneuten, brachten sie in ihr neues Vaterland keine Pferde mit. Sie saßen auf leichten Barken und trotzten dem Sturme, der die Arme ihrer Ruderer stärkte und sie überall hinführte, wohin sie wollten. Die Reitkunst war ihnen unnütz, und Rollo, der in den Chroniken der Wanderer genannt wird, ging fast immer zu Fuß. Da aber diese kräftigen Männer Neigung zu edlen Beschäftigungen hatten, so wurden sie Reiter, sobald sie das feurige Auge des Rosses glänzen sahen

und sobald sie den Hufschlag eines flüchtigen Renners auf dem felsigen Ufer erschallen hörten: et eodem ipso anno (866) pervenit magnus paganorum exercitus in Anglorum terram et hiberna coeperunt in orientalibus anglis, ibique equites facti sunt: „In demselben Jahre (866) kam ein großes Heer von Heiden in das Land der Angeln; sie schlugen ihr Winterlager an der östlichen Küste auf und wurden nun Reiter.“

In Robert Wace kommt folgende Stelle vor:

„Es waren keine Reiter;
„Es konnte keiner reiten.
„Sie waren alle schwer bewaffnet
„Und gingen nur zu Fuß.“

Es würde jedoch eine Unwahrheit sein, wenn man sagen wollte, daß alle diese Männer des Nordens, von dem Beginn ihrer kriegerischen Auszüge, die Reitkunst durchaus nicht verstanden hätten. Deutschland, Dänemark, Norwegen, Schweden waren Länder, wo das Pferd schon in den frühesten Zeiten bekannt war und zu verschiedenen Diensten benutzt wurde; nur war das Pferd nicht allgemein von den Einwohnern dieser Länder angenommen.

Unter den skandinavischen Helden ragen namentlich Hengist und Horsa hervor. Diese Namen geben, wie die Namen Hippolyt und andere, den Beweis, daß bei den Völkern, wo sie üblich waren, das Pferd in hohem Ansehen stehen mußte. Der eine (Horsa) ist der Gattungsname des Pferdes in mehren Sprachen des Nordens und hat sich im englischen Idiom bis heute erhalten (horse): der andere (Hengist) bedeutet das männliche, zeugungsfähige Pferd (Hengst).

Hengist und Horsa entfalteten zuerst an den Gestaden Albion's und Neustrien's das Banner der Völker des Nordens, als ob das Schicksal im Voraus die glänzende, den Pferden in diesem Lande bestimmte Zukunft damit hätte andeuten wollen. Das Pferd ist auch sichtbar in dem Wappen der Herzöge von Braunschweig und der Könige von Hannover, die von diesen nordischen Helden abstammten. Das weiße Pferd der Germanen erscheint darauf in vollem Galopp, ohne Sattel und Zaum, mit der Devise: Nec aspera terrent.

Man sagt, daß diese Seekönige den Pferden, die sie dem Kriegsgotte opferten, die Nasen aufschlitzten und ihnen die Ohren abschnitten, und so den Sinn des Gehörs in ihnen zerstörten.

Auf der Leiche eines dem nordischen Gotte geopferten Pferdes mußten die

gefangenen und zu Sklaven gemachten Gallier das Kreuz abschwören und mit ihnen die heidnischen Gebete singen.

Dem sei, wie ihm wolle, nirgend machte die Pferdezucht schnellere Fortschritte, als bei diesen verwegenen Seefahrern; niemals hat es willigere Schüler gegeben. Von ihrem Schiffe schwangen sie sich mit einem Sprunge auf die britannischen und neustrischen Pferde, welche sie den besiegten Völkern wegnahmen. Die Pferde wurden von den normännischen Soldaten auch als die kostbarste Beute des Sieges betrachtet. Rollo hatte in seinem Kriegsheere Fußvolk und Reiterei; aber er hatte auch Saumpferde, welche das Gepäck trugen.

Der Verlust eines guten Pferdes war ein wirkliches Unglück, weil der Preis desselben sehr hoch war.

Als Gautier, der Jagdgefährte Richard's, in einem Scharmützel von seinem Pferde stürzte, kam ihm noch zur rechten Zeit der Herzog der Normandie zu Hilfe, der mit dem Degen in der Faust, in das Gefecht eilte und seinen treuen Begleiter rettete; aber dieser verlor sein gutes Pferd. —

Wir haben oben gesehen, daß die germanischen Heerführer ihren getreuen Lehnsmännern Waffen und Pferde schenkten; diese Sitte findet sich auch bei den alten Normannen.

Das spanische Pferd, das von dem numidischen oder Berberpferde abstammte, war damals das erste europäische Pferd, das sich mit dem arabischen Pferde kreuzte. Diesen Kreuzungen verdanken die Engländer und Normannen den Ruhm, unter die berühmtesten Pferdezüchter der Welt gezählt zu werden.

In der Schlacht bei Hastings ritt Wilhelm ein spanisches Pferd. Geoffroy Plantagenet erschien bei den Festen von Rouen ebenfalls auf einem spanischen Pferde. Richard Löwenherz hielt seinen Einzug in Cypres auf einem Pferde dieses Geschlechts, und ein Ritter schenkte dem Kloster Mont-Saint-Michel seinen spanischen Zelter.

Uebrigens ist es kein Wunder, daß das spanische Pferd damals so ausgezeichnet und so geschätzt war. Spanien stand in dieser Zeit auf dem Gipfel seines Ruhmes. Die Mauren von Granada und Cordova hatten die Wissenschaften, die Gewerbe und den Reichthum dahin gebracht. Man rühmte seine Pferde, seine Waffen; man ahmte seine Moden nach; man kaufte seine wollenen und seidenen Stoffe.

Man weiß, wie viel diese mächtige Dynastie der Söhne Rollo's für die Civilisation gethan hat. Was sie für die Künste, die Industrie, den Handel, die Schifffahrt, für Krieg und Frieden gethan, ist allgemein anerkannt; aber man hat noch nicht Alles gesagt, was sie für den Landbau und für die Pferdezucht geleistet.

Wir können hier die Verbesserungen, welche die Normannen im Landbau einführten, nicht ausführlich besprechen; wir wollen bloß einen kurzen Abriß von den Fortschritten geben, welche die Pferdezucht durch sie gemacht hat.

Wir wollen erst einige Gründer von Stutereien nennen: die Herzöge der Normandie hatten auf ihren großen Gütern, besonders in der Umgegend von Rouen und Caen, Gestüte. Diese Fürsten hielten, nach der alten Sitte der nordischen Völker auf ihren Besitzungen einen Marschall, dem die Oberaufsicht der Pferde anvertraut war. Dieses Amt wurde bisweilen erblich und verschaffte oft verschiedenen Familien, unter welchen man z. B. die Familie des Marschall von Venoix aufführen kann, den Adelsrang. Mit dem Lehn von Venoix bei Caen war das Amt der Oberaufsicht über die Marställe des Herzogs der Normandie verknüpft, und folglich hing damit auch Alles zusammen, was sich auf die Heuernte von Caen, Venoix, Louvigny u. s. w. bezog. Die großen Wiesen der genannten Orte mußten dem Lehnsherrn das Futter für die Pferde liefern. Kraft dieses Amts wurde der Inhaber des Lehns zum Marschall von Venoix oder zum Marschall der Wiesen ernannt.

Die Familie Tesson, diese reichen normännischen Grundbesitzer, von denen man zu sagen pflegte, daß von drei Fuß Land zwei ihnen gehörten, besaßen mehre Gestüte auf ihren großen Gütern, die besonders in Bessin, Cotentin und Cinglais lagen. Diese Gestüte waren in der Normandie und in England berühmt. Die Tessons schenkten der Abtei Fontenay, deren Gründer sie waren, die Zehnten ihres Gestüts von Cerny.

Die Marmions, die in der normännischen Geschichte so berühmt sind, diese stolzen Kämpen der englischen Könige, die zu Baronen von Cramworth und von Scrivelsbye ernannt worden waren, besaßen große Gestüte in der Umgegend von Caen, Fontenay und Bayeux. Hier wurden die Streitrosse gezogen, welche in den Zeiten des Ritterthums das gute Recht (le bon droit) entschieden. Da sie in Folge ihrer Würde genöthigt waren, eine große Anzahl von Kämpfern zu stellen, so verwandten sie ihre aufmerksamste Sorgfalt auf die Zucht und Veredlung des Pferdegeschlechts. Ihr Name

kann auch mit Recht unter den Namen der größten Hippiatriker genannt werden.

Roger von Belesme, Graf von Shrewsbury besaß beträchtliche Gestüte auf seinen Gütern in der Normandie und in England. Er soll der erste gewesen sein, welcher das spanische Pferd in England einführte, um seine Racen mit ihm zu kreuzen. Wir haben schon früher gesagt, daß die Kreuzung verschiedener Pferdegeschlechter in der Normandie bekannt war.

Aber die Herzöge und Barone waren nicht die einzigen Stütereibesitzer. Die Abteien, die sich vorzugsweise nur mit wissenschaftlichen und landwirthschaftlichen Arbeiten beschäftigten, besaßen nichts destoweniger große, gut organisirte Anstalten zur Pferdezucht. Sie trieben sogar Handel mit Schlachtpferden. Sie erhielten solche theils von alten Kriegern, welche Mönche wurden, theils von Weltleuten, welche für ihr Seelenheil den Klöstern solche Geschenke machten. Wir wollen einige Urkunden anführen, aus welchen man ersehen wird, daß diese Thatsache wahr ist und welchen Preis ein gutes Pferd hatte.

„In dieser Zeit wurde Roger, der älteste Sohn Engevalds de l'Aigle, ermordet. Engevald und seine Gemahlin Richvéride, über den Tod ihres Sohns tief betrübt, gingen nach Ouche und wendeten sich mit dem Gesuche an die Mönche, daß diese für ihr und ihres Sohnes Seelenheil beten möchten, und boten ihnen dafür das werthvolle Roß ihres Sohnes an. Da es ein ausgezeichnetes Pferd war, so wünschte Esnauld es zu besitzen und wollte dafür sein Gut zu Bauquencey geben. Der Vorschlag wurde angenommen. Esnauld erhielt von dem Abt Robert das Pferd seines Vetters Roger und gab dafür seine ganze Besitzung zu Bauquencey."

Goisfroy, Sohn des Baudry von Monfort, willigt in die Schenkung verschiedener Landgüter und Zehnten, welche sein Vater den Mönchen von Maule vermachte, und empfängt von ihnen dagegen ein Pferd von 60 Solidi und eine Summe von 20 Solidi. Zu dieser Zeit kostete ein Paar Schuhe 6 Denare.

Als Aufold von Maule starb, schenkte er den Mönchen ein vortreffliches Pferd, für welches ihnen sein Sohn Peter das Landgut Marcenay gab.

Hugo, der Prior von Saint Evrout, gab dem Goisley ein Pferd und empfing dafür die Güter der Gemahlin des Bernard-l'Aveugle.

Wilhelm, Sohn des Theobold du Moulin, giebt und bestätigt alle Schenkungen, welche sein Vater der Abtei Barberie gemacht hatte und erhält dafür ein Pferd.

Eine andere Urkunde aus dem 14. Jahrhundert beweist, welchen Werth man auf den Besitz eines Pferdes legte:

Louis d'Orbec bekennt, daß er und seine Erben gehalten sind, den Mönchen von Friardel eine Rente von 10 Solidi zu zahlen, und um ihnen die Zahlung zu sichern, verpfändet er alle seine Güter und sein Hausgeräth mit Ausnahme seiner Person und seines Pferdes.

Die Abtei Mont-Saint-Michel, eine der berühmtesten des Mittelalters, hatte ein herrliches Gestüt, und ihre Mönche beschäftigten sich vorzugsweise mit der Pferdezucht. Wir haben schon erwähnt, daß ein Ritter ihnen ein spanisches Pferd gegeben hatte, und aus einer Urkunde erfahren wir, daß die Abtei dem Robert von Dully ein prächtiges Reitpferd schenkte: palefredum tanto viro dignum.

Neben den Gestüten hatten die Normannen auch Anstalten, welche den Zweck hatten, die Eigenschaften des Pferdes zu entwickeln und ihren Werth schätzen zu lehren. Die Jagd zu Pferde gehörte zu den größten Vergnügungen dieser kriegerischen Zeiten, und die Normannen waren ihr leidenschaftlich ergeben. Die französischen Herren kamen häufig in die Normandie, um hier an den Hofjagden und an den militärischen Festen Theil zu nehmen. Wace sagt in seinem Gedichte, daß Wilhelm von Poitiers, Hugo der Große und Hebert von Vermandois im Jahre 935 sich dorthin begeben hatten.

Die Pferderennen waren, wie wir gesehen haben, celtischen Ursprungs. Die Normannen nahmen sie an und vervollkommneten sie. Sie hatten Ringelrennen oder Ringstechen und sie übten ihre Pferde, indem sie mit ihnen über die Felder jagten, wie es noch jetzt die Engländer in den sogenannten Thurmjagden (steeple chases) thun.

Eine Urkunde aus dem Jahre 1238 enthält eine interessante Beschreibung dieser alten Einrichtungen.

Ein Gutsherr schenkt den Einwohnern des Kirchspiels La Mausse bei Saint Lô ein Stück Haideland, um darauf die Pferde zu üben und nach dem Ringe zu stechen.

Vor wenigen Jahren ist an dieser Stelle eine Rennbahn eingerichtet worden, und die Nachkommen derjenigen, welche sich einst daselbst auszeichneten,

reiten jetzt dort um die Wette, um sich friedliche und ehrenvolle Lorbeeren zu erwerben.

Besonders interessant ist die Geschichte der Pferdezucht bei den Deutschen. Als die Römer unsere Vorfahren kennen lernten, hatten diese schon eine bedeutende Reiterei. Ein Beweis, daß schon damals die Zucht und Dressur der Pferde bei ihnen alt war. Ihre Urväter brachten sie wahrscheinlich aus Asien mit. Aber auch Wagen und Karren haben die Germanen nicht von den Römern kennen gelernt. Julius Cäsar sagt schon Lib. I. C. 51: Sie umschlossen ihre ganze Schlachtordnung mit einer Wagenburg, um jede Aussicht zur Flucht zu benehmen. Von dieser Wagenburg baten die Weiber, die sie hatten darauf steigen lassen, bei dem Aufmarsch zum Treffen mit fliegenden Haaren (nach einer anderen Lesart: mit ausgestreckten Händen) und mit Thränen, sie doch vor der Sclaverei der Römer zu schützen. Unter dem zahmen Vieh der Germanen stand das edle Roß oben an, dessen ältester bis in das funfzehnte Jahrhundert fortdauernde Name Orß war, woraus schon gegen das vierzehnte Jahrhundert Roß entstand, ohne daß das ältere Orß aufhörte. Im Englischen heißt das Pferd noch horse, und durch eine ähnliche Versetzung der Buchstaben entstand nach und nach aus Ancke, Nacken, aus Born, Bronn, aus Kerl, Rekel, aus Adder, Natter ('n Adder), aus Achen, Nachen ('n Achen). Diese Thiere erforderten die mehrste Pflege, da sie nicht allein zum Krieg dienten, sondern auch ihr Fleisch gespeist wurde. Nach Tacitus zeichneten sich die deutschen Pferde weder durch Wuchs, noch durch Geschwindigkeit aus. Er sagt: equi non forma, non velocitate conspicui, sed nec variare gyros in morem nostrum docentur, in rectum aut uno flexu dextros agunt, ita conjuncto orbe, ut nemo posterior sit. C. 6. Cäsar traute den Kräften dieser Pferde so wenig, daß er unter seine germanischen Söldner römische Pferde austheilte.

Und doch schlugen einst 800 germanische Reiter, die noch dazu ohne Decken ritten (Sättel gab es ohnedies damals noch nicht), die römische Reiterei, und warfen dem Cäsar 5000 Mann derselben völlig über den Haufen. Ein anderes Mal, als seine Reiterei gegen Vercingetorich's Truppen stritt, schickte er ihr 400 germanische Reiter, die er im Sold hatte, zu Hilfe. Ihrem Eindruck, sagt er, konnten die Gallier nicht widerstehen, wurden geworfen, und zogen sich mit vielem Verlust auf ihr Hauptcorps zurück.

Nero spannte nach Plinius vor seinen Wagen Zwitterstuten, die man im Trierschen gefunden hatte.

Indessen zeichnete sich doch die Reiterei der Germanen nur bei wenigen Völkern aus. Cäsar rühmt die Ussipier und Tencterer. Ihre Reiter, sagt er, springen im Treffen oft vom Pferde und fechten zu Fuß. Die Pferde werden dressirt, unterdessen stehen zu bleiben, und erfordern es die Umstände, so laufen die Reiter eilends zu ihnen zurück. Tacitus rühmt sie ebenfalls: Tencteri super solitum bellorum decus equestris disciplinae arte praecellunt. Sie waren die germanischen Thessalier und es ist glaublich, daß sie vor ihrem Abzug in das verödete Land der Sigambrer (an der Sieg im Nassau-Siegen'schen) auch einen Theil der Wetterau bewohnt haben. Die Namen der Orte Roßbach, Roßdorf deuten nach Gerning's Vermuthung auf uralte Pferdezucht in jenen Gegenden hin. Aurelius Victor, in seinem Caracalla, lobt die alemannische Reiterei: Alemannos gentem ex equo mirifice pugnantem. Man brauchte die Reiterei vorzüglich zu plötzlichen Ueberfällen, zur Beunruhigung des Feindes, zum leichten Cavalleriedienst. Bei dem Heere des Ariovistus war ebenfalls viel Reiterei.

Die Bekanntschaft der Germanen mit den Römern machte jene noch aufmerksamer auf die Pferdezucht. Dies war von sichtbar guten Folgen; denn einige Jahrhunderte später treffen wir die germanischen Pferde, welche Tacitus und Cäsar so unansehnlich schildern, schon in einem so guten Zustande an, daß Vegetius den Römern den Rath gab, sich Thüringer Pferde wegen ihrer Ausdauer zu halten: (Vegetii mulomedicina in der Gesnerischen Ausgabe der Scriptorum rei rusticae p. 259) ad bellum Huniscorum longe primo docetur utilitas patientiae, laboris, frigoris, famis. Toringos deinde et Burgundiones injuriae (schlechte Behandlung) tolerantes. Tertio loco Frigiscos (Frisios?) non minus velocitate quam continuatione cursus invictos.

Jetzt hatte man in der deutschen Sprache schon einige neue Wörter. Das männliche Pferd hieß Hengst, das weibliche Mähre (Stute), und von Mähre kommt Marstall (Mährenstall), weil der Pferdestall ursprünglich nur für Zuchtstuten errichtet sein mochte. Die jungen noch saugenden Pferde wurden Füllen genannt.

Die Felder wurden nur mit Ochsen, mehr noch mit Kühen bestellt, aber nicht mit Pferden. Ueberhaupt bediente man sich der Hengste und verschnittener Ochsen mehr zum Fuhrwerk und zum Krieg, der Kühe und Stuten aber zur Landwirthschaft.

Indessen erweiterte sich die Pferdezucht, außer bei den Sachsen und

Thüringern, nur langsam, da vor den Zeiten der Carolinger die Vornehmsten des Volkes Ochsen vor ihre Wagen spannten. Aber wir treffen in den salischen, ripuarischen, baierschen und alemannischen Gesetzen schon manche Verordnung, die Pferde, ihren Kauf und Entwendung betreffend, an. Ein Beweis, daß einzelne deutsche Völker schon genaue Aufsicht und Sorge für diese Thiere für nöthig erachteten. Die Kunst, den Pferden die Schweife zu stutzen, war schon bekannt. Auch wallachte man Pferde.

Auf den Weiden wurden den Pferden die Füße gespannt, damit sie nicht zu weit herumschweiften, noch sich verliefen. Zu der Zeit war es noch keine Schande, einem todten Pferde die Haut abzuziehen. Die Lieblingspferde erhielten von ihren Herren besondere Namen, und der Hauptengst auf der Weide, der über alle andere den Sieg davon trug, hieß Sonipes. Das Fleisch der Pferde wurde gegessen. Als aber im achten Jahrhundert Bonifacius in Thüringen das Christenthum einführte, untersagte der Papst Zacharias, bei dem er deshalb Anfrage gethan hatte, den neubekehrten Deutschen das Fleisch der Pferde, Hasen und Biber. Aber letztere beide aß man, so lange man sie hatte, und mit den Pferden legte sich das Schlachten von selbst, als sie immer gesuchter und theurer wurden und die Bevölkerung zunahm.

Die Milchschimmel Thüringens waren noch immer die berühmtesten. Silberweiße Rosse nannte man sie damals.

Ueberhaupt waren von den ältesten Zeiten her unsern Vorfahren weiße Pferde Prachtpferde. Auch sind sie es noch, wie wir aus der neueren Zeit wissen. Als Ludwig XVIII. 1814 in London zum Prinz-Regenten fuhr, zogen 8 Schimmel seinen Staatswagen.

So war es denn auch schon im Alterthum. Auch pflegte man, wie die Griechen thaten, die Decken, Brustriemen und Zäume der Pferde mit Schellen zu zieren.

Diese Schellentracht muß auch bald Mode unter den vornehmsten Deutschen selbst geworden sein. Wahrscheinlich kam sie schon im neunten Jahrhundert auf. Pistorius im fünften Theil seiner Amoenitat. historico-juridicarum, in der Vorrede (wo auch Abbildungen stehen), äußert die sehr wahrscheinliche Vermuthung, daß es anfänglich deswegen möge geschehen sein, daß man im Gedränge des Volkes, besonders bei solennen Hoffesten, sogleich habe hören können, daß eine Person von hohem Rang komme, um ihr Platz zu machen. Das Wort Geschell bedeutete auch wirklich in der Folge so viel

als Pracht. Dergleichen Schellen trug man nicht allein auf dem Kopf, sondern auch an allen Theilen der Kleidung, an den Degenkuppeln und Cingulis, an den Stiefeln und den damals sehr langen Sporen. Sogar führten die Kaiser öfters Schellen an ihren Zeptern.

Der König aber insonderheit
Hat angethan ein Wunderkleid,
Zu schürzen er sich auch anfing
Mit einem güld'nen Gürtelring,
Daran viel schöner Glöcklein hingen,
Die prächtig konnten einherklingen.

Froschmäusler S. 58.

Man trug auch Schellen an den Kappen (Capellis) und an den Schuhschnäbeln. Die Frauen trugen Schellen an ihren Halskrägen.

In der Beschreibung des im Jahre 1376 zu Göttingen gehaltenen Turniers, welche sich noch im Manuscript auf dem dasigen Rathhause befindet, heißt es:

Fuerunt hic multae mulieres, valde, valde, valde pulcrae, purpureis indutae vestibus et cingulis percinctae sonantibus: schur, schur, schur (soll das Rauschen der Kleidung bezeichnen), Kling, Kling, Kling, et in posterioribus valde amplae.

Dies übersetzt ein alter Annalist so:

„Viele Weiber und Jungfrauen, so zu schauen waren angekommen, waren sehr heftig schön gezieret, mit herrlichen Purpurkleidern und mit klingenden silbernen und güldenen Gürteln und Borten, mit langen Röcken und Kleidern, die gingen alle schur, schur, schur und kling, kling, kling, und waren ziemlich breit an den Händen oder Feisten (cul postiche).“

Geschichte der Stadt Göttingen, I. 27.

Auch die Geistlichen schmückten sich mit Schellen, und man findet noch hin und wieder in den Kirchenschätzen aus alten Zeiten, Meßgewande mit Schellen. Es trugen aber auch schon die Hohenpriester Jerusalem's Schellen an ihren Priesterröcken. Auch die Töchter Jerusalem's scheinen ihre Schuhe mit Schellen geschmückt zu haben. Jes. 3. V. 16—23.

Klein waren diese Schellen nicht. Pistorius citirt eine Stelle aus Tentzel, wo es heißt: „Anno 1400 bis daß man schrieb 1430 war so ein Ueberfluß an prächtigen Gewand und Kleidungen der Fürsten, Grafen und Herren, Ritter und Knechte, auch der Weiber, als vor niemals gehört worden, da trug man silberne Fassungen oder Bänder mit großen Glocken von 10, 12, 15 und bisweilen von 20 Marken.“

Wie lange diese Schellentracht sich erhalten habe, läßt sich nicht bestimmen. Zu der Zeit, als das bekannte Gesangbuchslied in dulci jubilo — gedichtet wurde, welches zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts gewesen sein soll, muß sie noch in großem Ansehn gestanden haben, denn es heißt noch darin:

Ubi sunt gaudia?
Nirgends mehr denn da,
Wo die Schellen klingen,
In regia curia.

Aber nach und nach ging auch diese Tracht den Weg aller Moden, und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts war sie sogar verächtlich und zum Sprichwort geworden*).

Doch zur Geschichte der deutschen Pferdezucht zurück! Unter Karl dem Großen wurden die Gestüte sehr ansehnlich. Er verschaffte den Pferden Frieden unter dem Königsbann. Leibeigene, welche Marescalli hießen, inspicirten den kaiserlichen Stall. Die Füllen hatten eigene Wärter, Poledrarios genannt. Ein Gestüt hieß Equaritia, der Beschäler Emissarius, das Saumroß Saumarius, der Zelter oder Paßgänger Ambulator, ein zugerittenes Pferd Caballus domitus, das Vorspannpferd, welches die Unterthanen zum Dienst ihrer Herren stellen mußten, hieß Parafredus, und da letztgenannte Pferde gewöhnlich kraftlose Thiere waren, so nannte man in der Folge ein schlechtes Pferd überhaupt so.

Lange behauptet in seiner historischen Entwickelung der deutschen Steuer-Verfassung. Berlin 1793. S. 30.: „Das Wort Paravredus sei aus παρα, juxta, und dem verketzerten Worte Veredos, Verdos (statt Pferdos) zusammengesetzt, und bedeute ein Nebenpferd, d. i. ein Pferd, welches die Unterthanen extra zu einem bestimmten Gebrauch ihrer Herren stellen mußten."

Die weiblichen Füllen hießen Puldrini, die männlichen Poledri. Esel wurden nicht viel gehalten. Aber auf einigen Gütern Karl's fand man Maulesel (Burdo) und Maulthiere. Immer ward noch die Feldarbeit mehr mit Ochsen und Kühen, als mit Pferden bestellt. Man findet daher auch auf Karl's Domainen mehrstentheils Ochsen, selten Zugpferde, z. B. in Stephanswerth 26 Zugochsen, 1 Zugpferd. Wahrscheinlich wurden auch die

*) Sprichwort: je größer der Narr, desto größer die Schellen, und Holbein (in den Abbildungen über Erasmi Encomium Moriae) malte alle Thorheiten mit Schellen. Doch waren noch bei der Krönung Carls V. die meisten Officianten mit goldenen und silbernen Schellen geziert.

Esel zur Ackerarbeit gebraucht. In der Sammlung der Capitularien, die der Abt Ansegisus und Benedictus Lavita besorgten, kommt zwar das Verbot, einen Ochsen und einen Esel zusammen zu spannen, vor, allein es folgt daraus nicht, daß es Sitte war, oder daß es vom Kaiser verboten war, sondern es gehörte mit zu den mosaischen Gesetzen, welche von beiden Sammlern beigefügt wurden.

Alles Zugvieh hatte aber damals Friede unter Königsbann, et jumenta pacem habeant similiter per bannum regis.

Nach Abgang der Karl'schen Dynastie blieb die Pferdezucht nicht liegen, und die Pferde standen in einem hohen Preis. Pferde, die zu einem Stall gehörten, nannte man Kuppel (Copula), und eine solche Kuppel bestand immer aus zwölf Rossen. Sie standen unter der Aufsicht eines Ställers, stabularii, oder eines Marschalls. Man trieb die Pferde auf die Weide. Im Stall erhielten sie unausgedroschene Garben oder Körner, vorzüglich Hafer. Jetzt gehörte aber der Marschall schon unter die vornehmsten Ministerialen.

Aber nun kam eine Periode, die mit einem Male die deutsche Pferdezucht und Reiterei zu einer vorzüglichen Achtung erhob.

Karl der Große starb 814 (28. Febr.). Sein Sohn und Nachfolger, Ludovicus Pius starb 840. Da wurde die fränkische Monarchie getheilt. Italien, Deutschland und Frankreich wurden besondere Staaten, und am Ende des zehnten Jahrhunderts hatte das carolingische Haus seine sämmtlichen Throne verloren. Auch die deutsche Linie der Nachkommen Karl's hatte keinen ausgezeichneten Regenten. Die Kaiserwürde blieb unbesetzt. Das deutsche Reich bestand am Ende aus fünf großen Herzogthümern, welche nur ein lockeres Band zusammen hielt. Da kam man endlich darin überein, einen deutschen König zu wählen. Graf Conrad in Franken war der Erste, und seit dieser Zeit Deutschland ein Wahlreich. Aber seine Regierung dauerte nur acht Jahre, und als er sein Ende fühlte, empfahl er den umstehenden Fürsten und Herren: den tapfern Herzog von Sachsen Heinrich, zum König, der unter dem Namen: Heinrich der Erste (Henricus auceps) von 919—936 so löblich regierte, daß er den Beinamen des Erlauchten verdiente. Man nennt ihn auch wegen seiner ausgezeichneten Eigenschaften Heinrich den Großen. Seit Karl dem Großen der tapferste und kühnste Fürst!

Die Hunnen drangen 924 bis Thüringen vor, und verheerten Deutsch-

land. Heinrich, der zu Hildesheim krank darnieder lag, ließ den Heerbann ausrücken. Dieser that es aber zu seinem Unglück. Denn er bestand jetzt größtentheils aus Schutzgenossen, war aus der Uebung gekommen und bewegte sich nur langsam. Er wurde geschlagen. Den Hunnen aber, von welchen der größte Theil leichte Reiterei war, konnte nur mit einer geübten, allzeit schlagfertigen Mannschaft Einhalt geschehen. Heinrich sah sich also genöthigt, einen neunjährigen Waffenstillstand von den Hunnen mit Geld zu erkaufen. Aber diese Zeit benutzte der große Heinrich trefflich, seine Deutschen besser zum Krieg zu bilden. Er entwarf besondere Kriegsartikel, ließ Burgen aufführen und mit Mauern umgeben, woraus in der Folge viele Städte entstanden, errichtete Schützen-Compagnien (von Bogenschützen), sah hauptsächlich auf die Vermehrung der Dienstgefolge, um aus ihnen die nöthige Mannschaft zu bilden, und wies der Armee ihre Hauptstärke in der Reiterei an, welches ihm bei der starken Pferdezucht der Sachsen und Thüringer desto leichter war. In diesen Dienstgefolgen erschienen die ersten Ritter, Caballarii, Chevaliers, Cavaliere. Nun fingen die reichen Lehnsmänner an zu Pferde zu dienen, und ein Ritter zu sein, war zu der Zeit die höchste Ehrenstufe. Nach und nach entwickelte sich hieraus das deutsche Ritterwesen, welches gegen 600 Jahre lang blühte, in verschiedenen Ländern sich verschiedentlich ausbildete, und als es seine höchste Blüthe erreichte, selbst Kaiser und Könige unter seinen Mitgliedern zählte, viel zur Milderung der rohen Sitten, zum Gehorsam, Heldenmuth, und selbst zur Sittlichkeit des weiblichen Geschlechts beitrug. Aus ihm entsproßten die Ritterspiele, welche zur Absicht hatten, der Reiterei Heinrich's die gehörige Gewandtheit zu verschaffen, und aus den Ritterspielen entstanden späterhin (im elften Jahrhundert) in Frankreich die Turniere, und diese gaben Veranlassung zu den Geschlechtswappen. Eine andere Frucht des Ritterwesens wurden die Romane. Der Schwung jener Zeit stimmte den Geist zur Dichtkunst. Durch die Araber lernte man den Reim kennen, und nun übten sich alle höhere Stände, Männer und Frauen, im Reimen. In der Provence, wo man noch stolz auf die Abkunft von alten Römer-Colonien war, und Romanzo (ein Gemisch von Latein und germanischen Wörtern) sprach, entstand der Roman. Die Kreuzzüge und Legenden vermehrten den Stoff, und bald erdichtete man auch Feen, Gnomen u. s. w. Es entstanden Minnesänger, Volkslieder, Cantilenae vulgares. Freilich nahm auch die erhitzte Phantasie mancher Ritter einen gar sonderbaren Schwung, und so entstanden die irrenden Ritter. Aber endlich

zerfiel das ganze Ritterwesen, weil es nicht mehr in die Verfassung der späteren Zeit paßte, und selbst die Erfindung des Schießgewehrs trug dazu bei. Aber Ritter-Romane und Schauspiele dauerten noch fort.

Heinrich hatte richtig calculirt. Als neun Jahre verflossen waren, forderten die Hunnen abermals Tribut. Er versagte ihnen denselben schlechtweg. Da kamen sie in großen Schwärmen, wurden aber diesmal total von ihm geschlagen, und dieser große Sieg wird noch jährlich im Kirchspiele Keuschberg (im Stifte Merseburg) gefeiert.

Heinrich hatte auch viele Klöster gegründet, und diese gingen bald mit dem Beispiel einer besseren Pferdezucht voran. Auch im Mecklenburgischen trieb man die Pferdezucht frühzeitig mit Erfolg.

In einer Urkunde von 1069 kommt auch ein Hof-Officiant, Equilibrator, Pferdelieferant, von equus und liverator, librator, vor, der sich gleich nach den Bischöfen vor den übrigen Hofämtern unterschrieb. Es waren nämlich unter den Geschenken, welche den Königen auf Reichstagen vom Volk gemacht wurden, auch Pferde, deren Namen die Schenker angeben mußten, damit man wissen konnte, wer sich mit seinen Geschenken eingestellt habe. Dies erforderte Aufsicht, die in das Amt des Stallmeisters, Comitis stabuli, einschlug, der von der Function, die er bei diesen feierlichen Pferdelieferungen hatte, Equiliberator genannt wurde.

Im zwölften Jahrhundert, wo Heinrich der Löwe, Herzog von Braunschweig, welcher diesen Beinamen seiner Tapferkeit verdankte, und unter dem die zwei mächtigen Parteien der Welfen (Guelfen) und Gibellinen auftraten, und der auch Baiern wieder erhielt, verheerende Kriege führte und die Bischöfe gegen sich hatte, ging auch der Erzbischof von Köln mit einem zahlreichen Heere über die Weser, brach in die braunschweigischen Lande ein, und richtete überall die größten Verwüstungen an. Facta sunt abominabilia multa et gravia in profectione illa (1179) eo quod viri iniqui et filii Belial (Teufelskinder) qui comitabantur cum eo, sceleratissimi essent, et sceleribus perficiendis inexplebiliter insisterent. Diese Teufelskinder hießen vorher viri de Secta eorum quae vocatur Rote. Der Erzbischof führte nämlich damals eine neue Art von Truppen, welche Rotte genannt wurden, und gedungene leichte Reiterei, bellatores minores, war, in Westphalen ein. Ihre Menge übertraf schon die regulairen Truppen, und man nannte sie Roturiers, um sie von der Dienstmannschaft zu unterscheiden. Diese hießen Ruptuarii, und die Gesammtheit derselben Rupta. Man sah schon damals

ein, daß man mit leichter Reiterei mehr ausrichten konnte, als mit schwerer. In dem Consilio Lateranensi von 1225 wurde verordnet: ut nullus clericus ruptuariis vel Bolestariis aut hujus modi viris sanguinum praeponatur, und damals waren die privilegia clericorum et militum ziemlich gleich. Beiden wurde in der Spielordnung, welche auf den Kreuzzügen beobachtet werden sollte, zugleich verboten, täglich mehr als 20 Schillinge zu verspielen. Es mußten also rechte Wüstlinge gewesen sein! Dergleichen Rotten konnte man damals in Menge zu einem Feldzuge dingen, weil sich Alles darauf legte, und man brauchte sie nicht beständig zu unterhalten. Daher konnte Einer, der Geld hatte, geschwind ein Heer zusammen bringen. Ganz Westphalen legte sich bei den langen niederländischen Unruhen auf's Reiten und aus diesen Reitern wurden jene filii Belial.

Die Pferde wurden zu dieser Zeit schon mit Eisen (ferramentis equorum) beschlagen. So kommt schon in einer Urkunde von 1085 der Beschlag von zwei Pferden vor. Die Unterthanen mußten in manchen Gegenden ihrer Herrschaft Pferdefutter oder Geld dafür erlegen, auch ihr bisweilen Pferde stellen.

Um das Jahr 1316 kommen im Münsterschen Equi vagi vor, welche in einem benannten Walde demjenigen zustanden, der den Wildbann hatte. Man fütterte noch die Pferde mit Hafergarben, deren man fünf auf ein Pferd für Tag und Nacht rechnete. Die Besitzer von Mansis mußten Pferdefutter, oder statt dessen ein Aequivalent an Geld entrichten. Das Streitroß gehörte bei einem Gut zum Heergewette, aber die Frau nahm alle Feldpferde als ihre Morgengabe an sich. Das Maulthier wurde als ein halbes Pferd betrachtet. Des Esels wurde in Urkunden jener Zeit seltener gedacht.

Jetzt traten Verhältnisse ein, welche theils einzeln, theils zusammen Beförderungsmittel der Pferdezucht wurden. Dies waren das erwähnte Ritterwesen, das Lehnwesen und die Turniere. Auch wurde die Pferdezucht durch den ansehnlichen deutschen Handel, der viel Zugvieh erforderte, belebt. Schon im fünfzehnten Jahrhundert war das Senner Gestüt in gutem Ruf.

Aber das Lehnwesen hielt auch den guten Gebrauch der Kutschen lange in Deutschland zurück.

Solche bedeckte Wagen zum bequemen Fahren waren schon bei den Römern bekannt. Die Geschichte nennt uns verschiedene Arten derselben: Arcerra, Carpentum, Carruccae. Letzterer durften sich nach dem theodo-

sianischen Gesetzbuch die ersten Staatsdiener bedienen. Allein in Deutschland mögen sie nicht sehr üblich gewesen sein.

Eginhard meldet, daß vor Karl dem Großen die fränkischen Könige bei Versammlung der Stände in der Prozession auf einem sonderbaren Karch allenthalben frei, so daß sie von jedermann gesehen werden konnten, gesessen; und der Karch von zwei Ochsen, die einer mit zugespitztem Stab regiert, geführt worden sei. Zu Karl's Zeit mag vielleicht der Gebrauch der Ochsenfahrt abgekommen sein, da dieser Kaiser auch in seiner größten Pracht zu Fuß ging.

Was den Hufbeschlag anbetrifft, so ist schwerlich mit Bestimmtheit zu entscheiden, ob es Neptun oder sein muthmaßlicher Sohn Bellerophon oder irgend eine andere Gottheit der Fabelwelt gewesen, welche zuerst das starke Pferd bändigen lehrte; aber gewiß ist es, daß die Reitkunst so uralt, als alle Erfindungen geschätzt werden müsse, die denjenigen unter den Alten zugeschrieben werden, welche wegen ihrer großen Verdienste um das Menschengeschlecht nach ihrem Tode unter die Götter versetzt und von den Griechen und Römern als solche verehrt wurden.

Gleichwohl scheinen der heutige Hufbeschlag sowie Sattel und Steigbügel, die nicht allein unsere Pferde schmücken, sondern auch dem Reiter Stärke und Sicherheit geben, die Erfindungen späterer Zeiten zu sein. Einige Alterthumsforscher haben behauptet, daß schon bei einem thessalischen Volke, den Pelethronern, Sattel, Zaum und Hufbeschlag gebräuchlich waren; auch war unter den Alten die thessalische Reiterei wegen ihrer Geschicklichkeit berühmt und wurde bekanntlich von Alexander dem Macedonier vorzugsweise in allen Kriegen, die er führte, gebraucht. Auch haben wir nichts gegen das Alter des Zaums einzuwenden, worauf Virgil allein in seinem bekannten Landgedichte anzuspielen scheint; im Gegentheil sind Gebiß und Zaum zum Reiten so nothwendig, daß wir annehmen müssen, der Gebrauch, wenigstens des Halfters, sei eben so alt als die Reitkunst selbst oder als die Wissenschaft, ein Pferd zu bändigen, obgleich gewiß hierin immer Fortschritte gemacht wurden, welche eine mehr zweckmäßige Einrichtung, im Verhältniß zur Reitkunst oder richtiger zu den Veterinairwissenschaften selbst, beabsichtigte. Wahrscheinlich ist es auch, daß die Thessalier, welche in den damaligen Kriegen schon ihre Reiterei zu benutzen wußten, wie ebenfalls Polydorus sagt, eine Art von Decken gebraucht haben, die man für unsere heutigen Sättel angenommen und als solche bezeichnet hat. Daß aber die Thessalier oder

Pelethroner unsern Hufbeschlag schon gekannt haben sollen, darf nicht allein bezweifelt, sondern kann vollkommen in Abrede gestellt werden.

Ueberhaupt darf man sicher annehmen, daß das Alterthum nicht den ursprünglich barbarischen Gebrauch kannte, Nägel in die Hufe der Pferde einzuschlagen. Die Behauptung, daß der Ursprung dieses Gebrauchs barbarisch zu nennen sei, wird man nicht leugnen, wenn man bedenkt, wie viele Pferde dadurch gemartert und unbrauchbar gemacht worden sind, ehe die Geschicklichkeit darin erlangt wurde, welche man heut zu Tage besitzt. Daß unsere nordischen Vorfahren diesen Beschlag gekannt haben sollten, ist um so weniger wahrscheinlich, da, wenn auch die Entdeckung des Kupfers älter als die des Eisens sein sollte, doch überhaupt der Gebrauch der Metalle in Scandinavien erst spät bekannt wurde. Selbst die weit früher als unsere nordischen Vorväter cultivirten Griechen und Römer scheinen bei aller Cultur doch nicht unsern Hufbeschlag gekannt zu haben, wovon man sich überzeugen kann, wenn man die von Vossius und anderen Gelehrten angeführten Beweise des Gegentheils näher prüfen will.

Die Gründe einiger dieser Gelehrten für die Kenntniß des Hufbeschlags (Soleae ferreae) der Alten, oder dafür, daß die Griechen und Römer „mit Nägeln in den Hufen der Pferde befestigten Beschlag" angewendet haben, sind vorzüglich:

1) eine Stelle im Homer;
2) eine Nachricht bei Plinius und Sueton;
3) ein Vers des Catullus, und
4) einige alte Monumente und Zeichnungen.

Der Beweis für das Alter des Beschlags, den man bei dem Vater der Dichter finden will, beruht auf einem, den Pferden gegebenen Epithet, wenn er sie χαλκοποδας nennt, welches Voß durch „erzhufig" und Stolberg „mit ehernen Füßen" übersetzt hat. Der berühmte Philologe Gesner und mehre Commentatoren jenes Dichters, wovon ich nur Köppen nennen will, haben unsers Bedünkens hinlänglich dargethan, daß diese Stelle beim Homer nichts für das Alter des Pferdebeschlags beweise. Gesner zeigt zugleich, daß selbst Eustathius bei dieser Stelle nicht an den jetzt üblichen Beschlag gedacht habe; und Köppen behauptet, daß Homer's χαλκοποδε ἵππω nur sagen will: „Pferde, deren Füße gleich ehernen nie ermüden". Vielleicht hat aber auch Homer durch dieses Epithet nur des Pferdes starken Trab, weswegen es auch sonipedes heißt, andeuten wollen. Ueberhaupt

bedeutet χαλκεος oft Festigkeit, und dann wird χαλκοποδες gleichbedeutend mit κρατερωνυχες.

Einen andern Beweis für den Gebrauch unseres Hufbeschlags bei den Römern hat man theils in den Werken des berühmten Naturkundigen Plinius, theils in Sueton's Biographien der römischen Kaiser finden wollen. Plinius erzählt, daß die Kaiserin Poppaea mit Maulthieren fuhr, welche goldene Schuhe trugen, und daß sie dadurch ihren Gemahl Nero übertreffen wollte, dessen Maulthiere nur silberne Schuhe hatten. Daß unter diesen Gold- und Silberschuhen aber nicht die jetzt gebräuchlichen Hufbeschläge verstanden werden müssen, hat schon der gelehrte Casaubonus gezeigt. Zweifelsohne ist auch darunter nichts anderes verstanden, als eine aus Gold- und Silberdraht gewobene Hufbekleidung, welche unter die Füße der Pferde, entweder aus bloßer Ueppigkeit gebunden, oder für den Gebrauch auf unebenen Wegen bestimmt war.

Das wichtigste Argument für den Gebrauch des Hufbeschlags bei den Römern finden wir beim Catullus:

Ferreum ut soleum tenaci in voragine mula — derelinquit.

Der gelehrte Vossius hat besonders auf diesen Vers seine Behauptung für das Alter des Hufbeschlags gegründet; der nicht minder gelehrte Gesner hat aber an der mehrangeführten Stelle so einleuchtend den Ungrund dieser Behauptung dargethan, daß man nicht anders als ihm beipflichten kann. Xenophon, worauf Vossius sich besonders beruft, hat zweifelsohne nur bemerken wollen, auf welche Weise die Hufe der Pferde gehärtet oder gestärkt werden sollten, nämlich durch Herumtummeln der Pferde auf Steinpflaster, das durch Eisen zusammengehalten wird, und welches letztere Vossius auf die Hufe bezieht. Wir bemerken übrigens in Anleitung des Verses von Catull, daß Beschläge, wie die unsrigen mit Nägeln befestigt, nicht so leicht in Sümpfen verloren gehen konnten.

Hier kann man sich also nur ähnliche Schuhe denken, mit welchen die Hufe der Pferde in Krankheitszufällen oder auf langen Reisen, so wie die Füße der Menschen, bekleidet wurden. Hierin hat auch wohl nur das Beschuhen bestanden, denn sonst begreift sich nicht, wie man Pferde oder Maulthiere auf Reisen so schnell hat beschuhen lassen können.

Endlich beweisen auch alte Monumente und Zeichnungen nichts für das Alter des Hufbeschlags der Pferde, sondern zeigen viele eher das Entgegengesetzte; indem nach Gesner's Behauptung noch kein Monument mit unver-

kennbaren Spuren eingeschlagener Nägel gefunden worden. Vossius Zeugniß kann hiergegen kein Gewicht haben, so lange niemand anders die Zeichnung, worauf er sich beruft, gesehen hat, und weder deren Alter, noch das der Handschrift bewiesen ist.

Der Schuh, der an dem Pferde bemerkt wird, welcher unter Baron Stosch's Steinsammlung abgebildet gefunden wird, ist durchaus nicht unserem Beschlage ähnlich, sondern gehört denen an, die aus Metall oder Lederplatten — wie schon bemerkt — nur zur Stärkung und Sicherheit verarbeitet wurden. Auf dieselbe Weise war es bei den Persern und Griechen Gebrauch, die Hufe der Pferde, wenn sie beschädigt waren, mit einer Art Socken von Bast (spartium junceum s. Stipa tenacissima), welche Aristoteles *Καρααιναὶ* nennt, zu versehen.

Andere als diese und ähnliche Arten Hufbekleidungen kannten weder die Griechen noch Römer, deren große Zahl von Schriftstellern sie sonst wohl an irgend einem Orte, wo die Materie Veranlassung dazu gab, genannt haben würde. Was Aristoteles und Plinius darüber gesagt haben, muß auf die obengenannten Socken bezogen werden. Daß Xenophon durchaus nicht unsern Hufbeschlag gemeint oder nur daran gedacht haben könne, ist ebenfalls schon bewiesen worden. Seine Anleitung, die er giebt, um die Hufe der Pferde auf Steinen zu härten, ist eine Sache, deren Nutzen den nordischen Bauern bekannt ist und vielleicht seit undenklichen Zeiten bekannt war. Wenn es jetzt seltener angewendet wird, so rührt dies daher, weil der Bauer bei zunehmendem Wohlstande seine besseren Pferde lieber beschlagen läßt. Daß aber weder die Griechen noch die Römer den Hufbeschlag unserer späteren Zeiten gekannt haben können, geht auch unbezweifelt aus dem tiefen Stillschweigen ihrer Pferdeärzte hervor, welche diese Sache nicht hätten unberührt lassen können, falls der Beschlag unsrer Zeit damals gebräuchlich gewesen wäre. Zu wichtig ist diese Art des Hufbeschlags für die Veterinairwissenschaften, und zu sehr beruhen Nutzen und Gesundheit eines Pferdes auf dem bessern oder schlechtern Beschlag, als daß ein Schriftsteller, der über des Pferdes Zustand überhaupt schrieb, diese für unsere Pferde so wesentliche Einrichtung hätte übergehen können.

So unbekannt der jetzige Beschlag den kultivirten Griechen und Römern war, ebenso unbekannt mußte er den weniger kultivirten Völkern sein. Auch findet man keine Spur davon an den häufig aufbewahrten Denkmälern des ägyptischen Alterthums. Dagegen bemerken wir, daß man im Alterthum

gerade wegen Nichtkenntniß unsers Beschlags, sehr viel auf starke Hufen hielt. Viele Beweise dafür findet man in den Büchern des alten Testaments; unter anderem spricht Jesaias an einer Stelle in der dänischen Bibelausgabe von Christian III., von Pferdehufen, welche so hart als Feuersteine waren; obschon der Vergleich des Hufes mit einem Felsen, wie es in den neueren Bibelausgaben heißt, richtiger sein mag. Jeremias erwähnt auch Hufe, welche so hart waren, daß sie beim Auftreten des Pferdes, wie das Getöse des Donners tönten; eine Beschreibung, die mit dem Ausdrucke sonipedes der profanen Dichter übereinstimmt. In Aethiopien, Japan und der Barbarei werden noch heut zu Tage die Pferde nicht beschlagen. Der Venetianer Marco Paolo, welcher im dreizehnten Jahrhundert in Persien war, erzählt, daß die persischen Pferde ebenfalls nicht beschlagen werden; dagegen soll es bei den Persern Gebrauch sein, die Hufe ihrer Pferde auszuhöhlen, wie Bochard, gestützt auf eine chaldäische Paraphrase zum Buche Esther, berichtet.

So viel über die kultivirten und unkultivirten Völker des Alterthums, von denen selbst nicht die wegen ihrer Cultur ausgezeichneten Griechen und Römer unseren Hufbeschlag gekannt haben. Wahrscheinliche Vermuthungen und historische Beweise sollen uns nun bei den Untersuchungen über denselben Gegenstand im Norden leiten, sowie theils wirkliche nordische Denkmäler, theils diejenigen der Völker, welche mit den Scandinaviern oder Nordbewohnern benachbart und befreundet waren, uns vorleuchten sollen; dann wird das Resultat davon die Sache so darstellen, wie sie nach unseren Untersuchungen dazu beitragen können, kenntnißreichere und mit bessern Hilfsmitteln ausgerüstete Gelehrte leichter den richtigeren Weg einschlagen zu lassen. Die Einzelheiten einer gelieferten Schlacht oder der Geburts- und der Sterbetag eines Regenten, können der Geschichte nie so wichtig werden, als der kleinste Beitrag zu genaueren Bestimmungen in den Entdeckungen und Erfindungen, welche der menschliche Verstand während eines Zeitraumes von mehren tausend Jahren gemacht hat, und welche die Fackel der Geschichte mehr oder minder beleuchtet.

Wenn man den alten nordischen Sagen Glauben schenken darf, so ist es sicher, daß der Urscandinavier außerordentlich viel auf das Pferd hielt. Wir finden hiervon Spuren in dem Götzendienste des grauesten Alterthums im Norden. Der gelehrte Erichsen behauptet, daß der Scandinavier sein Pferd nicht minder, als der Scythe für einen Boten oder ein Organ der Gottheit

ansah, welches prophezeite oder warnte. Auch die Edda spricht von den Pferden der Sonne. Der Religion Odin's waren Pferde das höchste Opfer, wovon uns Erichsen ebenfalls die Ursache beweist. Aber auch außer dem Gottesdienste war das Pferd und dessen Wartung dem alten Nordbewohner heilig; es zu striegeln und zu putzen war eine selbst Königen nicht unwürdige Arbeit. Pferdefleisch war ihnen eine Delikatesse, und die zum Schlachten bestimmten Thiere wurden nie zu strenger Arbeit gebraucht, sondern gut mit Korn und Heu gefüttert. Gutes und schnelles Reiten wurde als großes Verdienst angerechnet; woher es auch kam, daß man oft mit einander darum kämpfte, wer die besten Pferde und Gestüte hatte. Man hielt viel auf gewisse Farben, vorzüglich auf die weiße; sonst auch auf die gelbe und rothbraune. Wir haben verschiedene Beweise an den Grabhügeln des nordischen Alterthums, wie die Pferde den alten Nordbewohnern so lieb waren, daß sie dieselben mit sich begraben ließen, welche deshalb oft mit ihnen zugleich auf den Scheiterhaufen gelegt wurden. Bekannt sind auch die von Arngrim und anderen Alterthumsforschern angeführten und erklärten Hestating, Hesta-at, Hesta-vig, Kapp-rid, Burtrid, Ultrid u. s. w., welche besonders zur Verbesserung der Pferdezucht beitragen mußten, indem ein großes, muthiges und rasches Pferd soviel zur Verbreitung des Ruhmes seines Herrn beitrug. Wir wissen ebenfalls aus der Geschichte des nordischen Mittelalters, welch' wichtiger Staatsdiener ein Stallmeister war.

Der Ursprung dieser hohen Staatsbedienung aber muß im Stalle selbst gesucht werden, dessen Oberaufsicht schon im Alterthume so wichtig war, daß sie denjenigen, dem sie anvertraut war, zu einem der ersten Staatsdiener erhob. So wie im Mittelalter der römische Hof keinem weltlichen an Pracht nachstand, sondern eher jeden damaligen Fürstenhof übertraf, so suchten die damals mächtigen Prälaten ihren eigenen Hofstaat so glänzend zu erhalten, als der der Könige und Fürsten war. Ebenfalls hielten unsere nordischen Prälaten viel auf fürstliche Pracht und einen den ihrigen ähnlichen Hofstaat, weswegen sie sich auch dieselben Hofbedienten hielten wie die Könige. Lund's mächtiger Erzbischof hatte deshalb auch so wie der König seinen Stallar oder Stallmeister. Wir sehen dies aus dem von Sperling herausgegebenen Testamente des berühmten Absalon, wo er unter dem Namen Stabularius vorkommt, und worin ihm von dem sterbenden Prälaten ein Pferd geschenkt wird; und wenn der weiterhin in dem Testamente ebenfalls dotirte Nicolaus Stabellarius gleichfalls Stallmeister war, wie Sperling geglaubt zu haben

scheint, so hat Absalon sogar zwei Stallaren gehabt. Wenn es uns vergönnt ist, Sperling zu widersprechen oder dort zu errathen, wo Langebeck und Suhm nicht einmal zu vermuthen wagten, dann sind wir geneigt zu glauben, daß dieser Nicolaus nicht Absalon's Stallmeister, sondern der Diener des Prälaten, der die Oberaufsicht über die bischöflichen Verkaufsbuden hatte, war, und gleichsam den Factor des Bischofs vorstellte; denn es ist bekannt, daß wegen der Seltenheit des Geldes zu jener Zeit selbst die höheren Staatsbeamten ihre Einkünfte größtentheils in Naturprodukten annehmen mußten, und deshalb alle, nicht einmal die Könige ausgenommen, Handel trieben. So hatte z. B. Lund's Erzbischof Handelsbuden auf den im Mittelalter so sehr besuchten Fischmärkten in Skaane.

Um aber auf unseren Hauptzweck zurückzukommen, so scheint aus den vorangeführten Beweisen klar hervorzugehen, daß der Urbewohner des Nordens es schon in der Wartung des Pferdes, oder wenn wir so sagen dürfen, in der Pferdekultur weit gebracht hatte. Das Hufeisen sowie Sattel und Steigbügel, müßten also, wie es scheint, auch schon frühzeitig bei Völkern gefunden werden, welche, wie die alten Scandinavier, so viel auf ihre Pferde hielten. Auch findet man in verschiedenen nordischen Sagen eine Erwähnung des Sattels; dabei findet aber zugleich der denkende Alterthumsforscher so viele Bedenklichkeiten, als daß wir diese nicht mit größter Vorsicht in unseren historischen Untersuchungen als Beweise aufführen sollten. Merkwürdig wäre es nämlich, daß, so ausführlich auch die isländischen Sagen die köstlichen Pferde des Alterthums beschreiben, sie doch nie ein Hufeisen oder etwas dem ähnliches aufführen. Hätten sie dergleichen gekannt, so würden sie hierbei häufig Gelegenheit genommen haben, mit dem Golde und Silber, welches dazu verwendet wurde, und woran diese Sagendichter sonst keinen Mangel verspüren lassen, verschwenderisch umzugehen. — Es ist nicht weniger bemerkenswerth, daß es in den isländischen Pferdekämpfen besonders darauf angekommen zu sein scheint, daß die Pferde hierzu vorzüglich geeignete Zähne haben mußten, da ihre Kämpfe besonders darin bestanden, sich mit den Zähnen zu bekriegen.

So erzählt die Viglunda Saga von einem Pferde, Vigtenur, von außerordentlicher Größe. Hätten sie Hufeisen gekannt oder gebraucht, so würde dies vielleicht auch eine Veränderung in jenen Spielen oder Kämpfen hervorgebracht haben, indem sie dann die Pferde sich lieber hätten schlagen lassen können, wovon aber die Sagen, die sonst sehr ausführlich in der Dar-

stellung dieser Kämpfe sind, mit keiner Silbe etwas erzählen. Auch ist es bemerkenswerth, daß der Veteran der Alterthumsforscher, in unserer alten nordischen Geschichte nirgends anders als in Island eine Spur jener Pferdespiele gefunden haben will. Nur scheint dieser gelehrte Alterthumsforscher nicht zu wissen, ob vielleicht Fin Arnesen's bekannte Antwort an Harald Haardraade: „Kein Wunder, daß du heute siegtest, da die Mähre dir folgte", nicht vielleicht darauf hinzielt; denn es war Sitte bei solchem Kampfe unter Hengsten, daß Stuten in die Nähe gebracht wurden, um die ersteren desto mehr zu entflammen. Derselbe Gelehrte bemerkt noch, daß, so viel sich die Alten des Nordens auch, nach den isländischen Sagen zu urtheilen, aus ihren Pferden machten, dennoch keine Spur von ihrem Gebrauche in allen ihren Kriegen gefunden werde. — Ebenfalls finden wir weder in der Beschreibung der Art und Weise, auf welche nach Saxo's Erzählung, Odin den Harald Hyldetand eine Armee aufstellen lehrte, noch in dessen ausführlichen Nachrichten über die Bravalla-Schlacht, noch in irgend einer anderen Beschreibung einer Feldschlacht, eine Nachricht vor, daß Reiterei oder nur Pferde dabei waren. Er glaubt deshalb auch, daß die Sagen von den alten normännischen Ritterspielen entweder übertrieben, oder doch jünger als die Annahme der christlichen Religion sein müssen. Auch müssen wir hier bemerken, daß, wie viel auch nach jenen Sagen im Alterthume aus den Pferden gemacht wurde, doch ein vorzüglich gutes Pferd stets eine Seltenheit gewesen zu sein scheint, sowie es ebenfalls selten war, im Winter ein Pferd im Stalle zu halten. Es erzählt die Droplaugar-Sona-Sage, daß eine Groa ein Pferd gehabt, welches ihr vorzüglich werth gewesen, und welches sie deshalb im Winter immer zu Hause gehabt habe, wovon es den Namen Innikrack bekommen. — Ebenso wird überall in den Sagen bemerkt, wenn ein Pferd des Winters im Stalle gehalten wurde, woraus zu folgen scheint, daß sie gewöhnlich Winter und Sommer unter freiem Himmel zugebracht haben. Was die Guldthors-Sage betrifft, welche die Nachricht enthält, daß dieser Guldthor seinem Pferde Korn gab, so wissen wir nicht, in wie fern ihr Glauben beizumessen ist. Torfaeus hat sie zwar unter anderen Sagen, welche er anführt, aufgenommen, jedoch ohne ihren Werth zu verbürgen. Im Suhm aber, der in seinen gelehrten historischen Werken die meisten Sagen kritisch beurtheilt hat, finden wir diese nicht bemerkt. Aus dem, was Schoening über diesen Guldthor sagt, sieht man, daß seine Sage nicht frei von den vor Alters gangbaren Fabeln ist. Auch sieht man aus Olaffen's

isländischer Reisebeschreibung, daß diese Saga, welche darin Thorßfirdinga-Saga genannt wird, eine der ältesten Historien Island's sei. Island's Ernte ist auch schwerlich in den Zeiten so bedeutend gewesen, daß sie so viel abwerfen konnte, um Pferde mit Korn zu füttern, sowie auch überhaupt die Kornfütterung im ganzen Norden wohl erst nach dieses Guldthor's Tode eingeführt wurde. — Die Nachrichten der Sagenschreiber über die Neigung der Alten für Pferde beweisen also mehr, theils den von Odin angeordneten religiösen Gebrauch dieser Thiere, theils, daß die nordischen Altvorfahren mehr aus Prachtliebe Werth darauf setzten, einzelne vorzüglich schöne und starke Pferde zu besitzen; als daß sie in ökonomischer Hinsicht gebraucht wurden, und daß Hufeisen allgemein gewesen wären, wenn auch vielleicht Einer oder der Andere sie gekannt haben sollte.

Neuntes Kapitel.

Die letzten Zeiten des römischen Reiches. — Die Völker des Orients. — Mohamed. — Die Araber. — Das normännische und das arabische Pferd.

Zur Zeit des Kaisers Constantin hatten die Reiterspiele und die Reitkünste der Römer die höchste Stufe der Ausbildung erreicht. Alle Pferde der Welt waren an ihre Wagen gespannt oder sprangen auf dem Sande ihres Circus und wurden von den geschicktesten Reitern gelenkt. Die Wagenlenker aller Völker der Erde von Numidien bis Germanien, von Griechenland bis Arabien erschienen an ihren Festen und bei ihren Triumphen. Auch waren die ersten Denkmäler, welche die römische Kunst in dem neuen östlichen Reiche errichtete, Reitbahnen und Rennbahnen. Der Circus maximus oder Hippodrom, den Severus zu bauen anfing, wurde erst von Constantin vollendet.

Im Umfange glich er ganz dem römischen Circus und in Bezug auf artistische und monumentale Ausschmückung dem olympischen Stadium. Seine Pracht muß außerordentlich groß gewesen sein, wie man aus den noch vorhandenen Trümmern schließen kann.

Die Stelle, auf welcher er steht, ist 1500 Fuß lang und 360 Fuß breit.

Davor stehen 5 Säulen, in deren Mitte der Obelisk von Theben sich erhebt. Die Türken haben ihm seinen historischen Namen gelassen: sie nennen ihn Atmeidom, d. h. Reit- und Rennbahn.

Keine andere Nation des Alterthums oder der Neuzeit hat so viel Geschmack an Pferderennen und Reiterspielen gehabt; aber was man dabei suchte, war nicht sowohl das Schöne und Nützliche, als vielmehr das Prunkvolle, und eine lärmende Bewegung. Anstatt selbst Pferde und zwar die Race ihres Landes zu erziehen, begnügten sie sich damit, die schönsten Exemplare fremder Racen von anderen Völkern theuer zu kaufen. Es ist stets ein Zeichen des Verfalls eines Volkes, wenn es sich an das Ausland wendet, um sich für schweres Gold das edle Rennpferd zu verschaffen, welches eine Nation nur erst dann mit Vortheil vollständig benutzen kann, wenn sie es selbst züchtet oder erzieht.

Kaiserliche Abgesandte reisten unaufhörlich nach allen Ländern, die durch Pferdezucht berühmt waren, und wählten die Pferde, die sich durch ihre Abstammung, durch ihre Eigenschaften und ihren Körperbau auszeichneten. Die Länder, wo sie am besten ihre Mission erfüllen konnten, waren im Allgemeinen Kappadocien, Phrygien und Spanien. Zwei Racen von Rennpferden oder deren besondere Varietäten zeichneten sich zur Zeit Konstantin's so sehr aus, daß der kaiserliche Hof sie für sich allein in Beschlag nahm, und daß man sie aus dem fürstlichen Gestüt (grex dominicus) nur auf besondere Erlaubniß erhalten konnte. Dies waren die Race des Palmatius und des Hermogenes. Der erstere war ein berühmter kappadocischer Pferdezüchter, der durch seine günstigen Erfolge in der Pferdezucht einen unsterblichen Ruhm erworben hat. Die besten Renner stammten, wie man sagt, aus der Kreuzung dieser Pferde mit den phrygischen Stuten ab.

Schon hatten die Circusspiele zu Rom Veranlassung zu einer eifersüchtigen Rivalität gegeben. Die Farben, welche von den bürgerlichen, adeligen und kaiserlichen Wagenlenkern getragen wurden, waren ebenso viele Fahnen geworden, um welche sich eine vergnügungssüchtige und verschwenderische Jugend schaarte. Vorzugsweise wurden vier Farben von den Wagenlenkern des Circus angenommen: weiß, roth, blau und grün, die Symbole der Jahreszeiten. Das Weiße stellte den Winter und den Schnee vor; das Rothe die glänzenden Blumen des Frühlings; das Blaue die Früchte des Sommers, und das Grüne die Weinreben des Herbstes. Jede Farbe hatte ihre Pferde, ihre Pferdeställe, ihre Interessen und ihre Führer: dies gab ihr den Namen Faction. Bei den Wettrennen liefen immer vier Wagen, von denen ein jeder einer anderen Faction angehörte, und machten einander den Preis streitig; jede Partei machte Propaganda für ihre Farbe; die Kaiser sogar nahmen an diesen Intriguen Theil, die oft zu blutigen Grausamkeiten ausarteten. Caligula hielt häufig seine Mahlzeiten in den Marställen der grünen Faction und Vitellius ließ die Bürger ermorden, welche von der blauen Faction ungünstig gesprochen hatten. Auch die adeligen Rivalitäten des Hippodromus zu Konstantinopel verwandelten sich nicht selten in Schlägereien, Aufruhr und Blutvergießen. Als die Siege des Circus aufhörten, das Ziel eines edlen Strebens zu sein, wurden sie der Vorwand zu den traurigsten Ausschreitungen. Wenn ein Volk einmal den Pfad der Entartung betreten hat, so nimmt Alles, selbst seine edelsten Bestrebungen, an der Corruption Theil. Die Factionen, deren es anfänglich vier gab, wie wir eben gesehen haben, verschmolzen in zwei Parteien;

in die Partei der Blauen, Veneti, und in die Partei der Grünen, Parasini. Die Verminderung der Zahl der Factionen erhöhte die Thätigkeit und die Kraft ihrer Rivalität. Es gab bald keine Privateifersucht und keinen politischen Haß mehr, der nicht die beiden Farben der Gegner des Hippodroms annahm.

Im J. 445 lieferten sich die Factionen im Circus selbst blutige und grausame Kämpfe, in welchen viele Zuschauer und Mitglieder der Parteien umkamen. Sie arteten sogar in einen Aufstand aus, der dem Justinian beinahe die Krone und das Leben gekostet hätte. Die Stadt schwamm im Blute; das Feuer und das Schwert wütheten mit gleicher Wuth; der Bürgerkrieg mit seinen Schrecken, mit seinem Brudermord erschütterte das junge römische Ostreich bis in seine Grundvesten. Selbst der Friede in den Familien wurde durch leichtsinnige Theilnahme an diesen gefährlichen Spielen gestört, denn wenn nach der griechischen Sitte die Frauen im Circus nicht erscheinen durften, so begünstigten sie nichts desto weniger mit ihrem Einfluß die Factionen, die darin gegen einander auftraten. Der Kaiser Justinian entschied sich zu Gunsten der Blauen, die Kaiserin Theodora hatte sich für die Grünen erklärt. Es gehörte nichts Geringeres, als das Schwert Belisar's dazu, um das Gewebe dieser mit Bändern angezettelten Verschwörungen, die Mord und Raub in ihrem Gefolge hatten, zu durchhauen. Die Spiele des Circus wurden funfzehn Jahre lang verboten. Sie wurden aber nachher wieder hergestellt und fuhren, so lange das oströmische Reich dauerte, fort, einen mächtigen Einfluß auf das Schicksal desselben auszuüben. Wenn die byzantinischen Schriftsteller die Thronbesteigung eines neuen Kaisers erzählen, so vergessen sie niemals zu erwähnen, für welche Faction des Circus er sich erklärt hatte. Oft wurden sogar im Circus selbst die mehr oder weniger ephemeren Regierungen, welche die Geschichte dieses konstantinopolitanischen Kaiserreichs nennt, feierlich verkündet. Das Volk war bei dem Wettrennen versammelt, als Justinian, mit der Krone auf der Stirn, sich ihm vorstellte, und in den darauf folgenden Unruhen trugen die Factionen jenen Anastasius, den sie zum Kaiser machen wollten, auf einem Schilde ebenfalls im Circus herum. Nach der Schlacht des Mauritius zogen die Blauen aus der Stadt, um den hundertjährigen Phokas als Kaiser zu begrüßen. Alsdann wurde der Usurpator Leontius von den Factionen als Kaiser im Circus ausgerufen, aus welchem sie sich nach dem Palast begaben, wo Justinian II. abgesetzt wurde. Nach der Ermordung des Papias wurde sein Leichnam in den Circus getragen, und der

versammelten Menge gezeigt. Mit einem Worte, wollte man einen Kaiser absetzen oder wählen, einen siegreichen Feldherrn festlich empfangen, Besiegte demüthigen, Ketzereien bekämpfen oder begünstigen, Triumphe feiern, so geschah dies Alles im Circus bei Gelegenheit der Spiele.

Uebrigens genossen diejenigen, welche bei den Spielen die Preise gewonnen hatten, die besondere Ehre, an der Tafel des Kaisers zu sitzen, wie die Senatoren.

Mit solcher Leidenschaft ergötzte sich eine Nation, die sich von dem wahren Ruhm abgewandt hatte, an dem Schatten ehemaliger Triumphe! Es schien ihr, als könnte sie noch einmal einige herrliche und ruhmreiche Siege von Salamis erringen, wenn ihre Acclamationen eifersüchtige Kämpfer anfeuerten, mit ihren edlen Rossen um ein olympisches Ziel zu lenken.

Was die Streitigkeiten und Kämpfe betrifft, die in Konstantinopel unter den Farben der Factionen entstanden, so hatten die Wettrennen des Circus durchaus nichts damit zu schaffen. Der boshafte oder unvernünftige Mensch benutzt jede Gelegenheit als Vorwand, um thörichte Leidenschaften zu befriedigen. Haben wir nicht auch ein Land Europa's in Aufruhr gesehen, weil die weißen Rosen von Windsor und die rothen Rosen von Lancaster nicht von einer und derselben Farbe sein konnten?

Nachdem wir uns über die Ehre gewundert haben, die man den Reitern und Wagenlenkern erzeigte, so können wir nun nicht mehr erstaunt sein, wenn wir erfahren, daß sie sogar mit dem kaiserlichen Purpur geschmückt und mit der höchsten Macht bekleidet wurden. Basilius aus Macedonien, von niederer Abkunft, körperlich schön, gewandt und kühn, besonders aber ausgezeichnet als Reiter, verwaltete das Amt des Marschalls am Hofe des Kaisers Theophilizes, der ein schönes und muthiges, aber wildes und unbändiges Pferd hatte; kein Reiter konnte dieses schreckliche Thier besteigen, ohne sogleich von ihm abgeworfen zu werden. Als dies der Kaiser sah, ward er mißmüthig und sagte zu wiederholten Malen: „Ich habe also keinen guten Stallmeister in meinem Lande!“ Eines Tages ließ endlich Theophilizes den Basilius rufen und machte ihm den Vorschlag, ob er das unbändige Pferd zähmen wolle. Basilius nimmt den Vorschlag dreist an. Er nähert sich dem wilden Thiere, streichelt es mit der Hand und spricht freundlich mit ihm; dann hebt er sich allmählig in die Höhe und besteigt es schnell. Einmal im Sattel, läßt er ein wenig den Zügel los, peitscht es ohne Unterlaß, läßt es laufen bis sich sein Muth etwas legt, und führt es triumphirend zu dem er-

staunten Monarchen zurück. Basilius wird bald darauf Obermarschall und nachher Kaiser der Römer. Man kann die Bemerkung machen, daß dieser vielleicht der beste und größte der byzantinischen Souveräne war.

Mehre Geschichtsschreiber erzählen, daß die Turniere in Konstantinopel gegen das Ende des elften Jahrhunderts eingeführt und den französischen nachgeahmt wurden. Es ist jedoch zu bemerken, daß schon zur Zeit des Theophilus um das Jahr 850 die Turniere einen Theil der Circusspiele bildeten. Folgende Anekdote läßt keinen Zweifel hierüber aufkommen. Wir werden übrigens diese Frage in der Geschichte des Ritterthums noch näher erörtern.

Zonaras erzählt: „Unter den gefangenen Sarazenen, die der Kaiser Theophilus gemacht hatte, befand sich einer, der sich durch seine Geschicklichkeit im Gebrauch der Waffen und im Reiten auszeichnete. Der Kaiser ließ ihn in den Spielen des Circus mit auftreten und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen und Geschenken. Dennoch wurde er von dem Eunuchen Kreteres besiegt, der ihn mit seiner Lanze auf den Sand streckte.“

Das byzantinische Reich bestand ungefähr bereits tausend Jahre. Während dieser langen Zeit sieht man nicht, daß die Pferde eine andere Rolle gespielt hätten, als die, bei den Festen, welche keinen Zweck hatten, als die Befriedigung einer müßigen Neugierde, ohne Nutzen für das Vaterland zu paradiren. Kaum beförderten diese glänzenden Feste die Reitkunst oder die Kunst, die Pferde anzuschirren und auszurüsten. Seitdem von dem ersten bis zum letzten Konstantin verschiedene Völker dieses beneidenswerthe Land betreten haben, scheint es, wie der Schatten des giftigen Baumes Manzanillo, jeden, der ihn besitzen will, in eine gefährliche Trägheit einzuschläfern. Das Pferd liebt nur thätige und kräftige Völker; es ist glücklich und stolz auf den Muth seines Herrn; es wird mit ihm kühn; aber es artet aus und verweichlicht bei gesunkenen und trägen Völkern.

Endlich schlug die letzte Stunde dieser hochmüthigen und hoffärtigen Stadt. Mohamed II. hielt über dem Leichnam des letzten Konstantin's seinen Einzug darin. Die Hagia Sophia ward in eine Moschee verwandelt und der Hippodrom durch den Atmeidan ersetzt. Der Zweck dieses Buches wird uns später wieder auf die Geschichte Stambul's zurückführen. Inzwischen wollen wir zu dem arabischen Pferd wieder zurückkehren, das wir auf der Weide bei den Zelten Hiob's gelassen haben.

In der Mitte Asiens, in der heißen Zone blühen die prachtvollsten

Blumen, reifen die saftigsten Früchte und werden die vollkommensten Pferde geboren. Neben dem Moschus von Koten, der Perle von Omus, neben dem Gold und den Diamanten von Golkonda, der Seide von China, der Wolle der Angoraziege, und neben dem glänzenden Farbenspiegel des Pfauen von Java, neben und mitten in diesen Wundern ist das arabische Pferd das kostbarste und berühmteste Wunder.

Das Pferd war für den Araber ein Bedürfniß. Geboren auf einem unfruchtbaren Boden, unter einer brennenden Sonne, fand er schon in der ältesten Zeit ein besonderes Wohlgefallen an Wanderungen und Eroberungen. Das Pferd und das Kameel wurden seine Gefährten, sein Reichthum und sein Ruhm. Mit dem einen durcheilte er die Wüste, die von Indien bis nach Aethiopien sich erstreckt und den persischen Meerbusen mit dem mittelländischen Meere verbindet; mit dem anderen unterjochte er die Völker von den Ufern des Nil's bis an die Thäler des Atlas', vom Euphrat bis an den Eurotas. Von hier aus bedrohte er die ganze Welt.

Wir wissen von der Geschichte des arabischen Pferdes während der Jahrhunderte, die von der Zeit Hiob's bis auf Mohamed verflossen, wenig zu erzählen. Während dieses langen Zeitraums besteht die Geschichte dieses edlen Thieres nur in den dürftigen Nachrichten, die wir bereits mitgetheilt haben, als wir bei den syrischen und orientalischen Völkern von ihm sprachen. Was die Araber betrifft, so erhielt sich bei einigen, nach alten Traditionen, das Andenken an die berühmten Gestüte Salomo's, aus denen sie die Abstammung ihrer ausgezeichneten Pferdegeschlechter ableiteten; andere hielten für den gemeinsamen Vater dieser edlen Racen ein prächtiges Pferd mit Namen Mesroor, das in den arabischen Legenden berühmt war und einem ehemaligen Stammhäuptling gehörte.

Man darf sich nicht wundern, wenn man sieht, wie in dem Vaterlande des Pferdes die Volksmärchen auch die Thaten und den hohen Werth eines muthigen Renners rühmen. Die Geschichte des Pferdes Dahis ist eine der merkwürdigsten. Dieser poetische Held, der noch berühmter ist, als die schöne Helena, war die Ursache eines vierzigjährigen Krieges, den sich unter einander die Stämme Abs und Dhobyan lieferten. Der Araber Kirwasch, vom Stamme Jarbu, besaß eine schöne Stute mit Namen Dschalwa; und der Araber Hant, von demselben Stamme, hatte einen prächtigen Hengst mit Namen Dhulokkat. Als eines Tages die Töchter Hant's dieses Pferd auf die Weide führten, lief die Stute Dschalwa vorüber. Dhu-

lokkat entschlüpfte den Händen der jungen Mädchen und eilte der schönen Stute nach, welche nach einiger Zeit ein herrliches Fohlen gebar, welchem Kirwasch den Namen Dahis gab. Dahis ward mit der Zeit das schönste und beste Pferd des Landes. Es war der Stolz seines Herrn, als Kaïs, der Anführer der Absiden, in das Lager der Benu-Jordn einfiel, und die beiden Töchter des Kirwasch und hundert Kameele raubte. Die Krieger waren gerade zu dieser Zeit abwesend; es blieben im Lager nur zwei Knaben zurück, welche den Dahis, um dessen Füße eiserne Fesseln gelegt waren, hüten sollten. Von dem unerwarteten Angriff des Häuptlings der Absiden überrumpelt, hatten diese beiden Knaben nur noch Zeit, auf den Rücken des Pferdes zu springen, ohne ihm die Fesseln abzunehmen, und Dahis eilte trotz dieses Hindernisses mit solcher Schnelligkeit durch das Lager, daß die ihn verfolgenden Reiter ihn nicht einholen konnten. Die gefangenen Mädchen riefen aber den Knaben zu, daß der Schlüssel zu den Fesseln sich in dem Futterkasten befände. Sie lenkten alsdann Dahis nach dieser Seite und befreiten ihn von seinen Ketten, ehe sie von dem Feinde erreicht wurden. Als sie sich nun vor jeder Verfolgung sicher glaubten, so trugen sie kein Bedenken, sich dem Kaïs zu nähern, der, erstaunt über die Schnelligkeit dieses edlen Pferdes, die jungen Mädchen und die Kameele gern zurückgab, und dafür den Dahis empfing, mit welchem er zu seinem Stamme zurückkehrte.

Aber wenn Kaïs diesen Tausch freudig einging, so war dies doch nicht mit Kirwasch der Fall, der nur mit schwerem Herzen in einen Vertrag willigte, der ihm zwar seine Töchter und seinen Reichthum wieder gab, aber ihn seines vortrefflichen Pferdes beraubte. Das Folgende ist die Erzählung eines Krieges, dessen Ursache dieses Pferd wurde.

Kaïs war seit einiger Zeit im Besitz des Dahis, als er unerwartet von Hod-Haifah, dem Häuptling der Benu-Dhobyan eine Herausforderung erhielt. Es handelte sich um ein Wettrennen der Pferde des Kaïs und des Hod-Haifah auf eine Entfernung von funfzig Pfeilwürfen. Der Preis des Rennens bestand in vier Kameelen. Kaïs war verdrüßlich darüber, daß er in diesen Handel verwickelt worden war: „Die Herausforderungen haben selten einen glücklichen Erfolg,“ sagte der kluge Araber. — Er schlug sogar vor, die Sache zu unterlassen; aber sein Gegner wollte nicht einwilligen. — „Nun, so mag es geschehen, sagte er; aber die Bedingungen eines solchen Wettkampfes müssen unser würdig sein; die Entfernung muß verdoppelt werden und zwanzig Kameele müssen der Preis des Siegers sein.“

Der Vorschlag wurde angenommen; man steckte die Entfernung zwischen Waridat und Dhat-el-Issat ab. Der Raum war von einem Graben durchschnitten, an dessen Ende man ein Wasserbecken gegraben hatte, wo das Pferd, das zuerst daselbst ankäme, trinken und demnächst für den Sieger erklärt werden sollte. Jeder der beiden Häuptlinge sollte zu diesem Kampfe zwei Pferde wählen. Dahis wurde sogleich von seinem Herrn dazu auserkoren, in diesem Doppelrennen die Ehre der Absiden zu behaupten. Der Sekundant dieses furchtbaren Kämpfers war die Stute Ghabra. Man bewilligte einen Aufschub von vierzig Tagen, um die Pferde einzuüben und vorzubereiten (beiläufig sei hier bemerkt, daß die Engländer diese Sitte, ohne welche es unmöglich ist, ein Pferd an harte und schwere Arbeiten zu gewöhnen, den Arabern entlehnt haben). Am vierzigsten Tage begab man sich auf den Kampfplatz und das Signal wurde gegeben. Bald nach dem Auslaufen hatten die Pferde des Hod-Haifah den Vorsprung. Schon rief er dem Kaïs zu: „Kaïs, Du bist besiegt; Deine Pferde sind keine Rennpferde.“ — „Geduld, antwortete dieser; die Schnelligkeit der Pferde, die im besten Alter sind, nimmt immer noch zu; und von einem harten Boden gehen sie auf einen weichen Boden.“ — Diese Worte, welche bei den Arabern sprichwörtlich geworden sind, fanden sogleich ihre Bestätigung. Die Pferde verließen einen festen Boden, um eine Sandebene zu betreten. Alsbald errangen die kräftigen Renner des Kaïs den Vorsprung vor den feurigen Rossen des Hod-Haifah, welche jünger waren und bald eingeholt wurden. Aber eine schmachvolle Verrätherei war von den Benu-Dhobyan angezettelt worden; es hatten sich Männer in dem Graben versteckt, die schnell emporsprangen, dem Dahis den Weg versperrten und ihn nicht eher vorbei ließen, als bis er von seinen Concurrenten eingeholt war. Doch die Schnelligkeit dieses edlen Renners war so groß, daß er die verlorene Entfernung bald wieder gewann. Schon hatte er seine Rivalen wieder eingeholt; schon erreichte er den Rand des Wasserbeckens, als andere daselbst aufgestellte Araber ihn zurückhielten und nicht eher wieder entließen, als bis das erste Pferd des Hod-Haifah von dem bezeichneten Wasser des Siegers getrunken hatte.

Ueber diese ruchlose Hinterlist waren Kaïs und seine Freunde auf das Aeußerste entrüstet, und beklagten sich bitter darüber; aber es wurde ihnen jede Genugthuung verweigert. Was sollten sie aber machen? Sie waren nur ein kleiner Haufe, und das Wettrennen hatte auf dem Gebiete ihrer Feinde stattgefunden. Sie mußten also die Schmach in sich hineinschlucken

und kehrten, Wuth schnaubend, in ihre Heimath zurück. Bald folgte die Rache. Kaïs überfiel den Auf, Bruder des Hod-Haifah, ermordete ihn und nahm seine Kameele weg. Nun begann eine Reihe von Repressalien, Mordthaten und Plünderungen, welche den Untergang der beiden Stämme herbeizuführen drohten. Die Waffenruhe, die von Zeit zu Zeit eintrat, war unnütz, und die Feindseligkeiten wurden nur immer heftiger. Vierzig Jahre hindurch wüthete der grausamste Krieg zwischen ihnen. Endlich wurde der Kampf, den ein Pferd veranlaßt hatte, durch eine Jungfrau beendigt. Die Legenden erzählen, daß die schöne Haniza, die jüngste Tochter des Häuptlings Hus vom Stamme der Benu-Tay dem Kriege ein Ende machte, indem sie den Frieden der beiden Stämme, als den Preis ihrer Liebe, die sie dem tapferen Harith anbot, forderte.

Wir können nicht alle Legenden und Märchen anführen, in welchen vom Pferde die Rede ist. Die Araber waren ein Volk, welches das Wunderbare und die Poesie liebte; in ihren Augen nahm Alles die Farbe und Gestalt der herrlichsten Bilder an. Aber wenn wir auch nicht jene vortrefflichen Gedichte lesen wollen, welche vor der Hedgira geschrieben wurden, und welche uns mit so herrlichen Worten die Palmen, die Gazellen, die Kameele und besonders die Pferde malen; so können wir uns doch nicht das Vergnügen versagen, hier an die Stelle eines Buches von Amau'l-Kaïs zu erinnern, welcher ungefähr hundert Jahre vor dem Islam lebte und welcher das Pferd eben so schön beschreibt, wie es Hiob und Virgil gethan haben:

„Ehe die Vögel ihre Nester verlassen, springe ich auf einen schlanken und schnellen Renner, dessen Haar kurz und glänzend ist, und der die leichtesten Thiere auf ihrer Flucht einholt. Voll von Muth und Kraft, stürmt er vorwärts und eilt zugleich wieder zurück mit der Schnelligkeit eines Kiesels, den der Bergstrom von der Höhe eines Felsens hinabstürzt; er glüht von einer edlen Ungeduld und in dem Eifer, der ihn beseelt, ahmt seine Stimme das Geräusch des Wassers nach, das in einem ehernen Kessel siedet. Während die ausgezeichnetsten Pferde ihre Hufe tief in den Sand eindrücken und keuchend ermatten, streift dieses nur leicht den Fußboden und beschleunigt noch seinen stürmischen Lauf. Wenn der Reiter jung und leicht ist, so wird er unfehlbar durch die stürmische Heftigkeit seines Laufes herabgeschleudert; und wenn ein Greis, den das Alter schwerer gemacht hat, fest im Sattel sitzen bleibt, so werden seine Kleider ein Spiel des Windes. Es hat den Rücken einer Gazelle und die Beine eines Straußen. Es trabt wie der Wolf

und galoppirt wie ein junger Fuchs. Sein buschiger Schweif, der bis auf die Erde reicht, füllt den ganzen Raum aus, der zwischen den Beinen ist. Wenn es neben meinem Zelte steht, gleicht das glatte Haar seines Rückens der glänzenden Fläche des Marmors, auf welchem man am Hochzeitstage einer jungen Braut Weihrauch räuchert."

Diese Stelle aus Amri'l-Kaïs gleicht dem Bruchstücke eines andern Dichters:

„Ich führe mein Roß auf die Ebene; es schreitet einher mit erhobenem Kopfe und gleicht einer Palme, deren Zweige, von einem hohen Stamme getragen, ihre Früchte vor der Habgier derjenigen schützen, die sie pflücken wollen. Ich beschleunige seinen Schritt und bald holt es den Strauß in seinem Laufe ein. Der Sattel hüpft auf seinem Rücken, der Schweiß trieft von seiner Brust. Es ist schnell, wie die Taube, welche, von Durst gequält, die Luft spaltet und in schnellstem Fluge nach dem Bache stürzt, wo sie trinken will."

Jetzt beginnt jedoch eine neue Aera für das Roß der Wüste. Mahomed erscheint; die Mission, die er zu erfüllen hat, ist eine kriegerische; er reitet auf der Stute des Gesandten Gottes, der er verspricht, daß sie am Tage der Auferstehung mit ihm in seinem Paradiese sein soll.

„Einmal schlief ich des Nachts zwischen den beiden Hügeln Safa und Morva. Diese Nacht war sehr finster und so stille, daß man weder die Hunde bellen, noch die Hähne krähen hörte. Plötzlich erschien mir der Engel Gabriel. Er führte El-Borak, die silbergraue Stute, welche so schnell läuft, daß das schärfste Auge ihr nicht folgen kann. Ihre Augen glänzten wie Sterne; sie entfaltete ihre beiden großen Adlerflügel, aber als ich die Hand auf ihren Rücken legte, um sie zu besteigen, fing sie an, mit den Füßen hinten auszuschlagen. Gabriel rief ihr zu: „Halt still, Borak! hast du keine Achtung vor Mahomed? noch niemals hat ein von Gott mehr geliebter Mann auf dir geritten." — „Was sagst du, Gabriel?" erwiederte ihm Borak (denn Gott hatte ihr die Gabe der Rede verliehen), „hat nicht Ibrahim, der Freund Gottes, auf mir geritten, als er seinen Sohn Ismaël besuchte?" — Gabriel antwortete ihr: „Halt still, Borak! es ist Mahomed, der Sohn Abdallahs; seine Religion ist die rechtgläubige; er ist der König der Kinder Adam's, der erste unter allen Propheten und Aposteln." Als Borak dies gehört hatte, sprach sie: „O Gabriel, ich

beschwöre dich bei dem Freundschaftsbunde, welcher zwischen dir und ihm besteht (denn ich wage nicht, ihn selbst anzureden), bitte ihn, daß er mir verzeihe." Sobald ich diese bescheidene Bitte gehört hatte, ergriff ich selbst das Wort, ohne auf Gabriel's Fürsprache zu warten, und sagte zu ihr: „Wohlan, Borak, halte jetzt still, ich verzeihe dir und verspreche dir, daß du mit mir im Paradiese sein wirst." Als ich ihr dies Versprechen gegeben hatte, näherte sie sich mir und ließ mich aufsitzen; und als ich mich auf ihren Rücken geschwungen hatte, flog sie mit mir pfeilschnell durch die Luft.

Unter den Füßen Borak's verwandelte sich der Sand in Gold und empfing die Eigenschaft, Leben zu geben. Der Engel Gabriel hatte auch ein Pferd Namens Haïsum."

Mahomed erzählt die Entstehung des Pferdes in folgender Weise: „Gott rief den Südwind zu sich und sagte ihm: Ich will aus dir ein neues Wesen schaffen; verdichte dich, lege deine Flüssigkeit ab und nimm eine sichtbare Gestalt an. Als dies geschehen war, nahm Gott ein Stück von diesem greifbaren Elemente, hauchte darüber und das Pferd war geschaffen. „Geh' und laufe in die Ebene, sagte hierauf der Schöpfer zu dem Thiere; du sollst für den Menschen eine Quelle des Glücks und des Reichthums werden; der Stolz, auf dir zu reiten, wird den Ruhm und die Ehre der Thaten, die ihm auferlegt sind, erhöhen."

Die Araber pflegen zu sagen: „das Pferd ist nach dem Menschen das schönste Geschöpf; die edelste Beschäftigung ist die Pferdezucht; das herrlichste Vergnügen das Reiten und die beste Arbeit die Pflege und Fütterung des Pferdes." Der Prophet sagt: „So viel Körner Gerste du dem Pferde giebst, so viel Sünden werden dir vergeben."

Die Achtung, welche die Araber vor dem Pferde hatten, zeigte sich in allen ihren Schriften, in allen ihren Legenden und in allen ihren religiösen Geboten; das apokalyptische Ungeheuer des Koran's liefert uns davon einen sprechenden Beweis. „Wenn das Urtheil gesprochen sein wird, so werden wir aus der Erde ein Ungeheuer kommen lassen, welches schreien wird: die Menschen haben nicht an den Islam geglaubt; das Ungeheuer wird hundert Ellen lang sein; es wird mit einer ungewöhnlichen Schnelligkeit laufen; es wird Haare, Federn und Flügel haben. Es wird den Kopf eines Stieres, die Augen eines Schweines, die Ohren eines Elephanten, das Geweihe eines Hirsches, den Hals eines Straußes, die Farbe eines Bären, den Schwanz eines Widders und den Fuß eines Kameeles haben; es wird aus der großen

Moschee von Mekka herauskommen; es wird die Erde mit seiner Stimme erschrecken."

Kein Theil des Pferdekörpers ist, wie man sieht, zur Zusammensetzung des Ungeheuers verwendet werden; man hat dieses Thier für zu edel gehalten, um es an einer solchen Zusammenfügung von Körpern Theil nehmen zu lassen.

Der türkische Heilige, Keberli, steht bei den Gläubigen in großer Verehrung. Er war ein ausgezeichneter Reiter; sein Pferd befindet sich im Paradiese Mahomed's, wie der Esel Bileams, das Kameel des Propheten und der Hund der Siebenschläfer.

Wir haben gesagt, daß zur Zeit Mahomed's als das schätzbarste Pferdegeschlecht dasjenige betrachtet wurde, welches aus den Gestüten Salomo's abstammte. Aus diesem Geschlecht stammten auch die berühmten Stuten des Propheten, welche bei den neuern Arabern für die Urmütter ihrer besten Racen gehalten werden. Die Geschichte dieser berühmten Stuten ist folgende:

Die erste Schlacht, welche der Prophet lieferte, giebt uns keinen großen Begriff von seiner Reiterei; er hatte im Ganzen nur dreihundert Soldaten und sechzig Kameele; ferner, nur drei Pferde, deren Namen die Geschichte bis jetzt erhalten hat; sie hießen: Baredsche, welche dem Mikdad, dem Sohne Amru's gehörte; Yakun, deren Besitzer Zobeir, der Sohn Awwam's war, und Seïl, welche Marbad, der Sohn Abu-Marbad's ritt. Man führte diese drei Pferde an der Hand, um ihre Kräfte bis zum Augenblicke des Kampfes zu schonen.

Aber bald sah man den Propheten an der Spitze von zwanzigtausend Mann Fußvolk und zehntausend Reitern aus den Thoren Medina's ausziehen. Er hatte erkannt, daß die Macht des arabischen Reiches auf dem Pferde beruhte, und er hatte die Nothwendigkeit gefühlt, sich eine starke Reiterei zu bilden. Nach jedem Siege gab er jedem Mann ein Loos und jedem Pferde zwei Loose, so daß jeder Reiter drei Antheile an der Beute hatte: einen für sich und zwei für sein Pferd. Außerdem aber giebt uns die Geschichte Mahomed's in folgender Thatsache Veranlassung zu einer wichtigen Bemerkung: jedes Mal, wenn er die Beute seiner besiegten Feinde zu vertheilen hatte, machte er einen merkwürdigen Unterschied zwischen denjenigen seiner Reiter, welche Vollblutpferde ritten, d. h. solche, welche von den Racen abstammten, auf deren Genealogie von den Familien der Wüste

seit undenklichen Zeiten streng gehalten wurde, und denjenigen, welche nur Pferde von gemeiner oder gemischter Race ritten.

„Wahren Reichthum", sagte der Prophet, „bildet eine edle und muthige Pferderace."

Nach der Schlacht bei Monta wollte er die Nachricht des Sieges nach Mekka absenden. Er ließ deshalb fünf und neunzig Stuten abgehen; nur fünf kamen an, welche den Lauf ohne Unterbrechung vollbrachten. Mahomed nahm diese in seinen persönlichen Dienst und erwies ihnen die größte Ehre. Dieser Umstand wird durch die Tradition und von allen arabischen Schriftstellern bestätigt. Nur giebt es Abweichungen hinsichtlich der Namen dieser vortrefflichen Stuten. Einige nennen sie Taneïffe, Manekeie, Koheil, Saklaonie und Dschalfe; nach Andern heißen sie Rabdha, Noama, Wadza, Isabha und Ilhezma. Der Geschichte dieser berühmten Stuten des arabischen Reformators wollen wir noch schließlich die Mittheilung beifügen, daß Abdel Kader zwei Pferde, die in direkter Linie von ihnen abstammen, im Monat Februar 1862 dem Kaiser der Franzosen, Louis Napoleon, zum Geschenk gemacht hat.

Der Ruf des arabischen Pferdes verbreitete sich schnell in der ganzen Welt. In der Darstellung der Kriege, welche die ersten Kalifen gegen die Römer führten, rühmen die Schriftsteller „ihre kleinen Pferde, die so feurig, so rasch, so leicht und besonders so keusam sind." In einem Friedensvertrage mit Konstantin verpflichten sich die Araber, dem Kaiser einen jährlichen Tribut von 3000 Thalern, acht Sklaven und acht von ihren besten Racepferden zu zahlen. Dies unterstützt noch die, übrigens bereits bestätigte Meinung, daß die Araber seit uralten Zeiten besondere Racen hatten, deren Abstammung sie mit der größten Aufmerksamkeit verfolgten. Es ist übrigens hier der Ort, die Bemerkung zu machen, daß die Benennung „arabisches Pferd" in dem Sinne, den man ihm im Mittelalter bis auf unsere Tage gegeben hat, sich nicht auf die Pferde eines besonderen Landstriches bezieht, sondern nur auf eine besondere, im ganzen Orient verbreitete Race, auf deren Genealogie man streng hielt. Im Mittelalter verbreitete der Islam das arabische Pferd in alle Gegenden der Welt. Die arabischen Völker, die Mauren, die Numidier wurden bald eifrige Anhänger Mohamed's; die Religion des Propheten bequemte sich nach ihren Gewohnheiten und schmeichelte ihren Neigungen und Leidenschaften. Achtzig Jahre nach dem Tode des kriegführenden Messias erstreckte sich sein Reich von Aegypten bis Indien, von

Lissabon bis Samarkand. Ohne jene Auswanderung des Westens, welche auf den Ruf Peter's des Einsiedlers den Osten überschwemmte, ohne die Kreuzzüge der deutschen, französischen und normännischen Ritter hätte die ganze Erde sich dem Joche des Halbmondes beugen müssen. Tapfer, gelehrt, stolz, schwärmend für Schönheit und Poesie, reitend auf Rossen mit feurigen Augen und unerschrockenen Herzen, durchzogen die neuen Gläubigen als Sieger Asien, Afrika und einen Theil Europa's. Die Denkmäler, welche sie gebaut, die Ruinen, welche sie hinterlassen haben, bezeugen ihre vergangene Größe. Nicht blos durch sie, sondern auch durch die Völker, welche sie bekämpften, wurde die Race ihrer Pferde unsterblich. Erst lernten die Römer, dann die Germanen und Franken das köstliche Blut dieser Rosse kennen und schätzen, und benutzten sie besonders zur Veredlung der occidentalischen Racen; aber das arabische Pferd besitzt, wie die Reitkunst der neueren Zeit beweist, weniger Ausdauer und weniger zähe Kraft, als das occidentalische Pferd. Der Geschichtsschreiber Zonaras bestätigt dies an einer merkwürdigen Stelle, wo er sagt: „Wenn das römische Heer die Araber noch weiter verfolgt hätte, so würde es einen großen und denkwürdigen Sieg errungen haben; denn die arabischen Pferde sind wunderbar schnell und lebhaft im Anfange ihres Laufes; aber sie ermüden bald und besitzen nicht die Ausdauer der Pferde des Nordens.“ Zonaras war ein Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts; er schrieb zu Konstantinopel; er selbst sah täglich die schönsten und kostbarsten Racen des Orients, und seine Meinung verdient alle Achtung.

Die Kreuzritter brachten aus dem Orient eine unzählige Menge von Pferden in ihre Heimath zurück. Die Gestüte Englands, Deutschlands, Frankreichs und Italiens bevölkerten sich mit jenen kostbaren Musterpferden, denen man, vielleicht etwas zu allgemein, die Abstammung unserer guten occidentalischen Race zuschreibt. Die Pferde des Orients haben ohne Zweifel unter den Pferden unserer Länder große Veränderungen und merkliche Verbesserungen und Veredelungen hervorgebracht; aber das Klima, das Futter und die Behandlung hatten auch einen nicht unbedeutenden vortheilhaften Einfluß darauf. Die Kreuzfahrer, welche orientalische Pferde nach den Sümpfen Flanderns brachten, verbesserten zwar ihre Gestüte; aber die Sprößlinge ihrer Kreuzungen blieben nichtsdestoweniger plump und lymphatisch; diejenigen, welche die arabische Race auf den steinigen Fluren Norddeutschlands einführten, trugen dazu bei, die Kraft und Schönheit und den Muth, welchen das eingeborne Pferd schon durch die Beschaffenheit des Bodens und des Klimas erhalten hatte, noch stärker zu entwickeln.

Es scheint, daß die ersten Araber ihre Pferde ohne Sattel ritten, wie die Numidier. Den Gebrauch des Sattels nahmen sie erst in Folge ihres Verkehrs mit den Römern, Germanen und Franken an. Unter den überflüssigen Ausschmückungen, welche heut zu Tage die Ausrüstung des arabischen Pferdes bilden, erkennt man schon auf den ersten Blick die allgemeine Form der Satteldecke der alten Ritter.

Wir haben so eben gesehen, daß die arabischen Rosse als besondere Vorzüge, Schnelligkeit und Spannkraft, aber nicht die Stärke und die Ausdauer der europäischen Pferde haben, deren Race, die man mit arabischen Pferden gekreuzt und mit großer Sorgfalt behandelt hatte, alle möglichen Eigenschaften in sich vereinigte. Die Mittheilungen der byzantinischen Geschichtsschreiber lassen in dieser Beziehung keinen Zweifel übrig. In der nachstehenden Ballade hat man versucht, die verschiedenen Charaktere des arabischen Pferdes des Mittelalters und des normännischen Renners derselben Zeit darzulegen:

Das normännische Pferd und das arabische Pferd.

„Ihr Alle, die ihr gern lauschet den Erzählungen von Krieg und Liebe, und den Zaubermärchen, die Abends am Kamin gesungen werden, wenn das Feuer knistert und der Wind durch die alten Eichen seufzet, horchet jetzt auf ein Lied, welches der provenzalische Troubadour mit der goldenen Harfe gedichtet hat. Er ist ein Sohn der normannischen Erde, wo man die Schiffe liebt, die auf den Wogen des Meeres hüpfen, und wo man die Pferde hochschätzt, die im Sande springen; Schiffe und Pferde sind die Symbole der Schnelligkeit und des Lebens.

„Was siehst du auf dem Hügel von Montfiquet? — Ich sehe einen alten Ritter mit weißem Bart, und um ihn drei Söhne, wie drei Zweige auf einem alten Baumstamme, und neben ihm drei Töchter, wie drei Rosen auf einem Rosenbaume; sein Name ist Raoul, und seine Söhne heißen Onfroy, Roger und Guillaume.

„Was siehst du in der Ebene, wo der Wind eine dicke und schwarze Pflanze, zart wie der Thau der Nacht, wellenförmig bewegt? — Ich sehe ein junges Fohlen, welches hüpft und springt, welches das Rauschen des Windes hört und darauf wiehernd antwortet. Sein Haar ist dunkelgrau, seine Gestalt majestätisch und edel, und in seinen Muskeln und seinem feurigen Auge erkennt man seine Kraft und Stärke. Seine Mutter stammte, wie man sagt, aus dem Geschlecht des Rinfax, des Pferdes der Nacht, und

sein Vater war der castilianische Hengst, den Wilhelm der Bastard in der Schlacht bei Hasting ritt.

„Es ist drei Jahre alt und noch nicht zur Arbeit gebraucht worden, aber dennoch weiß es, daß der Mensch sein Herr und sein Freund ist. Onfroy, der älteste Sohn des Barons, bringt ihm täglich den Hafer in seiner Hand, legt täglich um seinen Hals ein wollenes Band und führt es an die Krippe, wo das duftende Heu der Hügel ihn erwartet; täglich reibt er ihm den Körper mit einer Bürste von Stroh; täglich gewöhnt er es an den Schall der Kriegsdrommeten, an das Waffengeklirr und an den Anblick der Fahnen und Standarten.

„Oft hat das junge Fohlen eine andere, aber leichtere und angenehmere Uebung: die Töchter des Barons und ihre jungen Freundinnen gewöhnen es daran, aus ihren Händen die zarten Aehren blühender Gerste zu fressen, sich von ihren niedlichen Fingern seine schwarze Mähne in Zöpfe flechten zu lassen und von fern auf ihren Ruf zu hören. Aber die meiste Sorgfalt widmet ihm Blanche, die Tochter des Barons von Litteau; es erkennt sie am Klange ihrer Stimme, am Geräusch ihrer Tritte und sein Auge verfolgt sie auf dem Pfade der Wiese.

„Inzwischen war das Grab des Heilandes wieder in die Hände der Ungläubigen gefallen; der Herzog Robert rief alle seine treuen Normannen zu sich. Die Söhne Rollo's, die Landsleute Tankred's und Osmund's verließen die duftigen Thäler, welche die Vire bewässert, und die fruchtbaren Felder, wo die Orne mit ihren Silberwogen rollt.

„Onfroy, der Sohn Raoul's, mußte unter dem Banner des Kreuzes seinen Vater und seine Familie vertreten; er ritt auf seinem geliebten Rosse nach Idumäa. — Glückliche Reise, ihr frommen Pilger, ihr edlen Barone und ihr stolzen Ritter! Mögen sie alle wieder heimkehren an den väterlichen Heerd! Aber ach! mehr als einer wird den Geiern zur Beute werden! —

„Nach sieben Jahren und einem Tage werde ich wiederkommen, meine Geliebte, hatte Onfroy zur schönen Blanche gesagt. Sie weinte vor Schmerz, und als ihre Freundinnen sie fragten, sagte sie: ich weine, weil das hübsche Pferd, das Blumen aus meiner Hand fraß, nicht mehr hier ist und Gott weiß, ob es wiederkommen wird.

„Als die Normannen Bithynien erobert hatten, zogen sie nach Jerusalem, dessen Krone Robert anzunehmen sich weigerte. Da sie des Kampfes müde waren, machten die beiden Parteien einen Waffenstillstand. Während dieser

Zeit verkehrten der Christ und der Ungläubige friedlich mit einander und feierten gemeinschaftliche Feste, welche aus Schauspielen, Wettrennen und Turniren bestanden. Die Araber achten und schätzen den Mann, der sein Pferd benutzt. Daher ehrten sie auch so hoch die Normannen, welche unter allen fränkischen Völkern sich durch ihre schönen und kräftigen Pferde und durch die sorgfältige Behandlung derselben auszeichneten.

„Eines Tages kamen einige junge Araber zu Onfroy, welcher mit seiner Hand den gelenkigen und kräftigen Hals seines Pferdes streichelte, und einer von ihnen, der Sohn des Sultans von Bassorah, welcher auf einem prächtigen, in der Ebene von Irak erzogenen Rosse ritt, sagte lächelnd zu ihm: wir wollen unsere beiden Pferde um die Wette rennen lassen, um diesen edlen Herren ein würdiges Schauspiel zu bereiten; das Pferd des Besiegten soll der Preis des Siegers sein.

„Das Blut stieg dem Franken in's Gesicht; er konnte nicht ohne Angst an die Gefahr denken, seinen treuen Gefährten, den seine Schwestern und seine Braut gefüttert hatten, verlieren und ihn einem Sohne Mohamed's überlassen zu müssen; dennoch konnte er ohne Schimpf den Vorschlag nicht ablehnen; denn nach den Gesetzen des Ritterthums war jede Herausforderung eine heilige Sache, die ein Ritter annehmen mußte. — Es sei, sagte er; aber wir wollen einen Raum von fünfhundert Pfeilwürfen abgrenzen.

„Zwölf fränkische Ritter und zwölf arabische Scheiks wurden zu Kampfrichtern ernannt. Man kam überein, daß die Wettkämpfer vom östlichen Thore des Lagers auslaufen, über den Hügel Morpha reiten, und von da über die Jakobsbrücke in die Ebene herabkommen, und dann bis an die Palmenquelle sich begeben und auf demselben Wege wieder in das Lager zurückkehren sollten. Noch niemals war auf eine so große Entfernung ein Wettrennen veranstaltet worden.

„Auf das von dem Herzog Robert selbst gegebene Zeichen begannen die beiden Nebenbuhler ihren Lauf. Der Araber saß auf seinem hohen Sattel und seine breiten Steigbügel ritzten die Flanken seines Renners. Der König der Schnelligkeit hebt seinen Schweif in die Luft; er springt, er spielt mit dem Raume, wie die Gazelle, welche des Morgens auf die Weide der Oase geht. Er richtet den Kopf empor und streckt seine Beine so sehr aus, als ob er mit einem Satz den ganzen Raum überspringen wollte. Bald senkt er seinen Kopf, wendet seinen Hals rechts und links, befeuchtet den heißen Sand mit seinem Athem, krümmt seinen Rücken, und seine Beine dehnen sich aus

wie stählerne Sprungfedern. Er scheint auf der Ebene zu fliegen und hat noch nicht den vierten Theil des Weges durchlaufen, als er unter dem Beifall der Gläubigen, welche in ihm das Blut Mesror's und der Stuten Salomo's erkennen, seinem Rivalen weit vorausgeeilt ist.

„Der Franke hat keinen so glänzenden Anfang gehabt; der normännische Renner hatte mit gesenktem Kopfe den Kampfplatz betreten; seine Mähne und sein buschiger Schweif waren mit bunten Bändern geschmückt; seine Füße schienen sich von dem Boden nicht losmachen zu können und bei jedem Schritte schien er im Sande zu versinken. Er machte keinen Sprung und entwickelte keine Munterkeit und Kraft. Er war nicht das stolze Roß, welches sonst so muthig seine schwere Rüstung und die seines Herrn trug; er war eine durch einen regelmäßigen Mechanismus in Bewegung gesetzte Maschine; seine Hinterfüße mußten die Vorderfüße vorwärts stoßen.

„Der Franke stand in den Steigbügeln; er war mit einem wallenden Mantel bekleidet und trug auf seinem Haupte ein leichtes Sammetbarett; er neigte seinen Körper etwas vor und hielt mit der einen Hand den Kopf seines Pferdes, dessen Hals sich lang ausstreckte.

„Unterdessen hatte der leichtfüßige Araber einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, und die aufmerksamen Zuschauer hatten ihn längst aus den Augen verloren, als man noch immer die hohe Gestalt des normännischen Ritters von Weitem erkannte. Die edlen Renner laufen schneller als der Wind, als die Gazellen; sie werden feuriger, als die Tiger und stolzer, als die Löwen von Barca.

„An der Palmenquelle kam der Araber zuerst an; er hält sein Pferd an, steigt ab, streichelt es und küßt ihm die Stirn. Er nimmt Wasser in die Hand und erfrischt ihm damit die brennenden Nüstern: Er blickt nach dem Horizont und erkennt das Sammetbarett des Normannen; er sitzt schnell auf und jagt eiligst davon; der Sohn Mesroor's scheint Flügel zu haben.

„Endlich kommt Onfroy an; er steigt ab; er badet vollständig die Nüstern seines Rosses in der Quelle, trocknet ihm den Schweiß ab, sitzt wieder auf und als er den prächtigen Numidier hinter dem Hügel verschwinden sieht, ruft er aus: „Mir, mir muß das Pferd des Arabers gehören!“

„Hast du gesehen, wie der Falke in der Luft die Schwalbe verfolgt? Er sperrt schon den Schnabel auf. Die Schwalbe flieht. Wird sie seinen

Krallen entgehen? Keiner weiß es. Die Verfolgung wird immer heftiger und stürmischer.

„So war der Lauf des normännischen Pferdes bei der Verfolgung des Arabers. Es zeichnete sich in seiner Jugend stets vor seinen Gespielen durch Kraft und Schnelligkeit aus, und jetzt sah es sich eingeholt von diesem kühnen und leichten Rivalen, der Hügel und Gräben übersprang und der mehr flog als lief.

„Aber auf einmal bemerkte der Araber, daß sein furchtbarer Gegner ihm nahe kam; wüthend drückte er die Steigbügel in die Flanken seines Rosses, und das edle Thier entwickelte eine wunderbare Schnellkraft, aber auch das normännische Pferd hatte den Muth nicht verloren, sondern folgte seinem Gegner wie ein Schatten. Jetzt ergriff die Furcht den Numidier, er erkannte an dem stärkeren Athem seines Pferdes, an seinem unsicheren Schritte, der keinen Reiter täuscht, daß seine Schnelligkeit nachließ, während der volle und sichere Galopp seines Gegners noch ein entscheidender Beweis seines guten Athems und seiner Kraft waren.

„Vergeblich versuchte der Ungläubige alle Mittel; er sprach zu seinem Pferde, er rief es bei seinem Namen; er berührte seine Ohren mit der Spitze der Gerte und drückte die Steigbügel ihm heftiger in die Seiten, er sah sich bald von seinem Gegner eingeholt, der vor ihm an dem Ziele anlangte, wo die beiden normännischen Löwen neben dem Halbmonde des Propheten im Winde flatterten.

„Im fränkischen Lager erhob sich ein großes Geschrei, und selbst die Sarazenen klatschten Beifall; denn hochherzige Menschen, Dichter und Helden sind sich darin gleich, daß sie den Ruhm da anerkennen, wo er sich findet, selbst bei einem Feinde.

„Der Verabredung gemäß wurde nun das arabische Pferd Eigenthum des Kreuzritters und der Gefährte des edlen Siegers, welcher gern mit ihm die Gerste und das Stroh theilte, das ihnen manchmal bei dem schwankenden Glücke dieses traurigen Krieges fehlte.

„Endlich kehrte der Herzog Robert nach Frankreich zurück und wählte das Eisen, nachdem er eine Krone ausgeschlagen hatte. Onfroy kam mit ihm zurück, nebst seinen beiden Pferden, welche die einzige Belohnung seiner langen Abwesenheit waren.

Blanche fütterte nun wieder ihr Lieblingspferd mit Blumen; sie flocht wiederum seine Mähne mit ihren schönen Händen, aber nicht mehr als

lachende Jungfrau, sondern als ehrwürdige Burgfrau und Gemahlin Onfroy's, des Sohnes Raoul's. Das arabische Pferd theilte die Liebkosungen der Dame von Montfiquet mit dem normannischen Pferde.

„Die beiden Rosse weideten zusammen auf der grünen Wiese; sie verfolgten zusammen das Reh und den Eber in den Wäldern des alten Neustrien's, und starben bejahrt und berühmt auf derselben Streu bald nach einander.“

Zehntes Kapitel.

Das Ritterthum. — Das Streitroß. — Das Paradepferd. — Die Turniere. — Die Carroussels. Pferde in den Romanen. — Pferde in den Legenden. — Pferde in Amerika.

Es giebt ein Wort, welches im Herzen widerhallt wie der Schall zweier gegen einander geschlagener Eisenstücke, wie die eherne Stimme der Schlachten; ein Wort, welches an allen Ruhm, an alle Ehre und an alle Tugenden erinnert; ein Wort, dessen Zauberklang die Welt sechs Jahrhunderte lang geblendet hat und noch jetzt auf die neuere Gesellschaft einen herrlichen Widerschein wirft. Das Ritterthum, dessen Ziel Ehre und Ruhm war, das Mitleid mit dem Unglück hatte, das mit seiner Kraft den Schwachen schützte und der Schönheit huldigte; die heilige und fromme Vereinigung auserwählter Männer, wie sehr auch irdische Leidenschaften seinen glänzenden Schild besudelt haben mögen, es war nichts desto weniger die schönste und mächtigste politische Einrichtung, welche die Menschen jemals organisirt haben. Das Ritterthum mit den kabbalistischen Brüderschaften einiger Burgherren verwechseln, welche die Gesetze desselben verleugneten, heißt den Fluß, der seine Ufer befruchtet, mit dem reißenden Bergstrom verwechseln, der sie verwüstet. Das Ritterthum befreite die Welt aus der Barbarei und gründete die Königreiche des neueren Europa's: es verkündete Gleichheit vor dem Gesetze, und setzte Widerstand der Unterdrückung entgegen; das wahre Ritterthum erfand die Ehre, den Erstgeborenen der modernen Civilisation, jenes den alten Völkern unbekannte Gefühl, das heute noch in der Brust des Edlen lebt.

Das Pferd war das Symbol und das Werkzeug, das einzige Mittel und die wesentliche Bedingung des Ritterthums. Ohne das Pferd hätte es kein Ritterthum gegeben. In unwegsamen Gegenden zu reisen, schwere Waffen und Rüstungen zu tragen und besonders sich schnell von einem Orte zum andern zu begeben, das war nur mit dem Pferde möglich.

Auch betrachtet die Geschichte aller heroischen Zeiten das Pferd als einen Gegenstand von unschätzbarem Werthe; wie die homerischen Gedichte, so rühmen auch alle Sagen den Muth der Männer zugleich mit dem Muthe der Pferde.

Alle Aufmerksamkeit und alle Sorgfalt der Ritter richtete sich vor allen Dingen auf die Zucht und auf die Dressur des Pferdes. Die Urkunde aller Könige und Fürsten enthalten ausführliche Vorschriften und Gesetze über diese wichtige Angelegenheit.

„Ich verleihe allen Rittern, welche ihre Ländereien mit dem Helme und dem Schwerte vertheidigen, den unbesteuerten Besitz aller Länder, welche sie anbauen, zu dem Zwecke, daß sie sich Waffen und Pferde für unseren Dienst und zum Schutze des Vaterlandes anschaffen.“ —

Dies war der gewöhnliche Inhalt aller Urkunden der Lehnsherren sowohl in Deutschland, als auch in England und Frankreich während der Dauer des Mittelalters. Diese Epoche kann auch die goldene Zeit der Pferde genannt werden. Sorgfältige Pflege, rationelle Kreuzung und vollständige Dressur machten das Pferd in der That zum treuen Gefährten des Menschen. Von der Hand der Knappen und Stallmeister gepflegt, von der Burgfrau geliebkoset, an das Familienleben gewöhnt, lebte es in den Burgen der Ritter, wie unter den Zelten der Araber.

Ein Pferd, eine Lanze und ein Thurm, dies war der ganze Reichthum der Franken. Nehmt das Pferd aus der Schöpfung, und die Geschichte der Welt wird acht Jahrhunderte weniger zählen. Das Pferd war während dieser langen Zeit das eigentliche Leben Europa's. Ein Ritter stand mit dem Fürsten in gleichem Range. Die römische Sitte, welche nur den Patriciern die Benutzung des Pferdes erlaubte, war von den Galliern angenommen worden, und der Besitz eines Pferdes war ein kostbares und heiliges Recht. Man hat auch die Bemerkung gemacht, daß die Namen, welche die adeligen Klassen des neueren Europa's führen, dem Namen des Pferdes oder den Beschäftigungen, die ihm gewidmet waren, entlehnt sind:

Chevalier, aus dem Französischen cheval;

Ecuyer, aus dem Lateinischen equus;

Marquis, aus dem Celtischen und Deutschen March;

Marechal, eben daher;

Marschal, desgl.;

Connétable, aus dem Lateinischen comes stabuli, Oberstallmeister;

Duc, Anführer der Reiterei.

Die alte Welt hatte eigentlich nur eine einzige Gattung von Pferden gekannt; nämlich das leichte Pferd, dessen Typus das orientalische Pferd war. Mochte es aus Aegypten, Syrien, Epirus oder Spanien kommen; mochte es den Kriegswagen oder den Pflug des Landmannes ziehen, oder mochte es zu Wettrennen oder zu öffentlichen Feierlichkeiten bestimmt sein, die Geschichte und die Denkmäler stellen es immer unter einer und derselben Form vor; kaum erkennt man in der fortwährenden Reproduktion derselben Gestalt irgendwie eine kleine Spur von Abweichungen, welche der Einfluß eines anderen Klimas oder die Natur der Arbeit bedingt hatten; aber von dem Augenblicke an, wo die Männer des Nordens ihre Rolle in dem Drama der Welt zu spielen begannen, erschien auch eine neue Pferderace, wie sie die Bedürfnisse einer neueren Gesellschaft erforderten.

Vier verschiedene Arten waren im Mittelalter besonders beliebt und gebräuchlich. Wir wollen versuchen, sie genau zu kennzeichnen. Das Schlachtpferd, das Paradepferd, der Klepper oder das Arbeitspferd, das Saumthier oder das Packpferd.

Das Schlachtpferd, das gewöhnlich von den Pagen und Reitknechten mit der rechten Hand am Koppelriemen geführt wurde, war ein Pferd von hohem Wuchse und vereinigte Kraft mit Schönheit. Diese Pferde glichen nicht, wie einige Schriftsteller behauptet haben, den Pferden, welche die niederländischen Maler für ihre Soldaten erfanden. Sie waren weder plump noch mißgestaltet, noch mit Haaren an den Beinen bedeckt; sie hatten weder einen dicken und schweren Kopf, noch ein mattes Auge; sie waren nicht eine Abart des Zugpferdes unserer Zeit. Im Gegentheil, es waren stolze und schöne Pferde, welche den Stempel des Vollbluts an sich trugen. Sie hatten einen hohen Wuchs und athletische Formen, welche nothwendig waren, um starke, mit eisernen Rüstungen und schweren Waffen belastete Männer zu tragen; es war die Urform des normännischen Pferdes aus Cotentin und Merlerault; es war auch das mecklenburgische Pferd, der spanische Klepper aus den grasreichen Gegenden Andalusien's; es war das englische Jagdpferd und das normännische und mecklenburgische Kutschenpferd. Abbildungen von diesen Pferden finden sich seit dem zehnten bis vierzehnten Jahrhunderte auf den alten Münzen der Könige, auf den Urkundensiegeln und besonders auf den berühmten Teppichen der Königin Mathilde, an deren Genauigkeit

man nicht zweifeln kann, wenn auch an einzelnen Stellen die Zeichnung zu tadeln wäre.

Diese Pferde waren selten, ihr Preis sehr hoch, und aus der Geschichte weiß man, welchen Werth die Ritter auf ihren Besitz legten. Der eine kann wegen Mangel eines guten Pferdes nicht auf dem Waffenplatze erscheinen; — der andere verpfändet seine Güter, um sich ein gutes Roß zu verschaffen; — der besiegte Ritter muß sein Pferd dem Sieger geben; denn es ist der schönste Preis und fast der Zweck des Sieges. Karl der Große hält Roland nur erst dann für unbesiegbar, als er ihn in Besitz eines guten Pferdes sieht. Und das kostbarste Geschenk, das die Könige einem Ritter machen konnten, bestand in einem Streitrosse.

Man erzielte die besten Schlachtpferde durch die Kreuzung der arabischen und andalusischen Reitpferde mit den kräftigen Stuten der deutschen, englischen und französischen Race. Die Gestüte der großen Grundbesitzer und der reichen Abteien waren zum Zweck der Fortpflanzung mit orientalischen und spanischen Pferden versehen.

Die Pferde der Ritter waren geharnischt, d. h. sie waren mit einer ledernen oder eisernen Rüstung bedeckt, welche sie gegen die Hiebe und Stöße des Feindes schützte. Im Frieden und bei öffentlichen Festlichkeiten bediente man sich statt der Kriegsharnische seidener und wollener Decken, welche das Wappen des Ritters enthielten.

Die Sitte, die Pferde mit Harnischen zu versehen, ist schon im frühesten Alterthume entstanden; man findet geharnischte Pferde auf den ältesten Denkmälern.

Das Pferd wurde am Kopfe, auf den Rücken und an den Füßen geharnischt.

Der Harnisch war das unterscheidende Kennzeichen des Ritters; dieß war ein Recht, das nur dem Adel vorbehalten war.

Der Sattel der Ritter war von büchenem Holze und glich dem Saumsattel, der bei unseren Landleuten noch gegenwärtig vielfach in Gebrauch ist; aber er war verziert und hatte kostbare Schabracken und Pelzdecken; der reich ausgeschmückte Zügel deutete auf den hohen Rang des Ritters. Viele Pferde hießen Brigliadore, d. h. Goldzügel. Glöckchen hingen theils an einem besonderen Halsbande, theils an dem Zügel und vervollständigten die Rüstung des Pferdes. Wir haben gesehen, daß die Glöckchen schon bei den Römern gebräuchlich waren. Der Troubadour Arnold von Marson

sagt, daß: „nichts geeigneter ist, dem Ritter Vertrauen und dem Feinde Schrecken einzuflößen.“

Das französische Wort „Palefroi“ (Paradepferd) stammt wahrscheinlich von dem deutschen Worte Pferd ab, das in der späteren Latinität veredus heißt. Von Palefroi kommt übrigens das Wort „Palefrenier“ (Stallmeister oder Reitknecht). Der Oberstallmeister hieß sonst auch palefrenier du roi (königlicher Stallmeister). Man sagt, daß dieser Titel, wie viele andere, seine ehemalige hohe Wichtigkeit verloren hat; aber das ist nicht ganz richtig; nicht der Name, sondern die Sache hat ihre Bedeutung verloren. Ehemals war das Amt, die Pferde zu pflegen, den vornehmsten Herren vorbehalten und in England putzen und striegeln noch jetzt große Herren nicht selten selbst ihre Pferde. Aber aus Eitelkeit und Trägheit verschmähen wir diese edle Gewohnheit und halten Beschäftigungen, die einen sehr hohen Grad von Kenntniß und Einsicht erfordern, für bloße mechanische Handarbeit.

Das Paradepferd ist ein leichtes und zierliches Pferd, das besonders den Damen als Reitpferd diente, und auch bei dem festlichen Einzuge der Könige und Fürsten in die Städte und bei Ritterspielen figurirte.

Alle arabischen und orientalischen Pferde, welche die Kreuzritter mit nach ihrer Heimath brachten, waren Palefrois; auch erhielt man sie aus Spanien, aus dem Limousin und aus Navarra; ferner lieferte Lothringen, sowie die Bretagne und die Normandie ausgezeichnete Thiere dieser Race.

Die Palefrois waren, wie die arabischen Pferde, meistens grau. Mit zunehmendem Alter wurden sie weiß; dieses Beiwort wird ihnen fast immer gegeben. Jedoch haben sie auch andere Farben, wie wir im Lancelot lesen: „Tristan fragt einen Stallmeister, ob er eine Dame auf einem schwarzen Palefroi habe reiten sehen.“

Man gewöhnte die Palefrois bisweilen an den Zeltergang oder Paßgang, der besonders den Damen sehr bequem war, wie wir weiter unten in der „Klage über den Trab“ lesen werden.

Der Klepper war ein untersetztes Pferd. Es war ein starkes Pferd, dessen gewöhnlicher Dienst darin bestand, die geharnischten Männer von einem Orte zum andern zu tragen, während das Schlachtroß erst im Augenblicke des Gefechts gebraucht wurde. Man bediente sich der Klepper auch zu Feldarbeiten- und zum Ziehen der Basternen. Mit einem Worte, der Klepper war im Mittelalter das Urbild des heutigen Postpferdes, mehr oder weniger plump, mehr oder weniger ausgezeichnet, mehr oder weniger brauchbar. Er

stand einerseits zwischen dem Schlachtpferd und dem Paradepferd, und andererseits dem gewöhnlichen Saumpferd. Die Klepper waren zu manchen Zeiten sehr theuer; und einige wurden sogar oft so theuer, wie Schlachtpferde bezahlt, deren Stelle sie vertraten. Dennoch bestand zwischen ihnen gewöhnlich ein großer Unterschied: das Schlachtpferd, welches einen kurzen und geschwinden Gang haben mußte, ging regelmäßig nur im Schritt, Trab und Galopp; während der Klepper, der eigentlich nur auf Reisen gebraucht wurde, auf den Paß- und Zeltergang abgerichtet war. Dies war die einzige Methode, schnell und bequem zu reisen, wenn man mit einer schweren Rüstung belastet war. Der Paßgang der Pferde war im Mittelalter sehr gebräuchlich, wie ehemals in Griechenland und Rom, wie wir oben bereits erwähnt haben. Im Mittelalter war er eine gebieterische Nothwendigkeit. Das Pferd des Nordens kann gewöhnlich nicht lange im Galopp gehen und der Trab ist bei der militairischen Haltung, welche die Kriegsleute des Mittelalters haben mußten, unausführbar. Dieser Gang, der dem Pferde vermittelst Dressur und Anwendung mechanischer Mittel (z. B. Stricke und Fesseln) beigebracht wurde, war in einigen Ländern in Folge der Zeugung erblich geworden. In England haben sich die Paßgänger lange erhalten, bis die Sitte des Trabes sie außer Thätigkeit setzte. Jetzt betrachtet man die Paßgänger nur noch als Ueberbleibsel der ehemaligen Klepper, die von den Rittern so geschätzt wurden.

Die Klepper laufen nicht so schnell, wie die Schlachtpferde, wie man in einem alten Romane lesen kann, wo es an einer Stelle heißt: „Parzival besteigt den Klepper des Knappen und reitet so schnell, wie es ihm mit dem Klepper möglich ist, bis er vor sich den Ritter erblickt, der auf einem Schlachtrosse in vollem Galopp reitet."

Man züchtete die besten Klepper in Deutschland, England und in der Bretagne. Uebrigens hatten alle Länder ihre Klepper und man hatte damals sogar die Beobachtung gemacht, daß das eingeborne Pferd den Strapatzen und Wirkungen der Jahreszeiten besser widerstehe, als das importirte Pferd.

Das Lastpferd stand auf der niedrigsten Stufe der mittelalterlichen Racen, und demnach wurde es zu vielerlei Dienstleistungen benutzt; es mußte Gepäck und Kaufmannsgüter von einem Ende Europa's bis zum andern tragen. Damals gab es keine Kanäle, keine bequemen Straßen, keine Frachtwagen und keine anderen Transportmittel, als die Schiffe auf dem Meere. In den Binnenländern diente der Rücken des Pferdes zum Transport der

Lasten. Wer erinnert sich nicht jener reitenden Boten vergangener Zeiten, welche mit dem täglich zunehmenden Gebrauch des Wagens immer mehr verschwinden? Sie saßen mit ihrem Korbe majestätisch auf einem hohen Sattel und die Peitsche hing über ihre Schulter. — Noch lange wird man an dem Saume der Wälder ein kleines, trauriges und mageres Pferd bemerken; es ist das Pferd des Kohlenbrenners, der letzte Nachkomme des ehemaligen Lastpferdes. Das Saumpferd mußte auch alles Kriegsgepäck tragen.

Die Legende eines italienischen Heiligen erzählt uns einen hübschen Zug von der außerordentlichen Liebe der Ritter zu ihren Pferden. Als einstmals ein Lehnsmann aus Versehen ein schönes Pferd seines Herrn getödtet hatte, wurde er auf Befehl des letzteren in den Kerker geworfen und in Ketten gelegt. Der Heilige ging zu dem Herrn und bat ihn, den armen Gefangenen wieder frei zu lassen, aber er konnte nichts erlangen. Hierauf machte er das Pferd wieder lebendig und gab es seinem Herrn wieder.

Nach der alten Sitte, die auch heute noch üblich ist, gaben die Ritter ihren Pferden Namen. Die meisten dieser Namen waren der Farbe des Pferdes entlehnt, z. B. Rappe, Fuchs, Brauner, Schimmel. Die bekanntesten Pferdenamen, die wir aus der Geschichte und den Romanen kennen lernen, sind folgende; Abscher, Pferd des Antar; Babieca, Pferd des Cid; Broiford und Flori, Pferde des Dänen Eger; Belche, Pferd des altdeutschen Helden Dietleib; Viellantin, Melanie und Bride-d'or, Pferde Roland's; Falke, das Pferd Dietrich's von Bern und unzählige andere.

Wir wollen nur noch den Hippogryphen anführen, den Ariosto in der Luft fliegen läßt; das hölzerne Pferd Kroppart's, Königs von Ungarn; das hölzerne Pferd, auf welchem Peter aus der Provence die schöne Magelone entführte, und welches mittelst eines Zapfens, den es auf der Stirn hatte, gelenkt wurde; es hieß Clavilegne oder Chevillard. Malambruno schickte es dem Ritter von La Mancha, und als der gute Sancho es ritt, erschien ihm die ganze Erde nicht größer, als ein Senfkorn und die Menschen, die darauf herumliefen, nicht größer als Haselnüsse.

Kambuskan, König der Tartarei, hatte ein broncenes Pferd, auf dem er durch die Luft ritt und das er mittelst eines Zapfens lenkte, welcher dem Pferde im Ohre stak.

Pacolet, welcher auch ein hölzernes Pferd war, wurde von Valentin, dem Neffen des Königs Pipin geritten. Die berühmte Rosinante diente

dem loyalsten der Ritter, dem Don Quichote, als Schlachtroß, und die Stute Alfana hatte keinen anderen Fehler, als den, daß sie todt war.

Aber das berühmteste aller Pferde war der bekannte Bayard, dessen Geschichte wir erzählen wollen.

Bayard oder vielmehr Baillard, der also denselben Namen führte, wie Balios, eines der Pferde des Achilles, wie wir bereits wissen, war von dunkelbrauner Farbe und hatte einen weißen Fleck auf der Stirn. Er war auf der Insel Bruslau, dem ehemaligen Brislaw erzogen worden. Malagis, der Sohn des Herzogs von Aigremont, hatte ihn in dem Palaste seines Vaters in der Champagne dressirt und seinem Vetter Reinald gegeben.

„Nie gab es, noch wird es je ein so ausgezeichnetes Pferd geben, mit Ausnahme des Bucephalus, des Pferdes Alexanders des Großen.“

Als Reinald den Neffen des Kaisers Karl's des Großen, Namens Regnier, getödtet hatte, verließ er Paris auf seinem schönen Pferde Bayard, und seine Brüder und sein Vetter Malagis begleiteten ihn. Hier sind wir mit der Erzählung in einer kleinen Verlegenheit: die Legende nämlich und die Tradition sagen uns, daß die vier Brüder zusammen auf Bayard ritten, wie man es auf manchen schönen Bildern, welche die Unterschrift tragen: „Die vier Söhne Haimons“ noch jetzt sehen kann. Wer hat nicht in seinem Leben einmal diese tapferen Ritter mit dem Drachenhelm und den Schnabelschuhen gesehen, die stolz auf dem etwas langen Rücken Bayard's ritten? So lange es alte Kinderfrauen und freundliche Ammen geben wird, so lange wird Bayard nicht aufhören, mit seinem geduldigen Rücken den vier Brüdern zur Flucht zu verhelfen. Uebrigens sieht sich Reinald, der von den Rittern Karl's des Großen verfolgt wird, gezwungen, drei derselben zu tödten, um ihre Pferde seinen Brüdern zu geben und dem Bayard die Last etwas zu erleichtern. Nun setzt sich Malagis hinter seinen Vetter. „Gott möge sie geleiten und vor Unglück bewahren.“ Reinald reitet Tag und Nacht so lange, bis er in dem Ardennenwalde ankommt. Hier bauen seine Brüder und er ein Schloß und verschanzen sich darin. Karl der Große belagert sie; aber sie vertheidigen sich tapfer und schlagen in stürmischen Ausfällen die muthigen Krieger des Kaisers zurück. In diesen Kämpfen mußte man Reinald sehen, wie er auf seinem Bayard saß und wie er die Waffen schwang! Wer ihm begegnete, „mußte sich für verloren halten.“

Reinald erbeutet das Pferd Yons von Saint-Omer, das er ebenso schätzt wie seinen Bayard. „Gott sei Dank!“ ruft er aus; „nun haben wir zwei Pferde, auf welche wir uns verlassen können.“

Da sich die vier Brüder nicht länger zu Montfort halten konnten, so verließen sie den Ort und wurden von dem Heere Karl's des Großen verfolgt. Nach einer langen Flucht kommen sie an einer schönen Quelle an, wo sie ihre Pferde weiden lassen. Für sich selbst aber finden sie nichts zu essen. Da sie aber bald in die bitterste Noth gerathen, so können sie ihren Pferden weder Hafer noch Roggen geben. Diese müssen daher nur von Wurzeln leben, und werden so mager, daß sie kaum laufen können, mit Ausnahme Bayard's, der sich munter und gesund befand, da er von den Wurzeln besser lebte, als die andern von dem besten Hafer. Aber die Söhne Haimons finden ihre Mutter, die ihnen Geld und Soldaten giebt. Mit deren Hülfe verwüsten sie die Provinzen Frankreichs und bieten ihre Dienste dem Könige Yon in der Gascogne an, der sie in seinem Kriege gegen die Sarazenen verwendet.

Reinald greift ihren König, genannt Bourgons, an. Während die beiden Gegner vom Pferde steigen und auf einander losgehen mit dem Schwert in der Hand, will das Pferd Bourgons' davon laufen; aber Bayard verfolgt es sogleich, packt es bei der Mähne und führt es wieder auf das Schlachtfeld zurück. Die vier Brüder erhalten von dem Könige die Erlaubniß, eine Festung zu bauen, die sie Montauban nennen. Reinald heirathet die Schwester des Königs Yon. Karl der Große verlangt von dem Könige Yon die Auslieferung der Söhne Haimons. Dieser verweigert sie. Unterdessen erscheint am Hofe Karl's des Großen sein Neffe Roland, welcher die Sarazenen schlägt, die das Land verwüsteten, und ihren König Escoursaut gefangen nimmt. Dies war seine erste Heldenthat. Karl der Große, entzückt von der Tapferkeit seines Neffen, wollte ihn gänzlich unbesiegbar machen. Es kam nur darauf an, ihm ein gutes Pferd zu geben, aber er wußte nicht, wie er sich ein solches verschaffen sollte. Hierauf ließ er auf den Rath des Herzogs von Raismes ein Wettreiten ausschreiben, um das beste Kriegspferd zu finden. Der Sieger sollte eine goldene Krone, fünf Mark Silbers und hundert Stück Seidenzeug erhalten. Der König befahl, daß man die Rennbahn für die Pferde abmessen und den Preis des Rennens am Ziele aufstellen sollte. Reinald hört von diesem Wettrennen sprechen, welches der Kaiser geben will und hat Lust

mit Bayard daran Theil zu nehmen. Malagis reibt seinen Vetter mit einer gewissen Salbe ein, um ihn unkenntlich zu machen; ferner bestreicht er den Bayard mit dem Safte einer gewissen Pflanze, wonach er ganz weiß wird, wie ein altes Pferd. Als sie in Paris angekommen waren, verband Malagis den einen Fuß Bayard's mit Wachstaffet, damit man ihn für lahm halten sollte, und als sie auf der Rennbahn ankamen, spottete Jedermann über Reinald und über sein altes lahmes Pferd. Der eine sagte: „Ihr habt gut gethan, wackerer Ritter, daß ihr euer gutes Pferd hierher gebracht habt, es wird sicherlich den Preis gewinnen;" die anderen sagten: „Das ist der Sieger, der die Krone erhalten wird." — Unterdessen gaben die Trompeten das Zeichen und der Lauf begann. Malagis befreite hierauf den Fuß Bayard's von dem Verbande. Die anderen Pferde waren schon weit vorausgeeilt. Reinald sagte zu Bayard: „Wir sind weit zurück, und wenn du nicht der erste bist, so wirst du beschimpft werden." Bei diesen Worten schnaubte Bayard mit den Nüstern, streckte den Hals und flog wie ein Pfeil. In kurzer Zeit hatte er alle seine Rivalen überholt. Jedermann sagte: „Seht, wie schnell dieser Schimmel läuft. Eben noch hinkte er, und jetzt ist er das beste Pferd." Der Kaiser seinerseits sagte: Großer Gott! man könnte es für den Bayard halten, wenn es sein Haar hätte!" Als Reinald am Ziele der Rennbahn war, nahm er die Krone und hing sie an seinen Arm. Das Silber und die Seidenzeuge ließ er liegen und schritt dann auf den Kaiser zu. Als dieser ihn kommen sah, sagte er zu ihm: „Freund, ich bitte euch, bleibt einen Augenblick stehen. Wenn ihr meine Krone wollt, so sollt ihr sie haben, und ich will euch für euer Pferd so viel geben, daß ihr in eurem Leben nicht arm sein werdet." — „Ei!" erwiederte Reinald, „ihr spottet über mich; ich heiße Reinald und nehme eure Krone. Kauft für Roland ein anderes Pferd; denn ihr sollt weder eure Krone, noch den Bayard haben!" Hierauf enteilte er so schnell, wie der Blitz. Nachdem Karl diese Worte gehört hatte, ward er so zornig, daß er lange Zeit kein Wort sprechen konnte. Reinald kam glücklich nach Montauban zurück, und Karl der Große zog an der Spitze eines zahlreichen Heeres aus, um ihn dort zu belagern. Unterdessen rüsteten sich Reinald und seine Brüder zur tapfern Gegenwehr. Die drei Brüder sagten zu Reinald: „So lange wir leben, und so lange wir dich auf dem Bayard reiten sehen, fürchten wir weder Karl den Großen noch seine Macht." Und in der That kam der Kaiser bei jedem Treffen in Nachtheil; die vier Brüder tödteten seine besten Ritter und erbeuteten

Pferde und Fahnen. Karl der Große faßte nun den Entschluß, sie durch List zu besiegen. Er verständigte sich daher mit dem König Yon, dem Schwager Reinalds, welcher sich anheischig machte, sie ihm auszuliefern. Er gab ihnen daher zu verstehen, daß sie mit dem Kaiser Frieden schließen könnten, wenn sie auf Mauleseln reitend, mit Scharlachmänteln bekleidet und jeder eine Rose in der Hand haltend, sich in die Ebene von Vaucouleurs begeben würden. Reinald ließ sich diesen Vorschlag gern gefallen; aber seine Brüder widersetzten sich. Sie wollten nur auf ihren Pferden reiten oder wenigstens sollte Reinald auf seinem Bayard erscheinen. Als sie in der Ebene von Vaucouleurs ankamen, rückten tausend Reiter des Kaisers gegen sie heran, um sie gefangen zu nehmen; aber Reinald zog sein Schwert und hieb dem Grafen von Aigon den Kopf ab. Sie wurden indeß beinahe von der überlegenen Menge erdrückt; da rief Reinald aus: „Ach! Bayard, mein gutes Roß, warum sitze ich nicht auf dir? ich würde meinen Tod rächen, ehe ich sterbe!“ Während die tapferen Ritter ihr Leben theuer verkauften, erfuhr Malagis, der zu Montauban war, die schlimme Lage seiner Vettern, er besteigt den Bayard und nimmt mit fünf tausend Mann den Weg nach Vaucouleurs. Bayard läuft, wie ein Hirsch, um seinem Herrn noch rechtzeitig zu Hülfe zu kommen. Malagis fand die vier Brüder mitten im Gefecht am Fuße des Felsens. Er übergab Bayard an Reinald, der ihn sogleich besteigt, und sie stürzten nun Alle auf das Heer des Kaisers, welches die Flucht ergriff.

Reinald aber forderte Oger zum Zweikampfe heraus und dieser nahm die Herausforderung an. Sie kämpften gegen einander erst mit der Lanze; dann stiegen sie von den Pferden ab und griffen sich mit dem Schwerte an. Als die Pferde ihre Herren kämpfen sahen, liefen auch sie gegen einander und fingen an, sich zu beißen und mit den Füßen zu schlagen. Oger, welcher wußte, daß Bayard stärker war, kam seinem Pferde zu Hilfe. Aber Reinald rief ihm zu: „Was macht ihr? nicht mit meinem Pferde habt ihr zu kämpfen, sondern mit mir.“ Reinald kehrte nach Montauban zurück, und der Krieg wurde fortgesetzt. Bei einem Zusammentreffen mit Roland stiegen sie beide von ihren Pferden ab, und Bayard lief nach seiner Gewohnheit gegen das Pferd Rolands und fing an, es mit den Füßen unbarmherzig zu stoßen; er war muthiger und kräftiger, weil er die ganze Nacht gefressen hatte. Unterdessen hatte der Krieg seinen Fortgang, und in einem Scharmützel wurde Richard, einer der vier Brüder, von Roland

gefangen genommen, vor Karl den Großen geführt und zum Strange verurtheilt. Er sagte hierauf zum Kaiser: „König, ich bin euer Gefangener; aber solange mein Bruder Reinald den Bayard reiten kann, werdet ihr mich nicht hängen.“ Als Reinald erfuhr, wie sein Bruder Richard gefangen genommen worden war, und daß er gehängt werden sollte, läßt er den Bayard satteln und begiebt sich an der Spitze einer zahlreichen Schaar in einen Fichtenwald in der Nähe des Galgens von Montfaucon, wo Ripus seinen Bruder hängen sollte. Hier schlief er ein. Unterdessen kam Ripus an und traf seine Anstalten, Richard zu hängen. Als das gute Pferd Bayard dies sah, schlug es mit dem Fuße auf den Schild Reinalds und weckte ihn, sowie die andern Ritter auf, die Richard aus der Gewalt des Henkers befreiten und den Ripus an den Galgen hängten. „Wer hat euch aufgeweckt?“ sagt Malagis zu Reinald. „Bayard hat es gethan“, antwortete dieser. „Das ist ein ausgezeichnetes Pferd“, sagte Malagis. Unterdessen begab sich Karl der Große, welcher glaubte, daß Richard gehängt sei, nach der Richtstätte zu Ripus; aber er erstaunte, als er Richard und seine Brüder von fern erblickte; er spornte sein Pferd und machte einen Angriff auf sie. In der Hitze des Gefechtes führte Reinald einen Stoß gegen den Kaiser, ohne ihn zu kennen; als er sah, daß dieser es war, wurde er darüber sehr betrübt, fiel auf seine Kniee und bat ihn für sich und seine Brüder um Gnade. „Ich will Euch, sagte er zu ihm, Montauban und mein Pferd Bayard, das mir sehr nöthig ist und das ich nach meinen Brüdern und meinem lieben Vetter Maugis am meisten liebe, geben; es giebt auf der Welt kein zweites Pferd seines Gleichen.“ Der Kaiser wollte dies nicht annehmen, sondern forderte vielmehr Reinald auf, sich zur Wehr zu setzen und griff ihn lebhaft an. Als dies Reinald sah, hielt er den Kaiser fest, packte ihn in der Mitte des Leibes und legte ihn quer über sein Pferd, ohne ihm Schaden zufügen zu wollen. Roland eilte jedoch herbei und befreite Karl den Großen. Malagis wurde hierauf von Olivier gefangen genommen und vor den Kaiser geführt, der ihn zum Stricke verurtheilte; aber er entfloh in der Nacht und begegnete Reinald, der ihn suchte. Bayard erkannte ihn und fing an, laut zu wiehern und dem Malagis entgegen zu laufen. Reinald, der ihn nicht erkannte, rief ihm zu: „Vasall, wer seid ihr?“ Das Pferd hatte ihn also besser errathen, als der Freund. Da der Krieg noch nicht aufhörte, faßte Malagis den Entschluß, ihn mit einem Schlage durch Zauberei zu beendigen. Er begab sich in den Marstall,

band den Bayard los, setzte sich darauf, verließ Montauban und ritt nach dem Zelte des Kaisers, den er bezauberte, sowie alle Ritter des Heeres; hierauf ergriff er den Kaiser, setzte ihn auf den Bayard, brachte ihn nach Montauban und legte ihn in sein Bett. Alsdann ward er Einsiedler, um seine Seele zu retten. Aber Reinald gab dem Kaiser seine Freiheit wieder und ließ ihn mit allen Ehrenzeichen auf dem Bayard zurückbringen. Karl der Große, der mit den vier Söhnen Haimons durchaus nicht Frieden schließen wollte, setzte die Belagerung mit Nachdruck fort, so daß sie bald in große Hungersnoth geriethen. Nachdem alle Lebensmittel aufgezehrt waren, sahen sie sich genöthigt, ihre Pferde zu essen, mit Ausnahme Bayards. Als jedoch Reinald sah, daß seine Gemahlin und seine Kinder nahe daran waren, Hungers zu sterben, so entschloß er sich, auch den Bayard zu schlachten. Als er zu diesem Zwecke in den Pferdestall trat, hörte er, daß das Pferd einen tiefen Seufzer ausstieß, und er sagte, er wolle lieber sterben, als den Bayard schlachten. Da aber seine Kinder dem Tode nahe waren, so begab er sich zu seinem Vater, dem Herzog Haimon und bat ihn um Lebensmittel. Haimon giebt sie ihm; er bepackt den Bayard mit Brod und frischem Fleisch. Bayard trug mehr, als zwei andere Pferde hätten tragen können; aber da der Kaiser den alten Haimon deshalb tadelte und ihn dafür bestrafte, so wurde die Lage der Kinder Reinalds schlimmer, als zuvor. Hierauf ging Reinald nochmals in den Stall, um den Bayard zu schlachten; aber es fiel ihm auf einmal ein, ihm bloß zur Ader zu lassen: sie tranken das Blut und dies erquickte sie ein wenig. Aber sie konnten keinen Widerstand mehr leisten. Glücklicher Weise entdeckten sie jetzt einen unterirdischen Gang, der ins freie Feld führte. Reinald ging mit seiner Gemahlin, seinen Kindern und seinen drei Brüdern hinaus und nahm den Bayard mit sich; von hier flohen sie nach Dordona, wo sie abermals von Karl dem Großen belagert wurden. Da aber jetzt die Barone drohten, den Kaiser zu verlassen, so willigte er endlich ein, mit den vier Rittern Frieden zu machen unter der Bedingung, daß man ihm Bayard ausliefere. Reinald gab dem Wunsche Karls des Großen nach und überlieferte Bayard dem Herzoge von Naismes. Der Kaiser befahl, das Lager abzubrechen und dann nach Lüttich zu marschiren, um dieses zu belagern; als er über die Brücke der Maas ging, ließ er den Bayard das gute Pferd Reinalds holen und sagte zu ihm: „O, Bayard, du hast mich sehr gereizt; aber ich werde mich jetzt an dir rächen.“ Hierauf ließ er

ihm einen Stein um den Hals legen und von der Brücke herab in den Fluß werfen. Bayard sank auf den Grund. Als der Kaiser dies sah, hatte er eine große Freude und sagte: „Dies habe ich gewollt; endlich ist er nicht mehr auf der Welt;“ aber Bayard schlug so sehr mit seinen vier Beinen um sich, daß es ihm gelang, sich von dem Steine zu befreien und das Ufer zu erreichen. Er fing sogleich an, laut zu wiehern und mit einer solchen Schnelligkeit zu laufen, daß es schien, als triebe ihn der Donner. Er nahm seinen Weg nach dem Ardennenwalde. Als Karl der Große erfuhr, daß Bayard entflohen war, wurde er sehr aufgebracht; aber alle Barone waren damit sehr zufrieden. Viele Leute erzählen, daß Bayard noch in dem Ardennenwalde lebt, aber daß er, wenn er einen Mann oder eine Frau sieht, schnell davon läuft.

Ein Wald im Brabantischen soll nach dem berühmten Bayard den Namen „Meerdael“ d. h. Roßstall erhalten haben. In diesem Walde sieht man noch die Krippe des herrlichen Pferdes, sowie einen sehr großen Stein, den es mit seinen Füßen so heftig geschlagen hat, daß man noch jetzt die Spur davon sieht. In der Nähe des Waldes liegt das Dorf Eygenhoven d. h. Wohnstätte des Pferdes. Das Wappen dieses Dorfes enthält den Bayard, auf welchem die vier Söhne Haimons reiten. In vielen Städten werden die Gasthöfe und Straßen nach den vier Söhnen Haimons benannt.

Wie die Pferde des Pallas und des Hippolyt, so empfinden auch die Pferde der Ritter Trauer über den Tod ihrer Herren. Im dem bretagnischen Gedichte Lez-Breiz ist das Pferd des Ritters an seinem Grabe zurück geblieben.

Der Knappe sah sich überall
Nach diesem treuen Pferde um.
Zuletzt vernahm er ganz am Ende
Des Waldes deutlich, wie ein Pferd
Ein kläglich Wiehern hören ließ.
Und als er näher trat, erkannt er bald,
Daß es das schwarze Roß von Lez-Breiz war.
Gesenkten Hauptes stand es an der Quelle;
Jedoch es trank nicht, und es fraß auch nicht.
Es roch bloß an dem grünen Rasen
  Und scharrte mit den Füßen.
Dann hob es seinen Kopf empor
Und fing von Neuem an, ein lautes
Und kläglich Wiehern auszustoßen.
Die Leute, die es hörten, sagten,
Daß es um seinen Herren weine.

Marie von Frankreich hat diesen Gedanken in dem Liede Grablon-Meur entwickelt:

Das Schlachtroß fühlte tiefen Schmerz
Um seinen edlen Herrn.
Es kam in diesen Wald zurück;
Es hatte Tag und Nacht nicht Ruhe.
Es scharrte mit den Füßen in dem Sande,
Und wieherte so laut, daß man
Es in der ganzen Gegend hörte.
Wenn man es fangen wollte, lief
Es schneller als ein Hirsch davon.
Man hörte viele Jahre noch
Das Trauerwiehern dieses Pferds,
Das seinen guten Herrn verlor,

Die christliche Religion hat es nicht verschmäht, das Pferd in die Legenden der Heiligen aufzunehmen.

Die Ritter des Himmelreichs sind der heilige Georg, der Schutzpatron Englands; der heilige Jakob von Matamores, der Schutzpatron Spaniens; der heilige Michael, der Schutzpatron der Normandie; der heilige Paul und der heilige Mauritius, der berühmte Anführer der Thebanischen Legion; fast alle haben Ritterorden gehabt, die unter ihrem Schutze standen und nach ihnen benannt waren. Der Orden des heiligen Michael war lange Zeit einer der edelsten Orden Frankreichs.

Johannes, der Einsiedler auf Pathmos, läßt in der Offenbarung den Engel des Todes zu Pferde sitzen:

„Und ich sah, daß das Lamm eines der Siegel öffnete und ich hörte eines der vier Thiere wie mit einer Donnerstimme sagen: Komm und siehe zu! Und ich sah ein weißes Pferd, und der darauf saß, hieß der Tod!"

Weiter sagt der Mann Gottes: „Und ich sah auch Pferde im Gesicht, und diejenigen, die darauf saßen, hatten feurige und schwefelige und gelbe Panzer, und die Häupter der Rosse waren wie die Häupter der Löwen, und aus ihrem Munde ging Feuer und Rauch und Schwefel."

Der Ursprung der Turniere ist unbekannt. Es sind Einrichtungen ohne historisches Datum, die bei jeder neuen Aera aus den Trümmern verschwundener Institutionen sich bilden. Die meisten Geschichtsschreiber behaupten, daß sie in Frankreich entstanden sind. Wir hingegen sind der Meinung, daß die Turniere eine modificirte Erneuerung jener Reiterspiele sind, die so alt sind, wie die Welt, und die von Aegypten nach Griechenland, von Griechenland nach Italien verpflanzt und von den Römern später trojanische Spiele

genannt wurden, und in der Geschichte des oströmischen Reiches eine große Rolle spielten. Die Geschichtsschreiber, welche die Anekdote erzählen, daß der Araber, der mit zwei Lanzen kämpfte, von einem Eunuchen am Hofe des Theophilus besiegt wurde, scheinen hierbei nichts Bemerkenswerthes gesehen zu haben, als die beiden Lanzen des Arabers; was den Kampf selbst, als den wahren Vorläufer der Turniere betrifft, so scheinen sie ihn nur als einen gewöhnlichen Theil der Circusspiele zu betrachten. Nun lebte Theophilus um das J. 830, vierzig Jahre vorher, ehe Ludwig der Fromme die Turniere in Frankreich im J. 870 einführte. Bei den Mauren in Spanien waren übrigens die Turniere schon lange vor dieser Zeit eines ihrer Lieblingsschauspiele. Es steht jedoch fest, daß dieses Kampfspiel in Frankreich zu seiner vollen Wichtigkeit gelangt, und daß es hier dem Ritterthume des Mittelalters einen vorzüglichen Glanz verlieh. Die Deutschen nahmen es auch schon früh an, und Heinrich der Vogelsteller führte es im J. 930 in seinem Reiche ein. Wilhelm der Eroberer begünstigte es in England, wo es schon während der sächsischen Periode bekannt war. Gottfried von Preuilly, der im J. 1066 starb, entwarf das Reglement der Turniere. Dieser Umstand hat einige unwissende oder zerstreute Geschichtsschreiber veranlaßt, ihn als den Erfinder derselben zu betrachten.

Das Wort Turnier kommt aus dem Lateinischen torneamentum und erinnert an die von Virgil beschriebenen trojanischen Spiele, wobei der junge Julius die Gänge und Irrgänge des Labyrinthes von Kreta darzustellen suchte.

Das Folgende ist eine Beschreibung der französischen Turniere, denen die Turniere aller anderen europäischen Länder nachgebildet wurden. Wenn ein Fürst oder Baron ein Turnier beabsichtigte, so ließ er es in der ganzen Provinz, im ganzen Reiche und auch manchmal in fremden Ländern verkündigen. Herolde begaben sich daher in die Städte und Schlösser und riefen aus: „Höret, höret, höret! — Man thut kund und zu wissen allen mächtigen Fürsten, Herzögen, Baronen und Rittern, denen Gott ein langes Leben schenken wolle, daß an dem und dem Tage des Monats, an dem und dem Orte ein sehr großes Waffenspiel und ein sehr edeles Turnier u. s. w. abgehalten werden soll, wie es von alten Zeiten her üblich ist. Die hohen Vorsteher und Führer dieses Turnieres werden sein u. s. w., und sehr edle und würdige Preise werden von den Frauen und Fräulein vertheilt werden. Ihr Herren, ihr seid gehalten, vier Tage vor dem Kampfe euch einzufinden, um euer Wappen an den Fenstern aufzuhängen; die Waffen, mit denen ihr gewaffnet sein sollt, sind folgende u. s. w.

Der Kampfplatz war um den vierten Theil länger, als breit und mit Eichenpfählen umzäunt, die äußere Umzäunung war höher, als die innere.

Am Tage vor dem Turniere legten die Herolde ihre Panzerhemden an und begaben sich, mit ihren Stäben in der Hand, auf die öffentlichen Plätze und riefen aus: „Höret, höret, höret! Man thut kund und zu wissen, daß morgen u. s. w.", dann hing man die Rüstungen und Wappen der Kämpfer auf; alsdann führten die Kampfrichter die Frauen und Fräulein dreimal im Kreise herum, damit sie die Ritter, die auf dem Kampfplatze auftreten sollten, kennen lernten. Wenn unter den Rittern sich einer befand, welcher Damen verleumdet hatte, so brauchte die Beleidigte nur seinen Helm zu berühren, und er wurde am andern Morgen streng bestraft; ebenso erging es denjenigen, welche schlimmere Verbrechen begangen hatten.

Der eines Verbrechens überführte Ritter wurde geschlagen bis er sagte: „Ich gebe mein Pferd." Alsdann schnitt man die Gurte seines Sattels ab und hing diesen an den Schranken des Kampfplatzes auf. Derjenige, welcher die Damen verleumdet hatte, wurde geschlagen, bis er schrie: „Gnade, Gnade!" und bis er versprach, von ihnen nicht mehr übel reden zu wollen. Wenn die Damen fürchteten, daß die Hitze des Kampfes die Ritter zu weit fortreißen möchte, oder daß die Schuldigen zu sehr bestraft würden, so ernannten sie einen Ehrenritter und gaben ihm eines ihrer prachtvoll geschmückten Kopfbänder, welches er auf die Spitze seiner Lanze steckte. Dies war sein Erkennungszeichen, und jeder Kampf mußte aufhören, sobald er das Gnadenzeichen auf den Schild des strafenden Ritters herabsenkte. Sobald die Damen sich gesetzt hatten, schmetterten die Trompeten, um die Kämpfer herbeizurufen. Bald darauf kam der Ausrufer mit seinen Leuten in der Vorhalle an. Bei seinem Eintritt in den Kampfplatz ließ er die Richter fragen, welchen Platz man ihm anweise. Man gab ihm einen der Seitenplätze. — Nun stellten sich die Kämpfer auf dem Kampfplatze einander gegenüber auf.

Die Herolde wiederholten ihren Ruf: „Höret, höret, höret! ihr tapferen Ritter!" Hierauf zerschnitt man die vor den Schranken ausgespannten Seile und der Kampf nahm seinen Anfang. Die Knappen hatten während des Kampfes das Amt, die Verwundeten vom Platze zu tragen oder sie mit Lanzenschäften, die sie trugen, zu beschützen.

Wenn der Kampf lange genug gedauert hatte, so bliesen die Trompeten zum Rückzuge, und die Herolde riefen: „Höret, höret! Reitet an das Banner und vertheilt euch in eure Reihen!"

Am Abend gab der Ehrenritter das Gnadenzeichen zurück, dann vertheilte man den Preis an den Sieger, der ihn kniend in Empfang nahm. Er küßte die Ritterfrauen und Fräulein, wenn es ihm Vergnügen machte.

Bei den Turnieren, die nur zum Vergnügen und zum Zeitvertreib stattfanden, war es verboten, sich der Lanzenspitze oder der Schneide des Schwertes zu bedienen. Man durfte bloß mit der ungebogenen Spitze oder mit der abgestumpften Schärfe schlagen.

Edelknaben und unerfahrene Ritterjunker kämpften mit hölzernen Schwertern und mit Lanzen von Kiehnholz. Ernste Kämpfe wurden mit schneidenden Schwertern und mit scharf gespitzten Lanzen geführt.

Der große Nutzen der Turniere ist für die Zeit, wo sie stattfanden, unverkennbar: sie waren zugleich die Kriegsschule. Die Ritter lernten in diesen gefährlichen Spielen angreifen und sich vertheidigen, fest zu Pferde sitzen, dem Gegner rasch ausweichen, und die Lanzenstöße und die Schwerthiebe unerschrocken aushalten. Die Turniere bildeten zugleich den Uebergang zu den prachtvollen Caroussel's, die nicht so blutige Spiele und den veränderten gesellschaftlichen Sitten mehr angemessen waren.

Sie waren auch ein Mittel, das Verdienst und die Race der Pferde kennen zu lernen. Es war eine große Empfehlung für ein Schlachtroß, wenn es sich in mehreren Waffenspielen ausgezeichnet hatte. Es erwarb sich dadurch jenen idealen Werth, welchen den Pferden der Wüste eine Reise nach Mekka und unseren jetzigen Pferden die Siege der Rennbahn verleihen.

Jetzt waren die eigentlichen Turniere nur noch eine jener alten Einrichjungen, welche sich nur durch die Macht der Gewohnheit erhalten, bis sie unwiderruflich beseitigt wurden.

Die Erfindung des Schießpulvers und die in der Kriegsführung eingetretenen Veränderungen hatten ihnen allen Werth und alle Bedeutung genommen. Die Kraft und der Muth eines oder mehrerer Ritter entschieden nicht mehr über das Schicksal der Schlachten. Die Turniere waren nur noch eine Gewohnheit, keine Nothwendigkeit mehr, und die scheinbar nur dem Vergnügen gewidmeten Einrichtungen verschwinden zur Ehre des menschlichen Geistes, wie wir es bereits bemerkt haben, aus einem Volke nach und nach, je nachdem sie den Charakter der Wirklichkeit verlieren, die allein die Ursache ihres Fortbestehens sein kann. Auf diese Weise verschwanden die Wagenrennen bei den Alten, weil die Sitte, auf Wagen zu kämpfen, nicht mehr an der Tagesordnung war; ebenso wurden die Gladiatorenkämpfe abgeschafft,

die, so abscheulich sie auch waren, dennoch eine Zeit lang ihren Nutzen hatten. Den Römern war es nämlich von großer Wichtigkeit, sich in der geschickten Handhabung des kurzen Schwertes zu üben, dem sie tausend Jahre hindurch so viele und große Siege verdankten.

Die bei uns eingeführten Turniere bestanden jedoch noch einige Zeit in den anderen Ländern Europa's fort. Die Kaiserin von Rußland ließ ein Turnier im Jahre 1766, und die Gräfin Orloff ein anderes in Moskau im Jahre 1811 abhalten; die brittische Excentricität versuchte das letzte im Jahre 1840 zu Eglington. Aber wenn man sich den Sitten und Gewohnheiten seiner Zeit widersetzt oder wenn man sogar den Lauf der Jahrhunderte aufhalten und ihn umkehren will, so ist es sehr schwierig, ja sogar unmöglich nicht in's Lächerliche zu fallen.

Wenn die Turniere den Charakter des Nützlichen beibehalten hätten, so würde man sie nicht unterdrückt haben; die Reiterspiele verschwanden jedoch nicht mit ihnen. Der Kampf Mann gegen Mann, der oft so traurig ausfiel, wurde durch Schulreiten, durch Ringelreiten und andere Uebungen ersetzt, welche fortwährend der deutschen Jugend Gelegenheit boten, sich gründlich im Reiten und Fechten auszubilden und zugleich zu den anziehendsten und prachtvollsten Schauspielen gehörten.

Das Wort „Caroussel" hat seine Wurzel im Lateinischen currus, und im Celtischen und Germanischen karre. Die Benennung Caroussel bezog sich ursprünglich auf jene alten Festspiele, auf welchen Wagen und Reiter paradirten und nach und nach die Pracht des Orients, die Reichthümer des römischen Reiches und die Galanterien der maurischen Völker zur Schau gestellt wurden. Wir haben schon gelegentlich von diesen Festen gesprochen; hier erwähnen wir sie nur noch deshalb, weil sie wieder eingeführt wurden, um an die Stelle der Turniere zu treten und einen Glanz auf die moderne Reitkunst zu werfen, welche sie, wie wir sogleich sehen werden, im höchsten Grade vervollkommnet haben.

Nach den Geschichtsschreibern geben wir im Nachstehenden die Schilderung eines Caroussels.

Dazu war erforderlich:

1) der Anführer und seine Adjutanten;

2) die Reiter einer jeden Quadrille;

3) ihre Herausforderungen, ihre Namen, ihre Kleider, ihre Devisen,

ihre Waffen, ihre Knappen, ihre Sklaven, ihre Läufer, ihre Pferde und Rüstungen;

4) die Personen, welche Gesänge vortrugen und Musik machten;

5) die verschiedenen Rennen und Gänge, welche die Reiter zu machen hatten, und für welche die Preise vertheilt wurden.

Die Zahl der Quadrillen ist mindestens vier und höchstens zwölf. Jede Quadrille bestand aus vier, bisweilen aus sechs, acht und zwölf Reitern, mit Ausnahme ihres Anführers. Es giebt zwei Arten von Quadrillen: die Quadrille der Angreifer und die Quadrille der Vertheidiger (oder Schutzquadrille und Trutzquadrille). Die defensive Quadrille ist die zahlreichste.

Die Vertheidiger sind diejenigen, welche das Carousel eröffnen, und welche nach den Herausforderungen, welche die Herolde ausrufen, den ersten Anlaß zum Beginn geben.

Die Angreifenden sind diejenigen, welche die Herausforderung annehmen.

Die Herausforderungen werden im Namen des Quadrillenführers erlassen. Sie enthalten gewöhnlich:

Den Namen und die Adresse derjenigen, welche die Vertheidiger herausfordern lassen; — die Ursache des Kampfes; — die Vorschläge, welche sie mit den Waffen in der Hand durchsetzen wollen; — den Ort und die Art des Kampfes; — den Namen der Vertheidiger, welche die Herausforderung schicken. —

Die Reitübungen und Reitspiele, welche bei den Herausforderungen üblich waren, sind folgende:

Das Pfahlreiten, — der Kampf zu Pferde, — das Ringelreiten, — das Kopfreiten und die Foule oder Fola.

Der Pfahl war ehemals ein Automat, welcher aus einem Stück Holz gemacht war, und einen geharnischten Mann darstellte, der auf einem Zapfen ritt. Dieser Automat mußte von dem Angreifer an die Stirn oder in das Herz getroffen werden; wenn dies nicht gelang, so drehte er sich mittelst eines Mechanismus schnell um, und schlug seinen Gegner mit der flachen Säbelklinge oder mit einem Sacke Erde.

Dieses Spiel stammt aus dem frühesten Alterthume. Wir haben gesehen, daß es bei den Römern gebräuchlich war; man nannte es das Pfahlspiel. In mehreren Gegenden Frankreichs nannte man es Jaquemard, welches eine geharnischte Figur von Holz war, die einen Schild trug. Er war in die Erde gesteckt und man übte sich, nach ihm zu schießen.

Obgleich der Pfahl von den Italienern bei den Carousfels eingeführt zu sein scheint, so war er doch schon sehr früh bei den deutschen Rittern gebräuchlich. Er hatte den Zweck, die Jugend in der Handhabung der Lanze und im Reiten zu üben. Im Roman der vier Söhne Haimons sieht man, daß Karl der Große den Ritter Reinald gegen den Pfahl kämpfen läßt, ehe er ihn empfängt. In gewissen Gegenden wird, seit undenklichen Zeiten, an einem bestimmten Tage des Jahres ein Pfahl in die Erde gesteckt und darauf ein Kasten gesetzt, der sich auf einem Zapfen dreht. Die jungen Leute steigen zu Pferde und rennen, mit hölzernen Lanzen bewaffnet, gegen den Kasten, bis er zerstoßen ist.

Das Kopfreiten soll deutschen Ursprungs sein. Es besteht darin, daß man hölzerne Köpfe, die auf die Erde gestellt oder auf Pfähle gesteckt werden, mit der Lanze oder mit dem Schwerte aufspießt, oder mit dem Pistole abschießt.

Die Kämpfe zu Pferde wurden mit der Lanze oder mit dem Schwerte ausgeführt. Nach dem Tode mehrerer Fürsten, welche hierbei getödtet oder schwer verwundet wurden, schaffte man die Kämpfe mit der Lanze allgemein ab; die übrigen Kämpfe haben sich bei den Caroussels und den militärischen Uebungen erhalten.

Das Ringelrennen oder Ringelreiten ist eine der schönsten und nützlichsten Uebungen der Carroussels. Es besteht darin, daß man, wie Jedermann weiß, einen auf einem Pfahle hängenden Ring mit der Lanze abzustechen sucht. Diese Uebung erfordert von dem Pferde eine große Gewandtheit und von dem Reiter eine sichere Hand.

Die Foule oder nach dem Italienischen die Fola ist das Carroussel im verjüngten Maaßstabe und der Prüfstein des vollkommenen Reitens. In der Fola führen die Reiter ihre Pferde nach dem Klange der Musik und lassen sie nach dem Takte der verschiedenen Musikstücke gehen. Sie führen mit den Pferden Tänze auf, wie es die Sybariten, die Mauren und die Italiener thaten. Die vollkommenste Dressur der Pferde besteht darin, sie an einen taktmäßigen Gang zu gewöhnen. Eine gut ausgeführte Fola ist eines jener seltenen und prachtvollen Schauspiele, wozu der prunkvolle Aufwand des Alterthums und der Enthusiasmus der müssigen Thätigkeit unserer Väter erforderlich war. Unsere Zeit muß auf diese Pracht verzichten, von der man sich nur einen Begriff machen kann bei dem Anblick der Vorstellungen, welche von

Kunstreitern gegeben werden, welche auf die ruhmreichen Erinnerungen einer Nation speculiren.

Die Carroussels blieben bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts üblich. Später wollen wir dasjenige beschreiben, welches im Jahre 1662 stattfand und welches das prachtvollste war, das man jemals gefeiert hat.

Turniere kamen noch in diesem Jahrhundert in Deutschland vor. So wurde ein solches vor den Kaisern von Oestreich und Rußland, sowie vor vielen anderen beim Wiener Kongreß versammelten Fürsten im Jahr 1814 gehalten. Der Ort, wo dies vor sich ging, war das kaiserliche Reithaus, welches oben mit einer schmalen Gallerie umgeben ist, und durch Kronleuchter so stark erleuchtet ward, daß es fast in Tageshelle strahlte. Es fand sich nur für 1000 Zuschauer Raum und diese waren Personen, welche ihres Ranges und ihrer Verbindungen wegen, Einlaßkarten vom Hofe erhalten hatten. Die Sitze an dem einen Ende des Hauses waren für die Monarchen und die am anderen Ende für die 24 Damen bestimmt, welche die Gegenstände der Verehrung waren, durch welche die Ritter zu den größtmöglichsten Leistungen angefeuert wurden. Um 8 Uhr erschallten die Trompeten, welche den Eintritt der Damen verkündeten, die von ihren Rittern auf den Ehrenplatz geführt wurden. — Es läßt sich denken, daß die kostbarsten Juwelen Wiens ihre Köpfe und Hälse schmückten. Ihre Kleider von Sammet und Spitzen waren mit Diamanten übersäet und je sechs trugen immer einerlei Farbe, nämlich schwarz, carminroth, scharlachroth und blau; an den Mänteln der Ritter fand man diese Farben wieder, ihr spanisches Kostüm war übrigens mit Gold und Silber garnirt. — Sobald die Damen sich gesetzt und die Ritter sich zurückgezogen hatten, ertönten die Trompeten von Neuem, um die Ankunft des Hofes zu verkünden. Als die Fürsten eintraten, entstand ein allgemeiner Jubel. Die beiden Kaiser ließen sich mit ihren Gemahlinnen in der Mitte der Vorderseite nieder; ihnen reihten sich sodann alle übrigen Fürsten nach der Rangordnung an. Sie waren in voller Uniform mit ihren sämmtlichen Orden geschmückt und bildeten die glänzendste Versammlung, die Europa nur aufweisen kann. — Jetzt erschallte eine kriegerische Musik und vier und zwanzig Ritter ritten auf prächtigen Rossen mit wallenden Mähnen in die Bahn. Die Farbe dieser Pferde war wegen ihres reichen Schmuckes kaum zu erkennen. Den Rittern folgten sechs und dreißig Edelknaben in einfach spanischer Tracht, die sämmtlich Rappen ritten. Jene näherten sich den Herrschern und neigten ihre Lanzen; hierauf wandten sie ihre Pferde

den Damen zu, denen sie dieselbe Ehrerbietung erwiesen. Nach empfangener Gegenbegrüßung verließen sie darauf die Bahn, vier von ihnen kehrten aber schnell zurück und die Kampfspiele nahmen ihren Anfang. Es waren zu diesem Ende Figuren mit Türken- und Mohrenköpfen aufgestellt, an denen ein Ritter nach dem anderen vorbeiritt, ihnen die Köpfe abhieb und sie wieder vom Boden aufspießte, wo denn Wunder der Tapferkeit gegen diese harmlosen Wesen ausgeführt wurden. Nachher ritten auch die übrigen Ritter, immer vier auf einmal, in die Bahn und setzten die Evolutionen mit vielen Veränderungen fort, während das Orchester fortwährend aufspielte. — Nachdem eine geraume Zeit über diese Spiele verflossen, veränderte sich die Scene und es erschienen alle Ritter und Knappen auf ein Mal, um Quadrille zu reiten. Hierauf folgte ein Ringelstechen u. s. w.

Die Pferde spielen in den Geheimnissen der Dämonologie eine große Rolle. Das schwarze Pferd der Leonore und sein höllischer Galopp sind hinlänglich bekannt; eben so das schwarze Pferd, auf welchem nach der griechischen Ballade der Geliebte der Arete reitet. Wer kennt nicht die Sage von dem wilden Jäger, dessen Gefolge auf lauter schwarzen Pferden reitet? Die schwarzen Pferde haben zu jeder Zeit in dem Verdacht gestanden, besondere Lieblinge des Geistes der Finsterniß zu sein. Ein schwarzes Pferd wurde ehemals als ein verhängnißvolles Thier betrachtet, welches seinem Herrn Unglück bringen mußte. Man würde kein Ende finden, wenn man alle Geschichten der schwarzen Pferde aufzählen wollte, auf welchen Teufel, Besessene, Verdammte, und bisweilen Belzebub selbst ritten. Wir wollen bloß die Geschichte eines Pferdehändlers, welche Walter Scott erzählt, hier kurz anführen:

Ein Pferdehändler hatte ein schwarzes Roß an einen ehrwürdigen Greis verkauft, der ihm zur Uebergabe des Pferdes einen Ort auf dem Berge Eldon um Mitternacht bezeichnete. Der Pferdehändler fand sich pünktlich ein; das Geld wurde in alter Münze gezahlt und der Käufer lud ihn zum Besuche in seiner Wohnung ein. Der Pferdehändler folgte ihm in einen sehr großen Stall, worin viele Pferde standen, die alle regungslos waren. Neben jedem Pferde stand ein ebenfalls regungsloser Krieger. „Alle diese Männer, sagte der Greis, werden am Tage der Schlacht bei Sheriffmoor aufwachen.“

Orderic Vital erzählt eine merkwürdige Gespenstergeschichte, die sich im zehnten Jahrhundert zugetragen haben soll. Als ein Priester in der Nacht

einen Kranken besuchen wollte, begegnete er einer Schaar Teufel und Verdammter, welche auf schwarzen Pferden ritten. Die Männer waren vollständig geharnischt und saßen auf riesengroßen Rossen; die Frauen saßen auf Frauensatteln, die mit feurigen Nägeln beschlagen waren. Um sich von der Wahrheit der Erscheinung zu überzeugen, wollte sich der Priester eines der unberittenen Pferde bemächtigen, welche diesem Zuge folgten.

Er stellte sich also mitten auf den Weg, und da ihm gerade ein Pferd entgegenlief, streckte er seine Hand aus. Das Pferd blieb stehen, um den Priester zu erwarten; es schnaubte mit den Nüstern und stieß eine große Rauchwolke aus. Hierauf stellte der Priester den linken Fuß in den Steigbügel, ergriff die Zügel, legte die Hand auf den Sattel; sodann fühlte er unter dem Fuße eine übermäßige Hitze, während eine unglaubliche Kälte ihm durch die Hand, welche die Zügel hielt, bis in seine Eingeweide drang.

Unterdessen kamen vier furchtbare Ritter herbei, welche mit schrecklichem Geschrei diese Worte ihm zubrüllten: „Warum nimmst Du uns unsere Pferde?“

Wenn die schwarzen Pferde in der Gewalt des Teufels waren, so gehörten die weißen Pferde den Engeln und wurden von ihnen geritten. So oft Gabriel oder Michael in den Legenden auftreten, reiten sie immer auf einem weißen Pferde. Auch wurde diese Farbe als ein Zeichen der Ehre und des Vorzugs betrachtet. Im Alterthum wurde von allen Völkern für die religiösen Feste stets ein weißes Pferd gewählt; wollte man Geschenke machen oder mußte man Tribut zahlen, so geschah dies auch mit weißen Pferden. Ebenso war es im Mittelalter der Fall. Die Päpste und die Kaiser zeigten sich öffentlich nur auf weißen Pferden. Es ist bekannt, daß der König Johann bei seinem Einzuge in London, ein prächtiges weißes Pferd ritt, während der schwarze Prinz neben ihm auf einem schwarzen Paradepferde saß.

Auf weißen Pferden ritten auch die verhängnißvollen Töchter Odin's; die Araber verherrlichen in ihren Liedern das weiße Roß, und auf einem weißen Pferde gewann Napoleon die Schlachten von Marengo, Austerlitz und Jena.

Unter den Zaubermärchen, in welchen des Pferdes gedacht wird, dürfen wir die lieblichen Feen der schottischen Berge und der bretagnischen Thäler nicht vergessen. Wenn die Pferde auf der Weide am Morgen feuchtes Haar und heißen Athem haben, so glaubt man, daß sie während der Nacht den Feen zum Reiten gedient haben. Ihre Mähne ist gelockt und in zierliche

Zöpfe geflochten. Das hat die Hand der Feen gethan. Die ganze Nacht haben sie sich mit den Pferden lustig und fröhlich auf den lichten Plätzen großer Wälder getummelt.

Schließlich erwähnen wir hier noch die „Klage über den Trab", jene alte mittelalterliche Erzählung, in welcher man unter Anderem zwei interessante Umstände bemerkt: erstens, daß im Mittelalter der Paßgang bei den Damen weit beliebter war, als der Trab; zweitens, daß die Damen mit Hilfe eines gewissen Mittels, das vielleicht heute noch anwendbar ist, sich vor dieser anstrengenden und beschwerlichen Gangart im andern Leben hüten und bewahren konnten.

Die Klage über den Trab.

„Es lebte einst ein reicher, muthiger und stolzer Ritter. Er gehörte zu den Rittern der Tafelrunde, an welcher König Arthus den Vorsitz hatte, der sich sehr gut darauf verstand, die braven Ritter zu ehren und sie großmüthig zu belohnen.

„Dieser Ritter hieß Lorois; unter seinen kostbaren Besitzungen war auch ein sehr schönes Schloß, mit Mauern und Gräben umgeben. In der Nähe desselben befanden sich Flüsse und Wälder, in welchen der Ritter oft zu angeln und zu jagen pflegte. Eines Tages, es war im Monat April, zur Zeit, wo das Grün der Wiesen sich erneuert und die Vögel mit ihren Gesängen wieder erscheinen, war der Ritter früh aufgestanden. Nachdem er einen mit Hermelin besetzten Scharlachrock und elegante Hosen angelegt und einen silbernen Gürtel umgebunden hatte, kam ihm die Lust an, in den Wald zu gehen, um die Nachtigall singen zu hören.

„Er befahl seinem Knappen, ihm sein Roß vorzuführen. Nachdem er seine goldene Sporen angeschnallt, sein Schwert mit vergoldetem Griff umgürtet und sein Pferd in Paßgang gebracht hatte, ritt er über blumenreiche Wiesen dem Walde zu. Schon glaubte er von fern die harmonischen Töne der Königin des Lenzes zu vernehmen, als ein sonderbares Schauspiel ihn davon ablenkte und seine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Achtzig junge, wunderbar schöne, reich geschmückte, heiter lächelnde Mädchen kamen aus dem Walde heraus geritten. Auf dem Kopfe trugen sie Rosenkränze, welche den süßesten Duft verbreiteten. Sie hatten weite, vergoldete, blousenartige Gewänder an, deren Gurtbänder an ihrer Seite herabhingen; denn es war sehr heiß. Alle ihre Pferde waren weiß und ihr Gang war, obschon rasch, dennoch sehr sanft; denn sie liefen so zu sagen im Galopp, und kein Pferd, selbst kein spanisches

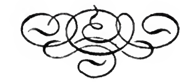
oder deutsches würde sie haben einholen können. Jede dieser achtzig Jungfrauen hatte einen Freund, der auf einem Schlachtrosse neben ihr ritt. Die Kleidung dieser jungen Herren war nicht weniger kostbar, als die der Damen; jeder trug einen mit Pelz verbrämten Rock und Mantel, goldene Sporen und Harnische, wie die Fürsten sie tragen. Während des Reitens sprachen sie süße Worte und warfen zärtliche Blicke auf ihre liebenswürdigen Begleiterinnen. Beim Anblick dieser wunderlichen Erscheinung kreuzigte sich der Ritter; aber wie ward ihm, als er auf einmal achtzig andere Damen aus dem Walde herauskommen sah? Nur hatten sie einen anderen Anzug und einen anderen Putz als die ersten. Sie ritten auf schlechten, schwarzen und mageren Kleppern, die schweißtriefend im Trabe hinter den Schlachtpferden, welche Lorois zuerst gesehen hatte, einherliefen. Dieser Trab war so hart und entsetzlich, daß der klügste Mann oder der größte Narr der Welt ihn nicht eine Stunde lang würde haben ertragen können, selbst wenn man ihm dafür fünfzehn tausend Mark Silbers versprochen hätte. Zum Gebiß hatten diese Schindmähren ungehobelte Lindenzweige; ihre Sattel waren an tausend Stellen geflickt, und die Damen, die darauf saßen, hatten weder Schuhe, noch Strümpfe. Ihre Kleidung bestand aus einem geflickten Rocke, der an tausend Stellen zerrissen war und über sie ergoß sich ein heftiger Regen und Schnée. Neben ihnen waren Reiter von finsterer Gestalt, mit zornigem Blick, welche alle Augenblicke auf diese Unglücklichen losschlugen, so daß sie vor Schmerz laut schrien.

„Der Ritter, der darüber noch mehr erstaunt war, näherte sich den Damen, welche solche Qualen zu dulden hatten und fragte eine derselben, was das traurige Schauspiel, dessen Zeuge er wäre, zu bedeuten habe. Die Dame konnte ihm nicht sogleich antworten; denn sie war ganz außer Athem. Endlich erwiderte sie ihm unter Schmerzen und Seufzern: „Ritter, wir danken Euch für Euer Mitleid; aber wir haben unsere Strafe wohl verdient, denn wir waren umbarmherzig. Die Damen, welche vor uns reiten, waren treue und zärtliche Gattinnen; wir aber hatten keine Liebe zu unseren Männern. Sie vergelten es uns jetzt, wie Ihr seht, und lassen uns keinen Augenblick Ruhe, um uns von unseren Schmerzen zu erholen. Ihr würdet vergeblich versuchen, einige von uns zu befreien; es würde Euch nicht gelingen. Gott selbst straft uns auf diese Weise.“

„Nach diesen Worten verdoppelte sich die Schnelligkeit der ganzen Schaar, und der erstaunte Ritter verlor bald die Erscheinung aus den Augen. Als

er in sein Schloß zurückgekehrt war, versammelte er alle jungen Mädchen seines Landes, erzählte ihnen die Geschichte und bat sie, sich vor dem Trabe in dem anderen Leben zu hüten, indem er hinzufügte, daß der Paßgang besser sei. Sie versprachen ihm eidlich, seine Bitte zu erfüllen, und die Chronik erzählt, daß sie alle Wort gehalten haben.

„Und jetzt, Ihr edelen Burgfrauen, die Ihr mir zuhöret, versprechet auch Eurerseits und haltet Wort; denn die sehr wahrhafte Erzählung, welche man „die Klage über den Trab“ nennt, ist nun zu Ende.“



Druck von R. Gensch in Berlin.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Geschichte des Pferdes.

Von

Dr. Karl Löffler,

Ritter des Sachsen-Ernestinischen Verdienstkreuzes, correspondirendem und ordentlichem Mitgliede der Société Imperiale d'Acclimatation zu Paris, der Société Imperiale zoologique zu Marseille, der Kaiserlichen Oestreichischen Landwirthschafts-Gesellschaft zu Agram, der Reale Academia di Agricoltura zu Turin, des Herzoglichen Vereins Nassauischer Land- und Forstwirthe x. x.

Zweiter Theil.

Berlin, 1863.

Verlag von L. von Warnsdorff.

Erstes Kapitel.

Das jetzige arabische Pferd. — Stammbäume. — Anekdoten. — Lamartine, Chateaubriand und Millevoie.

Unter allen Fragen, mit denen sich die hippologischen Schriftsteller beschäftigt haben und noch beschäftigen, ist keine mehr ventilirt worden, als die Frage über das arabische Pferd.

Nach den einen bezieht sich die Benennung „arabisches Pferd" auf alle orientalischen Pferde; nach anderen nur auf das Pferd, das innerhalb der Grenzen der arabischen Halbinsel gezüchtet worden ist.

Man hat auch behauptet, daß das arabische Pferd gar nicht existirte; daß es ein Mythus, eine Fiction war und daß die Völker des Alterthums es nicht kannten; daß es vielmehr ein neues Geschöpf sei, das ohne den Sand der Wüste keinen Werth habe.

Endlich hat man in Widerspruch mit der letzten Meinung die Ansicht ausgesprochen, daß das arabische Pferd einst wirklich existirte, daß aber seine Urform untergegangen und es jetzt nur noch eine Erinnerung, eine Ruine sei, wie Palmyra.

Aus den von uns angestellten Forschungen scheint sich jedoch zu ergeben, daß die Race der arabischen Pferde, die aus Arabien stammt, ebenso alt, wie die Welt ist; daß diese von Hiob und von vielen anderen Schriftstellern erwähnte und über den ganzen Erdkreis verbreitete Race sich in ihrem Vaterlande mit dem unverkennbaren Stempel der Aechtheit erhalten hat und daß man an ihrem wirklichen Vorhandensein und ihrer Erhaltung nicht zweifeln kann. Diese beiden Thatsachen werden durch Beweise, die man aus der Vergleichung der Kennzeichen, der Eigenschaften und der Körperbildung gezogen hat, bestätigt.

Die Erkennbarkeit hat ihren Grund in dem guten instinktiven Glauben, dem das eigennützige Interesse Vorschub leistet. Der Araber, dessen Freund, Gefährte, Broderwerber und Retter das Pferd ist, hat ein Interesse daran, die Race seiner Pferde rein zu erhalten, so wie der Schäfer an der Reinerhaltung der Race der Schafe, deren Wolle seinen Reichthum bildet, ein Interesse hat. Die Araber führen gewissenhaft und regelmäßig Geschlechtsregister und Stammbäume über ihre Pferde; bei einigen Stämmen der Araber müssen die Geburt der Fohlen und die verschiedenen Phasen ihres Lebens durch Zeugen bestätigt werden. Man hat die Frage aufgeworfen, ob man diesen Genealogien einen unbedingten Glauben schenken könne. Der gelehrte Lawrence, dessen Urtheilen wir gern beitreten, ist der Meinung, daß die Tom N... und die John S... an den Ufern des Euphrat ebenso gut Betrüger sein können, als wenn sie an den Ufern der Themse geboren wären; wir könnten hier noch die Pferdezüchter manches anderen christlichen Flusses anführen. Im Allgemeinen jedoch, sagt Lawrence, kann man sich auf authentische Zeugnisse verlassen, und indem er von einer Genealogie spricht, die wir weiter unten anführen werden, fügt er hinzu: „Von Rabbamy und Lahahdahah. Dies genügt. Der Vater und die Mutter sind bekannt und stammen aus reiner Race ab; dies ist ebenso gut, als wenn wir z. B. sagten: Sorcerer und Eleonore. Es ist klar, daß, wenn das Pferd, das verkauft werden soll, diese Stammtafel trägt, dies nur in dem Lande bestätigt werden kann, wo das Pferd geboren, wo die Pferdezucht eine Hauptbeschäftigung der Nation ist und wo die Aechtheit der Genealogien der eingeborenen Race für einen höchst wichtigen Gegenstand gehalten wird."

Die Eigenschaften sind die vorzüglichste Bestätigung der Genealogie. Was würde sonst eine Genealogie ohne Beweise für einen Werth haben? Wie viele Irrthümer können sich nicht in die am Besten bezeugte und bewiesene Abstammung einschleichen? und wie viele Söhne giebt es nicht, die ihrer Väter unwürdig sind? wie viele Ursachen giebt es nicht, welche das Temperament oder die Körperbildung des Indviduums modifiziren, so daß es ausartet und unfähig wird, die Eigenschaften, deren Keim in ihm erstickt wird, zu entwickeln und zu erhalten?

Auch haben die Araber und ihre Nachahmer, die Engländer, Proben der Schnelligkeit und der Kraftentwickelung als letzten Beweis für die Aechtheit des Blutes angestellt. Die Araber beurtheilen die Zuchtstuten nur nach ihrer Schnelligkeit, ihrer Energie und ihren Arbeitsleistungen. Die Hengste werden

ebenfalls nur aus den Pferden ausgewählt, die sich bei der Verfolgung der Feinde oder bei der Führung der Karawanen, bei der Straußenjagd oder bei den großen Pilgerfahrten ausgezeichnet haben.

Die Körperbildung muß endlich auch eine der Grundlagen zur Beurtheilung des arabischen Pferdes sein, weil die Schönheit kein Ideal und keine Chimäre, sondern ein göttliches Siegel ist, das der Schöpfer jedem Werke seiner Hand aufgedrückt hat. Sie ist eine Vollkommenheit, die mit allen anderen Vollkommenheiten zusammenhängt. Die Araber legen jedoch wenig Werth darauf; sie betrachten im Allgemeinen nur die zwei Kennzeichen: das Blut und die Eigenschaften; aber es ist eine wunderbare Eigenthümlichkeit des Bodens und des Klimas, daß Arabien dem Pferde ein unverkennbares Gepräge giebt oder ihm dasselbe wieder ersetzt, wenn Verhältnisse es auf einige Zeit verändert haben. Gleich dem Menschen, der in Eden vollkommen erschaffen war, scheint das arabische Pferd nicht die verhängnißvolle Frucht genossen zu haben, welche in den anderen Ländern der Erde das Pferdegeschlecht dem Gesetze der progressiven Ausartung unterwirft. Der Körperbau, der für die Araber nur von sekundärem Interesse ist, hat für die anderen Völker eine wesentliche Wichtigkeit.

Die Araber unterscheiden drei Arten von Pferden: die reine und alte Race, die vermittelst der Stuten des Propheten und der Gestüte Salomo's bis in unvordenkliche Zeit hinaufsteigt; die gemischte Race und die Race der gemeinen Pferde. Diese Klassifikation ist eine rationelle und wird offenbar in jedem Lande angenommen, wo das Pferd Gegenstand der sorgfältigsten Aufmerksamkeit ist. Sie entspricht unserer Eintheilung in Vollblut, Halbblut und einheimische Race. Aber was dem Zweifel ein weites Feld eröffnet, das ist die Abstammung dieser erhabenen Race, die von den Dichtern und Geschichtschreibern so oft gepriesen wird. Jeder Volksstamm rühmt sich, sie zu besitzen, jeder Reisende, sie entdeckt zu haben, und jeder Käufer, diesen kostbaren Schatz erworben zu haben. Diese Race wird übrigens von den Schriftstellern mit verschiedenen Namen bezeichnet. Die gewöhnlichsten Benennungen sind folgende: Kahel, Kaheile, Kailhan, Kohail und endlich Kochlani. Wie es sich auch mit dem Namen verhalten möge, so viel ist gewiß, daß es in Arabien eine besondere höhere Race giebt, welche in viele Familien und namentlich in fünf Unterracen eingetheilt ist, die von den ägyptischen Stuten abstammen sollen. Wir sagen daher mit mehren Schriftstellern, welche diesen Gegenstand behandelt haben, daß es in Arabien eine

reine Race giebt, die sich unter allen Verhältnissen des Landes unvermischt erhalten hat, wozu die Liebe zum Pferde, das Bedürfniß, eine kräftige Gattung zu erziehen, die Religion und sogar der Fanatismus beigetragen haben; wir sagen, daß trotz des Schwindels und des Charlatanismus, die unter dem Zelte des Arabers eben so gut, wie unter dem Dache des europäischen Kaufmanns ihr Wesen treiben, Arabien noch jetzt die Blume der Renner der Wüste, die Pferderace Hiob's und der Kalifen besitzt.

Für uns giebt es daher kein Pferd von reiner arabischer Race, weil wir es unter dem Zelte eines Scheiks von Oman, von Yemen oder von Nedjib gefunden haben; denn nicht Alle, die aus Israel kommen, sind Israeliten; sondern wir geben den vornehmen Titel „arabisches Pferd" nur dem edlen Thiere, welches alle Bedingungen der Genealogie, der Körperbildung und der von uns beschriebenen Vollkommenheiten erfüllt, mag es nun aus Irak, Yemen oder Maskate kommen. Wozu hat man übrigens auch so viele Formalitäten nöthig, um das orientalische Vollblut zu erkennen? Ist es denn gewiß, daß die Araber die Geburt ihrer Fohlen gewissenhaft in die Geschlechtsregister eintragen lassen? Haben sie ein regelmäßiges und genaues Stud-book oder Hudsche? Besitzt nicht das reinste Vollblutpferd in der zehnten Generation einen Fehler, der wider seine Abstammung zeugt? Und welchen Werth haben für uns die Stammbäume, Urkunden und Bücher, die in einem am Halse des Pferdes aufgehängten Beutel getragen werden? Welchen Werth haben für uns die mehr oder weniger glaubhaften Zeugnisse der Käufer und Verkäufer? Wer erkennt nicht das ächte arabische Pferd auf den ersten Blick an dem Schnauben seiner brennenden Nüstern, an der wallenden Seide seiner Mähne, an dem aristokratischen Hufe seines Fußes? Wenn du Maler, Dichter oder Stallmeister wärest, würdest du nicht sogleich unter hundert, ja, unter tausend Pferden, den Abkömmling Mesroor's und Borak's erkennen? Der zierlich geformte Fuß; der starke und muskulöse Schenkel; der schön gerundete Körper; der kräftige Rücken; der edle Hals; der Kopf, wo Geist und Verstand zu leuchten scheinen; das so ruhige und tiefe Löwenauge; die wallende Mähne, die im Winde sich wie ein wedelnder Fächer bewegt; die feine Haut, durch welche man das Spiel der Muskeln und den regelmäßigen Umlauf des Blutes zu erkennen scheint: dies Alles ist nur die Skizze des arabischen Pferdes; aber diese Kennzeichen sind ihm so eigenthümlich, daß, wenn wir es nur einmal gesehen oder auch nur gedacht

haben, wir es sogleich, wenn es uns begegnet, wieder erkennen und ausrufen werden: Das ist es!

Wer nur einmal in seinem Leben ein arabisches Pferd gesehen hat, vergißt es nie wieder; wer nur einmal in seinem Leben auf einem arabischen Pferde geritten ist, glaubt beständig die sanften Bewegungen seines geschmeidigen und biegsamen Rückens zu empfinden; er bildet sich ein, auf dem Rücken jener fabelhaften Drachen zu sitzen, welche bald auf der Erde liefen, bald sich in die Luft erhoben.

Wir haben gesagt, daß nicht alle Gegenden Arabien's den Pferden, welche sie züchteten, ein und dasselbe Gepräge gaben. Dasselbe gilt von allen Ländern und von allen Klimaten. Die geringste Veränderung in der Luft, in der Nahrung, in der Pflege macht sich an dem Individuum bemerkbar, und auf die Länge der Zeit wird dies auch sogar an der ganzen Gattung erkannt.

Man muß also in Arabien hauptsächlich die verschiedenen Familien, von denen wir sogleich sprechen werden, unterscheiden.

In erster Reihe stehen die Pferde von Irak. Irak ist das Land, welches an den Ufern des Euphrat, zwischen Bagdad und Bassora liegt. Es besitzt ausgezeichnete Weideplätze, einen fruchtbaren Boden und seine Bewohner treiben einen ausgebreiteten Handel. Irak wurde seit den ältesten Zeiten als das Vaterland der schönsten arabischen Pferde betrachtet. Hier namentlich findet man noch die Race der Kochlani in ihrer ursprünglichen Wiege. Was die Vollblutpferde von Irak besonders auszeichnet, das ist der schöne Ausdruck ihres Kopfes, ihre großen und lebhaften Augen, und ihre breite und freie Stirn, das Zeichen des bei allen Individuen dieser herrlichen Familie so wunderbar entwickelten Verstandes.

Das Pferd von Irak ist größer und stärker, als das Pferd von Nedjid: es ist auch kräftiger als dieses in der Ertragung von Strapazen. Wenn es nicht den eleganten Körperbau, wie dieses hat, so gewöhnt es sich bei den Völkern des Nordens leichter an den Trab. Diese Race wird hauptsächlich in der Gegend von Bagdad, Orfa und Bassora gefunden; aber man muß die Abkömmlinge derselben schon kaufen, wenn sie noch Fohlen sind; denn sie sind so sehr geschätzt, daß sie von den arabischen Stämmen, von den Persern, Türken und Engländern sehr bald abgeholt werden.

Auf die Pferde des Irak folgen zunächst die Pferde des Nedjid. Dies ist das Land, welches im Alterthum das peträische Arabien hieß, eine gebirgige und von Sandwüsten durchschnittene Gegend. Auf dem trockenen und

steinigen Boden dieses Landes gewöhnt sich das Pferd an Entbehrungen, an schnelles Laufen und lange Reisen. Die Pferde von Nedjid sind daher wegen ihrer Schnelligkeit und Energie sehr berühmt. Wie alle Gebirgspferde haben sie eine starke Natur und einen schlanken Körperbau; sie sind im Allgemeinen klein; aber sie haben kräftige Muskeln und eine hohe Stirn. Da sie in einem unfruchtbaren und dürftigen Lande nicht immer ihre natürliche Nahrung finden, so zwingt sie die Nothwendigkeit, Alles zu fressen. Die Kameelmilch, die Datteln, das getrocknete und zu Pulver geriebene Fleisch, und sogar gekochtes Fleisch und Fleischbrühe müssen ihnen die Gerste und die von den Südwinden getrockneten Kräuter der Thäler ersetzen.

Irrthümlich giebt man bisweilen den Namen Nebidi einer Pferderace, die in ganz Arabien verbreitet ist und die ursprünglich aus Nedid stammen soll; denn dies Land soll nach einigen arabischen Mährchen das ursprüngliche Vaterland des Pferdes sein. Aber diese angebliche Nedjidrace ist nur eine Varietät der Race Kochlani. Man darf jedoch nur dasjenige Pferd als Pferd aus Nedjid ansehen, welches unzweifelhaft aus diesem Lande stammt und mehr oder weniger reinen Familien angehören kann.

Die Pferde von Yemen sind diejenigen Pferde, welche in diesem himmlischen Lande, einem der schönsten Theile des ehemaligen glücklichen Arabien's, geboren sind. Ueber dasselbe herrschte einst die Königin von Saba, welche dem Könige Salomo die schönsten Pferde ihrer Gestüte zum Geschenk machte. Dieses Land ist noch heute durch seine ausgezeichneten Pferderacen berühmt. Alle Pferde Yemen's sind muthig und feurig; die schönsten und besten findet man jedoch in der Gegend von Dschof. Diese haben eine große Aehnlichkeit mit den Pferden von Irak, von denen man sie sogar schwer unterscheiden kann. An Schnelligkeit und Gelenkigkeit geben sie übrigens den Pferden von Nedjid nichts nach. Diese Pferde sind sehr theuer, und werden von den Scheiks und Paschas Arabien's als Reitpferde sehr geschätzt.

Herrliche Pferde liefert Oman, ein reiches und fruchtbares Land, das an der äußersten Grenze Arabien's liegt und dessen Hauptstadt Maskate ist. Diese Pferde sind im Allgemeinen groß und stark, was sonst die arabischen Pferde nicht sind. Sie gleichen den kleinen occidentalischen Vollblutpferden, und besitzen vortreffliche Eigenschaften; aber sie haben nicht die unverkennbaren Merkmale, wodurch sich die übrigen arabischen Racen unterscheiden.

Die Ufer des rothen Meeres, von Suez bis nach Mekka, ernähren ausgezeichnete Pferderacen, von denen mehre aus dem besten Vollblut abstammen.

Diese Pferde sind größer als die aus Mittelarabien; sie haben einen sehr hohen Preis und werden größtentheils nach Aegypten ausgeführt.

Das Land Barheim, das durch seine Perlenfischerei im persischen Meerbusen berühmt ist, besitzt auch ausgezeichnete Pferde; in dieser Beziehung ist jedoch besonders die Insel dieses Namens weit und breit bekannt. Reisende erzählen, daß sie auf dieser Insel Stuten von der größten Schönheit gefunden haben, die so sehr gesucht waren, daß sie zwischen zwei Stämmen dieses Landes die Ursache zu einem blutigen Kriege, der schon seit einem halben Jahrhunderte fortdauert, geworden sind.

Die Araber sind heute noch Nomaden, wie sie es zur Zeit der Patriarchen waren; sie leben unter Zelten, die sie nach den Jahreszeiten, nach den Befehlen der Scheiks und den Bedrängnissen des Krieges bald hier, bald dort aufschlagen. Jeder Araber, selbst der Aermste unter ihnen, besitzt wenigstens ein Pferd, bisweilen mehre; aber auch oft gehören ein Pferd von hohem Werthe und besonders eine Stute von vorzüglicher Race mehren Eigenthümern. Der Fürst Pückler-Muskau erzählt von einer Stute, die sechs Herren gehörte; vier von diesen besaßen jeder ein Bein; der fünfte war Eigenthümer des Schweifes, und der Kopf gehörte dem sechsten.

Die Araber reiten fast nur Stuten; sie sind der Meinung, daß sie Strapazen und Entbehrungen besser und leichter ertragen können; daß sie gutmüthiger sind und nicht so oft wiehern. Andererseits ziehen sie von ihnen wegen des bedeutenden Pferdehandels, den sie mit allen Nationen treiben, einen größeren Vortheil.

Wenn einem Araber ein Fohlen geboren wird, so läßt er seine Geburt und seine Abstammung gewissenhaft bestätigen. Zeugen werden gestellt; das Fohlen wird in das Hudsche oder in das genealogische Register eingetragen. Das Zeugniß über die Abstammung des Fohlen wird in einen kleinen ledernen, mit Wachsleinwand überzogenen Beutel gesteckt und dem Pferde um den Hals gehängt. Ungeachtet der übertriebenen, dem arabischen Charakter eigenthümlichen Betheuerungen, welche in den Zeugnissen enthalten sind, verdienen sie im Allgemeinen doch Glauben, und die Araber treffen unter sich außerordentliche Vorsichtsmaßregeln, um die Einschleichung von falschen Angaben und Betrügereien in die Stammbäume zu verhindern.

Die Zeugnisse haben verschiedene Formeln, von denen wir einige hier anführen wollen:

„Im Namen des barmherzigen Gottes, des Herrn aller Geschöpfe! Der

Friede und das Gebet sei mit unserem Herrn Mohammed und seiner Familie und seinen Schülern bis an den Tag des Gerichts, und der Friede sei mit allen denen, welche diese Schrift lesen und ihren Inhalt begreifen werden.

„Die gegenwärtige Verhandlung betrifft das Fohlen Obeoian aus der echten Race Saklawi; es ist graubraun, mit vier weißen Füßen und einem weißen Fleck auf der Stirn; seine Haut ist ebenso glänzend und rein, wie der Honig, und es gleicht jenen Pferden, von denen der Prophet gesagt hat: „eine edle und muthige Pferderace ist wahrer Reichthum;“ und von denen Gott gesagt hat: „die Kriegspferde sind solche, welche sich mit stark schnaubenden Nüstern auf den Feind stürzen und solche, die am frühen Morgen in den Kampf eilen.“ Und Gott hat die Wahrheit gesagt in seinem unvergleichlichen Buche. Dieses Fohlen Saklawi ist gekauft worden von Kosrein, dem Sohne Emeits, aus dem Stamme der Zebara. Der Vater dieses Fohlens ist das ausgezeichnete braune Pferd Namens Merdscha, aus der Race Koheilan; seine Mutter die berühmte Saklawi-Stute und heißt Dscherua. Nach dem, was wir gesehen haben, betheuern wir hier auf unsere Hoffnung glückselig zu werden, und auf unsere Gürtel, o ihr Scheiks der Weisheit und ihr Pferdebesitzer, daß dieses graue, vorstehend bezeichnete Fohlen edler ist, als sein Vater und seine Mutter, und dies bestätigen wir nach unserem besten Wissen durch diese giltige und vollständige Verhandlung.

„Gott, dem Herrn aller Geschöpfe, werde Dank dargebracht!

„Geschrieben den 16. Safar des J. 1223.“

„Im Namen des barmherzigen Gottes, von dem wir Schutz und Hilfe erwarten. Der Prophet hat gesagt: Mein Volk trete niemals zusammen, um ungesetzliche Handlungen zu begehen.

„Der Gegenstand dieser ächten Urkunde ist folgender: Wir Unterzeichnete erklären, bezeugen, bestätigen vor dem höchsten Wesen und schwören bei dem Schicksal und bei unseren Gürteln, daß die Stute M. N. . . . ., alt . . Jahre und bezeichnet mit . . . ., im dritten Grade und in direkter Linie von edlen und berühmten Vorfahren abstammt, weil ihre Mutter aus der Race N. N. . . . und der Vater aus der Race N. N. . . . geboren ist und sie selbst in sich alle Eigenschaften dieser edlen Thiere vereinigt, von denen der Prophet gesagt hat: „Ihr Schoos ist eine Kiste mit Gold und ihre Schenkel sind ein Ehrenthron.“ Kraft des Zeugnisses unserer Vorgänger versichern wir noch einmal, daß die genannte Stute in Betreff der Abstammung ebenso rein und ungemischt

ist, wie Milch; und wir bezeugen eidlich, daß sie durch die Schnelligkeit ihres Laufes und durch die Gewohnheit, Strapazen, Hunger und Durst zu ertragen, berühmt ist. Nach unserem eigenen Wissen und nach Hörensagen haben wir das gegenwärtige Zeugniß ausgestellt: Gott aber ist der beste aller Zeugen!"

„Im Namen des gnädigen und barmherzigen Gottes, des Herrn Mohammed, des Propheten Gottes und der Gefährten Mohammed's! Dank und Ehre sei Gott, dem allmächtigen Schöpfer dargebracht! Dieses Pferd ist von reiner Race; sein Milchzahn liegt in einem Beutel, der an seinem Halse hängt. Dieser Beutel enthält auch seine Genealogie zum unverwerflichen Zeugniß, dem kein Anhänger Mohammed's seinen Glauben versagen kann. Sein Vater ist Rabbamy und seine Mutter Lahahdabah, die beide gleich ausgezeichnet sind und dem Stamme Zazahalah angehören. Sein Körperbau ist einer der feinsten; es läuft wie der Strauß und sein Haar ist weich. Zu seinen ehrenwerthen Vorfahren zählt es Zalikah, den Vater Mahat's, des Vaters Kellak's, und den berühmten Alket, den Vater von Manasseh, dem Vater von Alsheh, dem Stammvater der Race, aus welcher das berühmte Pferd, der Vater von Lahalala stammte. Es hatte immer in Ueberfluß Heu, Hafer und frisches Wasser, welche ein gesundes Leben verleihen. Mögen tausend Zweige seinen Leib schützen vor den Angriffen der Hyäne, der Freundin der Gräber und vor dem Wolfe, der in der Wüste heult! Möge der Stamm Zazahalah, wenn er sich an einem Festtage beim Aufgang der Sonne zu Tausenden versammelt hat, dieses Pferd in ein mit den Himmelszeichen geschmücktes Zelt führen und auf seinen Rücken einen Sattel legen, auf welchem der Familienname seines Besitzers glänzen wird! Mögen sie alsdann mit den Händen laut und unabläßig Beifall klatschen und Gott bitten, daß er dem Stamme Zoab Gnade gewähre!"

Die Geburt eines Fohlen ist für den Araber ein Festtag. Die Araber haben, wie ein Schriftsteller sagt, die Sitte, bei drei feierlichen Gelegenheiten sich großer Freude zu überlassen: 1) wenn die Zuchtstute ein hoffnungsvolles Fohlen zur Welt bringt; 2) wenn ihm ein Sohn geboren ist und 3) wenn ein Dichter erscheint. Was kann es Vollkommneres und Gerechteres geben, als diese Trilogie, die das Herz aller Männer klopfen macht: den Ruhm, die Ehre und das Vergnügen! Der Beduine, den der trockene Hauch der Civilisation noch nicht verdorben hat, setzt seinen Ruhm in den Besitz eines schnellen Pferdes, seine Ehre in den Besitz eines Sohnes, in dem er sich wieder auf-

leben sieht, und seine Freude in das Anhören von Mährchen, das für ihn der Vorgeschmack des Himmels ist.

Das Pferd des Arabers ist ein Mitglied seiner Familie: das Fohlen und die Stute leben in dem Zelte mit der Frau und den Kindern, und werden von diesen geliebkost und wie Freunde behandelt; sie nehmen an ihren Festen Theil und dulden mit ihnen dieselben Schmerzen. Wenn Gerste und Datteln in Ueberfluß vorhanden sind und wenn die Jahreszeit es gestattet, auf fette Weide zu gehen, dann ist Alles entzückt und hüpft vor Freude: die Kameelmilch fließt in Strömen und das Fohlen sättigt sich an diesem süßen Getränk, das es neckend den jungen Kindern des Arabers streitig macht, und wenn sie genug gegessen und getrunken haben, so schlafen sie alle mit einander ein; die Beine der Menschen verschlingen sich in die Beine der Pferde, und die Haare der Menschen verlieren sich in der weichen Mähne der vierfüßigen Schläfer; aber wenn das Wetter schlecht ist, wenn der Krieg das Land verwüstet und die Stämme arm gemacht hat, wenn der Simum tobt und heult, wenn die Wüste kein Wasser hat, wenn die Quelle der Oase ausgetrocknet ist, dann macht sich dieselbe Noth in aller Herzen fühlbar; in dem Zelte erschallt kein Wiehern und kein Lachen; das Pferd, welches das letzte Futter gefressen und den letzten Wassertropfen getrunken hat, kann nichts mehr verlangen; es ergiebt sich in sein Schicksal und wirft einen traurigen Blick auf die traurige Familie, deren Freude und Stolz es noch ist.

Das Fohlen ist Pferd geworden; es zählt zwei Jahre und etwas mehr; nun beginnt für dasselbe ein schweres und einförmiges Leben. Es bietet dem ersten Reiter keinen Widerstand; sein Rücken, sein Kreuz, sein Hals sind bereits an die Hand des Menschen gewöhnt. Hat es nicht bereitwillig allen Kindern seines Herrn seine Seite dargereicht? Jetzt legt man ihm ein schweres Rüstzeug an; man klemmt in sein Maul ein außerordentlich hartes Gebiß; der Araber besteigt es, und wenn er seine Füße nicht mit den Sporen des Europäers versehen hat, so bedient er sich, um seinen Renner zum schnelleren Laufe anzutreiben, der einen Spitze seines eisernen Steigbügels, der noch hundertmal härter und hundertmal grausamer ist. Ach! wodurch, du arme Gazelle, die du so sanft, so klug, so schnell und so liebenswürdig bist, hast du es verschuldet, daß diese Folterwerkzeuge dein Loos sind, während schöne Sultaninnen dich an bunten Bändern führen, dein Sattel mit der Wolle der Angoraziegen gepolstert wurde und Worte genügen müßten, dich auf das Schlachtfeld zu treiben, ohne daß es jenes mörderischen Steigbügels bedürfte,

der deine Seiten zerfleischt? Aber wir haben es schon gesagt, dieses ganze Rüstzeug ist aus dem Norden gekommen; wir, wir haben dir diese Foltern gebracht; man erkennt Europa an seinen Geschenken.

Aber die Araber der Gebirge haben bis heute das einfache Rüstzeug ihrer Väter beibehalten; ein leichter Zügel, eine mit Eisen beschlagene Halfter, ein einfacher Sattelgurt, ein Paar Schnüre als Steigbügel, das ist die ganze Ausrüstung einer schönen Stute mit diamantenen Augen. Nur die Anführer und Häuptlinge, welche größtentheils türkischen Ursprungs sind, machen von diesen barbarischen Instrumenten Gebrauch, bei deren Anblick das Herz der alten Araber seufzt; denn das schreckliche Gebiß mit der eiförmigen Kinnkette, welches wir gewöhnlich arabisches Gebiß nennen, nennen sie türkisches Gebiß und schreiben die Erfindung desselben ihren Beherrschern zu.

Jetzt kommt die Lernzeit; denn wir haben es gesagt: vergeblich stammt das junge Pferd von einer edlen Race ab; es muß, wie die alten Ritter, seine Sporen verdienen. Nach einer Abrichtung von einigen Tagen besteigt der Araber sein Roß; er treibt es über Felsen und Sandebenen, er spornt seine Seiten mit seinem breiten Steigbügel; ohne Ruhe und ohne Rast läßt er es über einen Raum von 150,000 bis 180,000 Fuß springen; dann stürzt er es, von Schweiß triefend, rauchend und zitternd in ein ziemlich tiefes Wasser und zwingt es zum Schwimmen; hierauf steigt er ab, hält ihm den Futtersack vor, und wenn das brave Pferd gut und gierig frißt, dann erst sagt man, daß es seiner Race würdig sei, und sein Ruf ist im ganzen Stamm verbreitet.

Am Tage wird das Pferd, vollständig gesattelt und gezügelt, vor der Thüre des Zeltes angebunden, es wartet auf seinen Herrn und bewacht ihn; oft verkündigt sein Wiehern die Ankunft des Feindes, sein Blick erkennt den Schakal und die Hyäne, sein Ohr lauscht dem leisesten Geräusche, das aus dem Gebirge kommt, als aufmerksame Schildwache meldet es durch einen freudigen Laut den Freund, und den Feind durch ein kriegerisches Geschrei an.

Die Araber binden gewöhnlich ihre Pferde an einem Beine fest, die drei andern bleiben frei. Die Kette ist an einen Pflock befestigt, der in der Erde steckt. Wer ächte arabische Wüstenpferde in Europa gesehen hat, der weiß, wie diese herrlichen Thiere ihren Kopf senken, indem sie so weit als möglich gegen die liebkosende Hand vorwärts schreiten, aber immer den einen Fuß fest stehen lassen, als ob er in dem Boden wurzelte; das ist eine rührende

Erinnerung an ihre Jugend; sie glauben sich immer noch neben dem Zelte zu befinden und scheinen bereit zu sein, auf den Sandozean zu springen.

Die Araber haben, aus Furcht vor dem bösen Blick, wenig Lust, ihre Pferde den Fremden zu zeigen; sie rufen den großen Macha-Allah an, daß er sie davor schützen soll. Sie glauben auch, daß gewisse Zeichen den Pferden oder den Reitern, die darauf sitzen, Unglück bringen, daß hingegen andere Zeichen Glück bedeuten, und sie gehen um keinen Preis demjenigen, die diese Zeichen tragen, aus dem Wege.

Die Araber geben ihren Pferden allerlei Arten von Futter; aber die vorzüglichsten Futterarten sind Gras, Gerstenstroh und besonders Gerstenkörner, aus denen in allen südlichen Ländern die erste und beste Nahrung des Pferdes besteht. Die Kameelmilch wird den Fohlen statt der Milch ihrer Mutter gegeben, und sogar erwachsenen Pferden wird sie bisweilen nicht vorenthalten: dieses Getränk, nach welchen sie sehr lüstern sind, bildet eine kräftige und stärkende Nahrung. Endlich geben sie ihnen auch Datteln und manchmal, wie wir bereits gesagt haben, getrocknetes und gepulvertes Fleisch; man sagt sogar, daß die armen Bergbeduinen in der Gegend von Hadramant ihren Pferden getrocknete Fische geben.

Ein englischer Schriftsteller hat das Lieblingsvergnügen der Araber, die Straußenjagd auf folgende Weise beschrieben:

Die Straußenjagd ist ein ausschließliches Vergnügen eines vierten Theiles der Erde. Die Araber Afrika's richten ihre Pferde zur Straußenjagd, wie unsere Sportsmen zur Hasenjagd ab. Diese Belustigung findet in ihren unermeßlichen Wüsten statt. Sobald sich der Strauß blicken läßt, beginnt die Jagd: das Pferd läuft anfänglich nur in kurzem Galopp, um den Vogel nicht aus dem Gesichte zu verlieren und ihm nicht einen solchen Schreck einzuflößen, daß er sich genöthigt sieht, aus Furcht die Ebene zu verlassen und in das Gebirge zu fliehen. Unter allen bekannten Thieren, die sich ihrer Klauen zum Laufen bedienen, soll der Strauß das schnellste sein. Wenn aber dieser Vogel sich verfolgt sieht, so läuft er, sei es aus Unkenntniß der Gefahr oder im Vertrauen auf seine Schnelligkeit, anfänglich nicht sehr rasch. In dieser Lage gleicht sein Lauf dem eines Mannes, der aus Leibeskräften flieht. Seine Flügel bewegen sich wie zwei Arme und diese Bewegung entspricht der Bewegung seiner Beine. Bald jedoch nimmt seine Schnelligkeit zu und entzieht ihn dem Gesichtskreise der Jäger; aber anstatt wie der Hase gerade aus zu laufen, läuft er im Kreise, wodurch für die Jäger eine Abkürzung des

Weges entsteht. Da er bald ermüdet und da er nun die Unmöglichkeit sieht, zu entfliehen, so sucht er den Feinden, denen er nicht mehr entweichen kann, sich dadurch zu entziehen, daß er seinen Kopf im Sande oder im ersten besten Gebüsche verbirgt. Manchmal jedoch stellt er sich den Jägern gegenüber und erwartet ihren Angriff; und obgleich dieses Thier von Natur sehr gutmüthig ist, so vertheidigt es sich doch, wenn es zur Verzweiflung getrieben wird, äußerst muthig mit dem Schnabel, den Flügeln und den Füßen. Seine Bewegungen und Schläge sind dann so heftig, daß ein einzelner Mann durchaus nicht im Stande sein würde, ihm im Kampfe Widerstand zu leisten. Einige Reisende behaupten, daß die Strauße viel schneller laufen, als die Pferde, und daß die Araber, wenn sie auf diesen Vogel Jagd machen, ihn nicht anders fangen können, als wenn sie sich einander ablösen; aber diese Behauptung ist nicht bewiesen. Dem sei jedoch wie ihm wolle; soviel ist gewiß, daß die Straußenjagd eine von den Versuchen ist, welche dem Wüstenpferde den höchsten Preis verschaffen.

Neuere Schriftsteller nennen Arabien das muthmaßliche Vaterland der Pferde, indessen andere mit nicht geringerer Wahrscheinlichkeit behaupten, daß es in der Vorzeit keine Pferde daselbst gegeben, und die Araber im Frieden und im Kriege sich der Kameele zum Reiten bedient hätten. Dem sei nun wie immer, so findet man heut zu Tage auf der großen Halbinsel Arabien — Dschesirah=al=Arab — (Westasien) das Pferd von vorzüglicher Schönheit und Vollkommenheit, von höchstem Adel; frei und stolz erhebt sich hier sein geistvolles Haupt, aufgerichtet schaut es hier den Himmel an, und der Mensch freut sich dieser herrlichen, aller Niedrigkeit enthobenen Gestalt.

Arabien erstreckt sich vom 51. bis 76. Grad östlicher Länge, und vom 12. bis 34. Grad nördlicher Breite, sein Flächeninhalt beträgt über 50,000 Quadratmeilen. Gewöhnlich wird es in das steinige, wüste und glückliche Arabien eingetheilt, besser jedoch in die Landschaften:

1) Nedjid, das das Land der Wehhabiten, die Bezirke Drehije, Dschof, Kaschim, Wutschim, Dschebel, Sedeir, Cherdsche und die Wüsten des Innern in sich begreift.
2) Hedschas mit der Wüste des Berges Sinai, welches in Belad el Haram und die peträische Halbinsel zerfällt.
3) Yemen, in das eigentliche Yemen (mit Sana), Hadramant und Mahrah getheilt.
4) Oman, das Reich Maskate und das Gebiet von Ser umfassend.

5) Hadschar, auch El-Hassa benannt, wozu das Festland, die Inselgruppe Bahra und die südlichen Inseln gehören.

Die Küstenbewohner von den Landschaften Hadschas, Yemen und Oman sind größtentheils Gewerbsleute oder Ackerbauer und ziehen nur wenig Pferde; auf der peträischen Halbinsel, wo etwa 3000 Beduinen wohnen, die nach Versicherung mehrer Reisenden sehr armselig leben, sowie im Bezirke Hadramant sind beinahe gar keine Pferde anzutreffen; wogegen die Pferdezucht vornehmlich in den Landschaften Nedjid und Hadschar (El-Hassa), dann von den die große Wüste bewohnenden Beduinen betrieben wird, deren größter Reichthum Pferde sind.

Das Klima ist heiß und trocken; der immer wolkenlose Himmel doch nie rein blau. Südwestlich vom Junius bis September, südöstlich vom November bis Februar Regenzeit. In dieser Periode selbst in den Wüsten Vegetation. Bald darauf glühende Hitze; jeden Sommer der vergiftende Wind Simum, der durch seinen glühenden Schwefelhauch hier ebenso lebensgefährlich ist, als der Chamsin in Afrika. Merkwürdig ist, daß bei Annäherung desselben die Pferde, wenn sie nur irgend können, aus dem Wege gehen, sich abwenden und ihre Nasen und Mäuler fest an die Erde halten, welche instinctartige Vorsicht ihnen das Leben rettet. — Doch selbst in der Wüste bringen kühle Nächte reichlich Thau. In den Gebirgen ist das Klima sanfter; am Sinai selbst ein merklicher Winter mit Schnee.

Der Boden ist zwischen dem östlichen Vorgebirge des Libanon und dem westlichen der curdischen Berge gegen Süden hinab zur Küste dürre Wüste, mit immer erhitztem grauen Sande bedeckt; es giebt auf dieser Ebene häufige Sandhügel, nur hie und da grünende Oasen (fruchtbare Inseln im großen Sandmeere, wo Quellen und Brunnen den durchziehenden Karavanen Labung bieten). Auf der weiten Fläche weder Fluß noch Waldung. An der Westseite des Landes Gebirgsreihen, die Halbinsel zwischen dem östlichen und westlichen Arme des arabischen Meerbusens bildend; hier der Sinai (Djebel el Tor) und Horeb. Dieser Gebirgszug in einiger Entfernung von der Ostküste des arabischen Meerbusens, am indischen Ocean fortlaufend, gewährt fruchtbares Land. Mehre Seitenzweige gehen nordöstlich durch die Wüste; hier ist das Kettengebirge El-Ared, aus der Gegend von Mekka zum Flusse Bati-Aftan fortlaufend, das merkwürdigste. Eine Fortsetzung persischer Bergketten mit dem Vorgebirge Mussenton am persischen Meerbusen beginnend, zieht unter dem Namen Shioren durch die Landschaft Oman und endet im

Vorgebirge Ras-el-Hat. Uebrigens ist das Innere von Arabien ebenso unbekannt, als das Centrum von Afrika; noch hat es kein Europäer gewagt, dasselbe mitten zu durchreisen. Die Ureinwohner des Landes sind die eigentlichen Araber, mit eigener Sprache, Lebensart und Sitten; sie sind offen, zuvorkommend, herzlich, gastfrei, leicht erzürnt, leicht besänftigt; zum kleinen Kriege gegen jeden Fremden und zu Plünderungen stets geneigt. Die Araber sind zum Theil Nomaden, theils Halbnomaden, theils Ansässige. Erstere Beduinen: unstät in der ungeheuren Wüste herumziehend, von der Pflege der Pferde, Kameele, Dromedare, Schafe und Ziegen lebend, zugleich offenen Raubkrieg gegen Karavanen und unempfohlene Reisende treibend, bauen zuweilen an den Ufern des Frat (Euphrat) Hirse, Reis, Gerste und Weizen.

Die Halbnomaden (Maedi) in Städten und Dörfern pflegen einige Zeit des Sommers mit ihrem Vieh, ihrem Haupterwerbszweig, durch verschiedene Gegenden zu ziehen.

Die ansässigen Araber (Hadesi) mit bleibenden Sitzen in Dörfern und Städten, treiben Feldbau, Bergbau, Fischerei, auch eigene Kunstgewerbe, obschon mit wenig Vollkommenheit. Die eigentlichen Landbauer heißen Fellahs.

Unter dem arabischen Adel sind die Dscheriben, Nachkommen der Propheten und die Sheiks Oberhäupter der verschiedenen Volksstämme.

Arabien hat keine eigentliche Staatseinheit, sondern besteht aus vielen kleinen Staaten mit sehr verschiedener Verfassung, die einen nur geringen politischen Zusammenhang haben. Der bedeutendste war eine Zeitlang jener der Wehhabiten in Nedjid, ist aber, seitdem Mohammed Ali, Vicekönig von Aegypten, 1818 Nedjid eroberte, sehr gesunken und blos auf ihre Heimath beschränkt. Die Pferde der Wehhabiten genossen auch zu jener Zeit wegen der Ausdauer in den vielen und mannigfaltigen Strapazen großen Ruhm.

Das Groß-Sherifat von Mekka ist jetzt vom Vicekönig von Aegypten gänzlich abhängig. Am mächtigsten sind gegenwärtig die Herrschaften der Imans von Maskate, und von Sana und Yemen.

Orientalischen Despotismus findet man in diesen Staaten nicht. Der Araber behauptet persönliche Freiheit. Unter den Nomaden (Beduinen) hat jeder Stamm einen aus den Geschlechtsoberhäuptern gewählten Emir oder Sheik. Der Koran ist das allgemeine Gesetzbuch. Die Rechtspflege höchst einfach, alles wird mündlich vorgetragen und sogleich entschieden.

Die Geschichte der Araber, wie die der meisten Völker kommt auf die Sage einer allgemeinen Ueberschwemmung der Erde zurück, nach welcher sie

jede Bevölkerung aus den Grenzen ihres Landes herleiten; daher sie sowohl sich, als ihre Hausthiere für die ältesten und edelsten Bewohner der Erde halten.

Die Beduinen oder Söhne der Wüste sind leidenschaftliche Liebhaber der Pferde und große Freunde der Pferdezucht; ein Jeder hält gern eine Stute, wenn ihn nicht Mangel und Noth hindert.

Für den Araber ist der Besitz einer guten Stute das Ideal der Wünsche, hinsichtlich der damit verbundenen Vortheile auf der Jagd und im Kriege. Meistens besitzen die Oberhäupter (Emirs oder Sheiks) die schönste und edelste Zucht der Pferde, weil dieser arabische Adel eine Ehre und seinen Stolz darein setzt, schöne und zugleich gute Pferde zu haben.

Die Beduinen halten die Einsamkeit und Freiheit für ihr höchstes Gut; mit Verachtung der Reichthümer und Wollüste beherrschen sie auch die meisten Leidenschaften und widmen sich einzig dem Nachdenken. Mit bewunderungswürdigem Scharfsinn werden ihnen öfters die gewöhnlichsten Erscheinungen ein Gegenstand besonderer Betrachtung. Und wie der ewig heitere Himmel in jenem Theile von Arabien, der ehemals Chaldäa hieß, eine besondere Neigung zur Sternkunde hervorgebracht, so mußten auch die Beduinen durch die Gemeinschaft, in der sie mit ihren Pferden leben, zu vorzüglichen Naturforschern dieser Thiere sich bilden. Mit den Pferden sind denn alle Beobachtungen auf ihre Erben übergegangen, woraus ein auf tausendjährige Erfahrung gegründetes Verfahren entstanden ist, welchem die Nachkommen mit unwandelbarer Treue anhangen; und nur die Wirkung des streng bewahrten Gesetzes bürgt dem Hirtensohne für die Reinerhaltung des innig geliebten Thieres, das durch Jahrtausende immer sich gleich, beständig edel und gut, die Väter glücklich und die Enkel reich macht.

Die Landschaft Nedjid beträgt ungefähr 8000 Quadratmeilen und bildet die Hochebene Arabien's. Die Luft ist dort sehr heiß und trocken, aber gesund. Der berühmte Reisende Burkhardt preiset Nedjid wegen der herrlichen Weiden in ganz Arabien, die nach dem Regen selbst in den Wüsten grünen, und schätzt die Zahl der Beduinenpferde im wüsten Arabien mit Inbegriff von Nedjid auf 34,000 Stücke, als die vorzüglichsten und die edelsten. Auch die Landschaft El-Hassa besitzt treffliche Pferde, welche man im Werthe denen von Nedjid gleich achtet. Der Ueberfluß an Wasser, verhältnißmäßig zu den anderen Landschaften, gestattet hier den Arabern Birsim (eine Kleeart) zu bauen, welcher für ihre schönsten Pferde zum Futter dient.

Die Beduinen übertreffen an Mäßigkeit alle anderen Nationen, und diese scheint auf ihre Pferde übergegangen zu sein.

Das Gras der Wüste wird in der Regenzeit ungefähr 4 Zoll hoch und hat gewöhnlich nur einen einzigen Halm, der sich nicht wie unser Rasen in Haufen zusammen vereinigt. Dieses Gras giebt ein gesundes Futter, wie denn sonst unmöglich so zahlreiche Schwärme nomadischer Araber Nahrung und Unterhalt für ihre Heerden finden könnten. — An Wasser ist überhaupt Mangel und die Hitze immer groß; das Brunnenwasser aber meistens schlecht und salzig bitter; dennoch besitzt das wüste Arabien die meisten und schönsten Pferde. Dieser große Landstrich, welcher die Wüste von Syrien, die Wüste von Irak, die Wüste von Dschesira und die Landschaften Nedjid und El-Hassa in sich begreift, ist die eigentliche und wahre Heimath der hochedlen Pferde.

Schon in frühester Zeit waren die Araber allen übrigen Nationen ein Vorbild in der Sorgfalt für ihre Pferde; sie behandelten selbe immer mit Sanftmuth und Liebe, als wenn sie einen Theil ihrer Familie ausmachten; wovon die Reisenden im Orient von jeher Vieles erzählten.

Die zärtliche Zuneigung, die entschiedene Vorliebe, welche die Beduinen-Araber für ihre Renner hegen, gründet sich nicht allein auf die Unentbehrlichkeit und Nützlichkeit derselben bei ihrem thätigen und umherziehenden Leben, sondern auch auf altgewurzelte Vorurtheile, denen zufolge sie die Pferde als Wesen betrachten, die edle und großsinnige Gefühle besitzen.

Wie unter den Racen anderer Länder, so findet man auch unter den arabischen edle, halbedle und gemeine Pferde; und selbst unter den edlen einen unterscheidenden Charakter in Gestalt und Eigenschaften, je nachdem sie in steilen Gebirgen oder in ebenen Sandwüsten aufgewachsen sind.

Daher ist die von Einigen gehegte Meinung irrig, nach der Arabien voll schöner und auserlesener edler Pferde wäre; der Ruhm edler Pferdezucht ist nur etlichen Stämmen eigen, andere sind ihrer schlechten Pferde wegen eben so verrufen, als diese berühmt.

Das Klima in Arabien, das den Pferden einen beständigen Aufenthalt im Freien und selbst bei mäßiger Nahrung eine ununterbrochene Uebung und Steigerung ihrer Kräfte verleiht, hat auch die unedlen Racen, deren Aeußeres sich oft wenig empfiehlt, durch Vorzüge ausgezeichnet, die sie jedoch in andere Länder nicht zu verpflanzen fähig sind, indem solche nicht die Folge ihres Baues, sondern nur die Wirkung von Kräften sind, welche das Resultat

eines elementarischen Prozesses mit der äußeren Natur ausmachen. Kleine und schmale Pferde, die unter diesem Himmelsstriche oft unglaubliche Dienste leisten, würden in Europa nur Schwächlinge erzeugen.

Obschon die Araber das Geschlecht der edlen Pferde von Salomo, 1000 Jahre vor Christi herleiten, so gründet sich doch gegenwärtig der Ruhm des am meisten geschätzten Stammes Nedjid nur auf die Abkunft jener fünf Pferde (El-Khans), welche Mohammed und seine Begleiter Abubekr, Omar, Osman und Ali auf der Flucht von Mekka nach Medina in der Nacht der Hedschira, d. i. am 16. Juli im Jahre 622 nach Christi Geburt, als dem Anfang der mohammedanischen Zeitrechnung, geritten haben.

Die Namen dieser fünf Leibstuten Mohammed's sind: Taweise, Maarekye, Kohail, Saklawi und Djulfe. Von diesen Hauptracen werden eine Menge Familien abgeleitet, von welchen man die Saklawis vom Gidram-Stamme, die Anazes aus der Wüste von Damaskus, und die Nedjids aus dem Gebirge Dursse zu den vorzüglichsten rechnet. Die Abkömmlinge davon werden sehr hoch gehalten, und eine Stute wird nie absichtlich einem gemeinen Hengste zugeführt; empfängt sie aber zufällig von einem solchen, so ist das Fohlen ein Kadisch, d. h. ein Pferd von unedler Geburt; öfters geschieht es auch, daß man eine gemeine Stute mit einem Hengste von reinem Blute zusammenbringt, das Produkt wird jedoch nicht geachtet und immer nur für ein gemeines Pferd gehalten.

In Arabien und im ganzen Morgenlande nennt man die edlen Pferde Kohehlans oder auch Nedjids, obgleich letztere Benennung im strengen Sinne nur für das edle Geschlecht im wüsten Arabien genommen wird. Die halbedlen Pferde heißen Hattiki; und die gemeinen gewöhnlich Kadischi, diese sind von unbekannter Abkunft und werden blos zum Lasttragen gebraucht.

Zu des Propheten Mohammeds Zeiten war die Familie Koreïsch und die Familie Haschem, die Fürsten der heiligen Stadt Mekka und Wächter der Kaaba, im Besitze der vorzüglichsten Pferdezucht, von welcher noch gegenwärtig einige Araber ihre Pferde herleiten.

Obgleich in manchen Landstrichen Arabien's Fahrenheits Thermometer nie unter 50 Grade des Nachts, und nie unter 80 am Tage zeigt, am Mittage im Schatten bis auf 120 Grade steigt, so leidet selbst auf diesem Punkte das Pferd nicht von der Hitze, sondern gedeiht unter diesem heftigen Einfluß der Sonne vortrefflich, wie man dies bei den Stämmen der Anazes und Mowaly sieht, welche die große Wüste an der syrischen Grenze bewohnen,

wohin sich einige Aeste des Libanon verzweigen, in der Gegend von Tadmor, den Prachtruinen des alten Palmyra; dort ist das edle Pferd eben so feurig als die Luft, welche es athmet. Die Zahl beläuft sich auf 8 bis 10,000 Pferde; und einige kleinere Stämme, die in ihrer Nachbarschaft umherziehen, besitzen vielleicht halb so viele.

Herr von Rosetti, vormals östreichischer General-Consul von Aegypten, schreibt *): „Die Beduinen unterscheiden fünf Geschlechter als die vorzüglichsten unter der Race Nedjid, und nennen solche deswegen El-Khans oder die Fünfe. Sie sind jedoch weder über den Ursprung der Khans, noch über die Geschlechter selbst, aus welchen sie bestehen, einig. Manche sind der Meinung, die Stammmütter der El-Khans seien die 5 Lieblingsstuten des Propheten Mohammed gewesen; andere behaupten, sie stammen sämmtlich von dem berühmten Pferde Machhour ab, welches dem Ocrar aus dem Stamme Beny-Obeyda gehörte.

„Was aber die fünf Geschlechter (El-Khans) selbst anbetrifft, so zählt man hierzu gewöhnlich: die Saklawy, Kohail, Manecky, Djulfe und Tusye. Andere setzten jedoch an die Stelle der Geschlechter Kohail und Tusye, die Dahanye und Kaschenye; und nach einer dritten Behauptung soll das Geschlecht Kobeysche die Stelle des Djulfe einnehmen. Wie dem aber auch sei, so gehören stets die schönsten Pferde Arabiens den El-Khans an, welchen Namen die Beduinen fast eben so heilig halten, als den des Korans.

„Die fünf Geschlechter (El-Khans) theilen sich wieder in mehre Nebenzweige oder Familien ab. Das Geschlecht Saklavy begreift die Familien: Dschedran, als die geschätzteste unter ihren Nebenzweigen; die Oberye, Nedschem-el-Sobh-Schammerye, und mehre andere. Die Saklawy behaupten den ersten Rang unter den El-Khans, und es ist somit das edelste Geschlecht der Race Nedjid.

„Das Geschlecht Kohail theilt sich ab in die Familie: Adschu, die vorzüglichste unter den Nebenzweigen der Kohail; Karda, Scheitha, Dhobba, Ibu-Ghweihy, Khamysa, Abu-Moarref.

Dieses Geschlecht (Kohail) der Wüste darf man jedoch nicht mit der türkischen Race Kohail verwechseln, welche aus den Ebenen Mesopotamiens zwischen Mosul und Orfa herstammt, und mit großer Sorgfalt in den Lagern der nomadischen Kurden fortgepflanzt wird. Man findet letztere auch in dem nördlichen Syrien, aber die Beduinen rechnen sie nicht zur Race Nedjid.

*) Siehe: „Fundgruben des Orients."

„In dem Geschlechte Maneky zeichnen sich die Familien Schameyta und Ascheye aus.

„In dem Geschlechte Djulfe behauptet die Familie Estambulab den ersten Rang.

„Das Geschlecht Tusye ist in der Wüste von Syrien wenig verbreitet, dagegen aber in der Landschaft Hedscha's sehr einheimisch.

„Außer den El-Khans haben die Beduinen noch viele andere edle Pferdegeschlechter, wovon mehre sehr hoch geschätzt werden, und wovon wir folgende anführen:

„Abu-Arkub; besonders aber die Familie Schna, welch letztere von manchen Beduinen-Stämmen sogar den Khans, jedoch immer mit Ausnahme des Saklawy, vorgezogen wird. Man behauptet, daß in dem Geschlechte Abu-Arkub die Hengste die Stuten an Kraft, Ausdauer und Geschwindigkeit übertreffen, wogegen sonst bekanntlich die Beduinen den Stuten immer den Vorzug geben.

„Endlich werden auch die Geschlechter Hadaba, Heryda, Wezna, Mezamma, Kabytha, Saba-Tokan, Aamerye mehr oder weniger geachtet, da sie gleichfalls zur Race Nedjid gehören."

Soweit Herr von Rosetti.

Nach einem arabischen Manuscripte soll die Race in Hedscha's die edelste — in Nedjid die glücklichste — in Yemen die ausdauerndste — im angrenzenden Syrien die farbenreichste — und in dem benachbarten Mesopotamien die schönste sein.

Hätte die Natur das Pferd nur für einen gemäßigten Himmelsstrich bestimmt, so müßte die Hitze in Arabiens sandreichen Wüsten, die nur kahle Berge durchschneiden, wo kein Baum gegen die Strahlen der tropischen Sonne schützt, wo die gemeinste Wohlthat der Natur, das Wasser, ein Gegenstand des Verlangens und des Streites ist, den Pferden nachtheilig gewesen sein und sie verunstaltet haben; aber gerade der Bau des arabischen Pferdes zeichnet sich von dem Bau aller anderen Pferde des Erdbodens aus; und jene des wüsten Arabiens sind sowohl in Rücksicht der Schönheit des symmetrischen Körperbaus, als auch ihrer außerordentlichen Schnelligkeit und Tugenden wegen, die vorzüglichsten. Hierüber berichtet Rousseau: „Die Araber sind es, welche unter allen Nationen der Welt die schönsten Pferde besitzen. In der That, man muß in die Wüste selber kommen, um die Vor-

trefflichkeit dieser Pferde zu beurtheilen, sie kennen zu lernen, und nach ihrem wahren Werthe schätzen zu können."

Das äußere Gepräge des edlen arabischen Pferdes zu schildern und hiervon ein recht anschauliches Bild zu entwerfen, bleibt bei Vergleichung der edelsten nach Europa gekommenen Pferde trotz allem Kraftaufwande immer schwierig; mehr gesichert und erfolgreicher ist die Geschicklichkeit und der Fleiß des Malers und plastischen Künstlers, indem Schatten und Licht der Farben, dann das Ebenmaaß der Formen faßlicher und eclatanter zu den Sinnen sprechen.

Die Größe der Kohails ist an sich verschieden; im Allgemeinen sind sie nicht viel höher als 4 Fuß, 8 bis 10 Zolle, oder nach dem Wiener Landmaaß 14 Faust 2 Zoll. Im Innern von Arabien soll es größere Pferde geben, welche bisweilen 5 Fuß, 2 Zoll bis 3 Zoll Höhe haben; sie gehören jedoch schon zu den Seltenheiten.

Dem Araber scheint die mittlere Dimension zuzukommen, derselbe steht zwar an Größe der hohen persischen Race und in Europa dem englischen Vollblutpferde nach, aber dafür wird er von keinem derselben an Adel und Intelligenz, als auch dem wesentlichsten Theile der Pferdeschönheit übertroffen. Daß die meisten arabischen Pferde klein sind und nur wenige eine mittelmäßige Größe erreichen, mag von der sparsamen Ernährung derselben in frühester Jugend herrühren; denn schon nach 30 bis 40 Tagen werden sie von ihren Müttern entwöhnt, und dann sonst gewöhnlich mit fast nichts als Kameelsmilch und dem wenigen Grase, das sie sich in der Wüste aufsuchen, erzogen; selten erhalten sie dazu etwas Gerste, die ihnen überhaupt erst bei ihrem Gebrauche spärlich gereicht wird.

Des edlen Arabers Gestalt ist schlank und leicht, alle Körpertheile vereinigen Ebenmaß und Sehnenkraft.

Der kurze dünne Kopf, fein markirt, zeigt durch den Zauber des Blicks und durch das sichtbar zierliche Geäder einen herrlichen geistvollen Ausdruck. Das Genick ist lang und hoch stehend; die Stirn etwas erhaben, dabei breit und mit einem seidenartigen Schopfe geschmückt; die Ohren sind zuweilen ein wenig lang, aber meistens aufgerichtet gewunden, dabei hinlänglich weit, sehr beweglich nach jedem noch so leisen Laute zu, und ganz einem vollkommen akustischen Baue entsprechend; die Spitzen an denselben gewöhnlich etwas einwärts gebogen.

Die großen schwarzen Augen klar und geistreich, ihr convexer Bau läßt

in ihnen mehre Glanzpunkte wiederstrahlen. Die Augengruben sind ausgefüllt und über den sanft gewölbten Augenbogen zieht sich eine sammetartige schwarze Haut. Die Wimpern, welche die Augen beschatten, neigen sich mehr, als bei Pferden in gemäßigten Himmelsstrichen, sacht nach abwärts, um die Wirkung der Sonnenstrahlen auf den Sehnerv zu mildern; welche Eigenthümlichkeit sich auch in der Physiognomie der Neger bewährt.

Die Nasenbeine verlaufen in gerader Linie gegen die zurückgezogenen Nasenlöcher und bilden die Grundlage der vorderen Gesichtsbildung; ihre Vereinigung durch die Pfeilnaht ist sichtbar auf der Oberfläche der Haut ausgedrückt. Bei dem weiblichen Geschlechte der edlen arabischen Rosse ist die Nase ein wenig eingedrückt; die Spitze der Nase aber immer gleich fein. Die Nüstern selbst sind weit geöffnet, besonders schön und hervorragend in der Bewegung des Pferdes.

Das scharf zugeschnittene Maul hat einen mäßigen Spalt, fein gespannte Lippen ohne Barthaare; und characteristisch sind beim Spiel der Lippen und Nasenränder die vielen kleinen Falten.

Die gleich gereihten Zähne überzieht ein harter weißer Schmelz. Die Zunge ist mager und von dem scharfen türkischen Gebisse oft verletzt. Die etwas flachen Ganaschen bilden eine breite Wange und einen weiten hohlen Kehlgang. Die Ohrendrüse ist unscheinbar. Die Schädelknochen sind überhaupt dünner als bei gemeinen Racen, dabei von einer sehr compacten Substanz.

Die Marken des hoch auf die Linie gestellten Kopfes zeigen sowohl im Umrisse, als in der Verbindung der einzelnen Partien bestimmte Feinheit und Schärfe; und das vom Geist durchdrungene, kluge Gesicht giebt das deutlichste Merkmal einer feurigen, aber auch sanften Gemüthsart.

Der in der Bewegung hoch aufgerichtete Hals ist schlank und verbindet sich mit dem kleinen geistreichen Kopfe mit einer unvergleichlichen Anmuth nach Schwanenart im Bogen.

Die Bewegung und Beugung des Kopfes, welche bei gemeinen Pferden im Gelenke des Trägers (Atlas) und des zweiten Halswirbels (Epistropheus) statt hat, geschieht bei den edlen Pferden zwischen dem Epistropheus und dem dritten Halswirbel, wodurch dieser schöne Bogen des Nackens sich bildet, der den unedlen Racen gänzlich fehlt. Der längere Hals des Kohails ist aus der größeren Action der Halsmuskeln, diesen zu beugen, zu erklären, indem diese — die Muskeln — dadurch die Vergrößerung der Wirbel und

ihrer Artikulation als Reize bewirken. Der Kammrand ist scharf mit einer sanften Ausbiegung dicht vor dem Widerriß; die dünne Mähne fein wie Menschenhaar, glänzend, und nach Sitte der Araber auf der rechten Halsseite lang herabwallend. Die Kehle durchaus mager und die Seitentheile des Halses muskelreich.

Uebrigens ist diesem Halse eine doppelte Mobilität eigen, wenn nämlich der Kohail sich zäumt und herbeigiebt, so bildet der Hals die anmuthigste Wölbung, die der schönsten Schwanenbiegung ähnlich ist; streckt er aber im Laufe die Nase hoch in die Luft, so kröpft sich der Kehlrand und der Hals gleicht eher einem Hirschhalse.

Die arabischen Hengste haben selten eben so schöne Köpfe, als die Stuten; bei jenen ist die Stirne enger, die Nase mehr erhaben; dazu ihre Encolure meistens etwas kürzer und breiter; die Croupe nicht mehr so gefällig, und die Sprunggelenke sind nicht immer ganz rein; ohngeachtet dieser oft auffallenden Formationsfehler besitzen sie dennoch außerordentliche Eigenschaften; sowie sie unter dem Reiter sind, scheinen alle Fehler zu verschwinden, und es würde dann fast unmöglich sein, sie zu entdecken, so glänzend und edel ist ihre Erscheinung.

Die Höhe des Widerrisses bilden die Dornfortsätze, an welche nach vorne durch das Nackenband der Kopf, und nach hinten zu den Streckmuskeln des Rückgrads der Leib gebunden ist; derselbe ist ausgezeichnet mager, vom Halse bestimmt abgesondert und erstreckt sich tief in den Rücken hinein, ein gewöhnliches Zeichen hoher Race. Die Brust gewölbt und offen, eine wahre Löwenbrust. Die Schulter lang, mit dem oberen Ende weit nach rückwärts liegend, die Muskeln daran stark und deutlich ausgeprägt; sie ist einer sehr kräftigen und ausgiebigen Bewegung fähig, die durch die richtige Verbindung und gute Stellung des Querbeins, dann durch die Stärke des Ellenbogens noch mehr befördert wird.

Der Vorarm ist an der auswendigen Fläche breit, mit sehr strammen Muskeln versehen und im Verhältnisse zum Röhrbein besonders lang. An seiner innern Fläche ist die Hornwarze (Kastanie) sehr klein. Die Kniescheibe, von vorn betrachtet, breit, dabei flach mit einer fest anliegenden dünnen Haut überzogen. Am hinteren Rande des kurzen Röhrbeins lehnt sich die starke Beugeflechse dergestalt an, daß zwischen ihr und dem Knochen eine tiefe Linie erscheint.

Die Köthengelenke sind in ihrer Bildung immer rein und sehr stark; der

Sporn ganz klein ohne mindeste Kothhaare; die Fesseln gut gestellt, zwar etwas fein scheinend, ohne jedoch schwach zu sein; denn die Härte ihres Wesens und die überwiegende Sehnenkraft ersetzt den Mangel an Dicke.

In der Bewegung helfen die Fesseln die Schwingung des Körpers vergrößern, wozu auch die Fersen beim Zurückprallen vom Erdboden durch ihre Federkraft mitwirken.

Die Krone und den Hufsaum zeichnet eine feine, scharf begrenzte Bildung aus. Die Hufe sind hoch, mehr länglich wie rund; dabei schwarz, glänzend und glatt; die innern Hornwände etwas eingezogen, die Sohlen stark gehöhlt.

Der Rücken des Kohails ist meistens gerade, breit und derbfleischig. Die Nieren, die bei einer feinen Haardecke gegen den Einfluß der kühlen Luft mehr empfindsam sind, haben zu beiden Seiten eine kleine Wölbung, welche viele Muskelkraft anzeigt. Dieser kräftige Lendenschluß, durch den die beiden Hebel vereinigt den Schwerpunkt bilden, gehört mit zu den Hauptmerkmalen des arabischen Vollblutpferdes.

Die Rippen sind faßartig rund, tief herabgewölbt, und formiren eine schlanke Taille. Der Bauch, nach unten zu nur mäßig, hat nicht selten Hautnarben von den Rissen der türkischen Steigbügel. Durch die sanft gerundeten Hüften erhält die Croupe sowohl von der Seite, als von rückwärts die Schönheit in ihrer Gestalt, und besitzt dabei eine ausgezeichnete Stärke. Die Flanken sind kurz und ausgefüllt und nirgends Erhöhungen und Ecken sichtbar, welche die gemeinen Pferde entstellen.

Die Hinterbacken sind stark und breit, die Schenkel überhaupt sehr muskelkräftig und zu beiden Seiten über der Keule stark sich wölbend. Die Kniescheibe tritt halbkugelförmig hervor. Der Winkel, welchen die Schenkelknochen mit der mehr einer horizontalen Linie approximirenden Lage des Beckens bilden, ist spitzig, mithin die Bewegung derselben erleichtert. Das Schenkelbein selbst ist bei dieser Anordnung der Theile lang, daher die Hose breit und von großem Umfange. Die gewaltige Achillessehne gleicht einem runden Tau und verläuft an der hinteren Seite des Unterschenkels stramm nach dem Einpflanzungspunkte des Sprungbeins.

Die Sprunggelenke, an denen die Haut straff gespannt und fest anliegend ist, sind überaus herrlich geformt: breit und mager, in ihrer Bildung durchaus rein, sehr federkräftig und biegsam.

Der Bau der rückwärtigen Schienbeine ist verhältnißmäßig lang, ihre Stellung gehörig lothrecht, die Sehnen freiliegend und ausgedrückt.

Die Kastanie an der inneren Fläche sehr klein und kaum sichtbar. Die Fessel- und Huf-Gelenke an den hinteren Gliedmaßen gleich jenen der Vorderfüße tadellos.

Auf dem längeren Oberarm an den Vorder- und auf dem längeren Schienbein an den Hinter-Füßen beruht besonders bei heftigen Bewegungen, wo die Körperlast gegen die aufzuwendenden Kräfte zur Geschwindigkeit und Ausdauer im geringsten Verhältnisse steht, die größte Wechselwirkung; denn im vollen Sprunge, wo die Sätze größer sind, als das Pferd durch die Länge seiner Gliedmaßen umspannt, tragen die Vorderfüße durch ihre Schwingungen eben so viel bei, als die Streckmuskeln der Hinterfüße; daher auch die Rennpferde so weit über ihr Ziel hinaus laufen, als lang die Schwingungen dauern.

Das längere Schienbein des Hinterfußes steht der Wirkung der Keule entgegen, es vergrößert den Schritt und bringt den Fuß als Stütze dem Schwerpunkt des Körpers näher. Dann werden auch durch die größere Beugung der Winkelgelenke an den Hinterschenkeln beim arabischen Pferde die Streckmuskeln desto wirksamer und thätiger gemacht, und die Kraftäußerungen im Sprunge verstärkt. Demnach hält der Morgenländer mit Recht jedes Pferd, dessen Sprunggelenke gerade gerichtet oder im Winkel etwas steil sind, für unvermögend, im Gange beschränkt und zum hurtigen Herumwerfen im Galopp nicht genug geschickt.

Die am Schafte hoch eingepflanzte Schweifrübe ist schmal und sehr muskelkräftig; die langen Schweifhaare sind fein, schwer und gediegen, weder stark, noch buschig. Der ganze Schweif steht bogenförmig ab, und wird bei der Bewegung des Pferdes empor im Winde gleich einer wehenden Fahne getragen; eine Zierde, worauf die Morgenländer sonderlich viel halten.

Der Symmetrie aller einzelnen Theile entspricht auch die vollständige Harmonie des ganzen Wesens beim Kohail. Die Umrisse seines Körperbaus treten scharf und bestimmt ausgedrückt hervor, und sind dabei höchst gefällig. Das kurze, seidenartig feine Haar mit dem prächtigen Glanze und Farbenspiel ist an manchen Stellen des Körpers, wie am Kopfe um die Augen, in den Flanken und zwischen den Schenkeln nur dünn verbreitet und zwar so, daß die zarte schwarze Oberhaut durchschimmert. Man findet die Deckhaare bei den arabischen Pferden verschiedenfarbig; doch immer tragen die einfachen Farben

große Reinheit und Klarheit an sich; ihr Gold- und Silber-Glanz stellt das Kolorit aller anderer Racen in Schatten.

Schimmel sind am zahlreichsten, auch im ganzen Orient sehr beliebt: es giebt Grau-, Schwarz-, Silberschimmel u. a. m., aber jene Schimmel soll man vorzüglich hochschätzen, die mit kleinen röthlichen Punkten wie besät sind. Nach den Schimmeln sind die Braunen zahlreich, welche von allen Schattirungen angetroffen werden. Die Fuchsfarbe ist auch sehr geachtet und von mancherlei Mischung, man findet dunkelfarbiges, auch lichtrothes Haar mit schimmerndem Abglanz, Goldfüchse u. dgl. Gelbe und fahle Pferde kommen dort selten vor, am seltensten aber tigerscheckige und besonders Rapp-Farben; denn der Beduine würde ein schwarzhaariges Füllen gleich nach der Geburt tödten, da er ein solches für unglückbringend hält.

Abzeichen beobachtet man an den edlen Stämmen der arabischen Pferde nur wenig, auch sind sie gewöhnlich nicht groß. Der Mohammedaner achtet sehr darauf, und vermeint in solchen Zufälligkeiten das Schicksal des Reiters vorherzusehen.

Vielleicht hat für Manchen meiner freundlichen Leser nachfolgender Auszug aus der Prophezeihung Mohammeds in Betreff der verschiedenen Flecken und Zeichen an den arabischen Rossen, die Glück oder Unglück bedeuten, ein um so größeres Interesse, als derselbe ganz unparteiisch von Alexander Baudin, Dragoman der Mylady Stanhope, aus dem Arabischen übersetzt, und einem Pferdefreunde in Frankreich handschriftlich mitgetheilt wurde. Darin heißt es:

„Pferde, welche zwei oder drei Flecke in derselben Richtung auf der Stirn haben, bedeuten Blessuren im Gefecht für den Reiter, sind diese Flecke aber durch umgewandtes Haar unterbrochen, so ist sein Grab schon offen.

„Die, welche nur ein einziges Abzeichen auf der Stirn haben, das ansteigt, wie ein Palmbaum, sind von großer Glücksbedeutung. Man nennt sie: Weg des Guten und des Glücks.

„Die aber, welche ein Zeichen auf dem Vorarm des Vorderbeins haben, reite mit noch mehr Sicherheit, denn dieses Zeichen wird die Hand Gottes genannt; und wäre es gar auf beiden Schenkeln gleich vorhanden, so greife keck zwanzig Reiter allein an, du wirst siegreich und ohne Verwundung aus dem Kampfe gehen; und hat es noch einen weißen Fleck an der Vorderfessel — wehe Jedem, der sich mit dir in Kampf einläßt.

„Braune Pferde, die gar kein Weiß auf der Stirn haben, noch einen

schwarzen Streif auf dem Rücken, werden dem Herrn verloren gehen oder gestohlen werden.

„Jedes Pferd, welches verwandtes Haar an den Beinen hat, behalte keinen Augenblick; Gott bewahre dich vor seiner Nähe. Es ist ein unvermeidliches Unglück für seinen Besitzer.

„Die, welche weißliche Hufe mit schwarzen Flecken haben, zeigen ebenfalls Verwundungen an, an den Hinterbeinen für den Reiter, an den vorderen für das Pferd.

„Willst du eine lange Reise unter Gottes Schutz unternehmen, so reite einen Fuchs, der zwei weiße Vorderfüße und den linken Hinterfuß weiß hat. Auch Pferde von allen andern Farben mit diesen Zeichen sind gleich gut.

„Ein feiner Schweif verräth Dauer im Laufe. Reite ohne Besorgniß einen Falben, wenn er schwarze Mähne, Schweif und Füße hat. Pferde mit einem Stern auf der Stirn, ohne Weiß an den Füßen, reite ja nicht, sie würden dich unglücklich machen.

„Die Pferde, welche weiß hoch hinauf an den Füßen haben, sind gefährlich; ist das Weiße aber auf der rechten Seite noch höher, als auf der linken, so bleibe fern von solchem Pferde, denn es trägt die Marke deines Leichentuches.

„Reite nie ein Pferd von der Maus-, Wiesel- oder Affenfarbe.

„Eine hohe Stute ist ein Schatz.

„Eine Blässe auf der Stirn, welche sich nach links neiget, verbürgt dir Gelingen in deinen Geschäften.

„Die Stuten, welche über den Fesseln Affenhaare haben, sind fruchtbar; die stichelhaarigen braunen Hengste vortrefflich als Beschäler.

„Der Hengst mit weißen Flecken auf der Croupe und auf den Schenkeln bringt seinem Herren Glück bei den Weibern.

„Die schwarze Stute ohne alles Abzeichen bringt Unglück dem Reiter und noch mehr sich selbst.

„Alle Pferde, von welcher Farbe sie seien, wenn sie schwarze Flecke auf den Fesseln haben, die in der Zahl Paar sind, thun keinen Schaden; sind sie aber unpaar, werden es immer schlechte Thiere sein, wenn sie auch ihren Herren weiter keinen Schaden bringen sollten.

„Ein Pferd, dessen Blässe über der Nase unterbrochen aufhört, fällt leicht und sein Herr wird leicht abgeworfen werden, ein so guter Reiter er auch sein mag.

„Die gelblichen Stuten mit dickem Kopfe und langen Ohren reite nicht, und reite sie keinen Augenblick in deinem Stall.

„Gott macht alle Dinge!“

So weit der schriftliche Auszug.

Die Türken und Araber glauben fest an alle diese Zeichen, und es ist für jeden Europäer, der Pferde im Orient einkaufen will, von Wichtigkeit, wenigstens die üblen Zeichen zu kennen, um solche bei ihnen im Geheim schlecht renommirte Pferde, wenn sie übrigens im Bau und Gang fehlerfrei sind, im Preise wohlfeiler zu erhalten.

Die Araber pflegen ihre Pferde nicht zu zeichnen, wie Manche der Meinung sind, sondern das glühende Eisen, das sie oft zur Heilung von Krankheiten anwenden, läßt Spuren auf der Haut zurück, welche einem absichtlichen Zeichen ähnlich sehen.

Die edlen Rosse Arabien's und ihre geradlinigen Nachkommen heben in der Bewegung die Füße weniger hoch als andere, und gewinnen dadurch mehr Raum, sie besitzen überhaupt in ihrer Fortbewegung eine wahre Virtuosität.

Unscheinbar im Stalle, wenig ansprechend im Stand der Ruhe, beginnt im Gange die Maschine des hochedlen Blutes zu einem neuen Leben mit der vollkommensten Energie zu erwachen; die Augen, deren Ausdruck vorher nur sanft und schalkhaft war, blitzen nun plötzlich wie Feuer, die schwarzen Nüstern öffnen sich soweit, daß eine geballte Faust darin Platz hätte; und den Schwanenhals trägt der Kohail mit einer unvergleichlichen Anmuth, wodurch bei den übrigen Bedingungen eines excellent gebauten Pferdes bei dem feinen Reiter ein köstliches Gefühl des Gleichgewichts und der Anlehnung erweckt wird, welcher bei der Annehmlichkeit im Gesäße von einem Vogel getragen zu sein wähnt.

Unter immerwährendem Ohrenspiel tritt der Kohail in schöner und herrlicher Haltung voll Leben und Kraftfülle stolz einher, seinen Hals mit dem kleinen geistreichen Kopfe richtet er in sanfter Biegung empor, die schwächste Verästelung der Venen, so auch das freie Spiel der Muskeln, und eine unbeschreibliche Physiognomie, wie in einem Menschenantlitz, wird sichtbar; leicht und elastisch im Schwunge, erhebt er sich schwebend vom Boden, und scheint vermöge der zwanglosen und anmuthigen Gazellensprünge, Courbetten und Lançaden — wozu der außerordentliche Nachdruck und die Geschicklichkeit seines Hintertheils vorzugsweise beitragen, dem Geschlecht der Luftbewohner

anzugehören, indem er eben so gewandt, wie ausdauernd aus der nahen Bahn in die weite Ferne entschwindet. Pfeilschnell fliegt der arabische Reiter auf seinem Renner einher, parirt denselben auf dem Flecke und reitet in anderer Richtung wieder davon.

Die Grazie und der Adel dieses hochedlen Thieres, der geistvolle Anstand, die Kraft und Behendigkeit seiner Bewegungen und Wendungen, vereint mit der Mannigfaltigkeit seiner eminenten Bravouren, die dasselbe erst unter dem Reiter eclatant entfaltet, ergötzen und erfüllen mit freudigem Erstaunen und voller Bewunderung das menschliche Auge.

Bei seinem Erscheinen wird selbst der Nichtkenner auf den ersten Blick von der Schönheit der Körpertheile, die sich in vielen Nüancen entwickeln und gleich kräftig als überraschend wieder in ein harmonisches Ganze vereinigen, und den so wohlgefälligen Totaleindruck bilden, dermaßen zur Bewunderung hingerissen, daß derselbe wie durch einen mächtigen Zauber im Anschauen beharrt.

Des arabischen Pferdes Schönheit entspringt zum Theil aus dem richtigen Verhältnisse seiner Gestalt und Formen, aus den glanzvollen atlasähnlichen Deckhaaren; größtentheils aber aus dem Geiste, der eine jede seiner herrlichen Attituden belebt, und selbst den weniger regelmäßigen eine Anmuth einhaucht, die unwiderstehlich anzieht.

Durch die Spannung der Muskeln werden die Formen lebendig, das Flache erscheint rund, und zwischen den Höhen bilden sich neue Flächen; und der Geist belebt die Gestalt mit allen Vollkommenheiten, er macht das Vitalprincip der ganzen Maschine aus und bleibt in dem vollendeten Ebenmaße der physischen und intellectuellen Kräfte immer der höchste Grad von Schönheit.

Wenn aber gleich manche edlen Pferde Arabien's den strengen Begriffen von Schönheit nicht immer entsprechen, so haben sie doch alle etwas in der Bildung ihrer einzelnen Theile, selbst im Haar und Blick, im Gang und ganzen Wesen, daß sie das Kennerauge sogleich von den weniger edlen Pferden zu unterscheiden weiß.

Auch in der Härte der Knochen, die an Umfang geringer, aber an Substanz und Mark specifisch schwerer wiegen, als beim gemeinen Pferde, in der Festigkeit und Elasticität der Muskeln und Sehnen; in der Summe der Lebenskraft, wovon der Organismus durchdrungen; in der Leichtigkeit der Assimilation, womit es aus einer halben Futterration so viel Nahrungsstoff

bereitet, als das gemeine Pferd aus der ganzen, hierin liegt ein wesentlicher Vorzug des hochedlen Renners. Und gleich wie der Demant das köstlichste Juwel auf der Erde ist, ebenso behauptet der Vollblut-Araber den ersten Rang unter allen edlen Pferderacen der Welt! Denn eine ungeheure Geschwindigkeit, eine unverwüstliche Stärke, eine unbegreifliche Ausdauer sind die Eigenschaften, die seinem Besitzer den höchsten Nutzen gewähren.

Der 8 Fuß hohe Vogel Strauß (Struthio camelus), welcher wegen seiner großen Schwere nicht fliegen, aber mit Beihilfe seiner Flügel außerordentlich geschwind rennen kann;*) dann die Gazellen (Antilope dorras), welche an Schnelligkeit die leichtfüßigsten Windhunde übertreffen, werden von den Arabern auf ihren unübertrefflichen Rennern gejagt und nicht selten eingeholt.

An Geschwindigkeit überragen die arabischen alle anderen Pferde des Morgenlandes und sind dieserhalb in Aegypten und Persien sehr geschätzt. Sonnini schreibt von jenen der großen arabischen Wüste:

„Diese Pferde können die größten Anstrengungen und Beschwerden ertragen, ohne dabei ihren unvergleichlichen Muth zu verlieren; sie sind unermüdlich und von einer unbegreiflichen Stärke.“

Wenn die Beduinen in ihren Sandflächen mit einander kämpfen, so werden die Flüchtigen von dem siegenden Feinde oft vier bis fünf Stunden weit im vollsten Galopp verfolgt, ja man beschreibt Fälle, daß die Verfolgung des Fliehenden den ganzen Tag über währte; weswegen auch der Wüstensohn seine Stute nicht so sehr der Schnelligkeit, als ihrer unermüdlichen Kraft wegen preist.

Obgleich man sich über die angeblichen Tugenden der arabischen Rosse auch vieles Mährchenhafte erzählt, das bisweilen auf Rechnung der Leichtgläubigkeit geschieht, so bleibt es nichtsdestoweniger wahr, daß jene Pferde viele und eminente Vorzüge vor anderen edlen Racen besitzen, und in ihren Eigenschaften gleich reell, wie glänzend erscheinen.

Die echten Wüstenpferde können in dem glühenden Sandmeer bei der erstickendsten Hitze drei Tage ohne Trinken hinbringen und ihr Muth, ihre Ausdauer verläßt sie auch bei der kärglichsten Nahrung nicht. Der Mangel ändert die Formen an ihnen, ohne ihre Vorzüge zu vermindern; daher auch die Pferde der Städte sich durch einen volleren und abgerundeten Körper

---

*) Volat curriculo. Plant.

von denen der Wüste unterscheiden, die oft nur belebte Skelette zu sein scheinen.

Ebenso bewunderswürdig ist ihre Schnellkraft im Springen; sie pflegen im Laufe über alles, was in den Weg kommt, mit der Leichtigkeit und dem Muthe eines Hirsches wegzusetzen. Der französische Thierarzt Damoiseau, welcher im Gefolge des Herrn de Partes 1819 in Syrien gewesen, berichtet hierüber Folgendes: „Eines Tages, als wir einen Bach durchschritten, setzte der erst unlängst gekaufte arabische Hengst Massoud, ein Goldbrauner mit vier weißen Füßen, mit einem Sprunge darüber. Der Reiter wurde so hoch weggetragen, daß sein Turban an einem Baume hängen blieb. Der Sprung war wenigstens 15 Fuß breit; Massoud that dies spielend. Der Reiter, ein Türke, Anfangs erschrocken, stieg alsbald ab, küßte die Füße des edlen Pferdes, und erhob sich in Lobpreisungen bis zum höchsten Enthusiasmus."

Der Charakter des edlen arabischen Pferdes ist zutraulich, durchaus gelehrig, gegen seinen Herrn vorzüglich sanft und treu, und bei vielen Gelegenheiten sehr klug; es besitzt angeborene Unerschrockenheit, ein besonderes Gedächtniß für den Ort, wo es gewesen und für die Behandlung, die es erfahren hat. Im heftigsten Kampfe verliert es die Richtung, woher es gekommen ist, nicht; und verwundet bis auf den Tod, errettet es seinen Herrn aus der Gefahr, wenn ihm nur noch die Kraft bleibt, und trägt ihn zu den Seinigen.

Chateaubriand in seiner Reise von Paris nach Jerusalem theilt folgende Begebenheit mit: „Man erzählt eben, da ich in Jerusalem war, von dem wunderbaren Muthe einer arabischen Stute. Der Beduine, der sie ritt und von den Häschern des Gouverneurs verfolgt wurde, hatte sich mit ihr von einem Gipfel der Gebirge, welche Jericho beherrschen, herabgestürzt. Im gestreckten Galopp und ohne zu stolpern, sprang die Stute beinahe senkrecht bis zur Tiefe hinab und ließ die nachsetzenden Häscher vor Bewunderung und Erstaunen über diesen Sprung außer sich zurück. Aber unter dem Thore von Jericho stürzte die arme Gazelle — so hieß die Stute — zusammen, und ihr Herr, welcher sich von ihr nicht trennen wollte, wurde weinend auf dem leblosen Körper seines getreuen Pferdes gefangen genommen."

Die sanfte und zärtliche Behandlung, die sorgfältige Pflege, welche den Pferden im ganzen Morgenlande zu Theil wird, dann die innige Vertraulichkeit, in der die Beduinen mit ihnen leben, haben nicht nur eine ebenmäßigere Ausbildung des Körpers, eine größere Gelehrigkeit, mehr Muth und einen

willigeren Gehorsam zur Folge, sondern dadurch werden auch unverkennbare Spuren des Gemüths entwickelt, die den Hauszuchten mancher europäischen Länder noch gänzlich fehlen.

Die Vorzüglichkeit derselben als Kriegsreitpferde preiset Graf Rzewusky mit den Worten: „Die Kohails haben ausgezeichnete Eigenschaften für den Gebrauch im Kriege. Sie haben ein ungemein scharfes Gesicht und verlieren selbst in der Nacht den Weg nicht, wenn er auch nur wenig bezeichnet ist. Ihr Gehör ist sehr scharf, und das geringste Geräusch, selbst aus der größten Entfernung, verrathen sie ihrem Herrn durch Zeichen von Unruhe; daher ist auch, wie mich gefangene Türken versichert haben, ein Araber noch niemals auf seinem Pferde überfallen worden. Angetrieben im Laufe, besitzen sie außerordentlich viel Athem, und man hat sie in 24 Stunden 30 Meilen zurücklegen sehen."

Schnelligkeit und Ausdauer sind die beiden Haupteigenschaften, nach welchen der Beduinen-Araber bei der Zucht seiner Pferde vorzüglich strebt. Die körperliche Schönheit kommt bei der Wahl der Zuchtpferde weit weniger in Betracht, und wird gleichsam nur als Nebensache angesehen; jedoch halten sie immer auf einen fehlerfreien Körperbau.

Die erste, unerläßliche Forderung, welche die Araber an den Beschäler machen, ist reinedle Abkunft, weil sonst die Fohlen nicht vollbürtig, sondern nur Hattiki sein würden; daher reisen die Beduinen oft mehre Tage weit, um ihre Stuten von einem Beschäler aus einem berühmten Geschlechte decken zu lassen, und benützen alle Hengste der El-Khoms ausschließlich zu Beschälern.

Der Araber wacht mit religiöser Gewissenhaftigkeit, daß nicht fremdes Blut die Nachkommen edler Stämme entadle, und er weiset durch die Paarung des in Gestalt und Eigenschaften Gleichedlen genügend, daß die Pferde durch Reinzucht in der Verwandtschaft nicht ausarten, sondern vollkommen konstant erhalten; daher bei Thieren jenes moralische Gesetz, welches Verbindungen in den ersten Graden der Blutsverwandtschaft verbietet, keine Anwendung findet. Es scheint vielmehr, daß die Araber ihre hochedle Pferderace allein durch dieses Verfahren gebildet haben, indem sie fortwährend nur die besten und schönsten ihrer Pferde beiderlei Geschlechtes zusammenpaarten; denn kein Pferd, welches nicht von reiner Race ist, wird in ihren Zelten gelitten, und auf diese Weise haben sie die Reinheit des Geblüts bis auf den heutigen Tag erhalten.

Die Beduinen lassen in der Regel ihre Stuten nicht eher belegen, als bis sie das fünfte Lebensjahr erreicht haben, und dies geschieht gewöhnlich im April, nachdem sie 14 Tage auf der Weide gewesen sind. Wenn die Eigenthümer merken, daß ihre Stuten zu rossen anfangen, so reiten sie dieselben drei bis vier Tage nach einander, um sie zu ermüden, und vermindern ihr Futter, um sie zu schwächen. Hat der Hengst die Stute beschält, so wird kaltes Wasser auf ihr Kreuz gegossen; zu gleicher Zeit faßt einer den Hengst bei der Halfter und läßt ihn springend einige Male um die Stute herumgehen, um ihr sein Bild recht fest einzuprägen, damit sie ein ihm ähnliches Fohlen werfen möge.*) In Martius Reise durch Syrien heißt es:

„Wenn eine edle Stute belegt werden soll, bringen die Araber verschiedene Zeugen mit zur Stelle, welche hernach ein Attest ausstellen, was es für ein Hengst sei, der die Stute besprungen habe. Wenn die Stute gefohlt hat, werden sogleich wieder Zeugen herbeigerufen, welche den Tag bescheinigen müssen, an welchem das Fohlen gefallen ist. Sie setzen darüber einen ordentlichen Geburtsbrief auf, in welchem Tag, Stunde, Haar und die Ahnen des jungen Fohlens angemerkt sind. Dieser Aufsatz, Kodschek genannt, wird von allen Zeugen unterschrieben und hiernach in eine kleine messingene Kugel gelegt, welche dem Fohlen an den Hals gebunden wird. Ein solcher Geburtstag wird mit Zuziehung guter Freunde in aller Fröhlichkeit mit einem Gastmahle gefeiert."

Geburtsbriefe auszustellen, ist jedoch in Arabien kein allgemeiner Gebrauch, die Ausfertigung derselben dürfte vielleicht nur bei Geburt der Fohlen aus berühmten edlen Geschlechtern, wie z. B. der El-Khoms Statt finden.

Die Abstammungsurkunden, welche erst beim Verkaufe der Pferde von dem betreffenden Ortsrichter, Kadi, ausgefertigt und dem Käufer mitgegeben werden, sind mit den Geburtsbriefen nicht zu verwechseln; da sie nur die einfache Bestätigung der edlen Abkunft von mütterlicher und väterlicher Seite enthalten, ohne der Großältern, noch viel weniger der früheren Ahnen zu gedenken, daher sie im Allgemeinen keine besondere Rücksicht verdienen.

Sobald ein Fohlen geboren ist, krümmen ihm die Araber sofort den Schweif aufwärts, wodurch die Absicht des Kerbens erreicht wird; und damit sich die Ohren gegen einander neigen, binden sie solche über dem Kopfe mit einem Faden zusammen, und lassen sie dann 8 bis 10 Tage so gebunden. Das

*) Ein bei uns verworfener Aberglaube.

Saugen an den Müttern gestatten sie den Füllen nur 30 bis 40 Tage lang, und reichen denselben nach dem Entwöhnen 100 Tage hindurch nichts anderes, als Kameelmilch.

In dem Alter von 16 bis 18 Monaten wird dem Fohlen schon zeitweise ein leichter Sattel aufgelegt, den es einen Theil des Tages über behält; so stehen diese jungen Thiere mit den Zügeln an den Satteln zurückgebunden vor dem Eingange der Zelte, und erlangen dadurch von Kindheit an eine besondere Mobilität des Halses, so zwar, daß sie denselben in langsamem Gange schwanenartig tragen, im Laufe aber hirschähnlich zurücklegen können. In diesem Alter werden sie von Knaben geritten, mit denen sie gleichsam aufwachsen; im zweiten oder dritten Lebensjahre werden die Hengste meistens schon verkauft, die Stuten aber nur höchst selten an Fremde weggegeben; unter sich verhandeln die Araber die Hälfte oder zwei Drittheile von dem Leibe einer Stute. Uebrigens ist ihnen ein gutes Mutterpferd um keinen Preis feil.

Die Beduinenpferde werden nicht angehalftert, sondern mit Leinen an den Füßen gespannt dergestalt, daß die hinteren mit den vorderen durch die Fesselringe in erzwungener Verbindung stehen. Dieses Verfahren soll die Geschwindigkeit befördern helfen, indem die Muskeln an den Hinterfüßen zur kräftigeren Gegenwirkung der Vorhand allmählig sich vorbereiten, und die Nachhand mit verdoppelter Hebekraft auf das Vordertheil im Galopp einzuwirken fähig wird.

Nach den vorausgegangenen Vorbereitungen werden die Kocheylans erst im fünften oder sechsten Jahre ordentlich geritten und zu einem sehr thätigen Schritt und flüchtigen Galopp gewöhnt; indem der Trab, bei der eigenen Bauart ihrer Sättel und dem dazu erforderlichen Sitze, für Reiter und Pferd gleich beschwerlich und ermüdend sein würde.

Vor Allem suchen die Beduinen ihre jungen Pferde zu gewöhnen, so schnell wie möglich zu laufen und mitten im Laufe ruhig zu stehen, um sich auf der Stelle umdrehen und ihrem Feinde die Lanze bieten zu können. Und da es bei der Lebensart und den öfteren Fehden der Araber höchst wichtig ist, zur rechten Zeit zu entfliehen, so lassen sie ihre jungen Pferde bei der Abrichtung mit der Lanze am Kreuze verfolgen; hierdurch werden sie gewöhnt, daß man ihnen, wenn sie einen Reiter hinter sich merken, nur den Zügel schießen lassen darf, um sie in den größten Lauf zu setzen.

Die Zärtlichkeit, mit der man die Koheylans erzieht, indem man sie niemals schlägt, nicht einmal harte Worte gegen sie gebraucht, macht sie in der

Folge gegen die geringste üble Begegnung empfindlich und gegen Jeden, außer ihrem Herrn, widerspenstig.

Die arabischen Vollblutpferde erreichen, da sie erst im siebenten oder achten Lebensjahre vollends ausgebildet sind, gewöhnlich ein hohes Alter. In dem Marstalle des Großherrn sollen sich mehre echt arabische Pferde befinden, die 50 Jahre und darüber alt sind; auch ist es nicht ungewöhnlich, daß eine arabische Stute zwanzig Fohlen getragen hat.

Stallungen haben nur die Araber in den Städten für ihre Pferde, die sie, wie bereits bemerkt, nicht anhalftern, sondern mit den Füßen an in den Erdboden getriebene Pfähle binden, und dabei ohne Krippen bloß aus Futtersäcken fressen lassen. Die Wüstenbewohner (Beduinen) halten ihre Pferde entweder stets in freier Luft, oder nehmen sie zur Nachtzeit in den vorderen Theil ihrer Zelte auf.

In Lamartine's interessantem Werke kommt bei Beschreibung von Jerusalem die Stelle vor: „Es war die Stunde des Mittags, wo der Muëzim (Gebetstundenrufer) der Sonne achtend, von der höchsten Gallerie des Minarets*) die Stunde des Gebets singt. — Meine Araber gaben aus einem Sack von Ziegenhaaren meinen Pferden Gerste, die hie und da um mein Zelt herum mit Eisenringen festgebunden waren, die man ihnen um die Füße gelegt hatte; die schönen, lieben Thiere standen unbeweglich; ihr Kopf gesenkt und beschattet von ihrer langen, wallenden Mähne, ihr graues Haar leuchtend und dampfend unter den Strahlen der senkrechten Sonne; die Männer hatten sich unter den Schatten des breitesten Olivenbaumes geflüchtet, sie hatten ihre Matte ausgebreitet und rauchten und erzählten sich Geschichten aus der Wüste, oder sangen Lieder von Antar. — Antar, diese Mustergestalt des umherschweifenden Arabers, Hirt, Krieger und Dichter zugleich, der die Wüste in allen ihren Verhältnissen und Beziehungen in seinen Volksgesängen geschildert, war ein Epiker wie Homer, voll Wehmuth wie Hiob, Liebender wie Theokrit, und Philosoph wie Salomo. — Seine Verse, welche die Phantasie des Arabers bald in Träume wiegen, bald mächtig aufregen, hallten in vollen Tönen in der belebten Gruppe meiner Gefährten wieder, und so oft der Dichter das Gemüth dieser wilden, aber empfindungsvollen Menschen getroffen hatte, vernahm man ein leises Murmeln von ihren Lippen, sie falteten die Hände, erhoben sie über ihr Ohr, und riefen das Haupt neigend, bald dieser, bald jener: „Allah! Allah! Allah!“

*) Rundthurm einer Moschee.

Der Sattel wird dem Beduinen-Pferde selten abgenommen und meistens bekommt es in 24 Stunden nur einmal Futter. Bei dieser strengen Lebensweise werden sie nicht schwach, im Gegentheil nur genügsam, abgehärtet und geduldig. Der Graf von Chateaubriand berichtet: „Oft war so ein arabisches Pferd der Gegenstand meiner Bewunderung, wenn es auf diese Art im brennenden Sande angefesselt dastand, mit zerstreut herabhängenden Haaren der Mähne und Stirn, den Kopf zwischen den Vorderbeinen, um etwas Schatten zu suchen, und dann zuweilen aus seinem lebhaften Auge einen Blick seitwärts auf seinen Herrn fallen ließ. Kaum aber hatte dieser es losgebunden, und sich auf seinen Rücken geschwungen, so war es lauter Feuer und Muth.“

Die Araber putzen und reinigen ihre Pferde mit vielem Fleiße. Sie haben große Striegel mit feinen Zähnen, welche sie mit beiden Händen führen; sodann reiben sie das Pferd mit einem roßhärenen Gewebe, Kaffah genannt, auch mit einer Kehrbürste, bis nicht der geringste Schmutz oder Staub mehr auf der Haut ist. Zuletzt waschen sie ihm die Hufe, die Mähne und den Schweif, welche beide sie fliegen lassen, und selten kämmen, aus Furcht, ihnen die Haare auszureißen. Auch pflegen sie zuweilen zur Verzierung den Schweif und die Mähne ihrer Schimmel roth zu färben.

Im ganzen Morgenlande ist Gerste das gewöhnlichste Pferdefutter, und zwar 6 Pfund für ein Pferd täglich; auch wird noch gehacktes Gerstenstroh, doch nur in geringer Menge, gefüttert. Hafer und Heu bekommen arabische Pferde niemals. Die Nacht ist die eigentliche Futterzeit in Arabien; bei Tage erhalten die Pferde gemeiniglich nichts, als zwei bis dreimal etwas Trinkwasser, oder in Ermangelung dessen etwas Kameelmilch. Sie so viel Gras oder Stroh fressen zu lassen, als sie wollen, halten die Araber für ein Mittel, sie schwerfällig, dickbäuchig oder krank zu machen.

Den Pferdemist setzen die Morgenländer in die Sonne, bis er zu einem weißen und feinen Pulver wird, welches sie anstatt der Streu gebrauchen. Einige haben die Gewohnheit, Salz unter das Gerstenfutter zu mischen, um den unangenehmen Geruch des Mistes zu verbessern, und um denselben getrocknet, statt der Streu, weniger schädlich zu machen.

In der Landschaft Yemen erhalten die Pferde auch Hirsestroh und ein wenig Bohnen; in Nedjid die Frucht des Dattelbaumes (Phoenix dactylifera); in der Landschaft El-Hassa pflegt man Datteln mit getrocknetem

Klee oder Birsin (Trifolium alexandrinum) zu vermischen und damit zu füttern.

Durst leiden lassen die Araber ihre Pferde nicht ohne Noth; auf der Reise in der Wüste enthält ein Schlauch, der unter dem Bauche des Pferdes durchgeht und an beiden Seiten des Sattels befestigt ist, Wasser für Mann und Pferd.

In ganz Asien, sowie in Afrika, werden die edlen Pferde nur allein zum Reiten, dagegen in Europa meistens alle Zuchtpferde zum Ziehen gebraucht; in dieser Verschiedenheit des Gebrauchs mag auch ein Grund der verschiedenen Gestalt und Form der morgen- und abendländischen Pferde-Racen zu suchen sein.

Von den Söhnen der Wüste werden allgemein die Stuten zum Gebrauche den Hengsten vorgezogen, weil sie als Zeltgenossen, zur Familie gehörig, sanfter und gelehriger sind, und in Ertragung der vielfachen Strapazen ausdauernder sein sollen, als Hengste, die außerdem ihre Reiter bei Streifzügen oder in einem räuberischen Hinterhalte durch Brausen und Wiehern an sorglose Reisende leicht verrathen würden.

Nur von den Stammesoberhäuptern werden die Hengste zur Zucht gehalten, die sie dann ihren Stammesgenossen gegen Erlag eines Sprunggeldes, welches nicht in Münze, sondern in einem jungen Kameel oder in mehren Stücken aus den Schafheerden besteht, zur Benutzung überlassen.

Pferderennen waren unter den alten Arabern sehr im Schwunge, sowie sie noch bei den Nachkommen Sitte sind. Diese feierlichen National-Uebungen haben indeß oft blutige Streitigkeiten zwischen den Stämmen verursacht.

So veranlaßten im sechsten Jahrhunderte nach Christo die beiden berühmten Renner Dahes und Gabrah durch ihren Wettstreit beim Rennen, während der Belustigungen eines Nationalfestes, zwischen den beiden Stämmen, denen sie angehörten, einen verheerenden Krieg, der 40 Jahre lang dauerte. Der Rennpreis dabei galt 100 Kameele.

Das Reitzeug der Beduinen ist sehr einfach: dasselbe besteht gewöhnlich nur in einem Sattelkissen und in einem Halfter. Pedro Nunes, genannt Aly-Bey, schreibt: „Die Beduinen reiten auf Sattelkissen ohne Steigbügel, und so fliegen sie mit Blitzesschnelle auf ihren Pferden dahin."

Die ansässigen Araber jedoch bedienen sich der Sättel und Zäume, wie wir; nur sind solche von anderer Einrichtung. Ihre Stangenzäume haben sehr scharfe Gebisse, welche statt der Kinnkette mit einer unbeweglichen reif-

artigen Spange, in welche der Unterkiefer gleichsam eingezwängt ist, versehen sind. Solche scharfe Pferdegebisse wirken in einer rüden Faust auf diese so feurigen Thiere nicht selten verderblich, sie drücken gewaltig auf Zunge und Kinnlade, und machen nach und nach das Pferdemaul unempfindlich; daher es auch kommt, daß viele arabische Pferde hartmäulig sind. An den Sätteln sind die Bäume weit höher als an den unsrigen; die Reiter sitzen sehr gemächlich darin, und reiten außerordentlich kurz in den Steigbügeln. Anstatt der Sattelkissen haben sie ein großes Stück Filz, das sich fest gegen die Haut des Pferdes anlegt und macht, daß der Pferderücken nicht leicht gedrückt wird.

Die Steigbügel bilden ein längliches Viereck nach der ganzen Fußsohle, und sind gegen die Ecken etwas abwärts gebogen und scharf, daher man sie wie die Sporen gebraucht.

Die Sättel der Beduinen haben selten einen Bauchgurt; der Reiter versteht das Gleichgewicht zu halten, und schwingt sich, auf seine Lanze gestützt, mit Leichtigkeit auf das Pferd.

So einfach in der Regel das Reit-Zeug der Araber auch ist, so besitzen sie dennoch eine große Fertigkeit und Gewandtheit im Reiten; dieses beweisen sie hauptsächlich im Dscherid-Spiele oder Stockwerfen. Im Freien nämlich stellen sich mehre Reiter in Reihen, von wo immer einer mit verhängtem Zügel vorsprengt, und ihm ein zweiter mit einem etwa vier Fuß langen Stocke, aus Dattelholz, in der Hand, auf der Stelle nachfolgt. Ereilt dieser ihn bis auf eine gewisse Distance, so wirft er den Stab nach ihm. Mag er nun denselben treffen oder nicht, so wendet der Verfolger augenblicklich sein Pferd, und reitet in verschiedenen kleinen Schwenkungen (Caracole) so eilig wieder zurück, als es die Kräfte seines Renners nur immer gestatten; denn der zuerst Verfolgte erhascht mit bewunderungswürdiger Behendigkeit den Dscherid vom Boden, und verfährt nun angriffsweise; dabei wirft er sich im größten Laufe auf die eine Seite des Pferdes, daß nichts als ein Fuß im Sattel bleibt. Kaum haben die ersten ihr Turnier beendet, so sprengen schon wieder zwei Andere aus den Reihen, welches sich oft stundenlang wiederholt.

Im Dscherid-Spiele gilt keine Rücksicht der Person, Alt und Jung, der gemeine Türke, sowie der adlige, ein jeder sucht ohne Unterschied den Gegner zu treffen. Auf das Künstlichste tummeln sie ihre Pferde und beschirmen oft mit dem schaufelartigen Steigbügel ihren Rücken, indem sie im strengsten Laufe einen Fuß dergestalt in die Höhe bringen, daß der Wurf des Stockes

meistens an dem Bügel zurückprallt. Auf diese Weise trachtet der Orientale die Kräfte seiner Pferde einzuüben, und in kurzen, eiligen Wendungen, plötzlichen Paraden, gleich wie im vogelschnellen Laufe zu erproben: wobei natürlich diese Thiere an Schnellkraft, Biegsamkeit und Ausdauer immer mehr gewinnen.

Die Beduinen in der großen Wüste lassen ihre Stuten niemals beschlagen, und die Hufe nur bisweilen auswirken, weil die Wüste nur ebene Sandflächen darbietet und nur wenig steiniges Erdreich hat; daher das Horn auch an den Hufen so hart ist, daß es sich beinahe nicht abnützt. Nur auf den bergigen Gegenden in Nedjid, im steinigen Arabien, in Syrien und Palästina ist der Hufbeschlag eingeführt.

Die Hufeisen der Araber sind breit und von halbrunder Form ohne Griff und Stollen; sie sind leicht, aber hinreichend stark, um den Huf gegen Verletzungen zu schützen, da es dort weder vielen Koth, noch gepflasterte Straßen giebt.

Die arabischen Pferde sind wenig Krankheiten unterworfen; bekommen sie bisweilen Bauchgrimmen, so gebrauchen die Araber gedörrte Galle von einem Bären, die sie zu Pulver stoßen und mit Kaffee vermischt, den Pferden eingeben. Sie kaufen diese Galle theuer, und bewahren sie als einen kostbaren Schatz.

Eine durch Satteldruck entstandene Geschwulst öffnen sie, und legen Charpie aus aufgedrehten Stricken darauf; die Wunden waschen sie mit Seifenwasser und reiben solche mit Salz aus. Uebrigens halten die Araber das Brennen mit dem Glüheisen für das sicherste Heilmittel gegen viele Krankheiten und Schmerzen bei Menschen und Thieren; sie wenden das Feuer besonders gegen vorkommende Knochen- und andere Geschwülste an den Füßen der Pferde an, daher man viele arabische Pferde auf diese Art gezeichnet sieht.

Zaubermittel oder Talismane achten sie hoch und halten dafür, daß diese gegen viele Uebel und böse Zufälle schützen. Dergleichen Schutzgehänge bestehen gemeiniglich in Sprüchen aus dem Koran, die in Form eines Triangels zusammengelegt sind. Schöne und kostbare Pferde haben ganze Schnüre davon anhängen; so pflegen sie auch ihren Pferden Klauen vom Schwarzwilde, die durch einen silbernen Kreisbogen, in Gestalt eines zunehmenden Mondes zusammengehalten werden, um den Hals zu hängen.

Es konnte nicht fehlen, daß der edle Same des arabischen Pferdes sich

schon vor vielen Jahrhunderten in die Nachbarländer verbreitet hat, wodurch die Pferderacen des ganzen Morgenlandes in dem Grade veredelt wurden, als Sitten, Gebräuche und die ganze Lebensweise dieser Völker denen der kriegerischen und ewig wandernden Araber gleichen. In ganz Asien, Afrika und Europa ist die beste und schönste Zucht von Pferden arabischen Ursprungs; und stammen nicht alle edlere Pferde dieser drei Welttheile direct oder unmittelbar vom arabischen Pferde, so ist es doch gewiß mittelbar der Fall.

Nach Pedro Nunes' Versicherung haben in dem Jahre 1810 zu Damaskus arabische Hengste aus guten edlen Geschlechtern (Dscholfe, Saclawy u. s. w.) 2,000 Piaster und noch darüber gegolten. Wie Graf Forbin bezeugt, kaufte man in den Jahren 1817 und 1818 in Syrien arabische Hengste von den besten edlen Geschlechtern um den Preis von 4,000 bis 8,000 Piastern. Höchst ungern aber verkaufen die Beduinen ihre Zuchtstuten, und jene von erprobter Art sind ihnen selbst zu den höchsten Preisen nicht feil. Chevalier d'Arvieux, welcher viele Jahre in Aleppo und an der Grenze von Arabien lebte, erzählt hiervon:

„Ein Araber konnte sich nicht entschließen, seine Stute abzuliefern, obgleich er sie für den Marstall des Königs Ludwig XIV. von Frankreich verkauft hatte. So oft er eine Hand voll Gold in den Sack steckte, warf er auch die Augen auf sein Pferd und fing an zu weinen. „Ist's möglich, — rief er aus — nachdem ich dich bei mir erzogen und deine Dienste genossen habe, soll ich dich zur Vergeltung in die Sklaverei an die Franken verkaufen! Nein, gutes Thier, ich kann es nicht über das Herz bringen." — Und hier warf er das Geld auf den Tisch, umarmte und küßte sein Pferd, und ritt damit davon."

Aus den Seehäfen von Basra, Scharga und Maskate des persischen Meerbusens, wie aus jenen von Dschidda und Mokka des rothen Meeres werden jährlich viele arabische Pferde nach den ostindischen Besitzungen der Engländer gebracht.

Zu den Vorkehrungen, welche man trifft, um Pferde über See zu transportiren, gehören überhaupt ein segelfertiges, wohl eingerichtetes Schiff; sorgsame, am besten arabische Pferdewärter; ein doppelter Bedarf an süßem Wasser und Futter, und endlich diejenige Jahreszeit zur Seereise, welche man in Europa Frühling oder Beginn des Sommers nennt. Das Schiff muß vor allen Dingen nach Verhältniß der überzuschiffenden Anzahl Pferde den gehörigen Raum in Länge und Breite, besonders aber vom Ballast bis zum

Deck mindestens eine Höhe von 8 bis 9 Fuß haben, damit es bei stürmischem Wetter, wo das Verdeck geschlossen ist, oder die Luken zugedeckt werden, nicht an hinlänglicher Luft mangelt. Der untere Bodenraum des Schiffes wird mit der angemessenen Quantität Ballast gefüllt, und der dazu erforderliche Sand muß trocken, fest gestampft und gut geebnet sein.

Zureichende Streu, welche möglichst trocken zu erhalten ist, darf niemals fehlen. Auf dem Schiffe müssen die Pferde nach dem Geschlecht abgesondert sein, und mit den Köpfen an den Schiffswandungen stehen. Mit Stroh umwickelte Standbäume, sowie die Krippen sind wie in jedem anderen Stalle eingerichtet; Heuraufen aber entbehrlich, weil bei dem Schwanken des Schiffes sie für die Pferde nur unbequem sein würden. Unter den Krippen sind in jedem Stande zwei Ringe nöthig, woran ein jedes Pferd mittelst zweier starker Stricke an möglichst doppelten Halftern befestigt wird. Geht aber die See hoch und treten Stürme ein, so ist die Vorrichtung der Hängegurten für die Sicherheit der Pferde nicht entbehrlich.

Um das gegenseitige Schlagen der Pferde zu verhüten, läßt man ihnen die hinteren Hufeisen abnehmen und fortwährend für gute Aufsicht sorgen, welche um so nöthiger wird, als die Pferde, besonders im Anfange der schwankenden Bewegung des Schiffes ungewohnt, dazu geneigt scheinen. Sehr selten pflegen sie sich niederzulegen, wenn auch reinliche Streu noch so einladend ist; sondern suchen vielmehr auf den Schenkeln balancirend sich zu erhalten, welche Anstrengung gleichsam ein unvollständiger Ersatz für den Mangel der gewohnten Bewegung ist. Der Vorrath ihres gewöhnten Futter- und Wasserbedarfs muß auf das Doppelte berechnet sein, den man bei einer glücklichen Fahrt unter günstigen Winden gebrauchen würde; seine Aufbewahrung möglichst trocken und luftig. Unter das bei der Verabreichung angefeuchtete Futter Weizenkleie beizumischen, ist um so räthlicher, als dieses kühlende Mittel den Durst löscht und sogleich eine gelind abführende Wirkung herbeiführt. Uebrigens sollen thierärztliche Hilfe und die nöthigen Arzeneien nicht fehlen. So lange es Wind und Wetter gestatten, müssen die Schiffsluken offen erhalten werden, damit im Schiffsraume die Luft sich nicht zu sehr verdicke; weil ein dunstiger Aufenthalt, besonders bei langen Reisen und warmer Witterung, auf die Gesundheit der Pferde höchst nachtheilig wirkt. — Gegen Ende Mai oder Anfangs Juni an der europäischen Küste zu landen und auszuschiffen, wäre insofern vortheilhaft, als sich diese beim Landtrans-

porte in der heißen Jahreszeit an das europäische Klima leichter gewöhnen würden und weniger zu leiden hätten, als im Herbste oder gar im Winter.

Die zur Ueberfahrt gemietheten türkischen Pferdewärter suche man nach der Anslandsetzung so lange beizubehalten, bis die hiezu in Lohn genommenen Europäer mit der Behandlungsweise dieser kostbaren Thiere sich bekannt gemacht haben.

Die Angewöhnung der Pferde von Gerstennahrung an das Haferfutter wird für ihre Gesundheit nur dann vortheilhaft sein, wenn dieser Wechsel behutsam und allmählig geschieht. Auf diese Art werden sich die kostspieligen Fremdlinge an unser Klima, die veränderte Nahrung, Tränke, Wartung und Pflege leichter gewöhnen, weniger Schaden nehmen, und so vollends heimisch werden.

Ueber die verschiedenen arabischen Pferderacen sagt Blue Rock noch:

„Nach einer einförmigen und langweiligen Reise erreichten wir am 9. Februar Bassorah, nachdem wir zwei Mal im Euphrat an's Land gestiegen waren. Ich landete sogleich bei der Faktorei, befand mich aber in Folge eines heftigen Rheuma's so unwohl, daß ich auf die Stadt und ihre Umgebung nicht sonderlich achtete. Da ich begierig war, über den Hauptartikel des Handels von Bassorah Näheres zu erfahren, so stellte ich dazu geeignete Nachforschungen an. Die Pferdeausfuhr von Bassorah nach Indien begann vor etwa 50 Jahren; doch wurden sie damals nur bis Bombay gebracht und ihre Zahl war unbedeutend. Die Nachfrage aber wuchs und alle Präsidentschaften verließen sich, da die Lieferung regelmäßig und reichlich war, vorzugsweise auf den Markt zu Bassorah. Herr Manesty, Präsident an jenem Platz, drang tief in den Handel ein; sein Einfluß und seine Geldmittel verschafften ihm so viel Pferde, als er wünschte. Zugleich speculirten die am persischen Golf handelnden ostindischen Schiffskapitaine in demselben Artikel und eingeborene Kaufleute fanden es vortheilhaft, im Innern Pferde aufzukaufen, um die Schiffskapitaine in Bassorah zu versorgen. Die Handelsleute von Maskate, welche Kaffee und indische Waaren nach Bassorah brachten und mit Datteln nach Hause kehrten, nahmen auch gewöhnlich Pferde mit, welche sie dann nach Indien schickten. Der sichere Absatz ermunterte die Pferdezucht in Bassorah und der Umgebung, sowie ihre Herbeischaffung aus entfernteren Plätzen. Pferde vom reinsten Blut und von höchster Vortrefflichkeit wurden häufig von Nedjid und aus den Wüsten südwestlich von Bassorah eingebracht; der zahlreiche und mächtige Stamm Montifick schickte bedeutenden Vorrath, und ebenso der Stamm

Chaub am östlichen Ufer des Euphrat. Die kleinen Stämme an beiden Seiten des Tigris bis Bagdad fingen an, Bassorah als den besseren Markt zu betrachten; ja in Bassorah selbst und in der nächsten Umgebung ward die Pferdezucht und vorzüglich die Züchtung der jungen Fohlen aus der Wüste allgemein. Herr Manesty hatte den Plan, Pferde von jedem Alter zu kaufen und häufig schloß er den Handel, bevor das Fohlen gefallen war. Die, welche alt genug waren, um nach Indien zu gehen, wurden eiligst fortgeschafft; die Jungen behielt er noch dort. So viel ich erfuhr, verkehrte er besonders mit dem Stamm Montifick; da aber wenig Pferde nach Bassorah gebracht wurden, die man ihm nicht anbot, so machte er ohne Zweifel auch manches Geschäft mit anderen Stämmen. Auf die Pferde von Suggschuk hat er viel gehalten, obwohl sie gewiß keine ächt arabische Race sind. Jedoch bilden sie im Allgemeinen eine hübsche Gattung, haben gute Köpfe und Hälse, großen Rumpf und ziemlich starke, wohlgebaute Glieder, 14 bis 15 Faust Höhe, ein stattliches, imposantes Aussehen, viel Gelehrigkeit und sanftes Temperament. Ich spreche von den besseren Klassen unter ihnen; denn da sie keine besondere Race bilden, so gilt das Gesagte nicht von allen. Die Abarten der Suggschuk- oder Montifick-Pferde werden von Stuten aus Nedjid und Hengsten aus demselben Lande gezüchtet. In der That sind fast alle von jenem Stamm benutzten Hengste Nedjid-Pferde, und nur wenn man keinen anderen, als einen in Suggschuk gezüchteten Hengst haben kann, läßt man die Stute von ihm bedecken. Je näher ein Pferd von väterlicher oder mütterlicher Seite mit der Nedjid-Race verwandt ist, desto höher wird es geschätzt, und das nicht nur vom Stamm Montifick, sondern von allen arabischen Züchtern in der Umgegend der beiden Flüsse. Nach diesem Prinzip wählen sich auch die Chaubs und die niederen Stämme, welche nordwärts wohnen, ihre Hengste; letztere aber sind wegen ihrer Armuth und Entfernung gewöhnlich gezwungen, sich mit eingeborenen Hengsten zu begnügen und die Folge ist, daß ihre Pferde denen des Montifick- und Chaub-Stammes bei weitem nachstehen. Ich habe weniger Gelegenheit gehabt, mit der Race des letztgenannten Stammes bekannt zu werden, als mit der des Montifick; doch sind mir seine Pferde als gleichgeltend, nur etwas größer, weniger kompakt und dem englischen Vollblut näher kommend, geschildert worden. Ich konnte nicht erfahren, ob sie ihm in der Schulter gleichen oder ob sie, wie so viele Araber, in diesen Theilen fehlerhaft sind. Die schräge, langgedehnte Schulter eines wohlgebauten englischen Pferdes wird bei den Montifick-Arabern nicht gefunden und

dies scheint ihr größter Fehler zu sein; auch sind ihre Vorderarme (forearms) häufig mager und die Hacken eng, obwohl diese Fehler sich seltener finden, als die geradestehende Schulter. Die Chaub-Pferde sollen eine Beimischung von persischem Blut haben, weil sie den Pferden dieses Landes in vielen Eigenschaften ähneln. Doch scheint es nicht zweifelhaft, daß die Verschiedenheit des Futters, der Behandlung und des Klima's einige Veränderung in der Gestalt bewirkt, wie dies bei den Pferden des Montifick-Stammes der Fall sein soll. Bringt man Hengst und Stute von Nedjid nach Suggschuk, so wird ihre Nachkommenschaft, wenn nicht in der ersten, doch gewiß in der zweiten Generation eine Größe, Rundung und überhaupt eine vom Urstamm total verschiedene Gestalt gewinnen. Es ist ziemlich gewiß, daß ähnliche Folgen aus der Verpflanzung der Nedjid-Race nach dem Chaub-Lande hervorgehen müßten.

„Dies Land grenzt an Persien und wird von den Flüssen durchschnitten, die aus den nördlichen Provinzen kommend in den persischen Golf fallen, entweder in besonderen Kanälen oder nachdem sie sich mit einem östlichen Arm des Tigris verbunden haben. An den Ufern all' dieser Flüsse sind reichliche Weiden und die Leichtigkeit der Berieselung giebt hinreichende Ernten. Die Pferde des Chaubs sind daher wohlgenährt und ihr Futter ist meist von der Art, daß es die Gestalt des Thieres ausdehnt. Dasselbe ist der Fall bei den Montifick-Pferden. Dies Land erstreckt sich längs der Ufer des Euphrat, braucht blos etwas Nässe, um äußerst fruchtbar zu werden und daher bekommen die Fohlen viel grünes Futter, wie alle, die an den Flüssen zu Hawizah und an beiden Ufern des Tigris bis Bagdad gezüchtet werden. Dies ist nicht der Fall in den Wüsten des Nedjid-Landes, wo es kein Wasser giebt, als den im Winter und Frühling gefallenen Regen oder das, welches man in Brunnen und Behältern findet. Außer einer kurzen Zeit im Frühling giebt das Land also keine Weide und das Fohlen nährt sich nebst Hengst und Stute neun bis zehn Monate lang allein von Gerstenstroh mit einer sehr beschränkten Ration Korn und, wenn es ein Günstling ist, vielleicht mit einem Trunk Kameelmilch oder etwas Saft, der aus den Datteln quillt, wenn sie reif gesammelt und gedörrt werden. In Folge dieses spärlichen und trocknen Futters erreicht das Fohlen nicht die Größe und besonders nicht die Fülle der Muskeln und die Plumpheit der Form, welche ein saftreicheres und nahrhafteres Futter ihm gegeben hätte. Was ihm aber an Umfang verloren geht, das ersetzt es durch Festigkeit und Energie; die kleinen Knochen sind fest und,

solide, die Sehnen hart und zäh; die Muskeln, wenn gleich nicht voll und schwellend, scheinen klar durch die dünne seidene Haut hindurch und sind im höchsten Grade fibrös und elastisch; ohne von unnützem Fleisch belästigt zu sein, ist jeder Theil seinem Zwecke entsprechend. Der Kopf ist kurz, die Nase schmal und ganz dünn, die Stirn breit, das Auge voll, die Ohren klein und gespitzt, die Nüstern weit und offen, die Lippen dünn, die Kiefern tief und weitgeöffnet, der Hals lang und leicht, der Kopf mit einer unbeschreiblichen Eleganz angepaßt; die Schultern dünn und leicht, ziemlich gedehnt, aber doch zu gerade; der Rumpf tief, aber eigentlich nicht substantiell; die Lenden gewöhnlich nicht so breit und voll wie man wünscht und der Rücken hat nicht selten eine leichte Senkung. Es ist im Ganzen mehr eckig in der Form, da die verschiedenen Theile des Rumpfes, des Hintertheils und der Gelenke mit größerer Schroffheit und nicht so rund in einander laufen, wie dies das allmählige Anschwellen der Muskeln bei anderen Pferden bewirkt. Die Croupe ist weit, der Schwanz schön angepaßt und schön getragen, die Rübe auffallend klein. Die Lenden und Hüften sind freilich dem Anschein nach weniger voll und muskulös, als sie sein sollten, aber die Hacke ist breit, stark und wohlgebaut; der Unterschenkel kurz, glatt und hart wie Eisen; die Fessel wohl proportionirt; der Huf hart und zähe, hinten oft zusammengezogen; die Gelenke sind zwar nicht sehr dick, aber dicht und fest verstrickt; das Haar an Schwanz und Mähne ist fein, aber nicht massenhaft; die Haut dünn, weich und glatt wie Atlas. — Nun behaupte ich keinesfalls, daß alle Nedjid-Pferde sämmtliche obengenannte Eigenschaften besitzen, aber nach dem, was ich durch Beobachtung und Nachfrage erfahren, sind dies die vorzüglichsten und allgemeinsten Kennzeichen jener Pferderace. So viel ist gewiß, daß sie an dem ärmlichen Aussehen und der auffallend scharfen Form fast alle theilnehmen und daß ihnen das volle Auge, die feine Haut, die festen elastischen Muskeln und die harten, zähen Sehnen selten fehlen. Ich habe Ursache zu glauben, daß die kurze und dünne Nase der Nedjid-Pferde auch an den Thieren anderer Stämme vorkommt, ja daß die Nedjid häufig diese Auszeichnung entbehren und die sogenannte Römernase haben. Wirklich bin ich der Meinung, daß der Kopf, den man in Indien allgemein als das Kennzeichen der Race betrachtet, durchaus nicht zuverlässig ist, da man sehr häufig Pferde von anderen Stämmen trifft, die von anerkannt niederer Race sind, und doch wahre Vollblutköpfe tragen. Das findet man oft an den nicht ganz ächten Montificks, ebenso an denen aus Hawizah, etwa anderthalb Tagereisen von Bassorah am östlichen Ufer des

Euphrat. Die Pferde dieser Stadt, welche von den Bingsams und anderen Stämmen der Umgegend gezüchtet werden, zeichnen sich aus durch ihren schönen Kopf und den schönen Hals; sie werden recht groß und haben, bevor man sie genauer untersucht, ein edles, imposantes Aeußere. Doch fehlt ihnen die verhältnißmäßige Substanz, ihre kleinen Knochen und flachen Sehnen werden nicht, wie bei den Nedjid, durch Kraft und Elasticität ersetzt, und wenn sie gute Paradepferde sind, die ebenfalls auch leichte Arbeit thun, so sieht man doch auf den ersten Blick, daß sie in harter Arbeit sich mit den kleinern, aber kräftigen Nedjids nicht messen können.

„Die Araber lassen zu jeder Jahreszeit bedecken, doch ziehen sie die Monate Januar und Februar vor, da die Fohlen dann wenig oder gar keine Nahrung bedürfen, außer der Muttermilch, bevor das frische Frühlingsgras im April und Mai für sie da ist. Bis das abgefressen oder verdorrt ist, können sie das gewöhnliche Futter verdauen, nämlich gehacktes Stroh mit einer Hand voll Gerste oder Bohnen. Wo Weide ist, werden die Stuten und Fohlen Tags frei gelassen; Nachts bindet man die Stuten sowie die Fohlen, wenn sie fünf bis sechs Monate alt sind, stets an. Man bindet dabei die Enden eines Strickes von 4 bis 5 Fuß Länge zusammen, steckt einen Stock hindurch, den man in die Erde rammt und läßt einen Theil des Stricks wie eine Schlinge oberhalb des Erdbodens. An diese Schlinge wird das Halsband oder die Halfter, gewöhnlich aus Haar bestehend, befestigt und wenn Raum genug da ist, so kann sich das Thier nach Gefallen bewegen; wo nicht, so werden die Hinterfüße angebunden. Zuweilen läßt man den Kopf ganz frei, bindet das Pferd oder Fohlen an allen vier Füßen an und gewöhnlich bemerkt man auch die Spur des Strickes an der Fessel oder Schiene; es entsteht öfters eine Unförmlichkeit daraus. Ist das Fohlen gefallen, so überläßt man es ganz der Natur und seiner Mutter; nur binden die Araber gewöhnlich den Schweif des jungen Thieres aufwärts, damit es ihn besser tragen lernt. In der Wüste ist es häufig, daß man etwas vom Schwanze abschneidet und an manchen Orten, vorzüglich in der Nachbarschaft der Türken, brennt man das Fohlen an verschiedenen Theilen, um glauben zu machen, es sei da schwach und gebrechlich, um es in den Augen dieser tyrannischen Oberherren herabzusetzen, die, außer der Scheu vor dem Fehler, es für zu niedrig halten, ein gebranntes Pferd zu reiten. Bei den Arabern hat dies nichts zu bedeuten; man kennt den Zweck dieser Brandmale und richtet sich im Preise gar nicht darnach, während sie doch bewirken, daß die

Pferde nicht von denen gekauft werden, die kaum die Hälfte seines Werthes zahlen möchten.

„Ist das Fohlen ein Jahr alt, so rasirt man Schwanz und Mähne, und bald darauf wird es oft schon bestiegen. Im Alter von 2 oder 2½ Jahren reitet man sie ohne Bedenken und sonderbarer Weise sollen sie bis zum vierten oder fünften Jahre an Höhe und Stärke zunehmen. Mit zwei Jahren haben sie schon bessere Pferdezähne, als in Indien mit drei. Für 2- oder 2½jährige Fohlen wird es durchaus unschädlich erachtet, wenn sie gelegentlich einmal beschälen und von den nach den Ufern des Euphrat transportirten Nedjids überschreiten sehr wenige dieses Alter, ohne bereits als Hengste gebraucht zu sein. Wie dies auch auf ihr Wachsthum und andere Eigenschaften einwirken mag: gewiß ist, daß es dem Temperament nichts schadet. Ich habe einen Hengst geritten neben einer Stute, ohne daß er die geringste Notiz von ihr nahm. Die Araber glauben, daß jedes Füllen, wenn es zu Zeiten einmal beschält, eine bessere Haltung gewinnt und daß Wachsthum und Stärke in Folge der höheren Gesundheit dadurch begünstigt werden. Auch sind sie der Meinung, daß starke, nicht zu heftige Bewegung jene Eigenschaften an Fohlen befördert und daß eine Reise von zwei bis drei Monaten einem 2½jährigen zu größerer Gestalt und Substanz verhilft. Hierin haben sie wahrscheinlich Recht, da sie ohne Zweifel aus Erfahrung sprechen.

„Die Kolik ist eine nicht ungewöhnliche Krankheit und wird oft tödtlich. Knochenspaht zeigt sich selten, aber doch zuweilen. Sumpfspaht (bog spavins) ist so selten, daß man ihn fast gar nicht kennt. Dennoch sah ich ein Nedjid-Füllen, welches eine bedeutende Erhöhung an dem Theile zu haben schien, wo Sumpfspaht sich gewöhnlich zeigt, an der inneren Seite der Hacke, mit sehr dicker und rauher Haut, wie von häufigen und heftigen Zugpflastern erzeugt; aber keiner von den Arabern und überhaupt von den Anwesenden wollte eingestehen, daß da irgend etwas Ungewöhnliches sei. In der äußeren Höhlung der Hacke, zwischen der Spitze derselben und der Spitze des Beins war keine Geschwulst, auch konnte ich nicht, wie sonst wohl, durch Druck auf die innere Erhöhung dergleichen erzeugen; aber in der äußeren Höhlung war das Fohlen an beiden Beinen gebrannt und es scheint eine durchgängige Sitte, jedes Fohlen, ob Hengst oder Stute, schon in frühem Alter an jener Stelle zu brennen. An den meisten Fohlen und Pferden, die ich zu Bassorah gesehen, war die Spur des Eisens dort sichtbar und bei allen kann man es deutlich fühlen. Da dies Verfahren so allgemein und die Krankheit, welcher

man wahrscheinlich dadurch zuvorkommen will, so selten ist, so halte ich es diesem Zwecke entsprechend.

„In Nichts scheint der Araber so unwissend und nachlässig, als in der Behandlung der Füße, welche von Natur wohlgebaut, proportionirt, hart und zähe, häufig durch schlechte Pflege verdorben werden. Das Beschlagen ist allgemeiner, als ich vermuthete, und die Hufeisen sind so barbarisch, wie man sie nur ersinnen kann. Sie bestehen aus einer Eisenplatte, welche an den Vordertheil des Hufes befestigt wird und hinten sich zusammenzieht, wo sie fast in eine Spitze ausläuft und gegen die Hufspalte aufwärts geht. Das Hufeisen ist an den niederen Seiten bedeutend convex, und concav dicht am Fuße, auf welchen man, bevor das Eisen festgenagelt wird, ein dickes, mit Oel getränktes Stück Filz legt; gegen die Rückseite des Eisens ist ein Loch von etwa ¾ Zoll Durchmesser und außer dem, diesem Loch entgegengesetzten Theile, ist die ganze Sohle des Pferdes mit dieser convexen Eisenplatte bedeckt. Zwanghufe sind sehr gewöhnlich und eine gute gesunde Sohle findet man selten. Man läßt die Eisen sitzen, bis sie abgenutzt sind oder von selbst abfallen und drei Monate für jeden Hufbeschlag ist bei ihnen eine sehr kurze Zeit. Demzufolge wird die Zehe des Pferdes verlängert und die Ferse oft unheilbar zerstört.

„Ueber die verschiedenen Racen der arabischen Pferde und über die Sorgfalt, mit der die Araber die Reinheit derselben bewahren, — z. B. daß sie bei der Geburt des Fohlens Zeugen herbeirufen, den Stammbaum führen und dergleichen mehr — ist weit mehr gesagt worden, als der Gebrauch lehrt. Zwar ist es wahr, daß kein Araber, der die Mittel hat, einen edlen Hengst zu kaufen, seine Stute einem schlechten giebt; doch ist es ihm gleich, ob sie von einem gedeckt wird, der mit ihr aus derselben Race stammt. Unter den verschiedenen Racen der Nedjid-Araber sind die von Khelaun, Schukman, Yetman und Zherman die geschätztesten und von diesen hat wieder die erste den Vorzug. Der Besitzer einer Stute von einem der anderen Stämme nimmt lieber einen Hengst von der Khelaun-Race, als von ihrer eigenen; ist dagegen für eine Khelaun-Stute nicht ein Hengst derselben Race zu haben, so trägt der Besitzer kein Bedenken, ihr einen Schukman oder Zherman zu geben und diese beiden Racen werden rücksichtslos mit einander vermischt. Nur die Scheiks oder die Reichen können Hengste halten und nicht jeder Araber kann die Benutzung der besten Hengste bezahlen; kann er es, so wird er durch den größeren Werth des Sprößlings belohnt. Noch weniger kann er seine

Stute ein Jahr lang stehen lassen, da von ihrer Fruchtbarkeit größtentheils die Wohlfahrt seiner Familie abhängt. Der Masse des Volks ist es daher unmöglich, (da jeder, der eine Stute besitzt, Züchter ist), in der Bewahrung des ächten Blutes immer so gewissenhaft zu sein, wie man uns zuweilen erzählt, — in der That, sie denken nicht daran.

Von den in Bassorah feilgebotenen Pferden kommt eine Anzahl aus Jesadah, einer Gegend zwischen Euphrat und Tigris, unterhalb Bagdad. Dies scheinen starke, feurige Thiere zu sein von ziemlicher Größe und guter Zucht, aber mit fast allzulangen Beinen. Sie werden vom Stamme Kharael gezüchtet und heißen auch so. Auch das Pferd von Bagdad wird häufig eingeführt; aber man betrachtet es nicht als Araber, da es vorzüglich in den westlichen Provinzen Persiens am Tigris gezüchtet wird, oberhalb Bagdad, wohin man es auch zuerst verkauft. Als ein Theil der Ausfuhr Bassorah's verlangen sie eigentlich eine Beschreibung; nur ist es unmöglich, etwas zu beschreiben, was so unendlichen Schattirungen unterworfen ist. Das Pferd von Bagdad, welches mehr oder weniger arabisches, persisches oder turkomannisches Blut in sich führt, erbt die Eigenschaften jener Race im Verhältniß seiner Verwandtschaft zu ihnen, und zwar modifizirt durch Klima und Futter. Da überhaupt die Vermischung der verschiedenen Racen eine so endlose Mannigfaltigkeit erzeugt, so paßt eine specielle Beschreibung auf keine von ihnen; doch ist gewiß, daß in den Pferden von Bagdad an Blut, Größe, Figur u. s. w. eben nichts Besonderes zu finden ist.

Ein Ort, Dair genannt, etwa 20 bis 25 englische Meilen oberhalb Bassorah hat lange eine förmliche Familie von Pferden gehabt, die fast alle kastanienbraun sind, mit einer Blässe oder einem Stern und mit einem oder mehren weißen Füßen, von guter Größe und Gestalt, hübschem Aeußeren und arabischem Blut.

Zu den schönsten Pferderacen, denen auch Bruce vor allen anderen den Vorzug giebt, gehören die, welche in Bagdad und Bassorah unter dem Namen der Khabo bekannt sind und die von einem Stamme gleichen Namens von der Nordwestgrenze der großen Wüste, nahe bei Syrien, gezüchtet werden. Man hat mir gesagt, daß sie an Form und Bildung viel Aehnlichkeit mit dem englischen Vollblut haben, dem sie auch an Größe gleich kommen. Da sie äußerst selten nach Bassorah kommen, so habe ich nur eine Stute von ihnen gesehen, die ich dort kaufte. Sie war eine graue, 15 Faust 1¼ Zoll hoch, von starkem Knochenbau und großer Kraft, aber, wie mich bedünkt,

mehr einem großen Nedjid als einem englischen Pferde ähnelnd. Sie kam als Geschenk aus Syrien an Abdullah Pascha von Bagdad und dieser gab sie dem Abdullah Aga von Bassorah.

„Während meines ersten Besuches zu Kairo im Frühling 1836, sagt Colonel Howard Wyse, hatte ich oft Gelegenheit, des Pascha's Gestüt zu Schubrah zu sehen. Es bestand aus drei- oder vierhundert Stuten, etwa vierzig Hengsten und befand sich in sehr schlechtem Zustande. Die besten von diesen Hengsten und Stuten wurden jedoch später nach einem neuen Gebäude, etwa zwei Meilen entfernt, geschickt, und verbesserten ihren Zustand bedeutend unter der sorgfältigen Aufsicht des M. Amand, eines Franzosen. Die Hengste waren vor ihrem Umzug in offenen Schuppen, mit den Füßen an Pfähle gefesselt, und hatten sehr wenig Pflege und Bewegung. War das Wetter rauh, so waren sie schlimm daran; und dazu kommt noch, daß ihre Füße, des türkischen Beschlages wegen, in üblem Zustande waren.

„Die ägyptischen und syrischen Hufeisen sind gewöhnlich zirkelrunde Platten mit einem kleinen Loch in der Mitte; in Syrien sind jedoch die Enden des Eisens umgeschlagen, um gegen die scharfen Felsen Schutz zu verleihen; denn die Wege sind in den gebirgigen Theilen dieses Landes oft meilenweit treppenförmig und steil abschüssig, und ohne ein solches Schutzmittel könnte ein Pferd kaum eine Reise machen. Es ist wahr, daß die Form des Hintereisens sehr das Streichen (overreaching) verhindert; allein die Art dieses Beschlages kann im Allgemeinen nur angewendet werden, wenn man in mäßigem Schritt und auf trockenem Boden reist; denn ein Pferd, welches nach der beschriebenen Art beschlagen ist, kann sich auf feuchtem und schlüpfrigem Boden nicht mit Sicherheit bewegen und nicht in einer Gangart auf rauhem Wege weit geritten werden, ohne sich Schaden zu thun. Nimmt man das Eisen ab, so findet man den Huf so zusammengepreßt, daß sich der Strahl u. s. w. nicht unterscheiden läßt, und dem Anschein nach gar nicht vorhanden ist. Soll beschlagen werden, so hält ein Mann den Fuß des Pferdes hoch, während ein Anderer darauf losschneidet und den ganzen Huf verkleinert, indem er große Stücke vom Strahl, der Sohle und der Wand auf einmal entfernt; dann wird die Eisenplatte aufgenagelt wie etwa auf einen Pfahl.

„Die Eisen sind mit drei großen Nägeln auf jeder Seite befestigt, die denen gleichen, welche man in Frankreich anwendet, und die gut halten; denn zerspringen sie nicht an den Felsen oder nutzen sie sich nicht ab, so geht selten ein Eisen verloren. Die Nägel sind ringsum umgeschlagen und in den Huf ge-

hämmert. Meine Pferde wurden von diesen Eisen fast nie lahm und gingen damit fest und sicher auf den beschwerlichsten Wegen. Freilich ist es unmöglich, den Huf zu reinigen.

„Kehren wir zum Gestüt zurück. Unter den Hengsten waren einige von einer besonderen, weißen Art. Man sagte, sie wären von Mekka gekommen, entweder als Geschenke, oder als Kriegsbeute und schienen „thorougbred." Sie hatten im Allgemeinen mehr Stärke, als die anderen Pferde, waren 14. 3 bis 15. 2 hoch, äußerst schön und kräftig gebaut und hatten vorzügliche Beine und Füße. Die grauen und braunen waren kleiner. Viele von den letzteren waren Füllen von drei bis vier Jahren, die man zu hohen Preisen gekauft hatte; sie sollten von sehr guter Race sein, hatten aber natürlich viel verloren, da sie der Kälte und Hitze ausgesetzt und ohne gehörige Bewegung waren. Die Mähnen und Schweife waren ihnen gänzlich verschnitten, was zu ihrem guten Aussehen nichts beitrug.

„Die schönsten Hengste waren folgende: Mufti, ein Grauschimmel-Hengst, sechs Jahre alt, den ein Offizier im Dienste des Pascha's aus Mekka gebracht hatte; er war sehr lang, hatte viel Substanz und außerordentlich starke Knochen, war ungefähr 15. 2½ hoch und im Stande, vierzehn bis fünfzehn Stein zu tragen. Er trug den höchst möglichsten Stempel des Blutes, hatte die schönste Action, und man sagte, daß er von der reinsten Zucht sei. Als ich späterhin dieses schöne Pferd in den neuen Ställen sah, war es durch Mangel an Pflege und Bewegung sehr heruntergekommen, und seine Augen schienen matt und trübe. Abgesehen von dieser Veränderung, wäre dieses Pferd werth gewesen, nach England gebracht zu werden. Ein dunkelkastanienbrauner Hengst mit zwei weißen Füßen und einer Blesse war von gleicher Kraft, aber etwas schwächer in seinem Vordertheil; man sagte von ihm ebenfalls, daß er von guter Abstammung sei. Zwei oder drei der weißen Hengste waren eben so ausgezeichnet wegen ihrer Schönheit und Kraft, allein nicht ganz so lang, mit etwas plumpen Beinen; sonst aber waren sie sehr schön und kräftig. Das vorzüglichste Pferd war jedoch ein Brauner, 15. 1½ ungefähr groß und und vierzehn oder fünfzehn Jahr alt. Die Kraft seiner Glieder war unübertrefflich wie die Vollkommenheit seines Gebäudes, außer daß seine Schultern etwas zu gerade (upright) waren; sein Kopf und Hals waren außerordentlich schön und seine edle Abkunft war unverkennbar, wie seine Aktion überraschend. Er war sehr muskulös und fähig, zwölf bis dreizehn Stein zu tragen. Man erzählte mancherlei Geschichten von seiner Gefangennehmung

im Kampf und von dem Widerwillen, mit dem die Araber sich von ihm trennten. Ferner befand sich hier ein brauner, englischer Hengst, kräftig und von guter Gestalt; er schien hoch gehalten zu werden, denn er stand in einem besonderen Stalle und war daher auch in besserem Zustande, als die unter dem offenen Schuppen. Er sah Gulliver (v. Orville a. d. Camidia) ähnlich, und seine Abstammung wäre dann besser als die der anderen Hengste. Wenn ich den hohen Wuchs dieser schönen Pferde in Betracht zog, mußte es mich höchlich wundern, als ich ein krankes Pferd frei unter ihnen erblickte, welches nach Herrn Amand's Angabe den Rotz hatte. Die Krankheit jedoch schien mir nur die Druse (strangles) zu sein; aber auch in diesem Falle war es höchst gefährlich, daß es frei in demselben Raume umherlief und Zugang zu demselben Wasser und Futter hatte, von dem die übrigen getränkt und gefüttert wurden.

„Die Stuten waren mit Leinen in geräumigen Scheunen angebunden, und ihre Füllen waren, wie man sich denken kann, in dem allerschlechtesten Zustande. Einige von ihnen zeigten Blut, besonders ein Grauschimmel von Theben; allein alle anderen waren von der gewöhnlichen ägyptischen Zucht, gekreuzt mit Arabern und Dongolesen, und einige waren aus letzterem Lande eingeführt und hatten die Unterscheidungszeichen ihrer Race, nämlich lange Köpfe, sehr rund an der Nase, viel weiß an ihren Füßen und Gesichtern, starke Glieder und langes schmächtiges Gebäude. Sie zeigten Blut und hatten große Aehnlichkeit mit unseren von Blacklak stammenden Pferden. Die Form ihrer Schultern (The slop of their shoulders) war ganz außerordentlich schön; ihre Action war, wie man erwarten kann, nachlässig und unordentlich; doch besaßen sie große Leichtigkeit, leichten Gang und wahrscheinlich vortrefflichen Wind. Man schätzte sie nicht besonders, und es hatten auch die Mameluken früher keine hohe Meinung von ihnen, trotz der Behauptung Burkhardt's. Auch eine beträchtliche Anzahl von Maulthieren und Eseln zog man zu Schubrah.

„Als ich das Gestüt am 12. November 1836 wieder besuchte, waren die besten von den Mutterpferden und Hengsten nach den neuen Gebäuden entfernt, welche auf einer fruchtbaren Ebene eingerichtet waren, die Ueberfluß an Getreide, Baumwolle u. s. w. hatte. Zwei beträchtliche Räume vor den Ställen waren mit sieben Fuß hohen Umzäunungen umfaßt, worin sich hundert und zehn Jährlinge befanden; viele von ihnen waren kräftig und wohlgestaltet. Die besten waren zwei braune Füllen von dem englischen Hengste. Die von

Mufti waren stark, aber plump, welches mit jungen Araberpferden oft der Fall ist; die von dem schönen braunen Hengst waren schlank. Siebzehn frühere Jährlinge wurden frei in einer geräumigen Scheune gehalten; eins oder zwei von diesen, vorzüglich ein schlankes, braunes Füllen, waren hübsch; nur war ihr Zustand nicht besonders. Die Gebäude waren vollkommen reinlich und sehr ausgedehnt; sie umschlossen weite Höfe, für die Zuchtstuten bestimmt, wo auch Dächer, um sie gegen die Sonne zu schützen, angebracht waren. Acht und vierzig nicht belegte Stuten standen in einem geräumigen Stalle; einige von ihnen waren hübsch und von guter Zucht. In einem anderen Stalle standen vier und sechszig trächtige Stuten; sie zeigten viel Blut und fünf von ihnen (zwei weiße Nedjids und drei graue aus Syrien, Nubien und Theben) vorzüglich schön. Ich gewahrte in diesen Ställen keine Stuten, die gefohlt hatten; sie befanden sich wahrscheinlich in besonderen Gebäuden. Die Beschäler waren in einem anderen Stalle: sie bestanden aus dem grauen Hengst Mufti, dem schönen Braunen und dem Dunkelbraunen, dessen ich bereits gedachte und fünf anderen Braunen. Einer war ein prächtiger Hengst von den Hedscha's, und zwei von geringerem Werthe, die man von der Armee ausgelesen hatte. Auch befanden sich acht Grauschimmel hier, sämmtlich Nedjids, wovon zwei außerordentlich schön; ferner sechs weiße Pferde, von denen fünf Nedjids und eins ein ägyptischer Hengst.

„Alle diese Hengste und Stuten waren in geräumigen gedielten Ställen, und nicht durch Fußseile angelegt, sondern mit Halftern an Pfählen, die an einer steinernen Krippe befestigt waren. Die Ställe waren nicht gepflastert, die Krippen hoch, und durch eine besondere Einrichtung standen die Pferde in zwei Reihen mit den Köpfen gegen einander. Dahinter die Wände entlang war ein schmaler Weg gelassen, und ein breiter Gang lief mitten durch das Gebäude. Die Pferde hatten demnach nichts vor sich als die Krippe, und die Folge war, daß sie sich stets unruhig und von Geräusch umgeben befanden, indem fortwährend Leute bei ihnen vorübergingen, und viele von ihnen (die leicht gereizt waren) strebten gewaltsam rückwärts und kamen in Gefahr, den Pfosten, an den sie gelegt waren, umzureißen und den ganzen Stand zu zertrümmern, der nicht eben solid gebaut zu sein schien. Es ist unbegreiflich, wie man einen so albernen Plan ausführen konnte, der neben anderen Unbequemlichkeiten, es auch unmöglich macht, die Pferde zu untersuchen, ohne dicht hinter ihnen den schmutzigen Weg an der Wand zu passiren. Diese Einrichtung wird indeß nicht lange währen; es ist zu hoffen, daß man diese schönen Hengste in

bequeme Boxes placirt, und die Stuten in Räume, die nicht blos weniger kostspielig, sondern auch ihrer Gesundheit weit zuträglicher sind, und ihnen Gelegenheit geben, sich weniger Bewegung zu machen und dadurch den Nachtheilen zu entgehen, zu welchen sie jetzt verurtheilt sind. Das Gestüt hat sich indeß schon im Ganzen gebessert, seit es an diesen Ort verlegt ward, und der französische Oberintendant hat viel genützt. Selbst die zweijährigen Fohlen, die nach den Ställen zu Kairo gebracht sind, sind in besserem Zustande; aber nichts kann den Mangel an Luft, Freiheit, geeigneter Bewegung und guter Abwartung, besonders bei jungen Pferden, ersetzen. Die Fohlen zu Schubrah, muß ich noch bemerken, werden hauptsächlich nur mit Häckfel gefüttert und haben wenig oder gar keine Bewegung.

„In Aegypten muß das Rindvieh und in vielen Fällen auch Schafe und Ziegen, wenn man sie zur Weide bringt, reihenweis angebunden werden, da die großen Ebenen verschiedene werthvolle Getreidearten tragen und wegen der jährlichen Ueberschwemmung völlig uneingeschlossen sind. Unter solchen Umständen sind Fußseile nicht allein das einzige dienliche Mittel, sondern auch das sicherste, ein Pferd anzubinden, sowohl seiner eigenen Sicherheit wegen, wie der der übrigen Pferde. Im Februar werden die meisten Pferde in Kairo in den Bersin (eine vorzügliche Kleeart) getrieben und in einer Linie festgebunden; die slives (oder Grooms) lagern sich dabei hinter ihnen. In der unmittelbaren Nachbarschaft der Stadt sind sie oft unter Bäumen am Ufer des Nils angebunden, und werden hier sorgfältig abgewartet. Aber trotz des herrlichen Klimas sind sie im Allgemeinen, sowohl in Ställen als im Freien, in dem Zustande wie Weidepferde. Sie sind rauh, aus Mangel an Bewegung, und werden nie hinlänglich gereinigt, obwohl eine Art von Striegel, eine Bürste und ein grobes Haartuch dazu gebraucht werden. Es ist kaum nöthig, zu bemerken, daß auch Mähnen und Schweife vernachlässigt werden, und es gewährt dem Auge des Europäers einen seltsamen Anblick, ein Pferd hergeführt zu sehen, rauh, als käm' es vom Düngerhof, mit sammetnem Sattel und Zaum versehen, bedeckt mit Stickereien, Franzen und Quasten von den nämlichen Stoffen.

„Statt des großen türkischen Sattels mit orientalischen Steigbügeln bedient man sich allgemein eines Polsterkissens, bedeckt mit schwarzem oder rothem Tuch; es ist mit kleinen Steigbügeln versehen, gestaltet wie die an einem Husarensattel, und mit einem kurzen Sporn an der innern Seite. Die Zügel sind von verschiedenem Muster und stets gewirkt; unter ihnen sind Kopfgestelle

angebracht, aus einer Anzahl silberner Ketten zusammengesetzt, und mit kleinen Plattenverzierungen am Nasenbande.

„Ohne Zweifel waren die Mamelucken früher gut beritten und gerüstet und tüchtige Reiter; aber ich sah in diesen Ländern nie einen schönen Reiter. Abu-Gosch, ein Araberhäuptling in der Nähe von Jerusalem, und ein alter Mameluck zu Kairo, waren die besten. Indeß obwohl einige von ihnen in dem alttürkischen Sattel saßen, der noch unter den Arabern gebräuchlich und keineswegs unbequem ist, so zeigten sie doch wenig Gewandtheit; Gefechte und das Werfen des Dscherid übten sie gewöhnlich mit wenigem Geschick, wiewohl mit bedeutender Heftigkeit, und wenige von den Pferden waren wirklich tüchtig und schnell. Wenn die Füllen in des Pascha's Ställen einmal geübt wurden, so mußten sie eine kurze Strecke schnell galoppiren und wurden dann plötzlich auf die heftigste und unpassendste Weise angehalten, ohne auf den guten Gang des Pferdes oder auf die momentane Stellung seiner Beine Rücksicht zu nehmen, und also mit großer Gefahr für seine Gelenke. Durch Verwendung der Consuln können Fremde Pferde aus diesen Ställen erhalten, und der Pascha selbst, so wie viele seiner Offiziere bedienen sich derselben. Es befindet sich an demselben Ort auch eine Anzahl vorzüglich schöner Maulesel, die man anwendet, um den Truppen Proviant zuzuführen. Die Stuterei zu Schubrah sollte zum großen Theil die Cavallerie versorgen; doch in diesem, wie in manch' anderem Falle, würde das Volk die beste Unterstützung gewähren, wenn man ihm den ruhigen Genuß seiner Besitzungen sicherte und gute Preise zahlte.

„Gegenüber den Ställen zu Kairo befindet sich die Anstalt für des Pascha's Fuhrwerk. Man sagte mir, er habe durch Mr. Galloway eine erträgliche Kutsche und Geschirr erhalten; diejenigen jedoch, die ich sah, waren schlechter als gewöhnliche Miethskutschen, und Pferde, Geschirr und vorzüglich die Kutscher waren unter aller Beschreibung; das Ganze wurde auf so linkische Weise behandelt und ging mit so viel Mühe und Umständlichkeit von Statten, daß man sich nicht länger wundern konnte, wenn die Wägen den Türken als eine sehr überflüssige Erfindung erscheinen. Diese, obwohl sie dem Pascha gehörten, wurden nie gereinigt, außer daß man das Innere gelegentlich ausbürstete. Ich vergaß die Farbe von zweien, aber der eine, der am meisten beschmutzt war, war ein dunkelbrauner Wagen mit rothem Kutschersitz; der Firniß war längst verschwunden und von der Farbe nur noch wenig übrig. Das Geschirr war von ganz gemeiner Art (ähnlich dem, womit man Pferde

einfährt). Es hatte Kummete und schien nie gereinigt oder ausgebessert zu sein: Aufhaltzügel (bearing-reins) waren nicht vorhanden, und die Schwanzriemen fehlten meist; die Zügel der Vorderpferde gingen blos durch das Kopfgestelle der Hinterpferde, und sie waren an eine breite Querstange am Ende der Deichsel gespannt. Es gab da verschiedenartige Pferde, weiße, rothbraune und dunkelbraune; sie waren dem Anschein nach sehr alt und nicht von vorzüglicher Race. Ihre verworrenen Mähnen und Schweife waren nie gekämmt, und sie waren dumm und in schlechtem Zustande.

„Der Kutscher (und der beste war ein Schwarzer) war in ein weißes Nizam-Gewand gekleidet, mit rothen Pantoffeln und fuhr mit einer Schweinetreiberpeitsche. Er saß keck auf seinem Platze, die Beine zu jeder Seite des Fußbretts ausstreckend, und nachdem er die Zügel in die Hände genommen hatte, vergewisserte er sich davon durch zwei oder drei heftige Rucke, die die Pferdeköpfe abwechselnd in entgegengesetzte Richtung brachten; dann bediente er sich seiner Peitsche und ließ, die Zügel noch in beiden Händen, sein einsames Gespann durch Fußgänger, Kameele, Esel u. s. w. auf ganz erstaunliche Weise hinschießen. Bei seiner Rückkehr gingen indessen die Pferde ganz gut, und, indem er einen weiten Umkreis beschrieb, (wenn nicht zufällig etwas dazwischen kam) ward die Equipage sicher durch den breiten Thorweg in die Remise gebracht.

„Die Frauen des Harems scheinen indeß Gefallen an dieser Art Bewegung zu finden; sie machen oft lange Fahrten und kehren oft bei Fackellicht zurück. Ich sah einst vier dicke Frauen an einem sehr heißen Tage in einer Kutsche, zwischen ihnen am Boden saß ein schwarzer Sclave als Wache. Abbas Pascha hatte auch einen verschlossenen Wagen und einen Phaëton; einer oder zwei von den Franken besaß Gigs und Einspänner. Auch zu Alexandria befanden sich einige Wagen."

Ueber die Farbe und Abzeichen der Pferde sagen die Araber:

Pferde, mit sehr breiten Blässen, sogenannten Laternen, haben allemal ein schwaches Hintertheil, größtentheils auch eine augenscheinlich fehlerhafte Form und Stellung der Sprunggelenke, was mit dem Mangel an Folge des Hintertheils in Verbindung steht.

Pferde, deren Schenkel bis über das Knie und die Sprunggelenke weiß sind, sind schwach auf den Füßen, und haben sie auch Ausdauer, was jedoch selten der Fall ist, so haben sie doch keine Sicherheit.

Pferde mit weißen Fesseln sind vorzugsweise auf diesen Schenkeln zu

Fußgallen geneigt, knicken leicht im Fessel und stoßen mit diesen Schenkeln öfter an, als mit den anderen, vorausgesetzt, daß diese nicht sonst an einer Lähmung leiden.

Pferde, die mehre einzelne weiße Flecken am Körper haben, kränkeln in der Regel an Verstopfungen der Leber und damit verwandten Leiden der Lunge.

Pferde, die weiße Ringe um die Augen, oder auch nur weiße Flecke in der Nähe derselben haben, sind zu Augenentzündungen geneigt.

Pferde mit einem weißen After leiden häufig an Würmern, Schleimanhäufungen und Koliken, oder haben nicht die gehörige Freßlust.

Tiger sind in der Regel dauerhafte Pferde, aber unsicher, unangenehm in ihrem Gange, und werden auch bei wenigem Gebrauch vor der Zeit steif und strupirt.

Schecken sind allemal schlaffe und schwache Pferde, ohne Ausdauer und gehörige Kraft im Hintertheile.

Hellfalbe, ohne schwarze Extremitäten und ohne einen schwarzen Streif über den Rücken, sind weichliche Pferde, ohne Kraft und Ausdauer.

Dunkelfalbe mit schwarzen Extremitäten und einem schwarzen Streif über den Rücken, sind kräftige Pferde, aber heftig in ihren Bewegungen und nicht selten capriciös.

Hermeline und Isabellen taugen zu Fatiguen gar nicht.

Falbe mit weißen Mähnen und weißen Schweifen kränkeln häufig, sind im Allgemeinen schwach und haben verwendete Sprunggelenke, öfters Ansatz zum Spath und geringe Folge.

Hellfüchse mit vieler Abzeichnung sind im Allgemeinen schwach, ohne Abzeichnung nur ausnahmsweise brav, haben nicht die besten Hufe und verfallen leichter, als alle andere Pferde in fieberhafte Krankheiten.

Hellbraune mit vieler Abzeichnung halten sich besser, sind aber in der Regel nicht so dauerhaft, als wenn sie nur wenige oder gar keine Abzeichen haben.

Rappen mit vieler Abzeichnung taugen niemals etwas, wenigstens sind sie nicht zu großen Fatiguen geeignet. Wenige Abzeichnung putzt sie, zeigt aber im Allgemeinen nur etwas wenig mehr Kraft an.

Schimmel mit Abzeichnungen sind bei weitem nicht so dauerhaft, als Pferde von dieser Farbe, ohne weitere Abzeichnung. Je dunkler jedoch

die Schimmelfarbe ist, je gemäßigter ist auch bei der Abzeichnung die Schwäche.

Ist bei stichelhärigen Pferden die weiße Farbe vorherrschend, so dominirt auch die Schwäche über die Kraft; ist hingegen das dunkle Haar vorherrschend, so dominirt die Kraft über die Schwäche.

Welchen Einfluß die Farbe des Haares auf die ganze Organisation des Thieres hat, wissen wir nicht, eben so wenig, wie sich diese zu jener verhält, nur so viel ist gewiß, daß beide in der engsten Verbindung zu einander stehen, abhängig von einander sind und sich von dem einen auf das andere schließen läßt.

Pferde mit wenig oder gar keiner Abzeichnung sind in der Regel, und vorausgesetzt, daß ihre übrige Beschaffenheit nicht hinderlich ist, die dauerhaftesten, und dies um so mehr, je mehr ihre Farbe einen glänzenden Schein hat. Glanzrappen, Goldfüchse, Goldfalbe u. s. w. sind daher von jeher als sehr brave Pferde bekannt. Ihnen in dieser Eigenschaft nicht viel nachstehend sind die Pferde mit dunklen Haaren, als die Schwarzfüchse, Schwarzschimmel, Schwarzbraune und Kohlenschwarzen, und dies um so mehr, je mehr ihr Haar dabei glänzt; sowie denn überhaupt der Glanz des Haares allemal eine gesunde Beschaffenheit der innern Organe anzeigt, und mit diesen in der engsten Verbindung steht. Den meisten Kranken sieht man ihren Zustand schon an dem glanzlosen, struppigen, fettigen und schmierigen Haaren an, und der aufmerksame und erfahrene Pferdekenner erkennt einen eintretenden kranken Zustand oft noch eher an dem Haar, als ihn der Pferdearzt aus dem Pulse auffindet.

Rehbraune gehören in der Regel unter die ausdauernsten Pferde, ob sie gleich nicht allzuviel Kraft im Hintertheil besitzen.

Unter die schlaffen und häufig kränkelnden Pferde gehören die Rothrappen, Rothfalbe, Schmutzfüchse, Lehm- oder Graufüchse, Lehmbraune und Grauschimmel, denen auch in der Regel ein kräftiges Hintertheil abgeht.

Schweißfüchse sind nur dann brav, wenn das Haar, außer den Mähnen und dem Schweife, ganz dunkel ist. Je mehr es mit hellen Farben gemischt ist, desto mehr geht ihnen die vorgenannte Eigenschaft ab.

Porzellan-Schecken, ganz helle Rothschimmel u. s. w. haben weder Sicherheit, noch Ausdauer. Dunkle Rothschimmel zeigen oft eine ausgezeichnete Bravour. Mausefalbe verdienen das Lob nicht, das man ihnen gewöhnlich

hinsichtlich der Ausdauer zugesteht, am wenigsten, wenn Mähnen- und Schweifhaare mit mausefarbenen Haaren vermischt und nicht ganz schwarz sind.

Weißgeborene Pferde, als der Atlasschimmel, Hermelin u. s. w. sind bloße Pracht- und Parade-Thiere,' denen in der Regel alle Ausdauer abgeht.

Pferde von sehr gemischten Farben, deren Nüancen es unentschieden lassen, ob man sie zu den Braunen oder Füchsen zählen soll, zeigen eine vermischte Zucht an und sind, wie alle Bastarde, Schwächlinge.

Eine bedeutende einseitige Abzeichnung der Schenkel kann gleichsam als Aushängeschild der Schwäche dieser Seite angesehen werden.

Ein ganz oder auch nur zum Theil weißer Huf zeigt einen spröden, brüchigen und dabei sehr empfindlichen Huf an.

Kirsch- oder Weichselbraun, sowie Spiegel- oder Apfelbraun und Rothbraun gehören unter die vermischten Farben, so wie die Race des Pferdes selbst unter vermischte Zucht, von der sich nur dann Bravour erwarten läßt, wenn sich die Race mehr einer edlen als einer gemeinen Zucht nähert.

Kastanienbraun gehört ursprünglich einer Reinzucht an und läßt, wenn sie alle Eigenthümlichkeiten derselben an sich trägt, Ausdauer erwarten.

Muskatschimmel, Porzellanschimmel, Zimmtschimmel, Forellenschimmel, Honigschimmel u. s. w. sind in der Regel weichliche und kraftlose Pferde, denen fast allen ein kräftiges Hintertheil abgeht und die in der vermischten Farbe das untrügliche Kennzeichen ihrer vermischten Zucht an sich tragen.

Von einer festern Textur der Grundfaser sind die Fliegenschimmel, und dies um so mehr, je mehr das schwarze Haar vorherrschend ist.

Mohrenköpfe haben gewöhnlich ein starkes Vordertheil und ein schwaches Hintertheil, und zeigen dadurch an, daß die Race des Vaters in die der Mutter noch nicht gehörig übergegangen ist, daß die eine Race, die eine Farbe, die eine Form die andere noch abstößt, sich noch nicht zusammen gehörig ausgeglichen hat, und daß noch so viel Fremdartiges vorhanden ist, was, bei weiterer Zucht dieser Race, zu einer besondern Eigenthümlichkeit derselben wird.

In der Urgestalt giebt es nur schwarze, braune, rothe, falbe und weiße Pferde. Die Varietäten, die wir noch haben, rühren von vermischten Zuchten her, und so wie man einen Nelkenflor durch künstliche Mischung der Farben in das Unendliche vermehren kann, so geschieht es auch mit den Farben der Pferde durch eine künstliche Paarung. Je mehr aber die Mischung der

Farben vervielfältigt wird, desto mehr geht dabei die Reinzucht, also auch die Kraft und Ausdauer verloren.

Pferde von Pfirsigblüthenfarbe sind das edelste Produkt einer vielfältig gemischten Zucht, aber auch unter allen Pferden die schwächsten.

Man weiß, daß die Araber Freunde des Wunderbaren sind. Daher haben sich die ruhmreichen Waffenthaten der Europäer in ihrem Gedächtnisse erhalten. Unter die fränkischen Heroen, die in Syrien populär geworden sind, zählt man namentlich Richard Löwenherz, dessen Andenken bei ihnen noch jetzt fortlebt. Wenn daher ein Pferd, ohne erkennbare Ursache, sich scheut oder stehen bleibt; wenn eine unerklärliche Furcht, welche alle Reiter bisweilen an den folgsamsten Pferden bemerken können, sich des Thieres bemächtigt, so sagt der Araber zu ihm: „Lauf! glaubst du denn, daß der König Richard hier ist?" Man erzählt auch, daß die ägyptischen Fellah's ihre Pferde so abgerichtet haben, daß sie bei dem Namen Bonaparte's, des Feuersultans wiehern.

Wir haben schon einige Male zu der Bemerkung Gelegenheit gehabt, daß zwischen der Poesie und Hippologie ein inniges Bündniß besteht. Hiervon finden wir einen neuen Beweis in der schönen Beschreibung des orientalischen Pferdes, welche Lamartine in seiner Reise nach Palästina gegeben hat. Wir können von dem arabischen Pferde kein besseres Bild geben, als wenn wir dem großen französischen Dichter, der der neueste Geschichtsschreiber des Pferdes ist, wie Hiob der älteste war, einige Stellen entlehnen und hier folgen lassen:

„Die Beduinen hören nach dem Essen gern Geschichten erzählen. Der Emir theilte mir die folgende mit, welche uns einen hohen Begriff von der außerordentlichen Neigung giebt, welche sie für ihre Pferde empfinden.

„Ein Mann seines Stammes, Namens Dschiabal hatte eine ausgezeichnete Stute. Hassad Pascha, der damals Vezier von Damaskus war, ließ ihm mehre Male alle erdenklichen Gebote machen, aber vergeblich; denn ein Beduine liebt sein Pferd ebenso sehr, wie seine Frau. Der Pascha machte ihm nun Drohungen, die aber ebenso wenig von Erfolg waren. Eines Tages kam ein anderer Beduine, mit Namen Dschiafar, zum Pascha und fragte ihn, was er ihm geben würde, wenn er ihm die Stute Dschiabal's verschaffte. — „Ich werde deinen Futtersack mit Gold füllen", antwortete Hassad, der sein Mißlingen als eine Schmach betrachtete. Da die Sache ruchbar geworden war, so legte Dschiabal in der Nacht an den Fuß seines

Pferdes einen eisernen Ring, an welchem eine Kette in sein Zelt ging und unter seinem Bette, wo er und seine Frau lagen, an einem in die Erde gesteckten Pfahl befestigt war. Um Mitternacht kriecht Dschiafar in das Zelt, schleicht sich zwischen Dschiabal und seine Frau, und drückt bald den einen, bald die andere; der Mann glaubte, daß die Frau ihn stoße, und die Frau glaubt sich von ihrem Manne gestoßen, und jeder macht dem Anderen Platz. Dschiafar macht darauf mit einem scharf geschliffenen Messer ein Loch in die Filzdecke des Betts, zieht den Pflock aus der Erde, bindet die Stute los, setzt sich darauf, ergreift die Lanze Dschiabal's, stachelt sie leicht damit und sagt: „Ich, Dschiafar, habe deine schöne Stute genommen, ich zeige es dir zeitig an.“ Und er reitet fort. — Dschiabal stürzt aus seinem Zelte, ruft Reiter, nimmt das Pferd seines Bruders und sie verfolgen Dschiafar vier Stunden lang. Die Stute von Dschiabal's Bruder, war zwar von derselben Race, wie die seinige, aber nicht so gut. — Da er allen anderen Reitern voraneilte, so war er bald nahe daran, Dschiafar einzuholen, als er ihm zurief: „Knipe sie in das rechte Ohr und gieb ihr einen Stoß mit dem Steigbügel.“ Dschiafar befolgt diese Worte und wie ein Blitz stürzt er fort. Die Verfolgung wird jetzt unnütz; eine zu große Entfernung trennt sie. Die anderen Beduinen machen dem Dschiabal Vorwürfe, daß er allein die Schuld an dem Verluste seiner Stute trägt. — „Ich will lieber, antwortete er ihnen, sie verlieren, als ihren guten Ruf zu Schanden werden lassen. Soll man im Stamme der Wuld-Alis sagen, daß eine andere Stute die meinige hat einholen können? Jetzt bleibt mir wenigstens die Genugthuung, sagen zu können, daß keine andere sie eingeholt hat.“

„Mit diesem Troste kehrte er nach Hause zurück und Dschiafar empfing den Lohn für seine Schlauheit und Gewandtheit. — Ein Anderer erzählte uns, daß es in dem Stamme Neggde eine Stute gab, die eben so berühmt war wie die Dschiabal's, und daß ein Beduine mit Namen Daher, aus einem anderen Stamme vor Begierde brannte, sie zu besitzen. Da er für sie seine Kameele und sein ganzes Vermögen vergeblich geboten hatte, so kam er auf den Einfall, sich das Gesicht mit Pflanzensaft zu färben, sich in Lumpen zu kleiden, sich den Hals und die Beine wie ein verkrüppelter Bettler zu verbinden, und so dem Besitzer der Stute, welcher Naben heißt, auf dem Wege, auf dem er, wie er weiß, kommen muß, zu begegnen. Als er ihm nahe genug war, sagte er zu ihm mit schwacher Stimme: — „Ich bin ein armer Fremder, seit drei Tagen habe ich mich nicht von hier rühren

können, um mir Nahrung zu suchen. Ich sterbe vor Hunger; helfet mir, Gott wird es euch lohnen."

„Der Beduine macht ihm den Vorschlag, ihn auf sein Pferd zu nehmen und in sein Zelt zu führen, aber der Schelm antwortet: — „Ich kann nicht aufstehen; ich habe keine Kraft." — Von Mitleiden ergriffen, sitzt der Andere ab und hebt ihn mit großer Mühe auf seine Stute. Kaum fühlt sich Daher im Sattel, so stachelt er das Pferd mit dem Steigbügel, eilt schnell davon und sagt: „Ich bin Daher; ich habe deine Stute genommen und behalte sie.

„Der Besitzer der Stute ruft ihm zu, daß er ihm ein Paar Worte sagen wolle; da er sicher ist, daß er nicht verfolgt werden kann, so kommt er zurück und hält etwas entfernt still; denn Naben war mit seiner Lanze bewaffnet. Jetzt sagt dieser zu ihm: — „Du hast meine Stute genommen. Weil es Gott so gewollt hat, so wünsche ich dir Glück; aber ich beschwöre dich, erzähle es Niemand, wie du in ihren Besitz gekommen bist." — Ei! warum denn nicht? fragte Daher. — „Weil ein Anderer einmal wirklich krank sein und ohne Unterstützung bleiben könnte. Du würdest die Ursache sein, daß Niemand mehr Barmherzigkeit üben würde, aus Furcht betrogen zu werden, wie ich es durch dich geworden bin."

„Gerührt von diesen Worten, denkt Daher einen Augenblick nach, steigt vom Pferde ab, giebt es seinem Herrn wieder und küßt ihn. Dieser nahm ihn mit in sein Zelt. Sie blieben drei Tage zusammen und schworen sich Brüderschaft."

Das Folgende ist die Erzählung von dem Besuche, den Lamartine bei dem Emir Beschir machte:

„Wir besuchten in Begleitung eines der Stallmeister des Emirs die Höfe und die Ställe, wo seine prächtigen arabischen Hengste standen. Man muß die Pferdeställe von Damaskus oder die des Emir Beschir besucht haben, um einen Begriff von dem arabischen Pferde zu erhalten. Dieses herrliche und edle Thier verliert von seiner Schönheit und von seiner malerischen Form, wenn es aus seinem Vaterlande in unser kaltes Klima und in unsere düsteren Ställe verpflanzt und seinen heimathlichen Gewohnheiten entrissen wird. Man muß es sehen an der Thüre des Zeltes der Araber in der Wüste, mit dem Kopfe zwischen den Beinen, wenn es seine lange schwarze Mähne wie einen beweglichen Sonnenschirm schüttelt und seinen kupferfarbigen und silbergrauen Leib mit der bald rechts, bald links sich wendenden Peitsche seines Schweifes schlägt, dessen äußerste Spitze stets

mit Henna purpurroth gefärbt ist; man muß es sehen, wenn es seine glänzenden, mit Gold und Perlen ausgelegten Schabracken trägt; wenn sein Kopf mit einem blau- oder rothseidenen Netze bedeckt ist, an welchem aus Gold oder Silber geflochtene Schnüre hängen, welche von seiner Stirn auf die Nüstern herabfallen und die bei jeder Bewegung seines Halses den feurigen Kreis seines klugen, sanften und stolzen hervorstehenden Auges verschleiern oder entschleiern; man muß es besonders in einer Gruppe von 200 bis 300 Pferden sehen, indem die einen in dem Staube des Hofes liegen, die anderen an eiserne Ringe gefesselt und an lange Stricke, die über den ganzen Hof reichen, angebunden sind, und wieder andere in die Wüste laufen und mit einem Satze über die Kameelzüge, die sich ihrem Laufe widersetzen, hinwegspringen. Einige werden von jungen schwarzen Sklaven, die in scharlachrothe Jacken gekleidet sind, an der Hand geführt und legen ihre Köpfe liebkosend auf die Schultern dieser Kinder; andere spielen mit einander frei und ungefesselt wie Fohlen auf einer Wiese, richten sich gegen einander auf oder reiben Stirn an Stirn oder lecken sich gegenseitig ihr glänzendes und silbergraues Haar: alle sehen uns wegen unserer europäischen Kleidung und unserer fremden Sprache mit einer unruhigen und neugierigen Aufmerksamkeit an; aber sie werden bald zutraulich und halten ihren Hals den Liebkosungen unserer streichelnden Hand hin. Die Beweglichkeit und Durchsichtigkeit der Physiognomie dieser Pferde wird man für unglaublich halten, wenn man nicht Zeuge davon gewesen ist.

„Alle ihre Gedanken malen sich in ihren Augen und in der krampfhaften Bewegung ihrer Backen, ihrer Lippen und ihrer Nüstern ebenso unverkennbar, wie die Eindrücke der Seele auf dem Gesichte eines Kindes. Als wir uns ihnen zum ersten Male näherten, schienen sie etwas trotzig und widerwillig zu sein. Besonders waren sie über unsere Sprache sehr überrascht, und die Bewegung ihrer Ohren, die sie bald geradeaus spitzten, bald rückwärts oder vorwärts bogen, gab ihre Neugierde, ihr Erstaunen und ihre Unruhe zu erkennen.

„Ich bewunderte mehre kostbare Stuten, die der Emir sich selbst vorbehalten hatte. Durch meinen Dragoman ließ ich dem Stallmeister für eine der schönsten ungefähr drei tausend und fünfhundert Thaler bieten, aber um keinen Preis läßt sich ein Araber bewegen, sich von einer Vollblutstute zu trennen, und ich konnte diesmal nichts kaufen.“

Bei einer andern Gelegenheit erzählt Lamartine einen Handel, den

er mit zwei Agas, die er während seines Aufenthalts zu Damaskus besuchte, gemacht hatte.

„Die beiden Agas, denen ich meinen Besuch machte, empfingen mich mit der größten Höflichkeit. Dem einen von ihnen gab ich meinen Wunsch zu erkennen, seine schönsten Pferde zu sehen und einige zu kaufen, wenn er geneigt wäre, sie mir abzulassen. Sogleich ließ er mich durch seinen Sohn und seinen Stallmeister in einen sehr großen Marstall führen, wo er dreißig bis vierzig der herrlichsten Thiere aus der Wüste von Palmyra hielt. Nie haben meine Augen etwas Schöneres gesehen; es waren im Allgemeinen Pferde von sehr hohem Wuchse, von dunkelgrauem oder hellgrauem Haar, mit seideweicher Mähne, mit hervorstehenden Augen, mit kastanienbraunen Beinen, mit breiten Schultern und mit einem Schwanenhalse und von einer außerordentlichen Muskelkraft. Sobald diese Pferde mich eintreten sahen und eine fremde Sprache hörten, drehten sie ihre Köpfe nach mir um, zitterten, wieherten, drückten ihr Erstaunen und ihren Schrecken durch scheue Blicke und durch das Zusammenziehen ihrer Nüstern aus, die ihren schönen Köpfen eine ungewöhnliche Physiognomie gab.

„Ich habe schon Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß der Verstand der Thiere in Syrien viel entwickelter und lebhafter ist, als in Europa. Eine Versammlung von Gläubigen, vor denen in der Moschee plötzlich ein Christ erscheinen würde, könnte durch ihre Geberden und durch ihr Gesicht den Unwillen und den Schrecken nicht besser ausdrücken, als diese Pferde es thaten, als sie ein fremdes Gesicht sahen und eine unbekannte Sprache sprechen hörten. Ich streichelte einige und betrachtete sie sorgfältig alle. Ich ließ sie in den Hof hinaustreten, ich war unschlüssig, auf welches ich meine Wahl richten sollte, so sehr zeichneten sie sich durch vortreffliche Eigenschaften aus. Endlich entschied ich mich für einen jungen, weißen, dreijährigen Hengst, der mir die Perle von allen Pferden der Wüste zu sein schien. Der Preis wurde von Baudin und von dem Aga auf 2000 Thaler und auf einen prächtigen mit Gold und Seide gestickten Mantel festgesetzt. Das Thier trug, wie alle arabischen Pferde, seinen Stammbaum und mehre Talismane zum Schutz vor dem bösen Blick in einem Säckchen am Halse hängend."

Später kaufte Lamartine noch einige andere arabische Pferde und beschreibt das eine derselben in folgenden Worten: „Ich kaufte noch einen zweiten arabischen Hengst; er ist kleiner als derjenige, welchen ich von dem Aga kaufte, aber stärker und von einem schöneren Haar; er ist pfirsichblüten=

farbig. Dieses Thier ist von einer Race, deren Namen „König der Kniekehle" bedeutet. Ich zahle dafür 1400 Thaler; ich besteige es, um es zu versuchen. Es ist nicht so fromm, wie meine anderen arabischen Pferde. Es hat einen wilden und ungebändigten Charakter, aber es scheint unermüdlich zu sein. Dies Pferd habe ich Scham genannt (Scham ist der arabische Name für Damaskus); ich werde es während der Reise reiten; und dem anderen Pferde, das ich von dem Aga gekauft habe, gab ich den Namen Tedmoru, was der arabische Name für Palmyra ist."

Lamartine beschreibt die Abreise des Scherif-Bei aus Damaskus in folgender Weise: „Die Höfe sind angefüllt mit Sclaven, welche die schönsten und reich geschmückten Pferde der Stadt mit der Hand halten. Die Pferde des Scherif-Bei sind die schönsten Thiere, die ich jemals in Damaskus gesehen habe; es sind turkomanische Pferde und stärker und größer als die arabischen Pferde; sie gleichen den großen normännischen Pferden, haben aber feinere Glieder und stärkere Muskeln; ihr Kopf ist leichter, und ihr Auge groß, feurig, stolz und gutmüthig, wie das Auge des arabischen Pferdes; sie sind alle rothbraun und haben eine lange Mähne; es sind ächte homerische Pferde."

Wir theilen noch eine rührende Geschichte mit, die Lamartine mit dem Zauber beschreibt, den er allen seinen Werken mitzutheilen versteht. Er erzählt: „Ein Araber und sein Stamm hatten in der Wüste die Karawanen von Damaskus angegriffen; der Sieg war vollständig gewesen, und die Araber waren schon damit beschäftigt, ihre reiche Beute aufzuladen, als die Reiter des Pascha's von Akre, die dieser Karawane begegneten, sich plötzlich auf die siegreichen Araber stürzten, viele derselben ermordeten, die übrigen gefangen nahmen, sie an Stricke banden und sie nach Akre führten, um dem Pascha ein Geschenk damit zu machen. Abu-el-Masch (dies ist der Name des Arabers, von dem er uns erzählte) hatte während des Gefechtes eine Kugel in den Arm erhalten; da seine Wunde nicht tödtlich war, so hatten ihn die Türken auf ein Kameel gebunden, und nahmen ihn so mit sich fort, sowie sein Pferd, das sie ebenfalls erbeutet hatten. Am Abend vor dem Tage, wo sie in Akre eintreffen sollten, lagerten sie mit ihren Gefangenen in den Bergen von Saphadt; dem verwundeten Araber wurden die Beine mit einem Riemen zusammengebunden, und er wurde vor dem Zelte, in welchem die Türken schliefen, lang ausgestreckt. Da der Schmerz seiner Wunde ihn während der Nacht wach erhielt, so hörte er sein Pferd wiehern, das unter den übrigen

Pferden, nach der orientalischen Gewohnheit, vor einem Zelte angebunden war; er erkannte seine Stimme, und da er dem Wunsche, mit dem Gefährten seines Lebens noch einmal zu sprechen, nicht widerstehen konnte, so schleppte er sich mit vieler Mühe, mit Hilfe seiner Hände und Knien auf der Erde fort und gelangte zu seinem Pferde: „Armer Freund, sagte er zu ihm, wie wird es dir bei den Türken ergehen? du wirst mit den Pferden eines Aga's oder Pascha's in einem Kan gefangen sein; die Frauen und die Kinder werden dir keine Kameelmilch, keine Gerste und keine Durrah mehr in der hohlen Hand bringen; du wirst nicht mehr frei in der Wüste herumlaufen, wie der Wind; du wirst nicht mehr mit der Brust das Wasser des Jordans spalten, der deine Haut, die so weiß wie dein Schaum ist, erfrischte. Du bleibst wenigstens frei, wenn ich auch Sclave bin. Kehre in das Zelt zurück, das du kennst, sage meiner Frau, daß Abu-el-Masch nicht wiederkommen wird und stecke den Kopf zwischen die Leinwand des Zeltes und lecke die Hand meiner kleinen Kinder."

Während der Araber so sprach, hatte er mit seinen Zähnen den Strick von Ziegenhaar, mit welchem die arabischen Pferde angebunden werden, zerbissen, und das Pferd war frei; aber da das treue und kluge Thier sah, daß sein Herr verwundet und an den Füßen gebunden war, so begriff es mit seinem Instinkte, was keine Sprache ihm ausdrücken konnte; es bog seinen Kopf herab, stieß seinen Herrn an, faßte ihn mit den Zähnen am Gürtel, den er um seinen Leib trug, lief im Galopp davon und trug ihn nach den Zelten. Als es daselbst angekommen war, und seinen Herrn auf dem Sande zu den Füßen seiner Frau und seiner Kinder niedergelegt hatte, starb es vor Erschöpfung. Der ganze Stamm beweinte es; die Dichter besangen es und sein Name lebt noch in dem Munde der Araber von Jericho."

„Wir haben, fügt Lamartine hinzu, keinen Begriff von dem Grade des Verstandes und der Anhänglichkeit, bis zu welchem das Zusammenleben mit der Familie, die Liebkosungen der Kinder und der Frauen, das Lob und der Tadel des Herrn, den Instinkt des arabischen Pferdes ausbilden können. Das Thier ist schon von Natur klüger und zahmer, als die Racen unseres Klima's; dies ist sogar bei allen Thieren Arabiens der Fall. Die Natur oder der Himmel hat ihnen mehr Instinkt und mehr Neigung zu den Menschen gegeben, als bei uns; sie erinnern sich besser der Tage Edens, wo sie sich freiwillig der Herrschaft des Königs der Schöpfung unterworfen hatten. Bei den Arabern ist das Pferd stets mit seiner prächtigen Schabracke

bedeckt und augenblicklich zur Hand, wenn der Herr reiten will; es ist vollständig ein Glied der Familie und scheint an Allem, was um dieselbe herum gethan oder gesprochen wird, Antheil zu nehmen; seine Physiognomie belebt sich, wie die eines menschlichen Gesichts. Wenn ein Fremder unerwartet zu ihm herantritt und mit ihm spricht: so spitzt es seine Ohren, öffnete es sein Lippen, runzelt seine Nüstern, hebt den Kopf in die Luft, beriecht den Unbekannten, der es streichelt, seine sanften, aber prüfenden Augen funkeln, wie zwei Kohlen unter dem schönen und langen Haar seiner Stirn. Das Pferd des Scheiks von Jericho, das ich kaufte und das ich ritt, erkannte mich nach einigen Tagen als seinen Herrn an; es wollte sich von keinem andern mehr besteigen lassen und sprang auf meinen Ruf, obgleich ihm meine Sprache fremd war, über die ganze Karawane hinweg. Fromm und freundlich gegen mich und an die Pflege meiner Araber gewöhnt, lief es still und ruhig an seinem Platze in der Karawane, so lange wir nur Türken, türkisch gekleideten Arabern oder Syriern begegneten; aber wenn es, sogar nach einem Jahre, einen Beduinen, der auf einem Pferde der Wüste saß, bemerkte, so wurde es auf einmal ein ganz anderes Thier; sein Auge sprühte Funken, sein Hals schwoll an, sein Schweif erhob sich und schlug wie eine Peitsche die beiden Seiten seines Körpers; es wieherte nicht, aber es stieß ein wildes Geschrei aus, das dem schmetternden Tone einer ehernen Trompete glich, ein so lautes Geschrei, daß die Pferde erschraken, still standen, die Ohren spitzten und ihm zuhörten.“

Lamartine erzählt noch einen Handel, den er mit einem Araber hatte: „Der Araber, welcher ein schönes Pferd ritt, das ich gern mitgenommen hätte, schien mein turkomanisches Pferd zu bewundern. Nachdem eine Unterhaltung über unsere gegenseitigen Pferde geschickt angeknüpft war, lobte er einige von meinen Thieren. Ich schlug ihm vor, mit mir einen Tausch zu machen und bot ihm daher mein turkomanisches Pferd gegen das seinige an. Wir unterhandelten den ganzen Abend über die Summe, die ich ihm nochzuzahlen sollte; aber es wurde nichts festgesetzt. So oft ich über den Preis sprach, ward er sehr betrübt, daß er sich von seinem Pferde trennen sollte. Wir gingen zu Bett, ohne etwas zu entscheiden. Am andern Morgen, als wir alle schon zu Pferde saßen, machte ich ihm im Augenblicke des Abmarsches noch einige Anerbietungen. Endlich entschloß er sich, mein turkomanisches Pferd zu reiten; er galoppirte mit ihm über die Ebene. Entzückt von den schönen Eigenschaften des Thieres, schickt er mir das seinige durch seinen

Sohn. Ich zahle ihm noch dreihundert Thaler, besteige das Pferd und reise ab. Der ganze Stamm schien es mit Bedauern abgehen zu sehen: die Kinder redeten es an; die Weiber zeigten mit den Fingern auf dasselbe, ihr Scheik kam immer wieder zurück, betrachtete es und machte ihm gewisse kabbalistische Zeichen, was die Araber aus Vorsicht immer thun, wenn sie ein Pferd kaufen oder verkaufen. Das Thier selbst schien die Trennung zu verstehen, senkte seinen, von einer prächtigen Mähne beschatteten Kopf und blickte mit unruhigen Augen rechts und links in die Wüste. Das Auge der arabischen Pferde ist eine vollständige Sprache; mit ihrem schönen Auge, dessen feurige Pupille sich von dem Weißen grell absondert, sagen sie und begreifen sie Alles. Seit einigen Tagen ritt ich nicht mehr dasjenige meiner Pferde, das ich allen anderen vorzog. Nach dem arabischen Aberglauben giebt es siebzig gute oder böse Zeichen für das Horoskop eines Pferdes, und fast alle Männer der Wüste besitzen die Kenntniß derselben. Das Pferd, von dem ich spreche und das ich Libanon genannt hatte, weil ich es in dieser Gegend gekauft hatte, war ein junger, prächtiger, großer, starker, muthiger, kluger und unermüdlicher Hengst, an dem ich während der funfzehn Monate, wo ich ihn geritten habe, niemals den Schatten eines Fehlers entdecken konnte; aber es hatte auf der Brust unter seinen schönen aschgrauen Haaren ein einziges Zeichen, das die Araber seiner zufälligen Lage nach zu den verhängnißvollen zählen. Ich war beim Kauf davon unterrichtet worden, aber ich hatte es dennoch aus dem sehr einfachen und für sie verständlichen Grunde, daß ein für einen Mohammedaner verhängnißvolles Zeichen für einen Christen ein glückbedeutendes wäre, gekauft; sie konnten darauf nichts erwidern und ich ritt Libanon jedes Mal, wenn ich lange oder beschwerliche Reisen zu machen hatte. Wenn wir uns einer Stadt oder einem Stamm näherten, oder wenn Türken oder Araber der Karawane begegneten, so bewunderten sie die Schönheit und Kraft des Libanon und wünschten mir mit dem Auge des Neides Glück zu dessen Besitz; aber nachdem sie es einige Augenblicke bewundert und bald darauf das verhängnißvolle Zeichen entdeckt hatten, das jedoch von dem seidenen Bande und dem Säckchen, das jedes Pferd am Halse trägt, bedeckt wurde, näherten sie sich mir mit ernsten und betrübten Mienen und baten mich inständig, auf diesem Pferde nicht mehr zu reiten. In Syrien hatte dies wenig zu bedeuten, aber in Judäa und bei den Stämmen der Wüste mußte ich befürchten, daß dies meinem Ansehen schaden und die Achtung und den Gehorsam, den man gegen uns an den Tag legte, untergraben möchte.

Ich ritt also den Libanon nicht mehr und ließ ihn im Gefolge an der Hand führen. Ich zweifle nicht, daß wir einen großen Theil der Verehrung und des Vorzugs, den man uns einräumte, der Schönheit der zwölf bis fünfzehn Pferde, die uns folgten, zu verdanken hatten. Ein Pferd ist in Arabien das Vermögen eines Mannes. Sie hatten daher einen hohen Begriff von einem Franken, der so viele Pferde besaß, die so schön waren, wie die Pferde ihres Scheiks oder des Pascha's."

Die Reise nach Jerusalem von Chateaubriand gestattet es uns, mit einigen Zeilen des berühmten Verfassers unser Werk zu schmücken. Der Ruhm des Pferdes würde unvollständig sein, wenn der Name Chateaubriands in der Geschichte des dem Menschen unentbehrlichsten Thieres, dem dieses Buch gewidmet ist, nicht erwähnt würde.

„Die Stuten werden nach dem Range ihres Geschlechtes mit mehr oder weniger rücksichtsvoller Achtung, aber immer mit der äußersten Strenge behandelt. Man stellt die Pferde niemals in Schatten, sondern man setzt sie den glühendsten Sonnenstrahlen aus, indem man ihre vier Füße mit Stricken an Pflöcke festbindet, so daß sie sich nicht bewegen können; man nimmt ihnen niemals den Sattel ab; oft werden sie alle vierundzwanzig Stunden nur einmal getränkt und nur einmal mit ein wenig Gerste gefüttert. Eine so harte Behandlung, die weit entfernt ist, ihnen nachtheilig zu sein, verleiht ihnen vielmehr die Tugend der Mäßigkeit, Geduld und Schnelligkeit. Ich habe oft ein auf diese Weise im glühenden Sande angebundenes arabisches Pferd bewundert; seine dichte Mähne hing unordentlich herab; es hatte seinen Kopf zwischen die Beine gesteckt, um nur ein wenig Schatten zu finden und warf aus seinem wilden Auge einen scheuen Seitenblick auf seinen Herrn. Kaum aber sind seine Füße von den Fesseln befreit, kaum hat sich der Reiter auf seinen Rücken geschwungen, so schnaubt es, zittert es und der Erdboden verschwindet unter seinen Füßen; die Trompete schallt. Der Reiter ruft: „Vorwärts!" und jetzt wirst du das Pferd Hiob's wiedererkennen."

Ferner erzählt er folgende Anekdote: „Die Geschichte einer Stute bildet oft die Unterhaltung des ganzen Landes. Man erzählte sich während meines Aufenthaltes zu Jerusalem die Heldenthaten eines dieser merkwürdigen Thiere. Da der Beduine, welcher diese Stute ritt, von den Häschern des Gouverneurs verfolgt wurde, so stürzte er sich mit ihr von dem Gipfel der Berge, welche Jericho beherrschen, herab. Die Stute war in vollem Galopp, fast senkrecht hinabgeeilt, ohne zu stolpern und setzte durch diese Flucht die Soldaten in

Erstaunen und Bewunderung. Aber das arme Thier fiel vor Ermattung todt nieder, als es in Jericho ankam, und der Beduine, der es durchaus nicht verlassen wollte, wurde weinend auf der Leiche seiner Lebensgefährtin angetroffen und gefangen genommen. Diese Stute hat einen Bruder in der Wüste. Er ist so berühmt, daß die Araber immer wissen, wohin er gegangen ist, wo er ist, was er macht, wie er sich befindet. Ali Aga hat mir auf den Bergen bei Jericho die Fußtapfen der Stute, die ihren Herrn retten wollte, mit feierlicher Miene gezeigt; ein Macedonier hätte nicht mit größerer Ehrfurcht die Spur der Tritte des Bucephalus betrachten können."

Jetzt wollen wir einige aus mehren Schriftstellern entnommene Anekdoten über die Liebe der Araber zu ihren Pferden anführen. Obgleich zum Theil schon bekannt, werden sie hier doch nicht an unrechter Stelle sein, weil sich gerade die Gelegenheit dazu darbietet, und weil sie auch von besonderem Interesse sind.

Ein Araber der Wüste hatte eine Stute, die seinen ganzen Reichthum bildete. Der französische Konsul wünschte sie zu kaufen, um sie seinem Souverain Ludwig XIV. zu übersenden. Der Araber hätte diesen Vorschlag gern mit Verachtung abgewiesen, aber er war so arm, daß er sich nicht die nothwendigsten Lebensbedürfnisse anschaffen konnte. Aber dennoch zögerte er. Seine Kleidung bestand nur aus schlechten Lumpen und seine Frau und seine Kinder hatten nichts zu essen. Die Summe, die man ihm für das Pferd bot, war beträchtlich; er konnte damit für sich und seine Familie sein ganzes Leben lang Brod kaufen. Nachdem er lange genug mit seinem Entschlusse geschwankt hatte, führte er endlich seine Stute zu dem Konsul. Er steigt ab, streichelt und liebkost sie; er betrachtet bald das Gold, bald sein armes Pferd; er seufzt, er weint. „Wie? rief er aus, ich sollte dich für immer weggeben? ich soll dich den Franken überlassen, die dich unglücklich machen werden? nein! komm lieber mit mir zurück, mein Liebchen, mein Schätzchen! laß die Freude in dem Herzen meiner Kinder wieder aufleben!" Kaum hat er dies gesagt, so schwingt er sich auf den Rücken seiner Stute und entflieht so schnell wie der Blitz.

Die folgende Anekdote ist ebenso rührend und noch nicht sehr bekannt. Ein armer, aber vornehmer Araber, Namens Ibrahim, war eine Summe Geldes schuldig, die er nicht bezahlen konnte. Er borgte sich das Erforderliche bei einem Kaufmann von Rama und gab ihm eine kostbare Stute zum Pfand. Als der Fälligkeitstag kam, konnte er das Geld nicht wiedergeben und die

Stute wurde verkauft. Ihr Stammbaum reichte, sowohl von Seiten des Vaters, als auch der Mutter, über fünfhundert Jahre zurück; der für das Pferd erzielte Preis betrug zweitausend Thaler, eine für dieses Land ungeheure Summe. Er reiste oft nach Bona, um sein Perd zu besuchen und zu sehen, wie es sich befände. Er küßte es, er wischte ihm die Augen mit einem Tuche aus; er rieb es mit dem Aermel seines Hemdes und ertheilte ihm seinen Segen. „Mein Herzchen, mein Liebchen", sagte er zu dem Pferde, „wie unglücklich bin ich, daß ich dich an einen anderen Herrn verkaufte und daß ich dich nicht habe behalten können! Ich bin arm, meine Gazelle; ich habe dich in meinem Zelte wie ein Kind erzogen. Ich habe dich niemals gescholten, ich habe dich niemals geschlagen; ich habe dich immer zärtlich geliebt. Gott schütze dich, meine Vielgeliebte! du bist schön, du bist sanft, du bist liebenswürdig. Gott bewahre dich vor dem Blicke des Neides!"

Sir John Malcolm erzählt zwei Anekdoten über denselben Gegenstand, die aber einen mehr heiteren Anstrich haben.

Als der Gesandte von seiner ersten Mission zurückkehrte und sich bei Bagdad gelagert hatte, ritt ein Araber, der auf einer kostbaren hellbraunen Stute saß, mehrmals um sein Zelt herum, bis er seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Man fragte ihn, ob er die Stute verkaufen wollte. „Wie viel bietet ihr mir?" antwortete er. — Das hängt von ihrem Alter ab; ich vermuthe, sie ist mehr als fünf Jahre alt — „Rathet noch einmal." — Vier Jahre. — „Beseht ihr Maul", sagte der Araber lächelnd. Nachdem es untersucht worden war, fand man, daß sie in der That noch nicht ganz drei Jahre alt war, ein Umstand, der ihren Werth sehr erhöhte. Nun gut, sagte der Gesandte, ich will euch funfzig Tomans d. i. zweihundert und funfzig Thaler geben. — „Noch etwas mehr," erwiederte der boshafte Araber. — Achtzig, hundert. — Er schüttelte lächelnd den Kopf. Endlich stieg das Gebot bis auf zweihundert Tomans d. i. tausend Thaler. — „Genug, sagte der Araber, bemüht euch nicht mehr, mich in Versuchung zu führen; es würde euch doch nicht gelingen. Ihr seid ein reicher Herr; ihr habt schöne Pferde und Maulthiere. Man hat mir gesagt, daß ihr große Haufen von Gold und Silber hättet, aber, fügte er hinzu, es wird euch immer meine Stute fehlen; ich würde sie euch für euer ganzes Vermögen nicht geben." Als er dies gesagt hatte, stürzte er im Galopp davon.

Ein Scheik oder arabischer Häuptling, welcher dreißig Meilen von Bassora wohnte, hatte Pferde vom reinsten Blut. Er verlor eine seiner besten Stuten

und konnte nicht sogleich entdecken, ob man sie ihm gestohlen oder ob sie sich verirrt hatte. Einige Zeit nachher bewarb sich ein Jüngling von einem anderen Stamme um die Hand seiner Tochter, die ihm der Scheik jedoch stets verweigerte. Der junge Mann erwarb sich aber die Neigung des Mädchens und entfloh mit ihr. Der Scheik und seine Leute machten sich gleich zu ihrer Verfolgung auf, aber die Verliebten, die auf einem und demselben Pferde saßen, hatten einen bedeutenden Vorsprung und entgingen ihnen.

Der alte Scheik betheuerte feierlich, daß sie entweder auf dem Teufel oder auf seiner verlorenen Lieblingsstute mußten geritten sein. Bei seiner Rückkehr erfuhr er, daß die letztere Vermuthung die richtige wäre, daß der junge Mann der Räuber seiner Stute, sowie seiner Tochter wäre, und daß er die eine gestohlen hätte, um mit ihr die andere zu entführen. Der alte Araber war entzückt, daß keine andere Stute die seinige habe übertreffen können, und er versöhnte sich sehr leicht mit dem Jünglinge, um nur wieder in den Besitz seiner Stute zu gelangen, welche ihm viel werthvoller zu sein schien, als seine eigne Tochter.

Ein alter Araber hatte eine unvergleichliche Stute, welche ihn fünfzehn Jahre lang in manchen blutigen Kampf und auf manchen langen und beschwerlichen Reisen getragen hatte. Als ihm endlich die Last der Jahre und die Strapazen des Lebens zu schwer wurden, gab er das Pferd nebst einem Säbel, den er von seinem Vater geerbt hatte, seinem ältesten Sohne. „Mein Sohn, sagte er zu diesem, ich übergebe dir die beiden Gegenstände, die mir die kostbarsten auf der Welt sind; aber ich beschwöre dich im Namen des gnädigen und barmherzigen Gottes, dich der Ruhe der Nacht, so müde du auch sein mögest, niemals eher zu überlassen, als bist du beide geputzt und so glänzend, wie die Oberfläche eines Spiegels gemacht hast." Der junge Araber leistete den Schwur, den sein Vater von ihm forderte; aber er wurde in dem ersten Treffen, das er mitmachte, getödtet, und der Feind erbeutete die schöne Stute. Bei dieser Nachricht rief der Greis aus: „Das Leben ist mir von nun an widerwärtig; denn ich habe zu gleicher Zeit meinen Sohn und meine Stute verloren, und der Verlust des ersten betrübt mich eben so sehr, wie der Verlust der anderen." Als er dies gesagt hatte, neigte er sein Haupt und starb.

Wir geben endlich noch eine Anekdote aus neuerer Zeit:

„Im Jahre 1815 griff eine Schaar gut berittener Drusen eine Schaar Beduinen im Hauran an und trieb sie bis in ihr Lager zurück. Da sie hier

von allen Seiten umringt und mit überlegenen Kräften überfallen wurden, so wurden sie alle niedergemetzelt, mit Ausnahme eines einzigen, welcher auf seiner Stute durch die feindlichen Reihen ritt und die Flucht ergriff, auf welcher er von den vortrefflich berittenen siegreichen Feinden verfolgt wurde. Felsen, Ebenen, Hügel, alles wurde mit der Schnelligkeit des Sturmwindes überstiegen und die Verfolgung ununterbrochen fortgesetzt. Denn die Drusen waren unversöhnlich, und hatten geschworen, ihre Feinde bis auf den letzten Mann umzubringen. Nach einem mehrstündigen, höllischen Ritt konnten sie nicht umhin, ihre Bewunderung für die Stute auszudrücken, welche ihren Herrn vor ihnen rettete. Sie ließen daher von ihrem Zorne ab, versprachen dem fliehenden Beduinen, ihm das Leben zu schenken und beschworen ihn, still zu halten, damit sie dem ausgezeichneten Thiere die Stirn küssen könnten. Der Araber gehorchte, und die Drusen riefen ihm, als sie ihn verließen, mehrmals die sprichwörtliche Redensart zu: „Wasche die Füße deines Reitpferdes und trinke dann das Wasser."

In den nachstehenden zwei Gedichten ist das arabische Pferd der Gegenstand der Verherrlichung. Das erste ist die Uebersetzung eines arabischen Liedes, welches uns einen Begriff von der glühenden Phantasie des Orients giebt; das zweite ist die liebliche Ballade von Millevoie mit der Ueberschrift: das Grab des Pferdes.

Gesang des Arabers Omaga an sein Roß.

Du edles Roß von feur'ger Kampfeslust,
Dein weißes Haar ist wie ein Sonnenstrahl,
Die Wellen deiner weichen Mähne gleichen
Den dunklen Locken einer schönen Huri.
Dein seidnes Haar, vom Winde sanft gekräuselt,
Ist wie die Wolke, die am Himmel schwebt;
Dein glatter Rücken ist der Felsen, den
Der Strom bespült, der sich in's Meer ergießt;
Dein Schweif bewegt sich wie das leichte Kleid,
Das um die Füße einer Königin,
Bei jedem ihrer Schritte, lieblich flattert.
Dein schlanker Leib ist wie der Leib des Panthers,
Der sich durch einen schmalen Hohlweg schleicht.
Dein Hals ist wie der Zweig der hohen Palme,
Die auf den Wandrer ihren Schatten wirft,
Und deine Stirne gleicht dem festen Panzer,
Der von des Künstlers Hand geglättet ist.

Und deine Nüstern sind wie tiefe Höhlen,
Worin die gierigen Hyänen hausen;
Und Deine Feueraugen sind wie Sterne;
Dein Schritt ist leicht, so wie der Schritt des Rehes,
Das munter nach der frischen Quelle hüpft;
Und dein Galopp ist wie der Donnersturm,
Der brausend durch die stillen Thäler rollt.
Komm, edles Roß, du Freude meines Lebens,
Komm trink mit mir die süße Milch, die uns
Die Brust des freundlichen Kameeles reicht;
Komm auf den fetten Weideplatz, mein Freund,
Und nähre dich von seinen saft'gen Pflanzen;
Und sterb' ich, theile dann mit mir mein Grab!
Aus dieser eitlen Welt soll deine Seele
Mit mir zum lichten Raum des Himmels schweben,
Wo auf dem goldnen Sand der Sonnenbahn
Im ew'gen Jugendglanz du spielen wirst.

Das Grab des Pferdes.

Mein schnelles Roß, vom Winde nie besiegt,
Seht, wie es todt im losen Sande liegt!

O guter Wandrer, mög' es dir gefallen,
Zu lauschen meinen Klagen, bang und schwer:
Der Fürst der Schnelligkeit, er ist gefallen,
Das Schlachtgetümmel wecket ihn nicht mehr.
Des Schicksals Pfeile kamen rasch geflogen,
Und trübten ihm sein Auge, sonst so hell;
Und seines edlen Blutes schwarze Wogen
Vermischten sich mit dem krystallnen Quell.

Mein schnelles Roß, vom Winde nie besiegt,
Seht, wie es todt im losen Sande liegt!

Den Mörder rief ich auf zum blut'gen Tanze;
Sein wildes Haupt fiel gleich auf Einen Schlag.
In seinem Blute tränkt ich meine Lanze,
Den Rumpf verstümmelnd, welcher vor mir lag.
Mit lauter Stimme rief ich meinem Pferde;
Jedoch der Ruf verhallte in der Luft.
Das edle Thier blieb todt; und in der Erde
Verscharrt ich es in einer tiefen Gruft.

Mein schnelles Roß, vom Winde nie besiegt,
Seht, wie es todt im losen Sande liegt!

Seit diesem traur'gen, unvergeßnen Tage
Erglänzte mir kein heitrer Sonnenstrahl.

Bis in die Wüste folgte mir die Klage
Und macht das öde Leben mir zur Qual.
Die Heimath, die ich einst wie meine Seele
Geliebt, ist jetzt mir nur ein düstres Grab.
Ich fliehe von dem Pfade der Kameele
Und wende mich von den Oasen ab.

Mein schnelles Roß, vom Winde nie besiegt,
Seht, wie es todt im losen Sande liegt!

Wenn auf uns sanken heiße Sonnenstrahlen,
So gab es mir des Baumes gastlich Dach;
Wenn uns der Durst sich naht mit seinen Qualen,
So führt es mich an einen kühlen Bach.
Es war mein treuer Freund in allen Dingen;
Es weckte mich beim ersten Morgenschein;
Es trug so schnell mich, wie auf Blitzes Schwingen
Zur Feldschlacht, wie zum süßen Stelldichein.

Mein edles Roß, vom Winde nie besiegt,
Seht, wie es todt im losen Sande liegt!

Und Azeïde hat dich oft gestreichelt,
Mein holdes Mädchen, das du auch gekannt;
Ihr falscher Mund hat oftmals dir geschmeichelt,
Und deinen Hals geklopft die zarte Hand.
Ein zart'res Reh, wie sie, gab's nicht auf Erden;
Kein hoher Palmbaum prangt in solcher Zier;
Und dennoch konnte sie mir treulos werden;
Du aber, theurer Freund, bliebst stets bei mir.

Mein edles Roß, vom Winde nie besiegt,
Seht, wie es todt im losen Sande liegt!

O, hörst du nicht, wie dich dein Herr beweinet?
Bald führt der Gram ihn auch in deine Gruft.
Wir schlafen dann im Tode treu vereinet,
Und über unserm Haupt weht kühl die Luft.
Doch wirst du wieder aus dem Grab erstehen
Und deinen Herrn am Tage des Gerichts
Stolz tragen und mit kühnen Schritten gehen
Dort oben auf der Bahn des ew'gen Lichts.

Mein edles Roß, vom Winde nie besiegt,
Seht, wie es todt im losen Sande liegt!

Das Vorrecht der erhabenen Poesie, wie das der ehemaligen Prophezeihungen, besteht darin, daß sie allen ruhmreichen Andeutungen zur Grundlage dient; wir wollen hier nicht untersuchen, welche geheime Beziehungen zwischen

dem Laufe der feurigen Stute und dem Schicksale des Volkes, das seinen Nacken unter ein schweres Joch beugt, ohne zu unterliegen, stattfinden können; sondern wir wollen darin nur die Veredlung der Pferdegeschlechter durch das arabische Roß erblicken. Der prachtvolle Numidier, den der Felsen der Vorurtheile vergeblich aufhalten will, den der gierige Geier verfolgt, den der Simum verschlingen will, der über die Gebeine von tausend Generationen schreitet, ist das Pferd der Wüste Arabien's, welches allein das Geheimniß der göttlichen Vollkommenheit bewahrt hat.

Zweites Kapitel.

Türkische, persische, circassische, georgische, zaporarische, turkomanische, kalmückische, mongolische, chinesische, chochinchinesische und indische Pferde.

Nach dem arabischen Pferde haben wir nun noch die übrigen Pferde Asien's zu studiren, von denen einige noch einen herrlichen Widerschein von ihrer Nachbarschaft zu bewahren scheinen, während andere nur zu den ausgearteten und schwächsten Racen zu zählen sind.

Das erste Pferd, welches unsere Blicke fesselt, ist das türkische. Giebt es denn aber ein türkisches Pferd? Ist es nicht, wie sein Herr, ein Fremdling, der seit sechshundert Jahren im Schooße der Civilisation sich niedergelassen hat? Woher sollte es gekommen sein? Aus dem alten Epirus, wo die göttlichen Rosse des Achilles schlafen; aus Olymia, wo der Wind den ruhmreichen Staub aufwirbelte, der dem Purpur der Könige zur Ehre gereichen würde? Aus den Thälern Thessaliens, wo sich die Spuren von dem Galopp der Centauren verwischt haben? Ach! seitdem das Echo des Parnaß die Gesänge Homer's vergessen hat; seitdem der seelenvolle Marmor des Phidias und des Praxiteles unter dem brutalen Hammer der Barbaren und unter den noch brutaleren der Civilisirten gefallen sind; seitdem die wilden Osmanli's an die Stelle des geistigen Lebens, dem sie ihre Erfolge verdankten, den starren Fatalismus gesetzt haben, sind die byzantinischen Pferde verschwunden und es ist nicht einmal die leiseste Erinnerung an dieselben übrig geblieben. Das Pferd besitzt etwas von der Klugheit und Vorsicht der Biene, welche sich an die arbeitsame und glückliche Familie anschließt und das Dach des Faullenzers und Ruhestörers verläßt.

Man sagt, daß die muselmännische Civilisation ihren Höhepunkt in den ersten Jahrhunderten ihrer Existenz erreicht hat. Künste, Industrie, Handel,

Alles hat sie kultivirt; aber da die Triebfeder, die sie in Bewegung setzte, nur auf dem despotischen Element beruhte, das jeden Familien- und Nationalitätsgeist ausschloß, so erschlaffte sie bald und brachte nur noch Ruinen hervor.

Die Türken haben, wie sie sich einbildeten, die Römer des Ostreichs ersetzt; die Sultane sind auf den weichlichen Betten der Cäsaren eingeschlafen; wie diese, haben sie von den benachbarten Völkern die Pferde für ihre Feste und für ihre Kriegsheere geholt. Wie den Hippodrom, so sieht der Atmeïdan täglich in seinen Räumen nur die Pferde der Walachei, von Anatolien, Aegypten, Syrien, Kurdistan, Persien, Arabien und sogar aus den westlichen Gegenden des Kaukasus ankommen.

Dennoch pflegen die Schriftsteller immer von einer türkischen Race zu sprechen, der sie eine gewisse Körperbildung, gewisse Eigenschaften, gewisse Fehler zuschreiben. Die eigentliche türkische Race ist untersetzt und stämmig; sie hat einen kurzen Hals, einen starken Kopf und ein sehr hervortretendes Auge. Uebrigens besitzen die großen Provinzen des türkischen Reiches einige gute Pferderacen; besonders eine Race kleiner schwarzer Pferde von unbestreitbarem Verdienst. Die kappadocischen Pferde haben in Folge der sorgfältigen Pflege, womit die Einwohner des Landes sie stets behandeln, ebenfalls ihren guten Ruf bewahrt. Die Kappadocier mußten einst den Römern einen Tribut von 1500 ausgewählten Pferden zahlen, und ihr Land wurde zum Andenken daran Romanien genannt.

Der gelehrte Barbequins, der englischer Gesandter in Konstantinopel war, giebt von diesen Pferden folgende Beschreibung: „Als ich im Pontus war und durch den „Axiles" genannten Theil Bythiniens nach Kappadocien reiste, konnte ich bemerken, mit welcher Sorgfalt die Eingeborenen des Landes ihre kleinen Fohlen behandeln und mit welcher Sanftmuth sie dieselben von ihrer Geburt an erziehen. Sie liebkosen sie unaufhörlich, sie nehmen sie in ihre Stuben und sogar mit an ihren Tisch und behandeln sie wie ihre Kinder; bisweilen hängen sie um ihren Hals ein Halsband oder ein Säckchen, welches Amulette gegen Zauberei und Vergiftung enthält. Die Saïs, welche sie zu pflegen haben, sind eben so freundlich gegen sie, wie die Herren; sie streicheln ihnen beständig das Haar mit der Hand; sie schlagen sie niemals ohne die dringendste Nothwendigkeit. Diese gute Behandlung hat die Folge, daß die Pferde auch eine große Liebe zu den Menschen haben, und nicht boshaft und widerspenstig, wie die Pferde unsres Klima's sind."

„Die Türken, sagt derselbe Schriftsteller weiter, haben so folgsame und so gut dressirte Pferde, daß sie bei der leisesten Aufforderung sich auf die Kniee niederlassen, um dem Reiter das Aufsteigen zu erleichtern. Wenn der Reiter seinen Stock oder Dscherid fallen läßt, so nehmen sie ihn mit ihren Zähnen auf und geben ihm denselben wieder. Es herrscht bei den Türken die sonderbare, aber allgemeine Sitte, daß sie die Pferde, deren Abrichtung und Dressur die höchste Vollkommenheit erreicht haben, auf eine eigenthümliche Weise schmücken. Sie ziehen nämlich durch ihre Nase einen silbernen Ring als Zeichen der Belohnung und einer guten Erziehung. Ich habe mehre Pferde gesehen, welche, wenn ihr Herr zur Erde fiel sogleich still standen, ohne einen Fuß zu rühren, bis er sich wieder erhoben hatte. Ein anderes Mal sah ich, wie ein Reitknecht, der sich von einer Schaar Pferde auf eine gewisse Weite entfernt hatte, diese auf seinen Befehl laufen oder still stehen ließ. Ferner sah ich, wie einige Pferde, deren Herr bei mir in einem hohen Kiosk zu Tische war, ihre Ohren spitzten, wenn sie seine Stimme erkannten und vor Freude wieherten und herbeiliefen."

Seit der Zeit, wo Barbequins diese Worte schrieb, haben sich viele Revolutionen an der erhabenen Pforte zugetragen, und die Reisenden behaupten einstimmig, daß die Pferdezucht daselbst keine Fortschritte gemacht hat; die Pferde werden in der Türkei eben so hart behandelt, wie in den christlichen Staaten; sie haben unbequeme und schlecht gepflasterte Ställe, und werden an den vier Füßen mit Ketten gefesselt und an einen in der Erde stehenden eisernen Pflock gebunden, wodurch sie schrecklich angegriffen und ermattet werden.

Der Name „türkisches Pferd" wurde früher allen Pferden des Orients beigelegt; so hat man in England die Namen: „Türke Byerley, Türke Helmsley, Türke Arrey-Yellow u. s. w., ohne daß es gewiß ist, daß diese Pferde aus der Türkei stammen. Auch in Frankreich nannte man orientalische Pferde-Berberpferde, persische und sogar englische Vollblutpferde mit dem Namen „englische Türken." Das Wort „türkisch" drückte nur ihre orientalische Abstammung aus. Auch ist zu bemerken, daß die alten Schriftsteller oft Beschreibungen von den türkischen Pferden gemacht haben, die man weit eher auf das persische und turkomanische, als auf das eigentlich sogenannte türkische Pferd beziehen konnte.

In Konstantinopel findet man jedoch ausgezeichnete und herrliche Pferde, welche von allen Pascha's des Reiches oder von den Gouverneuren der Pro-

vinzen geliefert werden. Wenn ein Scheik oder ein Beduine ein gutes Pferd hat, welches dem Pascha oder dem Gouverneur gefällt, so wendet dieser jedes Mittel an, um es in seinen Besitz zu bringen; dann schickt er es den Großwürdenträgern des Staates zum Geschenk; vielleicht findet man jetzt in Konstantinopel die schönsten Exemplare der orientalischen Racen.

Die türkische Reitkunst besteht nach der Methode der südlichen Länder besonders darin, daß die Steigbügel an kurzen Riemen getragen und die Kniee hoch gezogen werden. Diese Reitmethode, welche die Engländer bei ihren Wettrennen und auf Jagden nachahmen, hat mehre Vortheile, welche man nicht immer hinlänglich eingesehen hat; erstens begünstigt sie die Körperhaltung, wenn man mit der größten Schnelligkeit große Entfernungen durchmessen muß, und läßt große Gefahren vermeiden; dann mußte man im Orient, wo das Pferd im Allgemeinen von kleiner Gestalt ist und einen dünnen Leib hat, das Bein sehr heraufziehen, um den Leib des Pferdes bequem umspannen zu können. Nach der europäischen Schule muß der Reiter mit dem Pferde in verhältnißmäßiger Körperbeschaffenheit stehen; sonst würde seine Haltung linkisch und gezwungen sein. Uebrigens giebt die orientalische Reitkunst, wie die europäische, dem Körper eine gute Haltung und der Hand eine feste Sicherheit, aber sie weiß nichts von jener Feinheit und Schönheit der Körperbewegung, welche die ehemalige französische Schule stets zur ersten Schule der Welt machen wird. Die Türken bedienen sich hoher und schwerer Sättel und großer dreieckiger Steigbügel, welche bei ihnen zugleich als Sporen benutzt werden; der Sattel und der Zügel sind mit Seiden- und Goldstickereien bedeckt, und der Hals und der Rücken des Pferdes werden mit prachtvollen Netzen behängt. Die Türken waren einst berühmt wegen ihrer großen Geschicklichkeit im Reiten. In dieser Beziehung haben sie jetzt viel verloren; ihre Reiter haben im Allgemeinen jetzt eine schwere Hand und pflegen die Zügel stark zu rütteln und mit einem kräftigen Ruck anzuziehen; sie suchen mit Gewalt zu erreichen, was ein geschickter Reiter nur durch milde Behandlung fordern soll; und sie verdienen deshalb um so mehr getadelt zu werden, als ihre klugen und gelehrigen Pferde den leisesten Winken des Reiters so schnell und folgsam entgegenkommen. Wir wollen hoffen, daß der gegenwärtige tägliche Verkehr mit dem Occident, dem sie schon viele physische Verbesserungen zu verdanken haben, auch auf die Reitkunst nicht ohne Einfluß bleiben werde, daß sie den plumpen und unförmlichen Sattel, das barbarische Gebiß, den schweren und scharfen Steigbügel, mit denen sie ihre sanften Thiere foltern,

abschaffen und daß sie eines Tages die ersten Reiter der Welt sein werden, weil Gott ihnen die besten Pferde gegeben hat.

Unter die bekanntesten Reitübungen gehört das Dscherid. Dieses Wort stammt aus dem Arabischen und bedeutet Palmbaum oder Dattelbaum. Es ist in der That ein vertrockneter und blätterloser Palmzweig, der wie ein drei Fuß langer Stock geformt ist und das Hauptstück des Dscheridspieles bildet. Die osmanische Jugend liebte einst leidenschaftlich dieses Spiel, das nicht ohne Gefahren war. Jeden Freitag versammelten sich die Reiter auf dem Almeïdan; sie theilten sich in zwei Schaaren und von jeder Seite ritt auf ein gegebenes Zeichen ein Reiter vor. Sobald sie sich nahe genug gekommen waren, schwangen sie das Dscherid gegen einander. Wenn man seine Geschicklichkeit zeigen wollte, so mußte man seinen Gegner zu treffen und die Schläge desselben zu vermeiden suchen. Sie nahmen im Laufe das gefallene Dscherid wieder auf und thaten dies in dem Augenblicke, wo das Pferd in gestrecktem Galopp mit dem Bauche fast die Erde berührte.

Bei diesen Spielen übten sie sich in allen Arten von Sprüngen, die im Orient üblich sind; sie hingen sich während des Galopps unter den Bauch und hoben sich wieder in den Sattel; dann sprangen sie herab und saßen wieder auf; aber das größte Erstaunen, sagt Tomford, erregt es, wenn man sieht, wie sie sich auf den Rücken ihrer galoppirenden Pferde zurückbiegen und so geschickt einen Pfeil in die Luft abschießen, daß er am Hinterfuße des Pferdes niederfällt. Die meisten dieser Uebungen sind jetzt außer Gewohnheit gekommen. Wenn die jungen Türken sich versammeln, so beschränken sie sich darauf, das Dscherid gegen einander zu schleudern, um es im Laufe wieder aufzuheben. Um sich diese Uebung zu erleichtern, hängen sie den Steigbügel an den untersten Steigriemen, und wenn der Reiter sich bückt, so kehrt sich der Steigbügel um, der so seinem Fuße als Stützpunkt dient, wenn er sich wieder aufrichten will. Uebrigens wird das Dscheridspiel noch jetzt im Orient getrieben; dieses Mittel, das den Pferden zur Uebung dient, entspricht den algierischen Fantasias und den occidentalischen Wettrennen und Jagden. Diese tägliche und sogar anstrengende Uebung ist das einzige Mittel, die Eigenschaften der Pferde auszubilden und ihren Werth zu erhöhen. Ueberall, wo die Jugend sich mit diesen Reiterspielen beschäftigt, wird es gute Pferde geben; überall, wo diese Spiele außer Gewohnheit kommen, werden die Pferde nur noch Automaten sein, deren Fleisch nach dem Gewicht, und deren Gliederformen nach der Geradheit der Linien geschätzt werden.

Für die größte Zierde des orientalischen Pferdes hält man den seidenartigen und buschigen Schweif, den es in die Luft schwingt oder wie einen Fächer um seine Flanken bewegt. Die Levantiner behandeln ihn mit großer Sorgfalt, und es macht ihnen Freude, wenn er recht buschig und glänzend ist. Auch färben sie, wie wir bereits gesehen haben, die Spitze desselben mit Hennasaft roth, wenn sie weiß ist.

Auf diesen Schmuck legen die Orientalen einen so großen Werth, daß sie sogar ein Ehrenzeichen daraus gemacht haben. Seit den ältesten Zeiten wallten die langen Roßhaare auf die Schultern der Kriegsfeldherren herab, und die Türken befestigten sie an ihre Fahnen. Es ist bekannt, daß die Pascha's nach der Wichtigkeit ihrer Provinzen sich durch die Zahl der Roßschweife, die sie vor sich hertragen lassen, auszeichnen. Es ist übrigens eine schöne und prächtige Fahne! Sie erinnert an Ruhm und Ehre; sie ist leicht zu tragen; der Wind kann sich in ihren Falten nicht verfangen und die Kugeln fliegen spurlos durch. Das Volk, das eine wallende Mähne, über welcher der Vollmond schwebt, vor sich her trug, mußte durch seine Tapferkeit und seine Eroberungen groß sein. Warum mußte sich ein civilisationsfeindliches Princip mit diesem edlen Instinkte verbinden?

Das persische Pferd hat von seinem ehemaligen Ruhme etwas verloren; aber es ist noch der würdige Erbe jener von Cyrus gezogenen Race, welche im Alterthum für die beste der Welt galt. Das persische Pferd ist größer, als das arabische Pferd; seine Glieder sind stark und nervig; seine Brust ist hoch, und auf seinem flachen Rücken erhebt sich der Sattel wie eine Burg in der Sandwüste. Sie sind muthig, schnell, gutmüthig und folgsam; keine anderen Pferde sind auf Reisen, auf der Jagd und im Kriege besser zu gebrauchen, als sie; ihr einziger, hervorstechender Fehler besteht darin, daß sie den Kopf stets hochtragen, weshalb die alten englischen Schriftsteller ihnen den Beinamen „Astronomen" gegeben haben. Der Grund davon liegt wahrscheinlich in der Reitmethode der Perser, die sich eines gegliederten Gebisses bedienen und die Hände ziemlich hoch halten. Vielleicht ist diese Angewöhnung, die man an vielen orientalischen Pferden bemerkt, eine Naturanlage, vermittelst welcher sie die heißen Ausströmungen eines glühenden Sandes und das einförmige und auf die Länge für die Augen gefährliche Zurückprallen der Sonnenstrahlen vermeiden wollen. Das Kameel, der Strauß und die Gazelle, welche die unermeßlichen Sandwüsten bewohnen, tragen alle die Nasen und die Augen hoch.

Der hohe Ruhm, dessen die persischen Pferde einst genossen, rief aus allen Völkern Asiens Liebhaber für dieselben herbei; aber seit einem halben Jahrhundert haben sie in der öffentlichen Meinung etwas verloren und sind jetzt weniger gesucht. Die besten Länder, wo Pferdezucht getrieben wird, sind die Ebenen von Persepolis, Medien und Ardebil, wo die Perser das Grab ihres Propheten anbeten, Derbent und Erivan, das durch den Berg Ararat und durch die Mauer, welche das kaspische Meer mit dem Pontus Euxinus verband, berühmt ist. Die Pferde von Kurdistan zeichnen sich durch ihre feurige Energie aus.

„Die Pferde von den Bergen sind schöner, als die anderen", sagen die Perser, „weil sie eine Luft athmen, die durch keine andere Lungen gegangen ist!" Man unterscheidet in Persien besonders zwei Pferderacen: große und kräftige Pferde, welche den besonderen Stempel ihres Landes an sich tragen und welche wir bereits unter dem Gattungsnamen: persische Pferde beschrieben haben; zweitens kleinere und gemeinere Pferde, die einen starken Hals und runde Körperformen haben. Diese Race hat viele Aehnlichkeit mit den Bergpferden mehrer Gegenden Frankreichs und namentlich mit dem Pferde des brittischen Cornwallis, an das sie durch ihr fuchsrothes Haar und ihren Paßgang erinnert. Hierher gehören besonders die Pferde von Karabak, die sich durch ihren gedrungenen Körperbau und ihre Kraft bemerkbar machen. Diese sollen von den Stuten des südlichen Rußlands, welche die persischen Kane raubten, abstammen; ihre Väter wurden aus den besten Racen Arabiens gewählt; sie werden oft von den persischen Schachs den Gouverneuren der Provinz Erivan zum Geschenk gemacht. Diese kräftigen Pferde haben einen untersetzten und dicken Körper und sind gewöhnlich fuchsroth. Sie werden mit großer Sorgfalt behandelt, und die Fürsten des Landes, die sie in großer Anzahl besitzen, verkaufen dieselben an die Russen von Tiflis. Diese Pferde wurden vorzugsweise zum Kriege im Kaukasus gegen den berühmten Schamyl, den Abdel-Kader des asiatischen Algeriens, gebraucht.

Wir lassen hier die Beschreibung der Pferde Persiens und der Reitkünste dieses Landes nach den Worten des berühmten englischen Reisenden, Sir Thomas Porter, folgen. „Die persischen Pferde", sagt er, „sind nicht über vierzehn bis fünfzehn Handbreiten hoch; sie sind jedoch im Allgemeinen größer, als die arabischen. Die Pferde von Bezen und aus der Umgegend von Hissah sind klein, aber stark gebaut und außerordentlich schnell; die all-

gemeine Pflege besteht darin, daß man sie sorgfältig putzt und ihnen täglich nur zweimal, nämlich des Morgens und des Abends, zu saufen giebt. Ihr Futter ist Gerste und Häckerling, den man in einen an ihrem Halse hängenden Beutel, wenn das Thier im Freien ist, und wenn es sich im Stalle befindet, in ein rautenförmiges Loch schüttet, das zu diesem Zweck in die Mauer gehauen wird, und zwar in einer etwas höheren Lage, als unsere Futtertröge oder Krippen haben. Das Heu ist in Persien unbekannt. Die persischen Pferde werden im Stalle immer mit Decken behangen; in der kalten Jahreszeit werden sie in den weiten Rummud, eine große Filzdecke, eingehüllt, die vom Kopfe bis zu den Füßen reicht und mittelst eines langen Gurtes um den Leib befestigt wird. Dieser Gurt wird ungefähr zehnmal herumgeschlungen.

In den heißen Monaten werden sie nur des Nachts mit einer leichten Decke umhangen.

Bisweilen wird eine große Menge Pferde während der Nacht in dem Hofe des Besitzers aufgestellt; die Köpfe der Pferde werden alsdann mit den Halftern an ihrer Stelle angebunden und um ihre Füße werden Haarschnüre geschlungen, die an eiserne, fest in die Erde eingeschlagene Ringe geknüpft sind. Dieselbe Sitte bestand schon zur Zeit des Xenophon und zwar aus demselben Grunde, damit, weil in den Ställen meistens nur Hengste standen, es leichter wäre, die Pferde von einander getrennt zu halten. Zwischen ihnen schlafen jedoch die Stallknechte auf Decken, um jede Störung zu verhüten; denn diese gegen den Menschen so sanften Thiere sind unter einander sehr boshaft; bisweilen gelingt es ihnen auch trotz aller Vorkehrung, sich von ihren Fesseln zu befreien und alsdann entspinnt sich ein großer Kampf. Die Stallknechte erwachen bald bei dem allgemeinen Wiehern und Schreien und Stampfen mit den Füßen. Man kann sich keinen Begriff von diesem furchtbaren Schauspiel machen, wenn man es nicht gesehen hat; diese Thiere packen sich, beißen sich und schlagen sich wüthend unter einander; man kann sie nicht eher trennen, als bis ihre Flanken von Blut triefen. In den Kämpfen der Völker dieses Landes unter einander nehmen die Pferde Theil an dem Streite ihrer Herren; sie zerfleischen sich mit den Zähnen, während die Reiter auf ihren Rücken mit einander kämpfen.

Man erzählt Wunderdinge von der Reitkunst der Perser: bald spielen sie, wie man sagte, zu Pferde sitzend und eisenbeschlagene Stöcke tragend, das Maillespiel und werfen sich den Ball mit so großer Geschicklichkeit und Sicherheit zu, als wenn sie zu Fuß wären; bald legen sie auf einen Pfeiler

oder einen Pfahl einen Apfel oder einen Ball, reiten im größten Galopp darnach, und wenn sie das Ziel überschritten haben, so reiten sie schnell zurück, ergreifen ihren Bogen und selten mißlingt es ihnen, den Ball abzuschießen. Dieses Spiel erinnert an die ehemalige Kampfmethode der Parther, die noch bei den Tartaren üblich ist. Ferner erwähnte man das Turbanspiel, welches darin besteht, daß sie in vollem Galopp reitend mehre Pfeile nach einem Turban schießen oder auch, daß sie einen Turban nehmen, ihn in die Luft werfen und ihn wieder auffangen, ohne ihn auf die Erde fallen zu lassen. Endlich haben sie auch Voltigir- und Springübungen, die bei uns nur von Kunstreitern ausgeführt werden. Im wüthendsten Galopp springen sie von einem Pferde auf das andere oder auf mehre, schlingen sich um den Bauch des Pferdes herum, winden sich um den Hals desselben und stehen im Sattel aufrecht, und laufen auf dem Rücken vorwärts und rückwärts mit einer solchen Leichtigkeit und Sicherheit, als ob sie zu Fuß wären. Das hatten sie aus den Vorschriften des Cyrus gelernt; aber man versichert uns, daß diese alten Gebräuche allmälig verschwinden und daß die Perser nicht mehr die ehemalige Reitgeschicklichkeit besitzen. In dem Maße, als die Völker sich entnationalisiren, verliert sich nach und nach die Reitkunst. Gleichwie das erstere das sicherste Zeichen des Verfalls der Nationen ist, so sind hingegen die Reitübungen das Kennzeichen der Lebensfähigkeit der Völker.

Die Perser haben auch ihre Pferderennen; ein englischer Reisender berichtet darüber Folgendes: „Ich wünschte gern die Rennpferde zu sehen, welche ohne Zweifel aus den besten ausgesucht sein mußten, damit sie den Augen des Souverains gefallen konnten. Die Renner wurden zur Verlängerung des Vergnügens in drei Reihen getheilt: man hatte sie seit mehren Wochen geübt und mehrmals auf die Rennbahn geführt; aber man hatte sie so sehr schwitzen und abmagern lassen, daß die Knochen aus der Haut hervorragten. Der zum Rennen bestimmte Raum betrug 24 englische Meilen, und die Pferde waren, damit Seine Majestät nicht zu warten brauchte, lange vorher in die Schranken aufgestellt worden, so daß sie einige Minuten nach der Ankunft des Königs vor ihm vorbeilaufen mußten. Ein kleiner Raum trennte jede Abtheilung; sie kamen zwar am Ziele an, aber so ermattet, so erschöpft, daß ihre so sehr gerühmte Schnelligkeit nicht die Schnelligkeit eines gewöhnlichen Jagdgalopps erreichte, als sie vor den Augen des Königs vorbeiliefen."

Ein gutes Pferd ist nach einem persischen Dichter an folgenden Merk-

malen zu erkennen: „Ich komme und sage dir, höre, o Fürst und merke, woran ein gutes, munteres und thätiges Pferd zu erkennen ist. Siehe, ob seine Nüstern anschwellen und sich erweitern; ob seine Beine fein und schlank sind, wie die Beine der flüchtigen Gazelle; seine Hüften müssen den Hüften der Gemse gleichen; sein weiches Maul muß, wie das Maul des jungen Kameeles, dem leisesten Drucke des Zügels nachgeben. Wenn es kauet, zermalmen seine Zähne das Korn wie Mühlsteine und verschlingt es gierig, wie ein hungriger Wolf; sein Hals ist gehoben und majestätisch, wie der Hals eines Pfauen; die beste Zeit, wo man anfangen muß, es als Reitpferd zu benutzen, ist die Zeit zwischen seinem vierten und fünften Jahre; sein Kopf ist fein und klein, wie der Kopf der großen Schlange Schahmaur; seine Augen treten hervor, wie zwei Aepfel; seine Zähne scheinen eben so viele Diamanten zu sein; die Form seines Maules gleicht dem Maule des männlichen Kameeles; seine Glieder sind fein gebaut und eher abgerundet, als langgestreckt; wenn es aus dem Stalle heraustritt, ist es fröhlich und bäumt sich; seine Augen gleichen den Augen des Adlers und es läuft mit der stürmischen Ungeduld eines ausgehungerten Wolfes; sein Bauch und seine Seiten füllen vollkommen den Sattelgurt aus. Ein Jüngling aus guter Familie leiht ein folgsames Ohr den Lehren seiner Eltern; er liebt sein Pferd und pflegt es auf das Sorgfältigste; er kennt die Genealogie desselben auswendig; er versucht oft die Kraft der Bewegungen seines Kniees; mit einem Worte: er muß sein, was Mirza Serraf in seiner Jugend war."

Mirza Serraf war der Vater Kuruglu's, des ehemaligen Gestütaufsehers des Sultans. Der Dichter hatte also eine gute Schule gehabt, wo er ein gutes Pferd schätzen und passend behandeln lernen konnte.

Die Cirkassier sind große Pferdeliebhaber, und jeder Fürst und sogar jeder Adlige rühmt sich eine besondere Pferderace zu besitzen, der sie besondere Vorzüge zuschreiben. Um in dieser Beziehung jeden Betrug zu verhüten, drücken sie den Abkömmlingen jeder Familie ein Zeichen auf die Schenkel. Die Ceremonie ist in ihren Augen so wichtig, daß derjenige, der es wagen würde, dieses Adelszeichen einem Pferde von gemeiner Race aufzudrücken, diese Täuschung nach der alten Sitte des Landes mit seinem Leben büßen würde.

Die Race, die noch unlängst die berühmteste in Cirkassien war, hieß Spalock; sie gehörte ausschließlich dem Kan und seiner Familie. Das Hauptverdienst dieser Race war Kraft und Sanftmuth; um sie von anderen

zu unterscheiden, trug sie ein Hufeisen zum Zeichen. Gegenwärtig gehört die vorzüglichste Race des Landes dem regierenden Fürsten des Landes, dem Häuptling Abaschideze; ihr Zeichen ist ein russisches N.

Die cirkassischen Pferde sind in der Türkei sehr gesucht, wohin sie von Kaufleuten in großer Menge gebracht werden. Es ist hinlänglich bekannt, daß dieses Land auch ein starkes Kontingent von Schönheiten in die orientalischen Harems liefert. Man hat die eigenthümliche Beobachtung gemacht, daß die Länder, in denen sich die Frauen durch ihre Schönheit auszeichnen, auch eine vorzügliche Gattung von Pferden hervorbringen; wir werden später Gelegenheit haben, hiervon mehr als einen Beweis aus Europa und Asien zu liefern.

Die Völker des Kaukasus werden als die besten Reitervölker dieser Länder betrachtet. Namentlich sind die christlichen Einwohner derselben, die sich durch die Feinheit ihrer Sitten, ihren Verstand und ihre Thätigkeit auszeichnen, gegenwärtig vielleicht die geschicktesten Reiter und Stallmeister des Orients. Die Ausrüstung ihrer Pferde ist leicht; sie besteht in einer vierfach zusammengelegten Filzdecke, die dem Sattel als Unterlage dient. Dieser eben so zierliche, als bequeme Sattel wird wiederum mit einem runden Kissen bedeckt, das durch einen festen Uebergurt gehalten wird: das Ganze ist mit rundköpfigen, silbernen Nägeln beschlagen; der Zügel ist ein einfacher Zaum mit gegliedertem Gebiß und wird an zwei weiten Ringen gehalten. Sie bedienen sich dieses Zaums mit einer wunderbaren Geschicklichkeit und erreichen damit alle Wirkungen des Zügels.

Am Feste des heiligen Georgs, des Schutzpatrons von Georgien, welchem Lande er seinen Namen gegeben hat, werden aller Orten Pferderennen gehalten. Sie finden gewöhnlich in der Nähe der Kirchen statt. Die Einen laufen um den Preis der Schnelligkeit, die Anderen schleudern das Dscherid; andere werfen ihre Mützen zur Erde und heben sie während des Reitens wieder auf, oder schießen nach ihnen, während sie in der Luft schweben, mit ihren langen Pistolen und durchlöchern sie mit ihren Kugeln. Unterdessen werden auf den Rasenplätzen Tänze aufgeführt. Die schönen Georgierinnen, welche an diesem Tage ihre wunderbaren Reize entfalten, ermuntern sie durch ihren Beifall und beglücken sie mit ihren Blicken, die um so mehr beneidet werden, da es der einzige Tag im Jahre ist, wo sie ohne Schleier öffentlich erscheinen dürfen. Die besten cirkassischen Reiter findet man in den Provinzen Kabardien und Abchasien.

Unter den Nomadenvölkern der großen tartarischen Familie unterscheidet man in Asien die Turkomanen, welche sich seit Jahrhunderten, nördlich vom kaspischen Meere, in den Ebenen von Turkistan niedergelassen haben. Sie lagern, wie ihre Vorväter, die Kalmücken, unter Filzzelten und leben gewöhnlich von Raub und Plünderung oder von dem Tribut, den sie als Lohn für ihre Waffendienste oft mächtigeren Völkern, als sie selbst sind, auferlegen. Die turkomanischen Pferde haben einen großen Ruf; mit Rücksicht auf ihre Brauchbarkeit und ihre Vorzüge rechnet man sie zu den berühmtesten Racen des Orients. Ihr Wuchs ist hoch; ihr Körper ist stark und kräftig, ihr Charakter ist fromm und ihre Ausdauer ist anhaltend, so daß sie leicht die größten Beschwerden ertragen, ohne die geringste Spur von Schwäche oder Ermüdung zu zeigen. Sie laufen oft, Monate lang, täglich 16—18 deutsche Meilen, ohne etwas anderes zu genießen, als eine Handvoll Gerste am Abend. Die Reisenden sagen jedoch, daß diese herrliche Race keine ihren Eigenschaften entsprechende Schönheit besitze. Der Kapitän Fraser sagt in seiner Reise nach Korassan hierüber Folgendes:

„Die turkomanischen Pferde haben keine symmetrische Körperbildung; sie haben keine starken Muskeln, eine enge Brust und schwache Flechsen, einen langen Hals und einen kurzen und dicken Kopf, einen langen Leib und kurze Rippen. Diesen Eindruck haben sie beim ersten Blick auf mich gemacht, und ich bedurfte einer langen Zeit, ehe ich die merkwürdigen und wahrhaft vorzüglichen Eigenschaften, wodurch sie sich auszeichnen, erkannte.“ Die turkomanischen Pferde stammen aus der Kreuzung arabischer Hengste mit den Stuten des nördlichen Persiens, und der Tartarei ab; sie gleichen dem englischen Halbblutpferde, aber sie sind nicht so stark und dick, wie dieses. Diese Pferde sind im ganzen Orient von den Vornehmen und von den Kriegern sehr gesucht und werden theuer bezahlt. Die besten turkomanischen Pferde werden an den Ufern des Flusses Ledschen gezüchtet.

Die Kurden, welche die Waffen Saladins so vortrefflich unterstützten, ritten auf Pferden, die aus Turkistan kamen.

Die Kalmücken sind in Bezug auf das Land, das sie bewohnen, auf die Sitten, auf die Gewohnheiten und sogar auf die Körpergestalt das Urbild des europäischen und asiatischen Tartaren. Als älteste Söhne der mongolischen Race, reiten die Kalmücken auf Pferden, die eben so häßlich, so hart und ausdauernd, so mäßig und so wild, wie sie selbst sind. Es scheint, daß diese beiden Geschöpfe mit dem grimmigen Blicke, knochigem Körperbau und rauhem

Temperament gewisse geheimnißvolle körperliche und geistige Aehnlichkeiten mit einander haben. Für den Tartaren ist in der That das Pferd Alles. Wenn es Reitervölker giebt, für welche das Pferd die größte Annehmlichkeit des Lebens, das unentbehrlichste Bedürfniß in ihren kriegerischen, landwirthschaftlichen und ihren kommerciellen Gewohnheiten ist, so verlangt der Tartar von ihm noch etwas mehr: sein Leben! Das Pferd trägt, beschützt, kleidet und nährt den Tartaren; er trinkt die Milch der Stute, ißt das Fleisch des Fohlens, macht aus seinem Felle Kleider und aus seinem Schweife seine Kriegsfahnen. Er führt Roßheerden auf die Weide, wie der Bauer Rinderheerden. Von den Scythen abstammend, haben diese Völkerschaften alle Gebräuche und Gewohnheiten und das kriegerische Leben ihrer Vorfahren beibehalten. Die Stutenmilch, die von den Frauen durch Gährung zu Kumuß Aschba bereitet wird, bildet das Hauptgetränk der Kalmücken.

Die Kinder der Kalmücken werden schon in ihrem zartesten Alter im Reiten geübt. Kaum können sie sich auf den Beinen halten, so setzt man sie rittlings auf Hämmel, bewaffnet sie mit kleinen Bogen und läßt sie auf Vögel, Ratten und Mäuse Jagd machen. Dies sind die Spiele und Uebungen der Kindheit. Später giebt man ihnen kleine Pferde und schickt sie auf die Hasenjagd; zuletzt besteigen sie wilde und feurige Rosse, um den König der Wälder zu jagen und gewöhnen sich an die Strapazen und an alle die schwierigen Thaten, welche ihre schrecklichen Feldzüge und ihr kühnes Räuberleben erfordern.

Das kalmückische Pferd ist von kleinem Wuchs; es ist die Karrikatur des persischen Pferdes. Rasch, gelenkig und folgsam, wie dieses, hat es auch dessen kühne und stolze Haltung; sein Knie ist hoch und spitz; seine Flechsen sind stark und fest, und sein Schweif ist lang und buschig; aber sein Kopf ist plump und häßlich und seine Hüften stehen vor; es scheint, daß ihm die Natur jede Schönheit und Zierlichkeit genommen, und daß sie ihm nur Knochen, Sehnen und Muskeln gelassen hat. Alles dies ist unsymmetrisch verbunden, aber durch eine hohe und kräftige Brust belebt.

In diesen unermeßlichen Steppen findet man noch jetzt heidnische Völkerschaften, welche, wie die alten Scythen, ihren Gottheiten ein Pferd opfern. Ein Reisender sagt hierüber, daß, wenn man von diesem heiligen Fleisch essen wolle, man erst vorher ein „weißes Hemd" in das Blut des Schlachtopfers tauchen müsse; aber ein anderer Schriftsteller bemerkt ganz richtig, daß ein

solches Kleidungsstück in der Garderobe eines Tartaren ziemlich schwer zu finden sein dürfte.

Die Reisenden haben von der Kraft und dem Muthe der tartarischen Pferde Wunderdinge erzählt; man sagt, daß sie zwei bis drei Tage laufen, ohne anzuhalten, daß sie vier bis fünf Tage lang nichts anderes fressen, als eine Handvoll Pflanzen, die ihnen alle acht Stunden gereicht werden, und daß sie alle vier und zwanzig Stunden nur einmal trinken.

Wir sind jedoch in Bezug hierauf der Meinung des Engländers Lawrence, welcher glaubt, daß in diesen Erzählungen viel Uebertriebenes ist. Es ist aber allgemein anerkannt, daß sie mäßig, kräftig und unermüdlich sind, wie alle Pferde, die in einem günstigen Land geboren und streng erzogen werden.

Von dem großen mongolischen Reiche, welches mehrmals die Welt zu unterjochen drohte, sind jetzt nur noch einige Nomadenvölker übrig, welche von Raub und Krieg leben, wie ihre Brüder, die Kalmücken. Das mongolische Pferd ist schlank und wild; seine lange Mähne wallt in der Wüste, wie die Wellen in dem schäumenden Meere. Dieses Pferd hat in der Geschichte die Namen Dschingiskan und Tamerlan berühmt gemacht; ihre Kühnheit war sein Werk.

Die Mongolen eroberten China. Der Geschichtschreiber Palafox erzählt von diesen wilden Siegern, daß sie die Riemen ihrer Zügel an ihrem Gürtel befestigten und ihre Pferde durch die Bewegung der Beine und des Körpers lenkten; dadurch wurden ihre Arme und Hände frei, und sie konnten ihre Waffen besser gebrauchen, was ihnen in Gefechten zu besonderem Vortheil gereichte. Andere hielten mit einer und derselben Hand Zügel und Bogen, standen in ihren kurzen Steigbügeln aufrecht und erlangten dadurch eine doppelte Kraft. Auch verstanden sie, wie die Scythen, Parther und Hunnen, im Fliehen zu kämpfen und waren nie furchtbarer, als wenn sie, ihren Feinden den Rücken wendend, mit außerordentlicher Sicherheit, die das Ziel niemals verfehlte, den scharfen Pfeil von ihren Bogen abschossen.

Jetzt wollen wir in das alte und geheimnißvolle chinesische Reich eintreten, um seine Pferdegeschlechter kennen zu lernen; aber ungeachtet seines guten Willens kann es uns nicht viel Gutes bieten. Das chinesische Pferd hat noch in keiner Beziehung irgendwie Anerkennung gefunden. Was sollte auch das Pferd, das Symbol der Schnelligkeit und der Bewegung in diesem

seit dreitausend Jahren stagnirenden, unbeweglichen, mumienhaften oder vielmehr stereotypen Lande machen? Ein chinesisches Pferd muß ein kleines Thier sein, rund wie eine Kugel, sanft und fromm, wie ein Windhund. Es ist nur fähig, einen buntgekleideten Mandarin in langsamem Schritt durch die Straßen zu tragen.

Man hat eine eigenthümliche Beobachtung gemacht, die sogar Veranlassung zu Studien über die Physiologie des Pferdes geben kann, das nämlich die geringste Veränderung der Breitengrade und des Klima's auch eine Veränderung in der Organisation des Pferdes hervorbringt. Neben der Tartarei mit dem wilden Pferde liegt China mit dem elenden und schwächlichen Pferde; neben Persien und Arabien, wo die besten Pferde der Welt gedeihen, liegt Indien, wo das eingeborene Pferd nicht den geringsten Werth hat und wo alles Gold, alle Pflege und aller Eifer des größten Reitervolkes der Welt keine Race hat hervorbringen können. Wir werden über diese Erscheinung an der Stelle, wo wir über Indien handeln werden, ausführlicher sprechen. Wir beschränken uns hier nur auf die Behauptung, daß, wenn man von dem indischen Meerbusen, den Strom Baddor entlang, und bis zu den Quellen des Ganges bei Agra; von da durch die Tartarei, die Grenzen Thibets entlang und endlich durch die chinesische Tartarei bei dem See Hoho bis zu dem Meerbusen von Petcheli eine gerade Linie zieht, von Asien, dem Vaterlande des Pferdes, die Länder, welche von Natur der Pferdezucht am ungünstigsten sind, ausgeschieden werden.

Nach den chinesischen Jahrbüchern schrieb Fohi dem Volke vor, zum Nutzen des Menschen zu seiner Nahrung und zu religiösen Opfern sechs Hausthiere zu erziehen: nämlich das Pferd, das Rind, das Huhn, das Schwein, den Hund und das Schaf.

Unter der Regierung Hoang-Ti's des dritten, Nachfolgers Fohi's ererfand man die Wagen und richtete die Ochsen und Pferde zum Ziehen derselben ab. Hoang-Ti lebte im Jahre der Welt 2298 oder 1702 vor Christi Geburt. Eine alte chinesische Tradition führt die Erfindung der Reitkunst bis auf das Jahr 2155 vor Christi Geburt zurück, wo die Sonnenfinsterniß stattfand, von welcher Schang-King zu sprechen scheint: „Am ersten Tage des letzten Herbstmondes standen die Sonne und der Mond in ihrer Vereinigung nicht im richtigen Verhältniß, der Blinde schlug die Trommel, die Mandarinen ritten zu Pferde und das Volk lief herbei.“

Man legt gewöhnlich den Beginn der historischen Zeit der Chinesen in die Regierung Yao's, aber die Geschichte bestätigt, daß unter seiner Regierung die Benutzung der Pferde und der Wägen in China schon üblich war. Die Regierung Yao's fällt nach der Chronologie der Septuaginta in das Jahr 2359 vor der christlichen Zeitrechnung; nach den neueren Exegeten fällt sie nur in das Jahr 1521 vor Christi Geburt.

Wenn jedoch die chinesischen Pferde nicht schön sind, so besitzen sie wenigstens zum Theil Muth, Dankbarkeit und Treue. Ein glaubwürdiger Geschichtschreiber erzählt folgende Anekdote: „Im Jahre 704 plünderte der Rebell Nyro-lo-Chan den Palast des Kaisers von China. Er fand in den Ställen hundert Pferde, die so abgerichtet waren, daß sie vor dem Kaiser tanzten. Der Usurpator wollte sie zwingen, ihre Kunst vor ihm zu zeigen, aber die edlen Thiere, die ihn nicht als Kaiser anerkannten, wollten nicht vor seinen Augen tanzen und wählten lieber den Tod."

Ungeachtet des Alters ihrer Reitkunst benutzten die Chinesen selten das Pferd zum Reiten. Auch wurden sie, ungeachtet ihrer in jeder Hinsicht höheren Civilisation, von dem tartarischen Pferde besiegt, welches aus seinen wilden Steppen wie ein reißender Strom hervorstürzte und die große Mauer zerstörte. Die tartarische Dynastie entsagte nicht leicht ihren Reitergewohnheiten; aber dennoch erschlaffte sie mit der Zeit in dem weichlichen Müssiggange der Nachfolger Fohi's. Die Rache der Besiegten hat später den Stolz der Sieger gedemüthigt.

Man kann übrigens nichts Bestimmtes über die Pferdezucht dieses unermeßlichen Reiches sagen; es ist noch zu wenig hierüber bekannt; es würde aber in der That ein Wunder sein, wenn es in den verschiedenen Klimas und Zonen desselben nicht einige Länder gäbe, wo man mit Sorgfalt und guten Zuchtpferden nicht Racen erzeugen könnte, die zu den verschiedenen Diensten im Handel und besonders im Kriege brauchbar wären. Könnten z. B. die Wiesen, welche der gelbe und der blaue Fluß bewässern, nicht gute und kräftige Pferde ernähren? Wir fordern die chinesischen Schriftsteller auf, sich mit dieser Frage zu beschäftigen. Wenn sie der religiösen und moralischen Civilisation keinen Einfluß hierauf gestatten wollen, so mögen sie es dem civilisirenden Pferde überlassen. Vielleicht denken die chinesischen Schriftsteller hierbei an das trojanische Pferd und werden auch sagen:

Timeo Danaos et dona ferentes.

Da wir hier nicht die Rolle des Sinon spielen wollen, so antworten wir ihnen nicht.

Die Regierung Tong-King's besitzt eine Pferderace, die sich durch ihre Schnelligkeit, ihre Kraft und ihre Folgsamkeit auszeichnet; aber sie sind klein und zu Feldarbeiten untauglich, und gewöhnlich benutzt man Elephanten für die Arbeit auf dem Lande. Der Kaiser allein besitzt für seine Person mehr als fünfhundert; die Einwohner nehmen Büffel für den Transport und für den Ackerbau, und sie schirren dieselben ebenso an, wie wir unsere Pferde anschirren.

Cochinchina ist in Bezug auf seine Pferderacen dem chinesischen Reiche ähnlich. Die dortigen Pferde sind klein, schwach, und haben ein erbärmliches Aussehen. In den Gebirgen dieses Landes giebt es kleine wilde Pferde, auf welche die Einwohner Jagd machen, wie wir auf Hirsche und Rehe, und deren Fleisch für sie ein Leckerbissen ist.

Bei den alten Indern galt das Pferd für ein wichtiges Thier, wie wir aus den Traditionen derjenigen Völkerschaften erkennen, die nach und nach dieses Land erobert haben. Indien besitzt in Wahrheit keine eingeborene Pferderace; man kann aber auch nicht Alles haben! Und wenn man die Farben und Rosen Bengalen's, die Diamanten von Golkonda, das Gold und die Rubinen des Ganges besitzt, so kann man wohl sich aus dem armen Arabien ein edles Roß holen, um in träumerischer Sorglosigkeit an den blumigen Ufern von Malhabar und Koromandel spazieren zu reiten.

Die Pferde, welche in Indien gezogen werden, sind klein und schwach; auch ist ihr Preis sehr gering. Die besseren Pferde, welche sich die Fürsten und Nababs halten und welche für den Kriegsdienst nöthig sind, werden in fremden Ländern gekauft, aber sie müssen sorgfältig gepflegt werden und verlangen ein besonderes Futter, wenn man sie gut erhalten will. In einigen Gegenden füttert man sie mit Erbsen, die mit Butter und Zucker gekocht werden; man giebt ihnen auch, und zwar noch häufiger, junge, frische Haferpflanzen.

Den Engländern, welche Indien genau kennen und viel zur Verbesserung der einheimischen und zur Einführung neuer Racen beigetragen haben, verdanken wir zuverlässige Nachrichten über die besten Pferdegeschlechter dieses Landes, welche einer der größten englischen Pferdekenner in folgender Weise beschreibt: Zuerst ist das Toarhy-Pferd zu nennen, welches aus der Kreuzung der turkomanischen und persischen Pferde entstanden ist; seine Formen sind

schön, seine Bewegungen graziös und sein Charakter fromm. Man sagt, daß, wenn die Pferde dieser Race gut behandelt und sorgfältig gepflegt werden, sie Alles besitzen, was man von einem guten Pferde in Bezug auf Wuchs, Kraft und Stärke verlangen kann. Bei der Arbeit sind sie muthig und feurig, und wer sie hierbei beobachtet, hält sie für entfesselte Dämonen, während der Reiter nicht genug ihre Sanftmuth und Folgsamkeit rühmen kann. An diese schließt sich die Race von Yrany an, welche sich durch die Schönheit ihrer Glieder und durch die kräftigen Bewegungen seines Kniebuges auszeichnet; aber es fehlt ihr der feurige Muth und sie hat breite und hängende Ohren.

Das ausdauernde und gelehrige Kosakenpferd hat eine tiefe Brust; es hat starke Vorderbeine, aber einen zu dicken Kopf und schlechte Kniegelenke; übrigens ist es sehr muthig und sehr geeignet, lange Reisen zu machen und beschwerliche Strapazen zu ertragen.

Die Mojanis besitzen einen kräftigen Körper und sind schön, schnell und muthig.

Das Tarseepferd ist schwächlich und hat kurze Lenden, und obgleich es einen sehr reizbaren Charakter hat, so fehlt ihm doch der Muth und die Kraft; nur wegen seines besonders leichten Ganges ist es sehr geschätzt.

Zu den besseren indischen Pferden gehört das Tator, ein kleines und häßliches Pferd, das aber eine außerordentliche Schnelligkeit und einen kräftigen Körper besitzt.

Ein Kenner beschreibt die Pferde, welche in den Gestüten der ostindischen Compagnie zu Heissac verkauft wurden, folgendermaßen:

„Es sollten wenigstens tausend Pferde verkauft werden; sie waren alle ungefähr vierzehn und eine halbe Handbreiten hoch; sie hatten einen langen Hals und einen feurigen Blick. Ihr großer Fehler schien darin zu bestehen, daß sie unter dem Knie keine Kraft hatten. Dieser Fehler ist jedoch unter den eingeborenen Pferden Indiens allgemein, und besonders leiden sie an einer teigartigen Geschwulst des Kniegelenkes, weshalb man in England glaubte, daß sie die Flußgalle oder die Kniegeschwulst hätten.“

Wie man sieht, bringt die Ostindische Compagnie große Opfer, um die Pferderacen zu verbessern; aber sie hat damit bis jetzt nicht den Erfolg erzielt, den sie erwartete. In Bengalen hat man auf Staatskosten einige Gestüte errichtet; sie haben fast alle arabische Beschäler und auch einige

englische, die zur Produktion von Kavalleriepferden bestimmt sind. Es werden nur wenige europäische Pferde in Indien eingeführt, weil das Klima ihnen nicht günstig ist. Da jedoch die Engländer die Pferderennen nicht entbehren können, so werden zu Kalkutta Rennen gehalten, wozu sie nur Pferde nehmen, die sie aus ihrem Vaterlande kommen lassen; die übrigen Rennen werden mit orientalischen Pferden gehalten.

Drittes Kapitel.

Das Pferd in Italien. — Die Reitkunst. — Die Pferderennen. — Frau v. Staël. — Sicilien. — Sardinien. — Korsika. — Das spanische Pferd. — Der Klepper. — Der Andalusier. — Aranguez.

Wenn ein zu schweres Joch gebrochen wird, wenn die Tyrannen aus ihren mit Thränen und Blut gebauten Palästen fliehen, wenn die Sklaven das Haupt erheben auf der Schwelle, die sie nur knieend überschritten, so beschmutzen sie mit ihren staubigen Füßen den Marmor-Mosaikboden und die seidenen Teppiche; sie theilen sich in die Juwelen und schmücken sich damit, wie mit Flittergold. Dann bauen sie sich Hütten von Porphyr, machen sich goldene Schüsseln, kleiden sich in Purpur und spielen Ball mit den Marmorköpfen der Götter und Heroen. Dies war das Loos Italiens beim Einfalle der Barbaren nach dem Umsturze des römischen Weltreiches. Einrichtungen, Gesetze, Gewohnheiten, Sitten, Spiele, Paläste, Götter, Alles wurde der grimmigen Wuth von zwanzig Völkern Preis gegeben, welche sich Einzelnes davon aneigneten, ohne dessen Werth zu kennen. Im Allgemeinen nahmen die Männer des Nordens die guten Einrichtungen, die Gesetze und die Kriegskünste an, benutzten den dauerhaften Cement zu Gebäuden und bemächtigten sich der großen Basiliken, während die Männer des Südens fortfuhren leichte Künste und zwecklose Spiele zu treiben und sich thörichten Freuden zu ergeben. Daher erhielt sich in Italien der Geschmack an einer frivolen Reitkunst und anderen müßigen Reitübungen, während kein Pferdezüchter daran dachte, die eingegangenen Gestüte zu vervollkommnen und kein Reiter es für einen Ruhm hielt, den Namen Latiums bis an das Ende der Welt zu tragen. Es entstand bald eine Vermischung von verschiedenen Sitten, Gebräuchen und Bedürfnissen. Mit Theodorich, den die deutschen Sagen Dietrich nennen, traten orientalische Sitten und Gebräuche auf. Alboin, der Anführer der

Longobarden, bestieg mit dem germanischen Pferde das Kapitol, und endlich gründete Karl der Große die weltliche Macht der Päbste, in deren Schatten sich bald der großartige Handel und die Seemacht Italiens im Mittelalter zur kräftigsten Blüthe entwickelte.

Gegen das elfte Jahrhundert bemächtigten sich die Fischer der italienischen Küsten des Seehandels; ihre Barken verwandelten sich in Kauffahrteischiffe und ihre Hütten in Paläste. Das Pferd wurde in der Zeit dieser socialen Wiedergeburt nicht geachtet: es bildeten sich allmälig zwar kleine Städte aus einem kleinen Handel; die Streitigkeiten zwischen Städten, die Familienzwistigkeiten, der Krieg der Guelfen und Gibellinen, der Kampf der Weißen und der Schwarzen, alles dies war für die übrige Welt weiter nichts als ein Sturm in einem Wasserglase und konnte zur Organisation der Reiterei nichts beitragen. Doch der Reichthum zur See erzeugte den Reichthum zu Lande; die Tapferkeit des Seemannes erzeugte die Tapferkeit des Ritters; die Sage der alten Mythologie schien noch einmal zur Wahrheit zu werden: das Meer brachte das Pferd hervor unter dem Dreizack des Neptun. Die Reitübungen blühten in Italien wieder empor, als die Buondelmonti, die Donati, die Ubati, die Amedei, die Medici, diese königlichen Kaufleute aus Syrien die schöne arabische Pferderace mitbrachten, um die Pferdegeschlechter des alten Italiens zu veredeln.

Lorenz von Medici galt für einen der geschicktesten Reiter seiner Zeit; die Jugend von Florenz und von ganz Italien drängte sich zu seinen Carroussels und zu seinen Festen, wo er eine fürstliche Pracht entfaltete. Während der Dauer der italienischen Macht kam das Pferd wieder zu Ehren, die Reitkunst erhob sich zu einem neuen Glanze und zahlreiche Gestüte wurden in allen Theilen des Landes errichtet. Namentlich besaßen Apulien und Calabrien beträchtliche Anstalten, deren Pferde sich durch besondere Vorzüge auszeichneten und deshalb ein besonderes Zeichen trugen. Zu allen Zeiten legte man in Italien auf die Zeichen der Gestüte einen hohen Werth, was übrigens sehr vernünftig ist; denn dies ist der Grundsatz der Erhaltung der Reinheit des Blutes. Diese Hippikonographie wurde, wie wir bereits gesehen haben, schon in Griechenland seit den ältesten Zeiten beobachtet; wir finden sie auch in Italien, Deutschland, Spanien und bei mehren anderen, älteren und neueren Völkern. Die Araber haben diesen Gebrauch durch geschriebene Stammbäume ersetzt, was ihnen später die Engländer und Franzosen nachgeahmt haben. Man sieht daraus, daß überall und zu allen Zeiten

zu Bezug auf die Veredlung und auf die Erhaltung der Reinheit der Racen derselbe Grundsatz gegolten hat.

Die zuverlässigsten Schriftsteller, welche über die Zeichen oder Merkmale der italienischen Gestüte geschrieben haben, sind Alois Morosim, da Pietro Franco und neuerdings Dufourni.

Zu den alten berühmten Pferderacen Italiens rechnet man hauptsächlich die neapolitanischen Pferde, welche mit der Zierlichkeit des Körpers eine ausgezeichnete Frömmigkeit und Folgsamkeit des Charakters verbanden. Sie waren sehr geschätzt, weil sie eben so gut zum Reiten wie zum Wagenziehen verwendet werden konnten. Da die Engländer sich das Monopol des Pferdehandels erworben hatten, kauften die reichen Lords Großbritanniens mit großen Kosten neapolitanische Pferde für ihren Dienst.

Bekannt ist die Geschichte des bronzenen Pferdes, welches das Symbol der Freiheit der Neapolitaner ist, einer Freiheit, welche, wie die Ausbrüche ihres Vulkans, sich als glühende Lava ausbreitet, aber alsbald wieder erkaltet und unter dem freundlichen Lächeln ihres schönen Himmels erschlafft.

Konrad IV. soll diesem Pferde einen Zügel angelegt haben. Uebrigens hatte das neapolitanische Volk eine so tiefe Verehrung für dies Pferd, daß es seinem Schatten die Macht zuschrieb, kranke Pferde zu heilen. Dieser Aberglauben war die Ursache, daß man das bronzene Pferd zertrümmerte; vielleicht wollte man auch, wie Konrad beabsichtigte, das Palladium der Freiheit Neapels zerstören. Von diesem Pferde ist nur noch der Kopf vorhanden, welcher gegenwärtig einem neapolitanischen Museum zur Zierde dient.

Der König von Neapel hatte zu Persano ein Gestüt errichtet, welches zu großen Hoffnungen berechtigte. Mehre große Herren, unter welchen wir nur die Fürsten Pignatelli, Strangoli und den Herzog von Miranda nennen wollen, beschäftigen sich nicht ohne günstige Erfolge mit der Pferdezucht. Der Letztere läßt es sich namentlich angelegen sein, das englische Vollblutpferd in sein Land einzuführen.

Die zur Reiterei bestimmten Pferde werden sehr theuer bezahlt; man kauft sie auf den besuchtesten einheimischen Märkten und vertheilt sie dann nach einiger Zeit in die Regimenter. Die Vertheilung geschah früher nicht selten unter der Aufsicht des Königs selbst. Das gute Beispiel kommt immer von oben, und alle Ehre gebührt dem Fürsten, welcher die Wichtigkeit der Pferdezucht so gut zu schätzen verstand.

Die Republik Venedig besaß eine kostbare Pferderace, die sich besonders

zum Kriegsdienst und zum Reiten eignete. Die Wiege dieser Race war die Inselgruppe, welche zwischen der Etsch, dem Po und dem adriatischen Meere gelegen ist.

Man findet noch jetzt in den reichen Thälern dieser Gegenden die besten italienischen Pferde.

Der Ruhm der Pferde von den Ufern der Etsch hat sich bis nach Padua verbreitet; entweder weil sich die Gegend, wo man diese berühmte Race erzieht, bis an diese Stadt erstreckt, oder weil dort ein sehr besuchter Pferdemarkt abgehalten wird, wohin sonst die Kaufleute aus allen Ländern Europa's kamen. In der Umgegend von Padua erzieht man auch eine vorzügliche Race von Trabern, welche mit den amerikanischen oder russischen Trabern rivalisiren können; sie werden an leichte Wagen, die eine Nachahmung des antiken Wagens sein sollen, gespannt, und täglich auf dem Corso geübt, und sehr theuer verkauft. Padua verehrt den heiligen Antonius, welcher mit dem heiligen Eloï Patron des Pferdes und der Pferdezüchter ist. Bekannt ist das Wort jenes Postillons, welcher, als er sein treues Pferd sterben sah, mit Inbrunst ausrief: „O heiliger Antonius, habe Erbarmen mit seiner Seele."

Die römische Campagna und einige Gegenden Kalabriens liefern Pferde, welche in einem halbwilden Zustande erzogen werden. Diese Pferde werden, wie die Steppenpferde, von berittenen und mit Lanzen bewaffneten Piccadores, die ihnen auf den unermeßlich großen Feldern nachfolgen, gehütet. Sie sind stark und feurig, und ihre Erhaltung kostet fast nichts; aber sie sind schwer zu dressiren und besitzen nicht die Eleganz und die Eigenschaften der Pferde, welche mit Sorgfalt zahm aufgezogen werden. Das wußten schon die Alten, welche, wie wir bereits erwähnt haben, ihre Pferde mit der aufmerksamsten Pflege behandelten. Aehnlich dem wilden Obstbaum, welcher nur bittere Früchte liefert, verliert das der Natur überlassene Pferd die Hälfte der Eigenschaften, womit es begabt ist.

Wodurch sich die italienische Nation besonders auszeichnet und wodurch sie sich einen unsterblichen Ruhm erworben hat, das ist die Verbesserung und Vervollkommnung, welche die Reitkunst durch sie erfahren hat. Alborayque, Fr. Grison, Fiaschi Cesar, Alexander Maloetesta, Pistofilo und andere Schriftsteller haben Abhandlungen hinterlassen, welche deutlich beweisen, bis zu welcher Höhe die Reitkunst in Italien gestiegen war; auch stammen die meisten Kunstausdrücke der Reitschule aus diesem Lande; z. B. Capriole von Capra u. s. w.

Die erste Reitschule wurde zu Neapel errichtet von Fr. Grison, welcher als der Wiederhersteller der Reitkunst betrachtet werden kann. Zwei seiner Schüler führten in England die Reitkunst ein, welche daselbst schnelle Fortschritte machte. Nach ihm kam Pignatelli, unter welchem Labroue und Pluvinel, die ersten Lehrer der französischen Reitkunst, studirten. Die Reitschulen von Padua und Rom waren eben so lange berühmt; ganz Europa schickte Zöglinge in dieselben, und man kann mit Recht behaupten, daß das Jahrhundert und das Land, welche die Malerei, die Bildhauerei, die Dichtkunst, die Musik, mit einem Worte, alle Künste enstehen sahen, auch die Reitkunst zur Blüthe brachten. Die Schriftsteller haben nach den Ursachen geforscht, welche die Ausartung der italienischen Pferde zur Folge hatten; man hat behaupten wollen, daß die Kreuzungen der Racen schlecht geleitet worden seien; daß man, anstatt arabisches Blut zu nehmen, nordisches Blut angewandt, und daß dieses die Racen verschlechtert habe, man hat auch diese Verschlechterung den Kriegen und den Revolutionen zuschreiben wollen; aber alle diese Ursachen sind nur zum Theil wahr. Der wirkliche Grund jeder Ausartung der Pferde beruht auf der Entartung und Verschlechterung der Völker. Reichthum und Macht rufen das Verderben herbei, und das Verderben bringt die Auflösung; man erinnere sich jener Stimme, vor welcher die alte Welt zitterte: die Götter verlassen uns! Immerhin; die Völker zittern nur erst dann, wenn man sagen kann: die Pferde verlassen uns!

Seit einigen Jahren beschäftigt man sich ernstlich in Italien mit der Verbesserung der Pferderacen. Besonders haben im Königreich Neapel derartige, mit Erfolg gekrönte Versuche stattgefunden. Möge dieser Erfolg fortdauernd sein, und mögen die landwirthschaftlichen Pläne, welche jetzt im Vaterlande des Virgil, des Plinius und Columella entstehen, ihm seine ursprüngliche Fruchtbarkeit wiedergeben. Wir wollen hoffen, daß wir die Rosen von Päistum und von Ischia einst noch einmal wieder blühen und jene Wettrenner, unter deren Hufen die Erde erdröhnte, wieder laufen sehen werden.

„Doppelt läuft durch die Lenden der Rückgrat hin, und es höhlet
„Tief in den Grund, und es dröhnt mit gediegenem Horne der Hufschlag."

Virg. Georg. III. 87.

Die Engländer, diese Römer der Gegenwart, welche in der ganzen Welt ihren Geschmack und ihre Gebräuche verbreiten, haben auch ihre Pferderennen und ihre Fuchsjagden nach Italien gebracht. Daraus kann sicherlich den Pferden ein großer Vortheil für die Zukunft erwachsen; aber wir haben uns

nicht eines traurigen Gefühls erwehren können, als wir die Erzählung einer Jagd in der Umgegend Roms lasen.

Der Fuchs war aus den Katakomben hervorgekommen; er hatte sich nach der appischen Straße gewandt und war auf dem Grabe Cicero's gefangen worden.

Wir haben gesagt, daß die Pferderennen und die Reiterspiele in Italien auch nach der Völkerwanderung fortgedauert hätten; aber da diese Rennen und diese Spiele keinen anderen Zweck, als die Augenweide hatten, so dienten sie nicht zur Veredlung der Pferde, und die heutigen, ihnen nachgeahmten Wagenrennen und Pferderennen sind ein sprechender Beweis dafür. Die einzigen nützlichen Rennen, welche in Italien abgehalten werden, sind die bereits erwähnten Trabrennen welche in Padua und in einigen anderen Städten Italiens stattfinden.

Diese Rennen entstanden zu der Zeit, als die Galopp-Wagenrennen außer Gewohnheit kamen. Man brachte an dem Wagen Veränderungen an, die ihn bequemer und leichter machten. Man bespannte ihn nur mit einem einzigen Pferde mittelst eines Schwangbaumes anstatt der Deichsel, aber man behielt die Form des Joches bei, indem man die beiden Enden des Schwangbaumes mittelst eines daran befestigten Kreuzriemens auf dem kleinen Sattel tragen ließ. Der Sitz des Wagenlenkers ward zum Hauptsitz, und der Platz des Kriegers ward beseitigt oder durch eine einfache Bank ersetzt, deren sich die Wagenlenker in Italien dazu bedienten, um das Pferd von hinten zu lenken. Auf diese Weise sind die zierlichen Cabriolets entstanden, welche jetzt Europa und die ganze Welt bedecken und welche man in Italien unter den Namen sedia, sediolo, corricolo, calesse di Napoli u. s. w. noch im Urzustande findet. So wie sich der Wagen in die Kutsche verwandelte, spannte man Traber daran, deren Gang lebhafter war, als der der Paßgänger; auch war der Trab nicht so gefährlich und nicht so ermüdend, als der Galopp. Der Trab ist, wie bekannt, der eigentliche Gang des Wagenpferdes. Dieser Gang ist übrigens, wie alle anderen, verschiedener Modificationen fähig; er kann namentlich nach dem Körperbau und der Gewohnheit des Pferdes eine sehr große Geschwindigkeit annehmen. Man begnügte sich daher bald nicht mehr mit einer gewöhnlichen Geschwindigkeit; man bestimmte darnach den Preis des Pferdes, welches im kürzesten Zeitraume eine lange Strecke laufen konnte, ohne zu ermüden; man erzog Pferde, welche die zum Traben erforderliche Körperbildung in hohem Grade besaßen; endlich stellte

man Wettkämpfe an, bei welchen die Pferde, welche die besten Eigenschaften verriethen, vor den Augen der Käufer ihren Werth und ihre Geschicklichkeiten zeigen mußten. Diese Wettrennen finden, wie wir bereits erzählt haben, hauptsächlich zu Padua, auf einem vor der Stadt gelegenen und „Corso“ genannten Platze statt; denn alle Städte Italiens haben ihren Corso, wie die griechischen Städte ihren Hippodrom, die römischen ihren Circus und jetzt die Städte Englands ihren Turf haben.

Dieser Platz hat eine kreisrunde Form, und im Mittelraume sind viele kleine Grenzpfähle, um welche sich die Pferde nach Vorschrift zwei bis dreimal wenden müssen. Die Preise sind unbedeutend und nur Ehrenpreise. Hauptsächlich beabsichtigt man das Pferd, welches Sieger ist, berühmt zu machen. Dadurch erlangt es einen dreimal bis viermal höheren Werth, als es früher hatte. Sein Ruhm verbreitet sich im ganzen Lande und die reichsten Pferdeliebhaber streiten sich um den Besitz desselben. Von den Pferden laufen nur immer zwei auf einmal; denn es würden ernste Uebelstände entstehen, wenn man mehre wollte laufen lassen. Die Pferde sind an leichte Wagen gespannt und werden mit einem Kappzaum gelenkt, deren dicke, mit Schnur umwundene Zügel dazu dienen, das Pferd zu züchtigen, wenn es in Galopp übergehen will. Diese Wettrennen gewähren ein herrliches Schauspiel: die feurigen und muthigen Pferde werden an der Stelle, von welcher sie auslaufen, von drei bis vier Männern gehalten. Der Sediolo, an welchen sie gespannt sind, ist mit glänzenden Farben gemalt; ein kleiner, leichter Harnisch bedeckt nur einen geringen Theil des Körpers; selbst die Schwangbäume, die an den kleinen Sattel befestigt sind, incommodiren sie nicht. Ihre Energie, ihr herrlicher Gang, der orientalische Ausdruck ihrer Köpfe erklären hinlänglich den Namen: cavallo d'un sentimento terribile, welchen die Italiener dem Pferde geben, welches sich bei diesem Wettkampfe auszeichnet.

Die berühmtesten Rennen Italiens sind diejenigen Pferderennen, welche in Rom zur Zeit des Karnevals stattfinden. Wir wollen hier zwei Beschreibungen davon geben: die eine ist aus der berühmten Feder der Frau von Staël; die andere ist ein Auszug aus den Notizen eines neueren Reisenden. Carl Vernet hat ein gutes Bild von den römischen Pferderennen gemalt, auf welchem der Künstler sich selbst im Anzuge eines französischen Zuschauers dargestellt hat.

Die Pferde, welche bei diesem Schauspiele auftreten, gehören größten

Theils jenem undressirten und halbwilden Geschlechte an, welches in den pontinischen Sümpfen und in der römischen Campagna gezogen wird.

„Das Pferderennen,“ sagt Frau v. Staël, „zieht vor allen Dingen die Aufmerksamkeit der Römer auf sich. Im Augenblicke, wo das Schauspiel beginnt, stellt sich die ganze Volksmenge an den beiden Seiten der Straße auf, welche in die Piazza del Popolo mündet; Jedermann steigt auf die geräumigen Sitze, welche den Obelisk umgeben, und Aller Augen sind nach der Barrière gerichtet, von welcher die Pferde auslaufen sollen. Sie kommen ungezäumt und ungesattelt an, sie tragen blos auf dem Rücken eine schöne, mit Glöckchen besetzte Decke und werden von gut bekleideten Reitknechten geführt, welche bei ihrem Erfolge leidenschaftlich interessirt sind. Man führt die Pferde hinter die Schranke, und die Ungeduld, welche diese Thiere offenbaren, sobald die Trompeten das Zeichen gegeben haben, ist unbeschreiblich. Während die Reitknechte schreien: „Platz gemacht! Platz gemacht!“ stürzen die Pferde durch die Volksmenge, ohne Jemand zu verwunden. Die Pferde sind eifersüchtig auf einander, wie die Menschen, und von einer gleichen Ruhmsucht beseelt. Das Pflaster funkelt unter ihren Tritten; und ihr Eifer, den Preis zu gewinnen, ist so groß, daß, wenn sie am Ziele anlangen, einige von der Schnelligkeit des Laufes todt niederfallen. Wenn die Pferde vorausgelaufen sind, stürzt das Volk ihnen nach und bald hat das lärmende und tobende Schreien den Sieger ausgerufen. Der Reitknecht, welcher den Preis gewinnt, wirft sich oft auf seine Kniee vor dem Sieger und empfiehlt ihn dem heiligen Antonius, dem Schutzpatron dieser edlen Freunde des Menschen, mit einer an sich so ernsten, als für die Zuschauer komischen Inbrunst.“

Das Folgende ist ein Bruchstück eines Briefes, den ein neuerer Reisender über die römischen Pferderennen geschrieben hat:

„— Ich will jetzt von dem Schauspiel erzählen, welches dich und die Römer am meisten interessirt, nämlich von den Pferderennen. Als ich sie sah, fragte ich mich, welcher Epoche man ihr Entstehen zu verdanken habe und ob ihr Ursprung im Alterthum zu suchen sei. Diese Rennen gleichen weder den Circusrennen, noch den Voltigirkünsten Franconi's, und noch weniger kann man in ihnen das trojanische Schlachtspiel erkennen, dessen Ursprung Virgil in den kindischen Spielen des Parvus Julus gesucht hat. Man hat die Sitte der modernen Wettrennen von den Mißhandlungen ableiten wollen, welche die gefangenen Juden in Rom zur Zeit der Kaiser

erduldeten, indem sie in Säcke gesteckt wurden und so zur Kurzweil der Herren der Welt um die Wette laufen mußten. Sie sind später bei denjenigen Rennen, zu denen sie noch heute die Kosten aufbringen müssen, durch Pferde ersetzt worden. Diese Rennen fanden im funfzehnten Jahrhundert unter dem Pabste Paul II. statt; aber ich glaube nicht, daß blos die Tradition den heutigen Römern Spiele gegeben hat; sie waren in der Siebenhügelstadt zu lange unterbrochen worden, als daß man in diesen die Fortsetzung jener erblicken könnte. Die Barbaren, welche die bronzenen Rosse des Kolosseums fortnahmen, um daraus Waffen zu machen, hatten nicht Lust, die Vergnügungen der Besiegten fortzupflanzen; und dann sind die modernen Römer klug genug, Spiele und Schauspiele selbst zu erfinden, ohne sie von anderen zu entlehnen. Dem sei nun, wie ihm wolle, so viel steht fest, einige bei den Wettrennen übliche Einrichtungen sind heute ganz dieselben, wie sie früher waren. Es ist bekannt, daß in den schönen Tagen des Circus mittelst einer Leine die Pferde equantur frontibus, ehe sie losgelassen wurden; dies geschieht gegenwärtig auch; und die berühmte Inschrift S. P. Q. R., die von den Fahnen der römischen Legionen auf ein Wappenschild übertragen wurde, und die auf den Programmen der Wettrennen zu lesen ist, zeigt deutlich, daß der Senat und das römische Volk an den Staatsangelegenheiten so wenig wie gar nicht Theil nahmen. Man kann jedoch behaupten, daß die heutigen Pferderennen den Reitübungen der alten Römer weniger zu verdanken haben, als dem Plane, erst Pferde, dann Menschen unter einander um die Wette kämpfen zu lassen. Jenes war Ausübung der Kraft, unterstützt durch Geschicklichkeit; dies der übertriebenste Mißbrauch. Wenn das menschlicher gewordene Rom in seinen Spielen das Leben der Thiere und Menschen nicht mehr fordert, wenn es sich damit begnügen will, einige Pferde laufen zu sehen, so darf es wenigstens nichts unterlassen, um ihren Eifer anzuspornen. Die Pferde müssen gezwungen werden, die äußersten Anstrengungen zu machen, deren ihre Natur fähig ist. Der Römer macht sich wenig daraus, ob die zum Rennen bestimmten Pferde verschiedenes Alter und verschiedenen Körperbau haben, ob ihr Haar kurz und glatt wie Sammet ist oder lang wie Ziegenhaar; er bekümmert sich noch weniger darum, welchen Raum sie in einer gegebenen Zeit durchlaufen; die Hauptsache für ihn ist, daß sie von der Piazza del Popolo mit dem feurigsten Eifer auslaufen und so schnell als möglich am Ziele ankommen. Man verlangt nur, daß alle Pferde aus Italien und wenigstens drei Jahre alt sein müssen. Uebrigens besteht zwi-

schen den Wettrennen Roms und den Wettrennen von New-Market oder von Paris derselbe Unterschied, wie zwischen dem Charakter einer leichtsinnigen und sorglosen Nation und jenem beharrlichen Verstande, welcher die Erfolge zu berechnen und Generationen hindurch zu bestimmen versteht. In Italien giebt es keine verbesserte und zum Wettrennen erzogene Race. Wenn man in den Ebenen von Albano oder Poli ein Pferd von feurigem Temperament findet, so fängt man es ein, und in acht Tagen figurirt es unter den Rennern. Ein solches war Fuochetto, das ich gesehen habe; es ist fünf Jahre alt und von mittlerer Größe; es ist stolz, wie ein alter Römer; lebhaft und unruhig, wie ein heutiger Römer; bei der unbedeutendsten Ursache flammt sein Auge auf, seine Nüstern schwellen an, sein kleiner viereckiger Kopf und vorzüglich seine Beine nehmen eine drohende Stellung an. Wenn es Augenblicke der Ruhe hat, so kann man in ihm nicht den Kämpfer entdecken, der nach der vom Senate und römischen Volke ausgestellten Siegespalme ringt; aber man sieht es seiner etwas unruhigen Flanke an, daß seit einigen Tagen ein erhitzendes Futter sein natürliches Feuer vermehrt hat, und die einzige Sorgfalt, die man auf sein Aeußeres wandte, bestand darin, daß man die langen Haare, die um seine Beine flatterten, abrasirte; dies geschah jedoch weniger, um ihm ein schöneres Aussehen zu geben, als um die Einreibungen mit spirituösen Flüssigkeiten wirksamer zu machen. So war Fuochetto, als er in den Hof der Ställe, die sich in der Nähe der Piazza del Popolo, des Ausgangspunktes des Rennens befinden, geführt wurde; hier wird er mit neuen Hufeisen beschlagen. Ach, Fuochetto, wie schlecht bist du vorbereitet für den Ruhm, der dich erwartet! Wären die vier Männer nicht da, welche dich halten, so weiß ich nicht, ob du zur rechten Zeit zum Wettlauf noch fertig werden würdest. Man hat einem Künstler den Vorwurf gemacht, daß er nur sechs Nägel in jedes Hufeisen seines bronzenen Pferdes geschlagen habe; aber der Künstler bekleidete seine Helden nach römischer Mode; die Hufeisen der römischen Pferde haben nur sechs Nägel, aber die Hufeisen der Renner haben noch verschiedene andere Dinge; die Hufeisen der Vorderfüße sind gezahnt; die der Hinterfüße haben jedes sieben bis acht sehr lange und sehr starke Stollen; denn die lange Straße, welche zum Hippodrom dient, der Corso, ist gepflastert, und trotz der Vorsichtsmaßregeln geschieht es nicht selten, daß die Pferde beim Auslaufen niederstürzen. Nachdem Fuochetto auf diese Weise beschlagen ist, führt man ihn in einen der kleinen, für die Rennpferde bestimmten Ställe, in welchem sich eine gewöhnliche Raufe

und in einer Ecke ein steinerner Freßtrog befinden; dieser Stall ist eine feste Tenne, welche sich nach einem durchlöcherten Steine hinabsenkt, welcher an der Thüre über einem unterirdischen Abzugskanal liegt. Wenn das Pferd, das kaum eine liebkosende Hand duldet, hier angekommen ist, hat es viele Proben zu bestehen. Mehre runde Scheiben von Leder, welche auf der einen Seite Ringe haben und auf der anderen mit Pech überzogen sind, werden im Voraus bereit gehalten; man hängt sie über die Hüften, auf das Kreuz und an die Seiten; es sind siebzehn solcher Scheiben, wenn ich mich recht erinnere; die meisten enthalten eine oder zwei bleierne Kugeln, welche rings herum mit mehren spitzen eisernen Nägeln bewaffnet sind; andere dienen blos dazu, um die Schnüre, welche den ganzen Harnisch halten, fest zusammenzuziehen. Aber das Hauptstück besteht in einer Kugel, welche ebenfalls mit spitzen Nägeln versehen ist und welche, an einer eisernen elastischen Spiralfeder hängend, um die lederne Scheibe, an der sie befestigt ist, sich bewegt. Es erfordert gewiß große Geschicklichkeit, diese verschiedenen Theile ordentlich anzulegen; denn der römische Groom mißt zwischen den ledernen Scheiben eine bis zwei Handbreiten ab, dann untersucht er mit dem Finger, ob er den Muskel gefunden hat, über welchem eine Scheibe liegen soll. Hierauf werden die glänzenden Orpelli angehängt, welche, wie die Flügel eines Vogels, die Schnelligkeit des Rennpferdes beschleunigen sollen; diese Orpelli sind sehr dünne Blätter Rauschgold, welche, beim Anfange des Rennens noch zusammengerollt, sich bald entfalten und durch ihr betäubendes Geräusch die Wuth und die Furcht der armen Thiere verdoppeln. Eine rothe Binde ist um die Wirbelknochen des Schweifes gebunden. Man hängt daran Käſtchen von Blech, die in der Mitte ein Loch haben, durch welches der Feuerschwamm gezogen wird. Der Zügel hat zwei Gebisse; ein gegliedertes und ein ganzes; der Kopf ist mit einem bunten Federbusch geschmückt. Außer den Zügeln bieten mehre zusammengeflochtene bunte Bänder ebenfalls noch ein Schutzmittel gegen die Ungelehrigkeit des Pferdes. Noch ist es nicht Zeit, das Pferd zu zäumen; der erste Kanonenschuß hat der lustigen Menge, welche die Rennbahn umsteht, noch nicht angezeigt, daß es dem so beneideten und doch nach zwei Stunden vergessenen Schauspiele Platz machen soll. Denn wenn man um vier Uhr den Corso sieht, hat man noch nicht die geringste Vermuthung, daß bald darauf acht wüthende Pferde ihn von einem Ende zum anderen durchlaufen werden, ohne einige von den Tausenden von Menschen umzustoßen. Jetzt stellen sich zwei Reihen Wagen an beiden Seiten

dieser 6000 Fuß langen Straße auf. Der Zwischenraum zwischen den Wagen und den hohen Trottoirs ist für die Fußgänger bestimmt; aus den Fenstern, welche mit Zuschauern besetzt sind, hängen Tücher und Fahnen.

„Nach dem dritten Kanonenschusse ziehen sich die Wagen zurück; die für die Honoratioren und privilegirten Personen aufgerichteten Zelte füllen sich schon; ebenso die Estraden, auf denen die Aristokratie für zwei Paoli (zehn Silbergroschen) Platz nimmt, und die neben dem Obelisk der Piazza del Popolo und neben dem venetianischen Palast errichtet sind. Jenseits dieses Palastes, an der Stelle, wo die Rennbahn endigt, hat man von einer Seite der Straße bis zur andern eine breite Leinwand ausgespannt, welche mehr dazu dient, den Pferden das Ende des Rennens anzuzeigen, als geeignet ist, sie aufzuhalten. Ein Offizier läßt nun, wie Aeneas bei einer ähnlichen Gelegenheit:

„Die Menge des Volks den breiten Circus verlassen
Und den Raum frei machen zum ungehinderten Rennen.“

„Ein Bataillon römischer Soldaten stellt sich auf und drängt das Volk, welches auf der Rennbahn hinderlich ist, auf die Trottoirs zurück. Hierauf folgt ein Piquet Cavallerie, und diese Leute reiten so gut, daß man ohne die zwei Schlüssel, welche ihren Helm zieren, niemals errathen würde, zu welcher Miliz sie gehören. Bald kommt es wieder auf die Piazza del Popolo zurück und meldet, daß Alles in Ordnung ist; hierauf ruft die Trompete die Pferde; sie erscheinen ... Ihr Stall ist zum Glück nicht weit entfernt von dem Ausgangspunkte; der Feuerschwamm erwärmt sie schon; und sieben bis acht Reitknechte, welche sie theils am Kopfe, theils am Schweife halten, können sie kaum bändigen. Sie sind an der Linie (linea) angekommen und nun verdoppelt sich ihre Wuth; denn man nimmt die Schnüre ab, welche bisher die Sporen in Unthätigkeit hielten, und zieht nun das ungeheure Tau zurück, welches vor ihnen ausgespannt war, um sie vor dem gegebenen Zeichen am Auslaufen zu hindern. Mehre haben sich jedoch schon von den großen Reitknechten mit rothen Mützen, von denen sie gehalten worden, freigemacht; in dem Augenblicke, wo das Tau fällt, springen sie darüber; sie laufen aus allen Kräften vorwärts unter dem Jauchzen und Schreien des Volkes, und bald verschwinden sie zwischen den beiden Reihen der Zuschauer, welche die Trottoirs verlassen und hinter ihnen herstürzen. Acht Pferde sind ausgelaufen; sieben sind nur angekommen. Die Richter stehen auf einem hohen Balkon neben

dem Ziele der Rennbahn. Nun werden den Siegern der blauseidene Mantel und die versprochenen Thaler ausgetheilt."

Sicilien war eine lange Zeit hindurch die Karawanserai für alle Nationen. Die Phönicier, die Griechen, die Karthager, die Römer, die Sarazenen, die Normannen, die Spanier kamen nach einander dorthin, um sich an dem Feuer des Aetna zu wärmen, und brachten ihre Gesetze und ihre Gewohnheiten mit. Wir wissen bereits, daß das alte Sicilien sich durch seine vortrefflichen Pferderacen auszeichnete, und daß die Tyrannen von Syrakus sich durch die Pracht ihrer Wagen und ihre olympischen Siege berühmt gemacht haben. Der Höhepunkt des Nationalwohlstandes von Sicilien war auch der Gipfel des Ruhmes seiner Pferderacen; die Denkmäler von Palermo, Agrigent, Syrakus verherrlichen gleichzeitig die Siege der schnellen Rennpferde des Tyrannen Dionysius.

Es wird erzählt, daß dieser König, welcher später Schulmeister in Korinth war, eines Tages mit Plato auf einem Wagen fuhr, den er selbst lenkte, während das Volk von Syrakus ihnen zujauchzte und die Verse Homer's ausrief:

„Es bricht die Achse
Unter der Last der Weisheit und fürstlichen Macht."

Hiero besaß eine Stuterei auf der Insel Ortygia, wo er die für seine Wagen bestimmten Pferde erzog.

Die Vorzüglichkeit der sicilianischen Pferde behielt ihren Ruf bis an das Ende des römischen Reiches, welches den Verfall Siciliens durch seinen Sturz veranlaßte. Gegen das neunte Jahrhundert ließen sich die Araber auf Sicilien nieder; drei Jahrhunderte hindurch residirten ihre Emire zu Palermo, und die Ritterspiele der Mauren traten an die Stelle der Wagenrennen und der Uebungen der römischen Jugend.

Das elfte Jahrhundert führte neue Herren nach Sicilien. Es war die Zeit, wo die normännischen Pilgrime Königreiche eroberten und, wie der Held von La Mancha, ihren Schildknappen Inseln schenkten. Die Söhne des Kastellans von Hauteville-le-Guichard gründeten nach tausend verschiedenen Glückswechseln das Königreich Sicilien; aber es ist nicht anzunehmen, daß die einheimische Pferderace zu dieser Zeit irgend welche Modification durch die Kreuzung mit normännischen Pferden erfahren habe. Die Normannen hatten nur wenige Pferde mitgebracht, und die meisten, die überhaupt nur Reisepferde und keine Schlachtpferde waren, hatten einen kleinen Körper. Man

erfährt aus der Chronik von Aimé, daß Richard Tankred, als er nach Sicilien kam, „ein so kleines Pferd ritt, daß seine Füße fast bis zur Erde reichten.“ Wenn übrigens die Normannen keine Pferde mitgebracht hätten, so würden sie, wie alle Eroberer wohl gewußt haben, woher sie dieselben sich hätten holen können. In der Schlacht bei Castro Giovanni hatten die Normannen nur 700 Reiter und eben so viele Mann Fußvolk; sie sollten mit 15,000 Arabern kämpfen; sie blieben Sieger und jeder Reiter erhielt als seinen Antheil an der Beute zehn Pferde.

Es verdient hier erwähnt zu werden, daß der berühmte Roger, der glorreichste Held dieses Riesengeschlechts, nachdem er sich mit seinen Brüdern entzweit hatte und in Armuth gerathen war, Pferdedieb werden mußte, um leben zu können.

Die Normannen brachten nach Sicilien die feudalen Sitten und Gewohnheiten ihres Landes. Die größte Strafe, die einen Ritter treffen konnte, war der Verlust seiner Waffen und seiner Pferde.

„Der Herzog nahm dem Ritter das Pferd und die Waffen, welche er auf seinem Gebiete fand.“

Seit der normännischen Epoche verfiel der Ruhm Siciliens von Jahrhundert zu Jahrhundert: Handel, Ackerbau, Künste und Wissenschaften, Alles verschwand; das Maulthier und der Esel traten in den Gewohnheiten des sicilianischen Lebens an die Stelle des edlen Rosses, und dennoch könnten die grünen Thäler von Catania, Villa-Nova und Syrakus schnelle Stuten und muthige Schlachtrosse ernähren. Man sagt, daß das Gestüt, welches der Fürst von Butera gegründet hat, Aussichten auf günstige Erfolge bietet; es besteht aus englischen Pferden. Wir würden es lieber sehen, wenn man Versuche mit orientalischen Racen machte, welche sich für das Klima und die Natur des Landes besser zu eignen scheinen.

Sardinien ist einer jener poetischen Tempel, welche die Natur für ewigen Ruhm geschaffen zu haben scheint; nach und nach griechischer, römischer, arabischer, normännischer Herrschaft unterworfen, und dennoch immer italienisch geblieben, ist es durch sein mildes Klima, durch seine gleichmäßige Temperatur, durch die Schönheit seiner Frauen, durch die Kraft und Schnelligkeit seiner Pferde berühmt. Das sardinische Pferd ist zu Rom als Schlachtroß und als Zugpferd geschätzt, und jetzt noch würde man, wenn man sich damit beschäftigen wollte, seine vortreffliche Race durch orientalische Kreuzungen wieder zu erhalten, die herrlichsten Thiere früherer Zeiten wieder dort aufleben sehen.

Aber die Trägheit der Einwohner zieht den friedsamern Esel und das Maulthier dem Pferde vor. Nichts ist sonderbarer, als wenn man sieht, wie die Fürsten und die Reichen in kurzem Trabe auf ihren Eseln reiten. Auch läßt der König von Sardinien seine Pferde in England kaufen, während er die berühmte Insel besitzt, welche einst die prächtigsten Rosse den Herren der Welt lieferte.

Korsika erzog ehemals eine sehr kleine Race von Pferden, die sich durch Wildheit und Energie auszeichneten. Diese Race hatte eine große Aehnlichkeit mit den Racen einiger Inseln und Küstenländer oder auch einiger Gebirgsketten, welche ohne Zweifel denselben Einflüssen unterworfen waren. Besonders in Frankreich findet man ähnliche Arten in den Pyrenäen und auf den Inseln Quessant und Noirmoutier.

Der Einwohner von Korsika liebt das Pferd und benutzt es zu allerlei Arbeiten. Er reitet auf ihm durch die hundertjährigen Wälder und die feuchten Thäler, welche dieser berühmten Insel ein so eigenthümliches Gepräge aufdrücken. Pferderennen giebt es seit undenklichen Zeiten auf Korsika; sie finden hauptsächlich zur Zeit der Jahrmärkte zu Bastia und Ajaccio am Tage des heiligen Pancratius statt. Ehemals wurden sie zu San Pancrazio selbst in der Ebene von Marana abgehalten.

Uebrigens hat auf diese Pferde, welche kaum etwas über drei Fuß hoch sind, die Nachlässigkeit, mit welcher sie behandelt werden, einen sehr nachtheiligen Einfluß.

Der Korse, stolz und rachsüchtig, wie er ist, hat den Charakter seiner Nationalität noch nicht verloren. Er würde gegen seine Ehre zu handeln glauben, wenn er selbst sein Feld bebaute, und er betrachtet die Bauern von der Küste Italiens, welche ihm in jedem Frühjahre zur Feldarbeit ihren Arm leihen, als Sklaven. Auch sind sie nachlässig gegen ihre Pferde und lassen sie in den Bergwäldern umherirren, wo sie während des Winters nur Baumrinden und Baumblätter zu ihrer Nahrung finden. Wenn sie dieselben zu einer Reise benutzen wollen, so geben sie ihnen vorher einige Hände voll Gerste, aber niemals Hafer, der in Korsika unbekannt ist, und reichen ihnen während der Reise selten etwas Futter.

Die Pferde der Insel Korsika bestehen jetzt aus den Ueberbleibseln der ehemaligen Race, welche sehr selten geworden ist; aus den gemischten Pferden, welche aus den verschiedenen Kreuzungen, welche zwischen den Racen des Landes und den eingeführten Racen stattfanden, abstammen, und aus den

fremden Pferden, welche die benachbarten Länder und namentlich Sardinien dorthin einführen.

Verschiedene Veredelungsversuche sind mit glücklichem Erfolge in diesem Lande gemacht worden, aber obgleich man in Betreff der allgemeinen Einfuhr und Veredelung kein großes Resultat erwarten kann, so kann man doch daselbst hoffen, mit der Zeit eine dem Bedürfnisse des Landes entsprechende Gattung zu erzeugen, um die Einfuhr fremder Pferde entbehren zu können. Zu diesem Zwecke soll nächstens eine Anzahl von Hengsten angekauft werden.

In einem früheren Kapitel haben wir gezeigt, welch' hohen Werth die alte Welt auf die celtiberischen Pferde legte; dieser Werth wuchs noch seit dem Einfall der Araber in die Halbinsel: wir wollen in dieser Beziehung die einsichtsvollen Bemerkungen des gelehrten Pferdekenners von Morris wörtlich hier folgen lassen:

„Als die Mauren im Jahre 711 Spanien eroberten, fanden sie theils die berühmte iberische Race vor, welche seit Jahrhunderten bei den römischen und griechischen Wettrennen den Sieg davon trug, und theils jene Reiterei, welche sich so oft mit der Tapferkeit der Römer gemessen hatte. Die gothische Race, die spanischen Racen, die aus arabischen oder aus afrikanischen Pferden abstammten, hatten nach einander große Modificationen erfahren. Es gab also damals in Spanien erstens einheimische Pferde, nordische Pferde und endlich Pferde, die aus der Kreuzung dieser beiden Gattungen entstanden waren. Die Mauren besaßen Spanien siebenhundert Jahre lang; während dieser Jahrhunderte, wo sie beständige Kriege mit den Christen führten oder in Handelsverbindungen mit ihnen standen, wurden durch die Kampfmethode beider Völker neue Kreuzungen nöthig. Die Mauren mußten darauf denken, ihren Pferden die Kraft des Widerstandes zu geben, die erforderlich war, um den Angriff der starken Schlachtrosse der christlichen Ritter auszuhalten; diese mußten ihren Pferden die große Schnelligkeit zu geben suchen, wodurch sich die Pferde ihrer Feinde auszeichneten. Diese Kreuzungen, welche von den christlichen und maurischen Fürsten mit Kenntniß und Geschmack geleitet wurden, hatten die andalusische Race zur Folge, deren Ruf und Werth unbestreitbar sind. Auch einige unserer besseren Racen stammen daher.“

Ein merkwürdiges politisches und religiöses Phänomen ist die hohe Stufe der Civilisation, welche sich bald nach der Verkündigung der Hegira bei den arabischen Völkern entwickelte. Dies kam daher, weil theils dieses Gesetz, die materialisirte Copie des Evangeliums, göttliche Strahlen noch ge-

nug besaß, die das heidnische Eis schmelzen konnten, und weil die Macht des Schwertes ihm eine Stütze verlieh, welche der Kirche fehlte; theils weil die Gewohnheit auf prächtigen Rossen zu reiten, diesen kühnen Missionären Ruhmbegierde und Glanzsucht gab. Die Araber aus Syrien und Afrika, namentlich diejenigen, welche sich in Spanien niederließen, standen vier Jahrhunderte hindurch beständig an der Spitze der Civilisation der ganzen Welt; das Andenken an die Mauren von Granada und Cordova, an ihre glänzenden Turniere und an ihre prächtigen Ringelreiten hat sich in dem Gedächtniß der Völker lebendig erhalten. Aus diesen kriegerischen Festen der Araber und den mehr barbarischen, aber nichtsdestoweniger Kraft entwickelnden Spiele der Männer des Nordens' entstanden die Gebräuche des Ritterthums, deren poetische Traditionen uns die Geschichte und die Romane aufbewahrt haben. Es ist kaum zu glauben, bis zu welcher Höhe die Pferdeliebhaberei in dieser glänzenden Periode stieg, wo dieses edle Thier alle seine Kräfte dem Ruhme und den Vergnügungen der Menschen widmete; auch die Geschichte hat eine Menge von Beispielen uns aufbewahrt, welche beweisen, was für einen hohen Werth die Mauren auf diesen edlen Lebensgefährten legten. Einer von ihnen verkaufte die Stadt Botam an das Kloster Lorvan für eine trächtige Stute. Die Kalifen, die sich am meisten um ihre Pferde verdient gemacht haben, waren Abderam III. und Almansor; sie errichteten großartige Gestüte und ließen aus der Berberei und aus Syrien die schönsten orientalischen Pferde kommen. Unter Anderem erzählt man, daß der Großvezier Abdelmaleck-ben-Scheid im zehnten Jahrhundert dem Kalifen Abdelraman III. ein Geschenk von funfzehn arabischen Pferden machte. Seit der Schlacht bei Guadaleti, welche die Herrschaft der Mauren in Spanien gründete, verflossen sieben Jahrhunderte bis zu dem Tage, wo Boabdil, der letzte König von Granada, Thränen vergoß, als er vom Gipfel des Berges Padul das schöne Land überblickte, das sein Stamm nun auf immer verloren hatte. Während dieses langen Zeitraumes wetteiferten Könige, Emire, Kalifen, Sultane in der Veredlung der Pferde und gründeten an verschiedenen Orten Gestüte, deren Spuren noch in dem Blute der gegenwärtigen Pferde zu erkennen sind.

Wir haben an einer andern Stelle erwähnt, daß während des ganzen Mittelalters das schönste Geschenk, welches Könige und Helden sich unter einander machen konnten, in einem oder mehren spanischen Pferden bestand; auch ist es erwiesen, daß durch dieselben das orientalische Blut in den Occi-

dent kam. Namentlich versuchten Frankreich und England ihre ersten Kreuzungen mit spanischen Pferden. Honorius und Theodosius rühmen es als einen großen Vortheil, in der Stadt Constantine jene edlen Thiere gefunden zu haben, welche Spanien mit so großer Sorgfalt gezüchtet hatte. Wenn man den Geschichtschreibern glauben darf, so hat weder ein Pferd des Alterthums, noch der neuern Zeit das spanische Schlachtroß, den prächtigen andalusischen Klepper übertroffen: von hohem Wuchse, mit einem majestätischen Halse, dicken Kopfe und breiten Gliedern, besaß es zugleich die Schnelligkeit und Gelenkigkeit des südlichen Pferdes und die Kraft, Zahmheit und Geduld des nordischen. Obgleich Spanien es selbst anerkennt, daß seine Pferderacen seit langer Zeit ausgeartet sind, so haben wir doch noch heut zu Tage Pferde dieses Landes gesehen, welche als die Väter der unsrigen gerühmt werden.

Verschiedene Ursachen haben zur Verschlechterung der spanischen Race beigetragen; erstens fanden die christlichen Könige, welche auf die Zegris und Abenceragen folgten, nicht in demselben Grade Geschmack an den Reiterspielen und Festen der Mohammedaner und die Pferdeliebhaberei ging in der Nation nach und nach verloren; dann wurde der Ackerbau, ohne welchen es keine Pferde giebt, vernachlässigt, als die Araber Spanien verließen, wo sie sich hauptsächlich damit beschäftigten, und das Gold der neuen Welt begünstigte die Trägheit des Volkes, welches nur leben wollte, ohne zu arbeiten. Alles dies sind Symptome von dem Verfalle der Nationen. Auch wurden zur Schande Spaniens von den Königen und namentlich von Karl III. fremde Pferde dort eingeführt; die Gestüte waren von neapolitanischen Pferden überfüllt, welche, obwohl sie den spanischen Pferden einen hohen Wuchs gaben, ihnen dennoch den ursprünglichen Charakter nahmen; die Nation gewöhnte sich an den Esel und an das Maulthier, welche bequemer und geduldiger sind und die Faulheit, wozu ein mildes Klima einladet, befördern; endlich und vor Allem fordert die Reitkunst einen gemessenen Gang, kräftige Muskeln und Lungen und starke Glieder. Das Pferd ist zur Thätigkeit geschaffen; die Wettrennen des Alterthums, die Turniere des Mittelalters, die maurischen Fantasia's, die Jagden und Wettrennen unserer Zeit sind die Mittel, nach denen man den Werth eines Pferdes beurtheilen muß. Die Reitschule wird wohl gute Reitpferde abrichten; aber nur die anstrengenden Uebungen können kräftige Pferde bilden. Um diesen Uebelständen theilweise

abzuhelfen, verbot Alphons dem ganzen Adel, auf Maulthieren zu reiten; aber diese kluge Maßregel wurde nicht sehr beachtet.

Zu den besten spanischen Gestüten zählt man das Gestüt der Karthause zu Xeres. In diesem Kloster züchtete man die berühmtesten andalusischen Pferde. Lange Zeit hindurch war der Ruf dieses Gestütes in ganz Europa verbreitet, und jetzt sieht man nur noch Ruinen, wo sonst ungeheure Pferdeställe standen, und wo zahllose Stuten, die der Stolz der Karthause waren, sonst umherliefen. Die Gegend von Xeres besitzt noch heutiges Tages kostbare Reste dieser berühmten Race.

Das Gestüt von Aranjuez, welches den Königen von Spanien gehört und dessen Filial das Gestüt von Cordova ist, hat sich einen großen Ruf erworben; man züchtete daselbst Pferde, die unter dem Namen Hacas de la Reyna (Paßgänger der Königin) bekannt sind und sich durch ihre Gelenkigkeit, durch die Feinheit ihrer Glieder, die Schönheit ihrer Formen, durch ihren runden Kopf und durch die eigenthümliche hellgelbe Haarfarbe, die sich seit vielen Generationen nicht verändert hatte, auszeichneten.

Dieses Gestüt hatte in den letzten Kriegen, welche Spanien zerrüttet haben, viel gelitten, aber seit einigen Jahren hat es seinen ehemaligen Ruf wiedererlangt und ist jetzt das vorzüglichste Gestüt Spaniens. Es besitzt mehre Hunderte schöner Stuten und zahlreiche Hengste, von denen einige englisches Vollblut sind. Dieses Gestüt, das unter der Aufsicht des Herzogs von San Carlos steht, wird ohne Zweifel dereinst eine große Rolle in der Wiedererzeugung der spanischen Racen spielen.

Es kann jedoch nicht geleugnet werden, daß die Spanier für ihre Pferderace nicht viel thun; es fehlt zwar nicht an Gesetzen und Vorschriften zur Beförderung der Pferdezucht; einige sind sogar zu umständlich und deshalb nicht ausführbar; aber man kann die Absicht und den Geist derselben nicht genug loben. Einige Provinzen haben sich vorzugsweise der Pferdezucht gewidmet, namentlich die Königreiche Cordova, Sevilla, Granada und Murcia und die Provinz Estremadura; und hier zeigen sich die Spanier als große Sachkenner; denn die Natur hat gewissen Lokalitäten die zum glücklichen Gedeihen der Pferderacen nothwendigen Verhältnisse gegeben, und diese Verhältnisse trifft man nicht überall an. Die Spanier haben das Naturgesetz, welches in den genannten Provinzen die Pferdezucht begünstigt und zugleich die Eselzucht und Maulthierzucht daselbst verbietet, richtig verstanden. Andererseits genießen diejenigen, welche sich dieser edlen Beschäftigung widmen, große Vortheile und

Belohnungen. Der Besitzer von zwölf Zuchtstuten und drei Hengsten darf wegen Schulden nicht verhaftet werden, er ist von Einquartirung, von Abgaben, von Requisitionen, von Vormundschaften und endlich von allen Lieferungen für die Armee befreit. Wer sechs Stuten besitzt, genießt nur einen Theil dieser Vortheile u. s. w. Das sind herrliche Prärogative, und eine Nation, die so für ihre Interessen sorgt, verdiente mit Recht so viele Jahrhunderte hindurch in Bezug auf Pferdezucht den Vorrang vor vielen anderen Nationen.

Wettrennen sind neuerdings an mehren Orten reorganisirt worden; aber sie sind jetzt nicht zeitgemäß und nicht allgemein genug. Wenn Spanien einsehen wird, daß es den ehemaligen Wettrennen und Reiterspielen seinen Ruhm verdankt und daß es durch den Verfall derselben ihn verloren hat, so wird es die Wettrennen wieder herstellen. Spanien braucht in dieser Beziehung nur die Ideen des Herzogs von San Carlos zu befolgen; von ihm hängt das Schicksal der Wiedergeburt der spanischen Pferderace ab; er wird Troja retten, wenn es noch zu retten ist. Wir wollen hoffen, daß dieses schöne Land endlich von seinen inneren Kämpfen sich erholen und seinen Geist und seinen Arm den landwirthschaftlichen Arbeiten zuwenden und daß das spanische Pferd mit seiner Nation auf der obersten Stufe der menschlichen Größe wieder erscheinen werde.

Wir wollen hier nur noch einige Worte von den Stiergefechten sagen, welche, als Nachahmungen der ehemaligen Circusspiele, in Spanien allen Revolutionen widerstanden haben; hierbei ist das Pferd nicht der Held, es ist das Opfer; wenn es mit bunten Troddeln geschmückt, zierliche Bewegungen macht und seinen schönen Kopf auf die Augen der Menge richtet, so ist es der alte Gladiator, welcher zu Cäsar sagte: „Morituri te salutant“.

Die Spanier haben in ihren Gewohnheiten die Pferdeliebhaberei bis auf den heutigen Tag beibehalten; namentlich giebt es in Andalusien Gesellschaften, welche Maestranza heißen und die Reitkunst und die Pferdezucht zum Zwecke haben. An gewissen Tagen führen die Mitglieder der Gesellschaft, mit rothen goldverbrämten Kleidern angethan und auf Pferden mit vergoldeten Hufen reitend, Reiterspiele aus, welche an die maurischen Spiele erinnern; mit den Farben ihrer Schönen geschmückt, stechen sie nach dem Ringe oder nach dem Pfahle.

Die spanischen Pferdevereine haben eine schöne Devise angenommen, welche die Devise des Sports aller Nationen sein sollte:

Pro republica est, dum ludere videmur.
(Unsere Spiele haben die Wohlfahrt des Staates zum Zweck.)

Die spanische Reitkunst hat lange mit der italienischen und französischen Schule rivalisirt und die Liebe zum Pferde wurzelt noch heute fest in den Herzen der Söhne des alten Iberiens. So lange der Maulthiertreiber von den Pyrenäen bis zu den Säulen des Herkules seinen alten Refrain wiederholt:

Viva, viva mi caballo,
Caballo mio caretto,

so lange verstehen es die Söhne der alten Christen auch, ihre feurigen Rosse zu reiten, wie zur Zeit des Cid und der Isabella.

Folgende Anekdote giebt von dem Muthe des Pferdes und des Reiters zugleich Zeugniß:

„Unter den schönen Ruinen, welche Spanien bedecken, bemerkt man einen verfallenen Aquäduct, der dazu bestimmt war, das Wasser von der Brücke von Armantera nach Tarragona zu leiten. Dieser Aquäduct, der aus einer Doppelreihe von Arkaden besteht und einer der am besten erhaltenen ist, zeichnet sich durch die schönen Reliefs seiner Schwiebbogen aus. Oben auf dem Aquäduct lief eine einfache, mehr oder weniger tiefe, aber sehr enge Rinne. Ein Reiter hatte eine Wette gemacht, daß er auf dieser Rinne in ihrer ganzen Länge reiten wollte; er hatte jedoch nicht bemerkt, daß sie gerade an der Stelle, wo das Thal darunter sehr tief ist, von einer breiten Bresche unterbrochen war. Als das Pferd an dieser Stelle angekommen war, konnte es nicht umkehren und es wäre ein Schimpf für den Reiter gewesen, wenn er abgestiegen und zu Fuß zurückgegangen wäre. Er gab seinem Pferde die Sporen; dieses schwang sich über die Kluft, vollbrachte den Sprung und gewann die Wette.“

Viertes Kapitel.

Das afrikanische Pferd. — Aegypten. — Abyssinien. — Die Berberei. — Algerien. — Die Wettrennen. — Die Fantasia.

So sehr das Aegypten der Busiris und der Pharaonen durch seine zahlreichen und schnellen Pferde berühmt war, so sehr war die arme Nation, die nach und nach ihre Stirn unter das Joch der Perser, der Macedonier, der Römer und später der Araber beugen mußte, außer Stande, an die Fortpflanzung des Pferdes, des Sinnbildes der Tapferkeit und der Freiheit zu denken. Aegypten, durch die Kriege decimirt, von den Tyrannen niedergebeugt und durch die Steuercontributionen erschöpft, vernachlässigte gänzlich die landwirthschaftlichen Arbeiten und gab die Pferdezucht auf. Auch erwähnen die Geschichtschreiber, welche über die Ptolemäer und ihre Nachfolger geschrieben haben, keine ägyptischen Pferde. Man darf jedoch nicht glauben, daß sie daselbst gänzlich ausgestorben waren; sie waren nur nicht mehr so zahlreich; sie wurden nicht mehr so gut gepflegt und nicht mehr so hoch geschätzt. Schon unter den Römern wurden sie, obgleich noch eine ziemlich bedeutende Anzahl derselben nach Italien ausgeführt wurde, geringer geachtet, als die Pferde der anderen tributpflichtigen Länder; und dennoch finden sich unter den riesenhaften Denkmälern, mit deren Ruinen dieses Land bedeckt ist, überall Erinnerungen an das Pferd. Wir haben oben schon erwähnt, daß es auf den Bas-Reliefs Wagen zieht und Reiter trägt; prächtige Hippodrome entdeckt man unter den Ruinen der zerstörten Paläste, und große verlassene Pferdeställe, die seit tausend Jahren der Wind der Wüste verschüttet hat, sind die einzigen Zeichen, welche den Reisenden verkünden, daß der Mensch einst hier gewandelt hatte. So bemerkt man in der Nähe der alten Medina, bei dem Berge Gorbet-Logar, einen alten, mit dicken Mauersteinen gewölbten Pferdestall, welcher ungefähr zweihundert Fuß lang und sieben Fuß breit ist. Dieses Bauwerk stellt einen

Corridor dar, in welchen man von der östlichen Seite durch vier große Thüren gelangt; daneben liegt ein Gottesacker, der mit Trümmern bedeckt ist, die im Sande vergraben sind. Unter den Kalifen kam die Pferdezucht wieder zu Ehren; sie suchten ihren Ruhm darin, große Gestüte zu besitzen und eine große Anzahl von Pferden für ihren Dienst zu unterhalten. Aus der Geschichte wissen wir, daß zur Zeit der Hungersnoth, welche in Aegypten stattfand, der Kalif El-Monstanser zehntausend Pferde in seinen Ställen hatte, daß aber nur drei Pferde von der Geißel, welche dieses Land verwüstete, verschont blieben.

Als Aegypten unter die Herrschaft der Mameluken kam, verdankte diese berühmte Miliz, welche mit dem Ritterthum des Occidents bis auf einen gewissen Punkt verglichen werden kann, wie dieses ihre ganze Macht dem Pferde. Diese Mameluken waren ausgezeichnete Reiter; sie waren ihren Feinden schrecklich und wurden von ihren Herren gefürchtet, von denen sie sich mit dem Yatagan befreiten, wenn sie ihnen hinderlich waren; sie mißhandelten den armen Fellah, welchem sie täglich das Gold abnahmen, das er in dem Schlamme des Nils gefunden hatte; sie liebten auf der Welt nichts, als ihr Pferd. Sie pflegten es selbst, gaben ihm das beste Futter und sprachen zu ihm, wie zu ihrem theuersten Freunde; auch kannte das Pferd des Mameluken die Stimme seines Herrn; beim leisesten Ruf läuft es auf ihn zu und läßt sich freudig den plumpen Sattel und den grausamen türkischen Zügel anlegen. Es gab nichts Furchtbareres und nichts Schöneres, als diese Pferde und diese Reiter, die mit Eisen und Seide und Gold bedeckt waren. Im ägyptischen Feldzuge haben die Franzosen Gelegenheit gehabt, diese tapferen Reiter, deren Kühnheit die Sieger von Lodi in Erstaunen setzte, kennen und schätzen zu lernen. Die Dragoner von Abukir konnten nicht genug erzählen von den Heldenthaten dieser Söhne der Wüste, welche dem Kartätschenfeuer und dem Schwerte trotzend, sich nur durch den Tod schrecken ließen. Man sagt von einigen, daß sie, als sie in die Carré's der Bajonette nicht eindringen konnten, ihre Pferde rückwärts hineintrieben.

Es ist bekannt, daß diese Miliz im Anfange dieses Jahrhunderts verschwand, als der energische Mann, welcher den aegyptischen Thron wiederherstellte, die sociale Wiedergeburt dieses schönen Landes unternahm.

Mehemed Ali hatte den Plan, das Schicksal des Pferdes an die neue Aera Aegyptens zu knüpfen; eine Thierarzneischule, welche anfänglich neben der medicinischen Schule von Abuzabel bestand, wurde neben dem Gestüte von

Dschubra errichtet. Dieses Gestüt befand sich erst in Nayé, einem Dorfe in Unteraegypten; später ließ er es in die Nähe von Kairo neben seinem Landhause in Dschubra verlegen. Es besteht aus großen Gebäuden und geräumigen Häusern, welche für die Landwirthschaft bestimmt sind. Es enthielt ungefähr tausend Pferde, von denen etwa fünfhundert Stuten und die übrigen Hengste und Fohlen waren; vierhundert Personen waren in den Pferdeställen und bei der Landarbeit beschäftigt.

Einige Reisende sind der Meinung, daß das Klima von Unteraegypten wegen der Feuchtigkeit, welche die Ueberschwemmungen des Nils verursachen, dem Pferde nicht sehr günstig sei und daß das Klima Oberaegyptens an der Seite von Abyssinien ihnen besser zusage.

Dem sei nun, wie ihm wolle, aus der Geschichte und Tradition wissen wir, daß Aegypten gute und herrliche Pferde hervorbringen kann. Unter guten Institutionen, unter einer wahren, und dem politischen und religiösen Standpunkte angemessenen Civilisation und mit der Aussicht auf eine gesicherte Zukunft, kann das aegyptische Pferd, der würdige Bruder des arabischen, dereinst noch zu den vollkommensten Pferden der Welt gerechnet werden.

Der Luxus der Wagen hat in Aegypten noch nicht Platz gegriffen; nur der Vicekönig, einige Große und die Fremden bedienen sich derselben. Die Scheiks und die Reichen reiten beständig; das Pferd ist, wie im ganzen Orient, so auch in Aegypten, das Zeichen der Ehre und des Ranges. Zu Reisen, zu Ausflügen auf das Land und in die Städte bedient man sich des Maulthieres, des Esels und des Kameels. In der Türkei, in Syrien und besonders in Aegypten herrscht ein sehr sonderbarer, aber übrigens vernünftiger Gebrauch, welcher darin besteht, daß man die Pferde jährlich vierzig Tage lang auf die grüne Weide bringt; ist diese Zeit verflossen, so erhalten diejenigen, welche den Bewohnern der Meeresküste gehören, ein vollständiges Seebad, nach welchem man sie tüchtig mit Seifenwasser wäscht. Während dieser vegetabilischen Fasten genießen die Pferde der ungestörtesten Ruhe, und erst nach dem Bade und nach dem Fasten erhalten sie trockenes und tonisches Futter und nehmen am Tage ihre Arbeit und des Nachts ihre Fesseln wieder auf.

Die Pferde Abyssiniens sind bei den Orientalen sehr geschätzt; einige Geschichtschreiber hatten sogar behauptet, daß die ursprügliche Wiege des Pferdes Abyssinien wäre und daß die Race sich von diesem Lande aus über die ganze Erde verbreitet hätte. Diese Behauptung bedarf, unserer Ansicht

nach, keiner Widerlegung, aber sie beweist, daß der Ruf des abyssinischen Pferdes sehr alt ist.

Die abyssinischen Pferde haben einen verhältnißmäßig eleganten Wuchs; sie sind meistens grau und werden sehr bald fast ganz weiß; sie haben eine große Aehnlichkeit mit den Pferden des Königreichs Dongola und der benachbarten Länder, welche zwischen Aegypten und Abyssinien liegen. Der Reisende Bosenal entwirft von den letzteren eine reizende Schilderung, indem er sagt: „Die Pferde von Dongola sind die vollkommensten der ganzen Welt; sie haben ein schönes Auge, symmetrische Formen, sind muskulös und gelenkig in ihren Bewegungen, gelehrig und folgsam. Im Jahre 1816 wurde ein solches in Kairo für 6000 Thlr. verkauft.“ In dieser Schilderung ist viel Schmeichelei; die meisten Schriftsteller behaupten einstimmig, daß die Pferde von Dongola einen kurzen Kopf, langen Hals und ein concaves Kreuz haben. Die Bewohner dieses Theils von Afrika erzählen auch, daß ihre Pferde von einer der Lieblingsstuten des Propheten abstammen. Die Blut- und Racenfrage muß tief eingewurzelt sein in den Herzen aller Menschen, welche ein ausgezeichnetes Pferd besitzen, weil sie so begierig Adelstitel aufsuchen, die ihren Werth erhöhen können. Uebrigens hat der Gebrauch des Esels und des Maulthieres bei den Abyssiniern, besonders in den gebirgigen und felsigen Gegenden, im Allgemeinen das Pferd ersetzt. Die Länder, in welchen Pferdezucht getrieben wird, sind namentlich Godschan, Damot und Schoa; besonders bringt das letztere vortreffliche Pferde hervor, die aber leider schlecht erzogen und schlecht gepflegt werden. Die politischen Verhältnisse des Landes widersetzen sich jeder Veredlung der Pferderace.

Bruce erzählt uns, daß wenn die Araber vorzugsweise Stuten reiten, die Afrikaner hingegen sich beständig nur der Hengste bedienen. Der Grund hiervon, sagt er, liegt darin, daß die Araber, die fortwährend mit ihren Nachbarn Krieg führen, ihre Feinde in der Abenddämmerung oder bei dem ersten Grauen des Morgens zu überfallen und gefangen zu nehmen suchen. Die Stuten sind klüger, machen weniger Geräusch und wiehern nicht so häufig. Aus diesem Grunde geben sie ihnen den Vorzug. Der Afrikaner hingegen greift offen an und stürzt sich furchtlos auf die grenzenlose Ebene. Ueberrumpelungen und Kriegslisten sind ihm unnütz.

Ueber die Pferderacen und die Reitkünste dieses afrikanischen Landes wollen wir uns nicht weiter auslassen; die Völker dieser Länder sind zu wenig bekannt, und ihre Sitten und Gebräuche sind übrigens noch so barbarisch, daß

es schwierig ist, ihnen etwas Nützliches und Interessantes für die Wissenschaft und für das Vergnügen abzugewinnen.

Nach den Erzählungen der Reisenden besitzen mehre Länder von Central-Afrika, und vorzugsweise das Königreich Bornu, vortreffliche Pferderacen. Tully in seiner „Geschichte von Tripolis“ sagt, daß die Pferde des letzteren Landes besser sind, als die der Berberei, und selbst besser als die arabischen; nach seiner Ansicht haben sie die Eigenschaften beider Racen; sie sind kräftig wie das arabische, und schön wie das afrikanische Pferd; aber man darf im Allgemeinen nicht den Reisenden trauen, welche in Betreff der Pferde oft keine großen Kenntnisse haben, und sich leicht durch einige besondere Eigenschaften irre machen lassen, ohne daß deshalb das Ganze den glänzenden Erzählungen, die sie meistens nur ihrer Einbildung verdanken, entspricht.

In den südlichen und westlichen Ländern Afrika's und besonders in der Nähe der Küste von Guinea sind die Pferde mittelmäßig, klein, schwach, spornstätig und bösartig; aber außerdem, daß ein zu heißes Klima und zu trockener Sand Verhältnisse sind, die zur glücklichen Entwickelung der Vollkommenheit des Pferdes wenig beitragen, so kann man auch von der Pflege des Menschen, in einem Lande, wo menschliche Dummheit und Erniederung auf der höchsten Stufe stehen, hierzu keine Förderung erwarten. Wo der Mensch wie ein Vieh verkauft wird, da kann das Pferd, welches Verstand und Gefühl hat, nur ausarten und werthlos werden.

In der Geschichte des afrikanischen Pferdes haben wir uns das merkwürdigste und berühmteste, das Berberpferd bis zuletzt aufbewahrt. Die Berberei umfaßt Tunis, Fez und Marokko und Algier, das in der alten und neueren Geschichte so berühmt ist und das wohl verdiente, eine europäische Provinz zu werden. Im Norden von dem mittelländischen Meere, im Süden von einer Gebirgskette, die es von der Wüste trennt, begrenzt, erfreut sich dieses Land einer milden und regelmäßigen Temperatur, eines azurblauen Himmels und einer so wunderbaren Fruchtbarkeit, daß Rom es zu seiner Kornkammer gemacht hatte. Zahlreiche Flüsse unterhalten in seinen Thälern eine beständige Kühle; gesundes und nahrhaftes Gras wächst auf seinen Wiesen und die Winde bewegen auf seinen Ebenen die goldenen Wogen der Getreidefelder. Das Berberpferd stammt von dem numidischen, dem Nebenbuhler des arabischen, dem Vater des spanischen Pferdes, und dem reinsten Blute, das die Engländer zu einer idealen Vollkommenheit gebracht haben. Alle Ursachen, welche zur Verbesserung und Vervollkommnung einer Race bei-

tragen können, haben sich vereinigt, das Berberpferd zu einem Muster von Kraft und Eleganz zu machen: ein herrliches Klima, ein fruchtbarer Boden, steter Verkehr mit Arabien durch die Wallfahrten und Karavanen, die Pferdeliebhaberei und die Reitkunst aller der Völker, welche dieses Land bewohnt haben, der Araber, Karthager, Römer, Türken und Mauren, die hohe Civilisation und die feinen Sitten der Einwohner dieser Länder während eines Zeitraums von tausend Jahren; Alles hat mitgewirkt, der Mensch und die Natur, um das Berberpferd zu einem herrlichen Monument zu machen, von welchem heutiges Tages nur noch die Trümmer vorhanden sind.

Die Numidier des Jugurtha kämpften, wie wir bereits wissen, gegen die römischen Legionen oder nahmen an ihren Siegen Theil. Später züchteten die Araber und Türken in diesem Lande eine besondere Race, die ebenso graciös wie die arabische und für die Sitten und Gebräuche der Einwohner zweckmäßiger war. So lange die Eroberungssucht, welche vor tausend Jahren den Süden nach dem Norden trieb, den afrikanischen und spanischen Mauren gute und kräftige Pferde unentbehrlich machte, so lange nahm die Veredelung der Pferderacen zu. Das Berberpferd ward das erste Pferd der Welt; größer als das arabische, zierlicher als das aegyptische, und kräftiger als alle Pferde des Nordens, mit Einschluß Italiens und Sardiniens, ist das Berberpferd gewöhnlich das schönste Musterpferd, das man sich denken kann; es ist im Kampfe ruhig, unter dem Zelte mäßig und dem Feinde furchtbar. Aber die Stunde des Untergangs der Sonne ward aus dem Munde des Muëzims auf den hohen Minarets verkündet. Die Sklaverei verdummte bald die Söhne der Abenceragen und der Zegris; der ächte Krieg, welcher der Vater des edlen Rosses ist, war nur noch eine organisirte Plünderung und eine fortgesetzte Räuberei. Ferner gab der feine Ritter von Granada das Pferd auf und wurde Seeräuber. Nun war es mit den schönen Rossen und mit den Erinnerungen an die Gestüte des Propheten vorbei. Von diesem Augenblicke an datirt die schreckliche Entartung, in welcher die Franzosen bei der Eroberung Algiers die Berberpferde gefunden haben.

Das Berberpferd ist größer, als das arabische; es hat einen etwas längeren Kopf, eine breite Brust und starke und nervige Glieder. Der hintere Theil des Körpers läßt Manches zu wünschen übrig; aber sein ganzer Bau ist wunderbar graciös und elegant; es hat einen sicheren Fuß, einen schnellen Gang und fügt sich leicht in die verwickeltsten Arbeiten der Reitschule; es ist

außerordentlich gelehrig, und meistens lenkt es sein Herr ohne den Zügel, nur durch die Stimme und durch die bekannte traditionelle Gerte: Numidi infreni.

Die Berberpferde erreichen ein ziemlich hohes Alter, weshalb man sprichwörtlich von ihnen sagte: „Die Berberpferde sterben, aber sie werden nicht alt." Die Sitten dieses Theiles von Afrika hatten mehre Jahrhunderte hindurch eine große Aehnlichkeit mit den Sitten Spaniens; der häufige Verkehr der Mauren unter sich, die feindlichen und friedlichen Berührungen mit den Christen, die Verhältnisse des Bodens, der Temperatur, der Gebräuche, Alles trug dazu bei, diese Verschmelzung zu bewirken; auch wurde bis zum vorigen Jahrhundert die Race der Berberpferde wenigstens eben so hoch geschätzt, wie die der arabischen Pferde.

Das Interesse, welches man seit der französischen Eroberung für das algierische Pferd hat, gestattet uns, hier einige Stellen aus dem vortrefflichen Werke von Moll über Algier folgen zu lassen.

„Die Meinungsverschiedenheiten in Betreff der algierischen Pferde machen es nothwendig, einige Untersuchungen über diese wichtige Frage anzustellen.

„Man ist so sehr daran gewöhnt, die Pferde nach dem Aeußeren zu beurtheilen, daß es nicht zu verwundern ist, wenn man über die Race der Berberpferde, die man gegenwärtig in der französischen Kolonie antrifft, eine schlechte Meinung hat. Wenn man kein Kenner oder man nur an nordische Formen gewöhnt ist, so wird bei dem Anblick dieser Thiere in der That die Behauptung gerechtfertigt, daß die gegenwärtigen Pferde Afrika's höchstens unseren Droschkengäulen gleichen. Man nimmt an ihnen nicht den Körperbau wahr, den der gemeine Mann für Schönheit hält, weil sie den Augen gefällt, und man legt ihnen Fehler bei, weil sie in gewissen Beziehungen häßlich sind. Uebrigens würde schon die Kleinheit ihres Wuchses, die durch die gewöhnlich großen Gestalten der Reiter noch auffälliger ist, hinreichen, sie in den Augen vieler Personen verächtlich zu machen.

„Man muß sie aber bei der Arbeit sehen, wenn man sie richtig beurtheilen will, und dann erst lernt man den Einfluß jenes Thätigkeitsprinzips kennen, welches man in der Physiologie Nervenstärke nennt, und was das gemeine Volk bei gewissen Thieren mit dem Wort bezeichnet: sie haben eine Seele. Mäßig, gelehrig, folgsam, sind sie zugleich muthig und feurig und haben einen sicheren Gang. Diese sogenannten Schindmähren können auf einem Erdboden galoppiren, wo ein Pferd des Nordens kaum im Schritt gehen würde; sie überspringen die Hindernisse mit einer erstaunlichen

Gelenkigkeit und machen unter einer glühenden Sonne, während eines Zeitraums von funfzehn, zwanzig und selbst dreißig Tagen, tägliche Märsche von 90,000 bis 120,000 Fuß, d. i. vier bis fünf deutsche Meilen und zwar in einem Lande, wo es weder Wege noch Straßen giebt, über reißende Ströme und durch dichtes Buschwerk und auf felsigen Bergabhängen, — Märsche, die oft noch durch die Verfolgung der Feinde verdoppelt und dadurch schwieriger werden. Dabei werden sie von schweren Reitern geritten, werden oft schlecht genährt, haben nicht immer Wasser und werden ebenso behandelt, wie der französische Reiter sein Pferd im Allgemeinen behandelt, d. h. nachlässig und lieblos.

„Dennoch ist das gegenwärtige afrikanische Pferd, wie es in Algier angetroffen wird, noch das beste Schlachtroß trotz der zahlreichen Ursachen, die zu seiner Entartung mit beigetragen haben. Es wäre ihm nur ein höherer Wuchs zu wünschen; aber dann wäre es vielleicht nicht so gelenkig, so kräftig und stark. Jedenfalls wird dieser vergrößerte Wuchs zu erzielen sein, wenn die Pferdezucht sich nicht mehr in den Händen der Araber befinden wird.

„Ich werde über das Aeußere und den Körperbau dieser Thiere, — einen Gegenstand, der von Sachkennern schon längst ausführlich hätte behandelt sein müssen, nur einige kurze Bemerkungen machen. Ihre Höhe wechselt zwischen $4\frac{1}{2}$ und $4\frac{3}{4}$ Fuß; die Formen sind mager und eckig und haben im Allgemeinen nichts Angenehmes für den Beschauer. Wenn man jedoch diese Thiere in der Nähe betrachtet, so findet man, daß in ihnen Alles: Kraft, Stärke und Leichtigkeit, vereinigt ist. Ferner haben sie eine gut gebaute Brust; musculöse, stark gebogene Schultern; lange Vorderbeine; breite Kniee; feste Sehnen und harte und gut geformte Hufe.

„Außerdem habe ich in der Provinz Constantine und zu Oran Pferde gesehen, welche runde, mehr entwickelte Formen hatten und ganz den türkischen, und manchmal sogar den arabischen Pferden ähnlich waren. Der Kopf und die Brust sind breiter, der Hals ist dicker, der Leib mehr cylinderförmig und das Kreuz etwas eingedrückt. An einigen habe ich sogar sogenannte Schweinehälse bemerkt.

„Diese Pferde stammen, wie man mir sagte, von eingeführten türkischen und turkomanischen Pferden ab.

„In der Provinz Constantine giebt es gleichfalls eine größere Race, die aber nicht so gut sein soll, wie die gewöhnliche Race und die unter dem Namen „Traß-Berdee" (Lastpferde) bekannt ist. Sie ist nicht sehr ge-

schätzt und soll aus Tunis stammen. Sie wird in der That nur zum Tragen von Lasten und außerdem zur Mauleselzucht benutzt.

„In den Provinzen Constantine und Oran sind die Pferde zahlreicher und besser, als in den Provinzen Algier und Titterie. Die französische Eroberung hat vielleicht zu diesem Unterschiede beigetragen, wenn er nicht schon früher vorhanden war. Ohne Berücksichtigung der Naturverhältnisse, die in den beiden ersten Provinzen wegen der zahlreicheren Ebenen und herrlichen Thäler günstiger sind, könnte man diesen Unterschied sehr gut durch den directeren Einfluß der ehemaligen Regierung auf die Provinzen Algier und Titterie erklären. Die Türken hatten leider das traurige Privilegium, alle Quellen des Reichthums, womit sie sich beschäftigten, auszutrocknen, und besonders machte sich ihr schädlicher Einfluß bei der Pferdezucht fühlbar. Die schönen Pferde reizten die Habsucht der türkischen Offiziere, welche, die gesetzlichen Formen verachtend und gewöhnt, die Araber als erobertes Volk zu behandeln, ohne Weiteres die Pferde wegnahmen, so oft sie konnten. Viele Razzia's sind nur zu dem Zwecke, sich ein schönes Pferd zu verschaffen, ausgeführt worden. Die gemeinen türkischen Soldaten, welche ihre Offiziere an Frechheit noch übertrafen, machten noch weniger Umstände; sie hielten die Araber, die auf guten Pferden in die Stadt ritten, an den Thoren an, zwangen sie unter Stockschlägen zum Absitzen und nahmen ihnen die Pferde ab. Daher ritten die Araber nur noch auf Eseln, Maulthieren oder auf den schlechten Pferden, wenn sie in die Städte kamen. Die Araber von Bona hatten nur aus einer Ursache sich die französische Herrschaft gefallen lassen: diese war, daß sie nicht mehr ihre Lieblingspferde zu verstecken brauchten. Daher kommt es, daß nur die großen und mächtigen Stämme gute Pferde besitzen und die Provinz Oran, wo diese Stämme zahlreicher sind, als anderwärts, die größte Menge von Pferden hat. Die Uled-Sidi-el-Aribi, ein reicher Stamm von Marabuts in der Ebene Schelilf, die Ulassas, die Haschems-Garabas und andere reiche und mächtige Stämme beschäftigten sich und beschäftigen sich noch mit der Pferdezucht und besitzen sehr schöne Thiere in ihren großen Ebenen. Dasselbe ist der Fall in der Provinz Constantine bei den mächtigen und volkreichen Stämmen der Abd-el-Nur, der Hanenscha's, der Haracta's, der Uled-Soltani, der Uled-Righa's u. a. m.

„Die Stämme der Wüste trieben, ungeachtet der Hindernisse, welche ihnen die Natur ihres Landes entgegensetzte und, begünstigt durch die Freiheit, deren sie genossen, bedeutende Pferdezucht, während in der Nähe der Städte

und überall, wo die Macht der Türken drückend war, selbst die besser gelegenen Stämme sich weniger mit der Pferdezucht, aber weit mehr mit der Züchtung von Eseln und Maulthieren beschäftigten.

„Die Kabylen machen es ebenso, aber nicht sowohl wegen der Türken, als vielmehr wegen der gebirgigen Beschaffenheit der Gegenden, welche sie bewohnen.

„Unter den Arabern jedoch gelten die Pferde der niederen und fruchtbaren Ebenen, welche an der Küste liegen, für geringer, als die Pferde der Gebirge und der trockenen Ebenen des Südens, obgleich sie größer und stärker sind.

„Es ist bekannt, daß die Araber im Allgemeinen die Stuten höher schätzen, als die Hengste. Sie können sich nur schwer von ihnen trennen und berechnen den Stammbaum ihrer Pferde weit eher nach den Müttern, als nach den Vätern.

„Ehemals verkauften sie ihre schönsten Hengste an die Türken, welche sie den Stuten vorzogen. Auch führten sie dieselben nach Marokko aus, und die benachbarten Stämme der Wüste behielten im Allgemeinen nur einige ausgewählte Exemplare zur Fortpflanzung.

„Die verschiedenen Stämme, welche mit den Franzosen in Berührung kommen, haben sehr viele Pferde an dieselben verkauft, aber sehr selten haben sie Stuten abgelassen. Uebrigens befinden sich die meisten dieser Stämme, die früher den Vexationen der Türken ausgesetzt waren, in demselben oben bezeichneten Falle, d. h. sie haben wenig Pferde. Daher entstand für die Franzosen zum Theil die Schwierigkeit, für ihre Kavallerie Remonten zu beschaffen; später wird sich dies günstiger gestalten; denn Alles, was ich von den großen südlichen Stämmen gehört habe, läßt mich glauben, daß wenn auch die Araber, wie gewöhnlich, Manches übertreiben, trotz des fortwährenden Kriegszustandes, in welchem sie sich befinden, dennoch ein reicher Vorrath an Pferden bei ihnen vorhanden ist.

„Man sollte glauben, daß die Araber, ein Hirten- und Kriegervolk, das seine Pferde höher schätzt, als seine Frauen, zahlreiche Erfahrungen in Betreff der Beurtheilung des Pferdes, der besseren Züchtungsmethoden und der Benutzung dieser Thiere sich gesammelt haben müßten. Dies ist aber nicht der Fall; diese Menschen, die man für Meister der Schlauheit hält, stehen oft, vor natürlichen Ereignissen wie verdutzt, und sind sogar in Dingen, die sich auf ihr Lieblingspferd beziehen, so dumm wie ein Wilder. Das Nachstehende

wird einen Beweis davon liefern. Aber wir müssen zuvörderst sagen, daß Alles, was man von der Liebe des Arabers zu seinem Pferde und von der sorgfältigen Pflege, womit er dasselbe behandelt, erzählt hat, in die Reihe der übrigen Tugenden gehört, die man ihm so verschwenderisch beigelegt hat. Der Araber liebt sein Pferd mehr, als seine Frau, aber das beweist keinesweges, daß er es sehr liebt. Er bringt oft ganze Stunden damit zu, es zu betrachten, und selbst hohe Preise können ihn selten bestimmen, es zu verkaufen; aber hierin liegt nicht jenes Gefühl, welches z. B. viele Personen abhalten würde, ihre Hunde selbst für eine große Summe zu verkaufen, wenn sie ihnen auch von keinem Nutzen sind. Er ist einfach der Geizhals, der sich in der Betrachtung eines Gegenstandes, der in seinen Augen einen hohen Werth hat, gefällt. Er ist der Krieger, der auf seine Waffen einen Werth legt, weil sie ihm nützlich sind, oder der eitle Mensch, welcher mit Stolz seine Reichthümer betrachtet.

„Der Araber mißbraucht sein Pferd, wie er Alles mißbraucht. Baude sagt: Gebt einem Kinde ein Pferd, vor dem es sich nicht fürchtet, und das Kind wird bald auf alle mögliche Weise das Thier mißhandeln; ebenso machen es die alten Araber. Von Jugend auf an die Pferde gewöhnt, sind die Araber ohne Widerrede geübtere Reiter, als wir, aber ihre Reitkunst ist nicht so gut, als die unsere. Die Methode, von dem Thiere viel zu verlangen, ohne es zu ermüden, ist ihnen unbekannt; mit einem starken Ruck des Zügels und mit einem heftigen Stoß des Sporens treiben sie es an, und trotz dieser Behandlung besitzt das Berberpferd dennoch so viel Grazie, Feuer und Ausdauer.

„Die Fohlen werden im siebenten oder achten Monate entwöhnt; wenn sie ein Jahr alt sind, schneidet man ihnen die Haare ab, und von diesem Augenblicke an werden sie die Spielkameraden der Kinder, welche die Erziehung des jungen Pferdes damit beginnen, daß sie auf ihm reiten, erst die jüngsten, dann die älteren, je nachdem die Kräfte des Thieres zunehmen. Wenn es zwei Jahre und sechs Monate alt ist, legt man ihm Sattel und Zügel an und läßt es in Fesseln, bald kürzere, bald längere Zeit, vor dem Zelte stehen, um es an den Gehorsam zu gewöhnen. Hierauf wird es von Männern geritten; aber anstatt das Thier mild zu behandeln und es zu schonen, unterwerfen sie es sogleich den härtesten Prüfungen, machen mit ihm Fantasia's, zwingen es zum schnellsten Lauf und halten es kurz an, durchreiten mit ihm schwierige Gegenden, lehren es, Hindernisse zu besiegen, ge-

wöhnen es an den Schall der Feuerwaffen und bringen ihm endlich einen guten Schritt bei, welcher neben dem Galopp, der einzige Gang ist, den die Araber von ihren Pferden verlangen.

„Im vierten Jahre wird das Pferd, wenn es diese Prüfungen ausgehalten hat, was nicht immer der Fall ist, als dressirt betrachtet, aber oft ist es schon fast ruinirt. Von diesem Augenblicke an und um es wiederherzustellen, behandelt man es milder und giebt ihm gutes Futter. Im fünften Jahre werden ihm wiederum die Haare abgeschnitten, und die Araber, welche das Mittel nicht kennen, das Alter der Pferde nach den Zähnen zu bestimmen, schätzen es annähernd nach der Länge der Mähne.

„Im siebenten Jahre wird das Pferd für vollkommen ausgebildet oder für vollkommen ruinirt gehalten. Auch sagen die Araber: „Sieben Jahre für meinen Vater, sieben Jahre für mich, sieben Jahre für meinen Feind.“ Dieses Sprichwort umfaßt, mit dem folgenden, die Grundlage der arabischen Pferdewissenschaft: Im ersten Jahre laß das Fohlen fressen, um es gut zu gewöhnen; im dritten Jahre besteige es; pflege es gut vom vierten bis zum fünften Jahre, und wenn es dann nicht gut ist, verkaufe es.“

Die Reiterspiele der Völker stehen gewöhnlich in unmittelbarer Beziehung zu ihrer Kampfmethode. Die algierischen Fantasia's sind eine Verbindung der ehemaligen maurischen Ca oussells mit den militärischen, bei ihren Kämpfen gebräuchlichen Evolutionen; aber anstatt der schönen und herrlichen Uebungen der Mauren sieht man hier nur Heftigkeit, Wildheit und Unordnung: das Pferd in Galopp reiten, es kurz anhalten, es ohne bestimmten Zweck bald rechts, bald links lenken, während des Reitens eine Flinte abschießen und wieder laden, das ist der Inbegriff der Fantasia's, jener Schauspiele, die den Völkerstämmen der ehemaligen Berberei so lieb und werth sind. Dieses bizarre Spiel hat aber dennoch etwas, wovon man stark ergriffen wird, wenn man diese zahlreichen Reiter auf einmal stürmisch forteilen, schreien, Waffen schwingen und von allen Seiten Feuer geben sieht; wenn man die Pferde nach dem Beispiele ihrer Herren sich aufregen, springen und sich bäumen, Blut und Wasser schwitzen, über Gräben setzen, von Bergen herabstürzen, pfeilgeschwind fliegen und plötzlich anhalten sieht, während ihre Nüstern rauchen und das Feuer aus ihren glühenden Augen zu springen scheint. Es ist in der That ein militärisches Thema, und man brauchte nur Ordnung und Regel hineinzubringen, um ihm einen Zweck des praktischen Nutzens für die leichte Kavallerie zu geben.

Seit der französischen Eroberung hat man Pferderennen zu Algier, Oran und Bona für die Offiziere eingerichtet; diese Einrichtung verdient aufgemuntert und befördert zu werden, und wird gewiß einst gute Früchte tragen; auch sind von der Regierung Versuche zur Verbesserung der Pferderacen gemacht worden; aber die einheimischen Formen sind nicht rein genug, um als Grundlage zu einer vollständigen Wiedergeburt der Gattung zu dienen.

Von den Franzosen, den jetzigen Herren des Landes, kann man erwarten, daß sie die Pferde des Jugurtha und Abderaman, welche die reine Race bildeten, wieder herstellen werden; die Franzosen müssen die Berberrace, die so viel Energie und Grazie hat, wieder aufleben lassen. Man hat deshalb nur an den Ufern des Euphrat einige von jenen Typen, die im Orient noch zu finden sind, zu holen und sie in dieses gelobte Land zu verpflanzen, das von den Franzosen die Civilisation und den Ruhm erwartet.

Fünftes Kapitel.

Russische und kosackische Pferde. — Wilde Pferde. — Mazeppa. — Polnische Pferde.

Von der Gründung des russischen Reiches durch den alten skandinavischen Häuptling Rurik bis zur Regierung Peters des Großen beschäftigten sich die halbwilden Völker Moskoviens sehr wenig mit der Pferdewissenschaft. Wie ihre Väter, die Scythen, tranken sie die Milch ihrer Stuten, aßen das Fleisch ihrer Fohlen und durchzogen in großen Schaaren die Steppen, wie es die Tartaren und Kosacken von den Ufern des kaspischen Meeres noch heute machen. Moskovien verdankte der Nachbarschaft Persien's und der Türkei eine vortreffliche Pferderace. Das russische Pferd, welches unmittelbar aus dem Vaterlande der Sonne in das des Eises gekommen war, war mäßig, wie alle Kinder der Wüste, unermüdlich, stark, feurig. Es behielt von seiner berühmten Abstammung das Gazellenauge und den stolzen Gang bei; aber es nahm das Pelzkleid des Nordens, die lange Mähne und das traurige Aussehen des enterbten Reichen an.

Lange lag die Civilisation wie im Starrkrampfe in diesem Lande des Eises; eines Tages endlich trug ein Pferd der Ukräne den Civilisator des Nordens nach Saardam; seine Hand lernte Schiffe bauen; sein großes Herz drängte ihn immer weiter. Derselbe Renner trug ihn später nach Paris, wo damals der König der Welt auf dem Throne saß. Peter sah und begriff die Herrlichkeiten der Erde und vermachte sie seinem Volke, indem er dieses zu dem geheimnißvollen Bankett des Fortschritts einlud.

Dem Pferde verdankte Rußland das Erwachen aus seiner langen Lethargie; ihm verdankte es die Bildung des ungeheuren Reiches, das sich über zwei Welten ausdehnt und von dem Eispole Kamtschatka's bis an die glücklichen Länder des biblischen Paradieses reicht.

Unter den tausend Verwandlungen, welche die verschiedenen Klima's, die verschiedenen Gewohnheiten dieser Völkerstämme und die Ungleichheit der Verhältnisse in der russischen Pferderace hervorbrachten, unterscheidet man jedoch zwei besondere Formen: das Pferd des Kosacken und das Pferd, das zum Ziehen der Schlitten bestimmt ist. Wenn auch die fast reine arabische Race in den reichen Gestüten der Bojaren gezüchtet wird; wenn auch englische Vollblutpferde, unter einem ähnlichen Klima die aristokratische Reinheit ihres Namens behaupten und den Kummer über das Exil ruhig ertragen, weil sie an den Ufern der Newa und des Dnieper die Spiele des Turf, die sie an ihr Vaterland erinnern, wiederfinden; wenn auch endlich klug ausgeführte Kreuzungen, sorgfältige Pflege und eine instinktive Liebe zur Pferdewissenschaft täglich die Pferderacen in Rußland verbessern und modificiren; so giebt es dort für den Fremden, für den Dichter doch nur zwei Pferde:

1. Das Pferd des Kosaken.
2. Das Schlittenpferd.

Wer kennt nicht das Kosackenpferd? Wer hat nicht seine lange Mähne, seinen knochigen und kräftigen Kopf, seine apokalyptische Magerkeit und seinen wilden Blick, welcher an die Pferde des Attila erinnert, gesehen? Selbst Béranger hat es nicht vergessen, es in seinen Gedichten zu verherrlichen.

Wir werden auf diesen, übrigens sehr bekannten Typus zurückkommen, wenn wir von den halbwilden Pferden des europäischen Rußlands sprechen werden.

Das eigentliche russische Pferd ist von mittler Größe, kräftig, mäßig und unermüdlich, mehr geeignet zum Ziehen, als zum Reiten. Nur in Rußland findet man die Pferde, die pfeilgeschwind über Eis und Schnee und durch unermeßliche Wüsten ihre Schlitten ziehen. Der Schlitten reicht in Rußland bis in das fernste Alterthum; er ist am Nordpol der Wagen des Winters; im Sommer ersetzt man ihn durch die leichte Drosky, welche eigentlich auch nur ein von vier Rädern getragener Schlitten ist. Man spannt gewöhnlich drei oder vier Pferde neben einander davor; der Kutscher lenkt sie vom Sitze aus blos mit seiner Stimme; die steilsten Abhänge werden mit reißender Geschwindigkeit erstiegen, und die Schnelligkeit, mit welcher die Entfernung verschwindet, scheint die poetischen Fictionen des Orients oder die Wunder, welche unser Jahrhundert durch die Eisenbahnen und den Dampf entstehen sah, wahr zu machen. Die Kräfte, welche diese Pferde besitzen, sind unerschöpflich; oft bittet der Postillon, wenn er an einem Relais an-

gekommen ist, den Reisenden um die Erlaubniß, ohne Aufenthalt weiterzufahren, obgleich er schon dreißig und einige Werste, ungefähr vier deutsche Meilen gemacht und noch eine gleiche Entfernung zu machen hat. Die Pferde laufen gewöhnlich in 42 Stunden von St. Petersburg nach Moskau. Man rechnet von der einen dieser beiden Städte bis zur anderen 729 Werste, das ist ungefähr 18 Werste oder $2^1/_4$ deutsche Meilen auf die Stunde, eine wunderbare Geschwindigkeit, wenn man noch die Zeit des Umspannens auf den Relais und die Mahlzeiten der Reisenden dabei in Anschlag bringt. Der Kaiser Alexander und sein Bruder Konstantin reisten mit einer Geschwindigkeit, welche an das Unglaubliche grenzte. Der Kaiser fuhr von St. Petersburg nach Moskau in 36 Stunden, aber er aß nicht in seinem Wagen und nahm seine Mahlzeiten nach Gutdünken. Der Großfürst Konstantin durchmaß die Entfernung von Warschau nach St. Petersburg mit einer noch größeren Schnelligkeit; diese Entfernung beträgt 200 deutsche Meilen; er brauchte dazu 80 Stunden d. i. $2^1/_2$ deutsche Meilen auf die Stunde. Der Kaiser Nikolaus rückte diese äußersten Grenzen noch näher an einander; dieser Selbstherrscher, der mit einer so starken Hand das Scepter Peters des Großen hielt, wollte alles selbst sehen und oft erschien er, während man ihn ruhig in seinem Palaste sitzen glaubte, unerwartet bei einem seiner mächtigen Unterthanen, drang in die Hütte des Kalmücken, in die Zelte der Soldaten, welche die Grenzen des Reiches bewachen oder ließ sich an der Thür der benachbarten Könige anmelden.

Ein Franzose macht folgende Beschreibung von der Kraft und von der traurigen Lage des russischen Pferdes, das in den großen Städten benutzt wird.

„Gewöhnlich, sagt er, beklagt man das jammervolle Loos der Droschkenpferde zu Paris; die Arbeiten, die Anstrengungen, die Entbehrungen, die schlechten Behandlungen, denen diese unglücklichen Thiere ausgesetzt sind, haben Veranlassung zu dem allbekannten Sprichwort gegeben: „Paris ist die Hölle der Pferde.“ Aber eine solche Hölle kann freilich für die öffentlichen Pferde von Petersburg als Paradies gelten, denn ihr Loos ist noch trauriger.

„Die Bauern, welche im Winter keine Feldarbeit unternehmen können und dennoch Zinsen und Steuern zahlen müssen, bitten ihren Herrn um Urlaub und fahren auf einem selbstgemachten, mit einem mageren Pferde bespannten Schlitten nach einer der Hauptstädte des Reiches, in der Hoffnung, im Dienste des Publikums daselbst etwas Geld zu verdienen.

„Der Bauer, welcher auf diese Weise sein Dorf verläßt, hat bis zum Augenblick der Rückkehr in seine Hütte nur den Himmel zum Obdach und sein gebrechliches Fuhrwerk dient ihm als Bett; er genießt seine Mahlzeiten auf der Straße, und seine Mäßigkeit und Genügsamkeit haben nicht ihres Gleichen. Der Wunsch, sich einige Sparpfennige zu sammeln, läßt ihn muthig alle Entbehrungen ertragen. Dem armen Thiere keinen Augenblick Erholung von der Arbeit gönnend, auf welche sich alle seine Hoffnungen gründen, schmeichelt er ihm mit liebkosenden Worten, nennt es seinen Vater, seinen Onkel, sein Täubchen und mit anderen ähnlichen Namen; er verspricht ihm in dem andern Leben tausend Freuden für die Strapazen, die es in diesem zu dulden hat. Man weiß zwar nicht, ob diese ungebildeten Menschen an die Wirklichkeit solcher Belohnungen für alle Geschöpfe glauben; aber in diesem besonderen Falle würde in Wahrheit ein solcher Wunsch sehr gerechtfertigt sein, denn diese unglücklichen Pferde werden manchmal eine lange Zeit des Winters gar nicht ausgespannt und können sich nicht einen Augenblick niederlegen. Man begreift gar nicht, wie sie solche Anstrengungen auszuhalten im Stande sind. Wenn die Kälte heftig ist, so zwingt man sie, aus Furcht, sie könnten vor Erstarrung umkommen, Tag und Nacht ohne Aufhören zu laufen. In allen Straßen stehen Futterkrippen, in denen man ihnen den Hafer zu fressen giebt; sie halten hier einen Augenblick an, wenn sie sehr hungrig sind. Da sie übrigens gut beschlagen sind und von Natur sehr harte Hufe haben, so galoppiren sie auf dem Eise und fast niemals sieht man sie fallen.

„Man könnte vielleicht glauben, daß ich die Leiden und die mühevollen Arbeiten der russischen Pferde in den großen Städten während des Winters übertreibe; aber es ist die reinste Wahrheit. Viele Pferde bringen sechs Wintermonate auf der Straße von Petersburg zu, wo sie unabläßig arbeiten und des Nachts ihren eingeschlafenen Herrn fahren, der sogleich erwacht, wenn sie stille stehen, und ihnen zuruft: „Vorwärts!“ indem er ihnen noch einen kräftigen Knutenhieb giebt.

„In Paris hält man ein Droschkenpferd für alt, wenn es zwölf bis fünfzehn Jahre zählt; in Rußland hat es mit fünf und zwanzig Jahren noch Kraft und Gelenkigkeit, trotz der schlechten Behandlung, die ihm widerfährt. Dies ist offenbar ein Beweis von seiner ausgezeichneten Constitution. Es ist selten krank; es ist mäßig, sehr geduldig und für Liebkosungen eben so dankbar wie der Hund; endlich besitzen die gemeinsten russischen Pferde einen Ver-

stand und physische Mittel, wodurch sie dem besten arabischen Pferde ähnlich werden."

Rußland gehört jetzt zu denjenigen Ländern, wo man sich am meisten mit der Verbesserung des Pferdes beschäftigt; die Zahl der Gestüte ist beträchtlich. Die von den Fürsten und reichen Bojaren gezüchteteten Pferde zeichnen sich vor dem inländischen Pferde durch die orientalischen und englischen Kreuzungen, durch sorgfältige Pflege und durch gutes und nahrhaftes Futter aus. Ihr Wuchs ist im Allgemeinen groß, ihre Haltung elegant, ihre Haut fein und ihr Auge feurig. Unter den russischen Pferden führt man namentlich die Rissahs oder Traber aus der Orloff'schen Race an. Diese Pferde sollen von einem arabischen Pferde abstammen, welches der Graf Orloff im Jahre 1780 von dem Großsultan zum Geschenk erhielt. Dieses Pferd wurde in das Gestüt des Grafen, das bei Arul liegt, gebracht; es bestand meistens aus dänischen Stuten. Wie es sich auch mit dieser Abstammung verhalten möge, so viel steht fest, daß noch jetzt aus diesem Gestüt, das von der Gräfin Orloff-Tschemansky mit der größten Sorgfalt unterhalten wird, die besten Traber hervorgehen. Sie ziehen die leichten Wagen, von denen die Straßen Petersburgs wimmeln, und die Schlitten, welche auf den gefrorenen Wogen der Newa wie ein Pfeil dahin gleiten. Die Rissahs sind, neben den amerikanischen und paduanischen Trabern, die besten Traber der Welt; ihr Körperbau ist nicht immer regelmäßig; aber sie sind kräftig, schnell und muthig. Man sagt, daß die Pferde, welche der Zaar dem großen Maler Horace Vernet schenkte, aus dieser berühmten Race abstammen. Die russischen Traber laufen ungefähr in siebenzehn Minuten eine halbe deutsche Meile; dies ist die größte bekannte Geschwindigkeit. Die kleinen esthländischen Traber gleichen an Geschwindigkeit beinahe den Pferden des Orloff'schen Gestüts, aber sie sind nicht so groß und nicht so elegant.

Die regelmäßige russische Kavallerie, mit Einschluß der 72 Garde-Schwadronen, besteht ungefähr aus 90,000 Mann; die unregelmäßige Kavallerie ist zahllos; sie besteht aus den Kosacken vom Don, vom Ural und vom schwarzen Meer, aus den Kirghisen, Tartaren, Baschkiren und anderen Völkerschaften. Ihr gewöhnlicher Kriegsbestand beläuft sich auf 150,000 Mann. Dies ist die eigentliche russische Kavallerie; denn so sehr der Kosack von Natur Reiter ist, so wenig ist es der moskowitische Bauer; auch steht die Linienreiterei, die besonders aus den kaiserlichen Provinzen rekrutirt wird, tief unter der ganzen europäischen Kavallerie. Aber dagegen giebt es nichts Prächtigeres, nichts

Großartigeres, als der Anblick der kaiserlichen Garde; die Gardesoldaten werden aus den besten Leuten der Armee gewählt; sie sind alle gleich groß und von gleicher Beschaffenheit und scheinen, wie man sagt, auf kaiserlichen Befehl nach einem und demselben Muster zugeschnitten zu sein; leider! stehen nach einer sonderbaren Gewohnheit, die übrigens von allen Völkern angenommen ist, diese Reiter in einem Mißverhältniß zu ihren Pferden; daraus geht hervor, daß diese Körper wenig geeignet sind, große Strapazen zu ertragen und daß sie weit eher für die Parade, als für den Kampf organisirt zu sein scheinen. Es kann nichts Schöneres geben, als der Aufzug der Garde bei einer Revue; nach zahllosen Infanterie-Battaillonen marschirt die Garde-Reiterei auf mit ihrer weißen, goldgestickten Uniform und mit ihren schwarzen und glänzenden Kürassen; die Kürassiere von Galschina mit ihren funkelnden Helmen und Kürassen; die schwere Reiterei der Gardedragoner; die Uhlanen und Husaren mit den rothen Uniformen; die rothen und blauen Kosacken, deren lange Lanzen wie ein beweglicher Wald aussehen. Bei jedem Regiment sind die Pferde von einer und derselben Farbe; die einen sind schwarz, die anderen braun, grau oder fuchsroth; der Marsch wird von einem mohammedanischen Regiment geschlossen, mit vier Schwadronen Circassiern, Kurden, Turkomanen und anderen kaukasischen Stämmen. Jede Schwadron hat eine besondere Uniform: hier die spitze Mütze der Perser, dort der hohe Turban der kaukasischen Provinzen. Die merkwürdigste Schwadron ist diejenige, welche aus den jungen kaukasischen Rittern besteht. Sie tragen ihr Nationalkostüm, einen Helm mit einer Stahlspitze, ein glänzendes Panzerhemd über einem scharlachrothen Rock, eine reiche und kostbare Rüstung. Für das Auge giebt es nichts Schöneres und Herrlicheres, als die militärische Pracht des Orients. Sie sitzen auf kleinen Pferden mit feurigen Augen und kräftigen Füßen; sie sind muthig, lebhaft und gelenkig; sie besitzen die Kraft des arabischen Pferdes, wenn sie auch nicht die Grazie und die Vollkommenheit der Formen desselben haben. Sie sind meistens von grauer Farbe und die Spitze ihres weißen Schweifes ist mit Henna roth gefärbt.

Ein Fehler der russischen Garde besteht darin, daß sie zu große Männer hat; demnach müßte man für solche Reiter auch starke Pferde suchen. Die Regierung, welche die eingeborene Race der kosackischen Pferde und der anderen südlichen Provinzen, wo man die Elemente zu einer furchtbaren Kavallerie finden würde, vernachlässigt, thut im Gegentheil Alles, um jene dicken und plumpen Pferde zu erzielen, welche den Reitern der deutschen Schule so sehr

gefallen; diese Pferde sind aber nicht sehr im Stande, große Strapazen zu ertragen. Die Haltung der Reiter zum Pferde ist diejenige, die seit einigen Jahren in Preußen und Holland angenommen worden ist; sie besteht darin, daß das Bein rückwärts gebogen wird, so daß dadurch die senkrechte Linie, welche sonst die deutsche Schule vorzieht, unterbrochen wird.

Die Kosackenregimenter, sowohl die Soldaten, als die Pferde, sind wesentlich von der moskovitischen Reiterei verschieden; der Kosack hat einen freien Gang, einen freien Blick, den weder die Leibeigenschaft noch die Kriegszucht haben vernichten können. Die Kosacken der Garde sind die Auswahl aus einem schönen Menschenschlag; ihre Mütze, ihr freier und entschiedener Blick, ihre bauschigen Hosen und ihr Rock, über welchem eine weite knopflose Jacke flattert, geben ihnen ein eigenthümliches Aussehen. An ihrem Gürtel hängt ein Pistol; ein Säbel und eine Lanze vervollständigen ihre Rüstung. Die Kosaken führen einen kurzen Steigbügel und ihre Pferde haben kein Gebiß; daher scheint auch bei dem ersten Schuß große Unordnung in ihren Reihen zu herrschen; aber allmählig stellen sich die Linien wieder her und sind bald der wunderbaren Regelmäßigkeit der anderen Truppen gleich, wenn sie dieselben nicht sogar noch übertreffen. Jedes Land liefert sein besonderes Pferd; Liefland und Esthland haben ihre kräftigen und starken Doppelponnys; Archangel liefert die kleinen Messenschi genannten Pferde mit dickem Halse, und die Oneschki mit herabhängenden langen Mähnen und mit wilden Augen. Die Umgegenden von Viatka sind stolz auf ihre ausgezeichneten Traber. In Sibirien ist die Race im Allgemeinen werthlos, und doch haben die Tartaren von Altaï eine besondere Race erzogen, mit der sie großen Handel treiben. Die Tungusen und die Bratzky-Tartaren ziehen niedliche Pferde, aber sie sind klein und nicht zur Arbeit tauglich. Die meisten dieser Pferde sind braun oder fuchsroth getiegert; ihre Mähnen und ihre Schweife sind dicht und leicht gekräuselt. Endlich weiter nach Norden haben die Jakuten und die Kamtschadalen fast keine Pferde und bedienen sich gewöhnlich des Rennthieres und des Hundes, welche sie an ihre Schlitten spannen.

Gehen wir wieder nach dem Süden zurück, so finden wir bei den Kirghisen im Allgemeinen nur kleine und häßliche Pferde; dennoch sind sie, wenn auch im Auslande wenig geschätzt, kräftig und muthig. Die Kirghisen lieben das Pferd und machen es zu ihrem unzertrennlichen Lebensgefährten. Sogar die Frauen, die ein freieres Leben führen, als es bei den Völkern dieser Gegenden üblich ist, verstehen zu reiten und nehmen sogar an den

Wettrennen und Jagden Theil. Selbst Amor wird in diesem Lande zum Bereiter; der Geliebte fordert die junge Schönheit, die ihn bezaubert hat, zum Wettrennen auf; wenn er das Pferd der hyperboräischen Hippodamia einholt, erkennt sie sich für besiegt und läßt sich mit der Hand berühren; im entgegengesetzten Falle weist sie den Verfolger mit Knutenhieben von sich.

Die Kalmücken erziehen auf den vortrefflichen Weiden ihrer ungeheuren Steppen eine große Menge ausgezeichneter Pferde; es ist bekannt, daß diese Völkerschaften zu den kriegerischsten der Tartarei gerechnet werden und daß sie einen beträchtlichen Theil der regelmäßigen kaiserlichen Truppen bilden.

Aber die berühmtesten Pferde der kosackischen Familie sind die der Ukräne, der donischen Kosacken und der zaporogischen Kosacken. Das Pferd der Ukräne ist besonders für die leichte Kavallerie bestimmt; es ist kräftig, leicht, gelenkig und schön; es ist das Roß der skandinavischen Mährchen mit der leuchtenden Mähne.

Das Pferd vom Don gleicht dem cirkassischen Pferde; wie dieses besitzt es auch noch den blassen Wiederschein der orientalischen Race; es ist mäßig, ausdauernd, gelenkig, graciös und kräftig; leider nehmen ihm das erbärmliche Futter und die anstrengende Arbeit sein schönes Aussehen und seine majestätischen Formen, die nur in einem milderen Klima und bei besserer Pflege gedeihen können.

Die zaporogischen Kosacken erziehen für den Dienst der Kavallerie an den Ufern des Dnieper und des Bug die besten Pferderacen nicht allein Rußlands, sondern vielleicht der ganzen Welt. Hier findet man das orientalische Pferd, das durch das Klima und durch das gute Futter größer geworden ist; es hat einen leichten und klugen Kopf, einen gelenkigen und graziösen Hals; seine Muskeln schwellen stolz unter einer feinen und rosenfarbigen Haut und seine kräftigen und starken Glieder scheinen die Arbeit und die Anstrengung herauszufordern.

Da die Reitkunst der Tartaren fast überall dieselbe ist, so wollen wir hier nur erwähnen, wie es in einer Tabune oder Roßheerde eines reichen kosackischen Gutsbesitzers gewöhnlich zugeht: Jede Tabune steht unter dem Befehl eines Attaman, genannten Anführers, welchem eine Anzahl von Hirten, Tabunzecks genannt, untergeordnet ist.

Während der schönen Tage, die in diesem Lande so selten sind, schweift die Tabune Tag und Nacht in den Steppen frei umher; während der anderen Hälfte des Jahres bringt sie die Nacht unter Dach und Fach zu; wenn der

Tag erscheint, entläßt man sie wieder auf die Ebene und hier scharren die armen Pferde mit ihrem Huf die Schneedecke vom Erdboden weg, um ein wenig mageres Futter zu finden. Der nächtliche Aufenthalt gewährt ihnen wenig Schutz; es ist ein Gehege, das von einer Lehmmauer eingeschlossen ist und über welchem an der nördlichen Seite eine große Bedachung liegt, die sie gegen den Nordostwind schützen soll. Die Hengste bemächtigen sich sogleich der besten Plätze dieses Schuppens; die jungen Fohlen bilden Gruppen an der Mauer entlang und drängen sich an einander, um etwas Wärme unter sich zu unterhalten. Von der Kälte haben sie jedoch nicht das Meiste zu leiden; der Tabunzeck giebt ihnen nur ein bestimmtes Maß Futter, aber dies ist selten ausreichend. Jemehr der Winter fortschreitet, desto seltener wird das Heu, und man ist gezwungen, es durch Stroh und getrocknetes Schilf zu ersetzen. Wenn der Winter über die gewöhnliche Zeit hinaus sich verlängert, so müssen die unglücklichen Pferde den Lehm fressen, aus welchem die Mauer des Schutzdaches gebildet ist; manchmal sogar reißen sie sich einander die Haare ihres Schweifes aus und verschlingen sie, wärend in diesem fruchtbaren Lande ein einziger Sommer mehr Heu hervorbringt, als nöthig wäre, um alle Tabunen hundert Winter hindurch damit zu verproviantiren.

Der Winter rafft auch eine beträchtliche Anzahl von Pferden hin, beinahe die Hälfte der Fohlen stirbt jährlich vor Hunger und Kummer, und diejenigen, welche leben bleiben, sind so abgemagert und so entkräftet, daß sechs Monate kaum hinreichen, um sie wiederherzustellen.

In einer Tabune von tausend Pferden giebt es gewöhnlich fünfzehn bis zwanzig Hengste und vier- bis fünfhundert Stuten. Die Hengste, besonders die alten, betrachten sich als die Herren und Meister der Gemeinde; sie lassen ihre Autorität sehr hart fühlen und liefern sich unter einander heftige Kämpfe. In jeder Tabune ist immer ein Hengst, welcher boshafter und stärker, als die andern ist und sich daher eine Art von Suprematie angemaßt hat. Die Parteien, die Cabalen und die Intriguen bringen lebhafte Bewegung unter die ganze Menge; oft bildet sich eine allgemeine Coalition gegen ein einziges Individuum; man stürzt sich auf solches, man reißt es nieder, beißt und schlägt es, und zwingt es, für sich allein zu bleiben.

Wenn zwei Tabunen sich begegnen, entspinnen sich oft schreckliche Kämpfe. Gewöhnlich sorgen die Tabunzecks dafür, daß zwischen ihren respektiven Heerden

eine hinlängliche Entfernung bleibe; aber ein Zusammentreffen kann durch irgendwelche Nachlässigkeit und Unachtsamkeit der Hirten stattfinden.

Oft sind sie auch absichtlich selbst Schuld daran, wenn es sich nämlich um die Besitznahme eines streitigen Weideplatzes handelt. Bei diesen Gelegenheiten nehmen die Stuten und die Fohlen an dem Kampfe keinen Theil. Von beiden Seiten stürzen sich die Hengste mit einer Wuth und Heftigkeit, von welcher sich diejenigen, die das Pferd nur im zahmen Zustande gesehen haben, keinen Begriff machen können. Die Wuth funkelt in ihren Augen; ihre Mähne sträubt sich empor, wie bei den Löwen; sie zerfleischen sich mit den Zähnen; das Zusammenschlagen der Hufe hallt in den Ferne, und während dieses blutigen Kampfes, dessen Getümmel man nicht beschreiben kann, brüllen sie und stoßen sie ein so durchdringendes und sonderbares Geschrei aus, daß die Erinnerung daran, wenn man es einmal gehört hat, sich nicht wieder verliert. Die Heerde, welche gesiegt hat, führt immer eine gewisse Anzahl von gefangenen Stuten im Triumphe mit sich fort.

Die Tabunzecks wechseln aber alsdann die Gefangenen wieder aus, und hierbei kommt es nicht selten zwischen ihnen selbst zum Handgemenge, wenn sie auch bisher neutral geblieben waren.

Wenn der Frühling kommt, so entschädigen sie sich für die Entbehrungen des Winters. Die Wölfe sind ihrerseits auch nicht unthätig, sich für die bisher ausgestandenen Fasten schadlos zuhalten. Zu dieser Zeit ist das Fleisch der jungen Fohlen am wohlschmeckendsten und die Wölfe ziehen es jedem anderen vor. Tag und Nacht irren sie in der Nähe der Tabunen umher, wie der biblische Löwe, welcher sucht, wen er verschlinge. Da sie die schwächsten sind, so nehmen sie ihre Zuflucht zur List: sie würden es nie wagen, eine Tabune am hellen Tage anzugreifen, und so hungrig sie auch sein mögen, so können sie sich doch nicht zu einer so verwegenen That entschließen. Nur während der Nacht, wenn die Heerde auf der Ebene zerstreut ist und wenn sie zahlreich genug sind, machen sie ihren Raubanfall. Alsdann entwickelt sich unter den Pferden ein wunderbarer Korporationsgeist und Einheitstrieb; die Hengste und die Stuten begeben sich schnell an den bedrohten Ort und stürzen sich auf die Feinde mit einer Heftigkeit, welche diese oft zur Flucht treibt. Die Wölfe kommen aber schnell wieder zurück, und bemächtigen sich eines jungen Fohlens, welches sich um einige Schritte von der Heerde entfernt hatte, und schleppen es mit sich fort; seine Mutter stürzt sich mit eigener Lebensgefahr ihnen nach, um es ihnen wieder zu ent-

reißen. Hier entsteht nun eigentlich erst der Kampf; die Stuten nähern sich in geschlossener Phalanx ihren Feinden; sie greifen sie mit den Füßen und mit den Zähnen an, während die Hengste sich außerhalb der Linie halten; mit emporstarrenden Haaren und mit von Wuth aufgeschwollenen Nüstern galoppiren sie an den Flanken ihrer Armee und verfahren wie Generale, wie Trompeter und Standartenträger. Wenn ein Wolf es wagt, ihnen die Spitze zu bieten, so stürzen sie sich auf ihn und tödten ihn oft mit einem kräftigen Hufschlag. Hierauf schleppen sie die Leiche mit ihren Zähnen mitten unter die Stuten, die sie mit ihren Füßen zertreten. Wenn hingegen der Hengst mit seinem ersten Angriff einen Fehlschlag thut, so ist es um ihn geschehen; acht bis zehn hungrige Wölfe springen ihm an die Kehle und lassen ihn nicht eher los, als bis er todt niederfällt. Unnützes Verbrechen! Denn sie werden von ihrem Siege keinen Vortheil haben; die Kameraden des Todten stürzen sich auf die Angreifer und nehmen fürchterliche Rache. Die Wölfe werden zuletzt immer besiegt; sie fliehen in Unordnung von dem Kampfplatze und lassen an der Leiche der Sieger mehr als ein blutiges Zeichen, mehr als eine tiefe Wunde zurück, welche die Erbitterung des Kampfes bezeugt.

Die großen Schlachten sind im Allgemeinen selten; der Wolf sucht sie zu vermeiden. Seine Taktik besteht in Ueberrumpelnngen; er schleicht leise und tückisch durch das Gras der Steppe, nähert sich allmälig der Tabune und bleibt im Hinterhalt ganze Stundenlang, bis eine Stute mit ihrem Fohlen sich von der Heerde entfernt. Selbst dann versucht er einen Angriff selten mit offener Gewalt; er nähert sich immer noch kriechend und ahmt mit dem Wedeln seines Schwanzes dem Hunde nach. Wenn die Stute, durch diese freundschaftlichen Kundgebungen getäuscht, ihn sich nahe genug kommen läßt, dann springt er ihr an die Kehle, und in einem Augenblicke saugt er ihr das Blut ab und tödtet sie; dann bemächtigt er sich des Fohlens, schleppt es fort und verschwindet mit seiner Beute, ehe der Tabunzeck seine Gegenwart vermuthet hat. Seine Marodeurangriffe haben jedoch nicht immer einen so vollständigen Sieg; oft wittert die Stute seine List und macht Lärm; der Tabunzeck kommt herbeigelaufen und das Ende der Geschichte ist, daß ihm der Pelz tüchtig durchgebläut wird. Die einzige Aussicht, die dem Wolfe zur Flucht übrig bleibt, besteht darin, daß er, mit dem Kopfe zuerst, in eine tiefe Schlucht stürzt, eine gymnastische Uebung, welche der Reiter sich wohl hütet nachzuahmen.

Nun kommt der Sommer; die Wölfe sind nicht mehr zu fürchten, aber die unglücklichen Pferde haben von dem Durste noch mehr zu leiden, als sie

im Winter vom Hunger gelitten haben. Die Hitze ist außerordentlich groß; nirgends giebt es Schatten, wenn ihn die Thiere nicht selbst machen, indem sie kleine Gruppen bilden. Sie treten hier und dort zusammen, und jedes sucht den Körper seines Nachbars zwischen sich und die Strahlen der brennenden Sonne zu stellen. Oft sucht auch der Tabunzeck Schutz mitten in einer dieser Gruppen; er streckt sich auf der Erde aus, während die Pferde mit gesenktem Kopfe und mit auf den Erdboden gehefteten glühendem Auge unbeweglich stehen bleiben.

Der Herbst bringt das Vergnügen und die Freude wieder. Die Erde bedeckt sich mit grünem Grase; die Quellen spenden Wasser in Fülle. Die Pferde erlangen ihre Kräfte wieder, um sich für die Entbehrungen des Winters vorzubereiten.

Das wilde Pferd gehorcht dem Führer der Heerde; dies Thier scheint wirklich für den Gehorsam und für die Unterwerfung geschaffen zu sein. Auf den Ruf seines Herrn, wie auf den Schall der Trompete eilt es auf die Ebene, steht still, wendet sich um, sammelt sich in Schwadronen und geht gegen den Feind; vielleicht hat es in dem wilden Leben die Erinnerung an seinen ehemaligen zahmen Zustand sich bewahrt oder der Instinkt, den ihm Gott gegeben hat, zwingt es zu diesem edlen Gehorsam, der es zu dem Menschen führt.

Wenn man eins oder zwei Pferde der Tabune einfangen will, so geschieht dies gewöhnlich auf folgende Weise: Der Attaman besteigt ein zu diesem Behuf dressirtes Pferd und begiebt sich, begleitet von mehren berittenen Tabunzecks, in die Nähe der Heerde. Die Gefangenen werden im Voraus bezeichnet; mit wildem Geschrei treibt man sie nach einem Rasenplatze; der Attaman trägt seinen Arkan und geht auf sie zu. Der Arkan ist eine ungefähr 60 Fuß lange Hanf- oder Haarschnur, die an dem einen Ende ein Schleife bildet und mit einem eisernen Ringe umschlungen ist, welchen der Attaman mit der rechten Hand hält. Dieser Arkan, der Lasso der Gauchos, ist eine furchtbare Waffe in der geschickten Hand der Hirtenvölker. Manchmal erreicht der Attaman mit dem ersten Wurf seinen Zweck nicht; aber das Pferd, das von dem Arkan getroffen ist, flieht mit der größten Geschwindigkeit aus der Heerde und wird von dem dressirten Pferde verfolgt, welches, da es seine Kräfte besser geschont hat, den Flüchtling bald erreicht. Der Arkan wird nochmals geschwungen, und diesmal wird das Thier gefangen; es schlägt vergeblich um sich; jemehr es sich widersetzt, desto

größer wird sein Schmerz; die Schleife schlingt sich fest um seinen Hals und der Druck ist so stark, daß es oft davon niederfällt; aber es steht bald wieder auf, es springt wieder, das Blut fließt ihm aus dem schäumenden Maule, aber der Attaman zieht es an sich, vermittelst des Arkans, den er allmälig kürzer hält. Hierauf kommen die Tabunzecks, die sich des Opfers bemächtigen, es bei den Ohren ergreifen und ihm die Augen verhüllen. Sobald es einen Augenblick ruhig ist, legt man ihm Fesseln an die Beine, steckt ihm ein einfaches Gebiß in das Maul und nimmt den Arkan ab. In diesem Zustande hält sich das arme Thier für frei; es will aufstehen oder fliehen, wenn es kann; aber in dem Augenblicke fällt ein Hagel von Kantschuhieben auf es nieder. Die Schmerzen, die es erduldet, die Anstrengungen, die es gemacht hat, das ermüdende Laufen, das seiner Niederlage vorangegangen ist, haben seine Kräfte erschöpft; ein röthlicher Schaum fließt über seinen ganzen Körper und ein nervöses Zittern regt alle seine Fibern auf. Man legt ihm nun einen Sattel auf den Rücken; wenn es Widerstand leistet, muß es den Kantschu fühlen, bis es sich ruhig verhält. Der Sattel hat einen Brustriemen, einen Schwanzriemen und zwei Gurte; das Ganze wird noch dadurch befestigt, daß man eine Schnur mehrmals um seinen Leib schlingt. Jetzt setzt sich der unerschrockene Tabunzeck auf den Rücken des wilden Pferdes, welches in vollem Galopp davoneilt und sich seines Zaumes zu entledigen sucht.

Die Hauptvertheidigung dieser Pferde besteht in den sogenannten Bocksprüngen oder Capriolen; sie bäumen sich selten und suchen sich im Allgemeinen dem Zwange zu entziehen, der ihnen durch eine wilde Flucht angethan wird; bald jedoch unterliegt das jetzt schon halbgebändigte Pferd und wird endlich matt; sein Athem ist glühend, seine Seiten klopfen krampfhaft auf und nieder und es steht still; hierauf drückt es der Reiter, muntert es mit seiner Stimme auf, erfaßt kräftig die Zügel und läßt es um die Tabune herum immer engere Kreise laufen. Endlich wirft er seinen Kameraden das Ende des Halfterriemens zu; diese nähern sich dem Thiere, greifen es bei den Ohren und legen ihm den Zaum um den Kopf. Der Reiter steigt ab, und das Pferd, gesattelt und gezügelt, wird bis zum anderen Tage sich selbst überlassen.

Drei Tage hinter einander wiederholt man diese Qualen, ohne es fressen oder saufen zu lassen; erst am vierten Tage giebt man ihm etwas Futter, aber dann ist auch die Umwandlung vollendet; die Wildheit ist gezähmt, das unbändige Steppenpferd verrichtet sogleich alle Dienste, welche man ihm auf-

erlegt. Dies ist das Loos des halbwilden Pferdes in der alten und neuen Welt. Dieselben Gebräuche werden wir wiederfinden, wenn wir von den Pferden der amerikanischen Pampa's sprechen werden. Uebrigens ist nichts mehr zu beklagen, als diese barbarischen Gebräuche; das Pferd muß von seiner zarten Kindheit an unter den Augen und von der Hand des Menschen erzogen werden; die später erworbene Herrschaft über einen wilden Instinkt fanden stets nur auf Kosten der Kraft und des Temperaments statt.

Man erzählt, daß die wilden Pferde die Gewohnheit haben, im Winter gegen den Wind zu laufen. Dies bewirkt manchmal große Verluste in den Tabunen. Auch sieht man, wenn der Schnee in Wirbeln fliegt, ganze Heerden sich in das asoffsche Meer stürzen; die Pferde laufen anfangs auf das Eis, welches die Ufer einfaßt; aber von der Last der Pferde, welche sich darauf stürzen, bricht das Eis bald, und sie versinken alle in den Fluthen.

Die Schelut-Tataren haben in ihrem Dorfe einen Platz, welchen sie Taulga nennen; es ist ein Viereck, auf welchem vier Pfähle stehen; hier feiern sie jährlich ein oder mehre Male folgendes Fest:

Sie schlachten ein Pferd, ziehen ihm die Haut ab und essen sein Fleisch neben der Taulga. Sie stopfen hierauf das Fell mit Stroh aus und legen das ausgestopfte Pferd auf Stöcke, welche die vier Pfähle verbinden. Neben der Taulga stehen noch andere Stäbe, auf welchen Hasen- und Hermelinfelle aufgesteckt sind. Die Taulga ist für sie ein heiliger Platz, und die Felle, welche sie daselbst ausstellen, sind ein Opfer, welches sie ihren Göttern bringen.

Das Kennzeichen der tartarischen Pferde ist ein langer Strich, den man mit einem heißen Eisen gemacht hat, und der an der Hüfte entlang schräg herabläuft. Manchmal zeichnet man sie auch an der Schulter; die Kalmücken machen ihnen einen Einschnitt an der obersten Spitze der Ohren und oft schlitzt man ihnen die Nase, unter dem Vorwande, ihnen das Athmen zu erleichtern. In den Gestüten an den Ufern des Dnieper und in denen der Ukräne zeichnet man die Pferde mit einem Buchstaben, aber in dieser Beziehung kommen oft Betrügereien vor. Daher findet man auf den Märkten dieser Länder viele Pferde, die das Zeichen eines Säbels tragen. Dies sind die Pferde eines reichen Bojaren, Namens Tomanoff, eines tartarischen Pferdezüchters, der durch seine Kenntnisse und durch die Vortrefflichkeit seiner Pferde berühmt ist.

Die Geschichte des Steppenpferdes wollen wir mit einem Gemälde

schließen, welches Lord **Byron** in der Episode des „**Mazeppa**“ davon entwirft:

9.

„Bringt mir das Roß!“ — Es ward gebracht,
Fürwahr von Gestalt ein seltnes Thier,
Ein Tartar aus der Ukräne Gestüt,
Der wohl des Gedankens Schnelle verrieth
In seinen Schenkeln! doch wild war das Thier,
Wild, wie der Hirsch, nicht zahm gemacht,
Durch Sporn und Zügel nicht sklavisch entweiht
War's eingefangen erst kurze Zeit;
So schnaubend, gesträubt die Mähnen mit Macht,
Sich ungestüm bäumend ward's zu mir gebracht;
In vollem Schaum stand vor mir da schon
Der Wildnißgeborne mit flammendem Drohn. —
Es band mich nun fühllos mit hundert von Stricken
Die Schaar des Gesindes dem Roß auf den Rücken;
Dann gab's ihm die Freiheit mit peitschendem Hieb
Und fort! fort! nun fort es in's Weite uns trieb. —
Nicht schneller entrauschte ein reißender Strom. —

17.

Tausend Rosse — und kein Reiter darauf! —
Es fliegt die Mähne, der Schweif weht im Wind,
Die weiten Nüstern von Arbeit nie ausgedehnt sind,
Das Maul nie blutete vom Gebiß im Lauf,
Das Eisen die Hufe beschlug noch nie,
Kein Sporn, keine Peitsche berührte sie. —
Tausend Rosse, so wild und so frei
Wie Wogen, strömend über's Meer herbei,
Galoppirten dicht donnernd heran,
Als kämen sie entgegen uns Müden zum Gruß. —
Dieser Anblick gab Kraft des Renners Fuß;
Er stutzt einen Augenblick, dann eilt er nach,
Noch einen Augenblick, dann wiehert er schwach
Zur Antwort und dann stürzt er auf's Gras. —
So lag er, die Augen trüb und von Glas,
Mit dampfenden Gliedern unbeweglich da;
Sein erster und letzter Gang war gethan! —

21.

Der Haufe kam näher — gestürzt er ihn sah
Und mich, wie seltsam! gebunden fest
Auf den Rücken mit Banden von Blut genäßt.
Sie halten — stutzen und schnauben nach Wind,
Eilen bald dahin, bald dorthin geschwind,
Kommen und gehen, drehen sich um im Schwung
Und stürzen zurück in schnellem Sprung,

Geführt von einem schwarzen, mächtigen Roß,
Das als Patriarch erschien vom ganzen Troß,
Ohne auch nur einen einzigen Fleck oder Haar
Von weißer Farb' auf dem scheckigen Fell;
Sie schäumen, schnauben, springen zur Seite schnell
Und fliehen dann zurück in den Wald
Durch Instinkt vor dem Anblick der Menschengestalt. —
Sie ließen mich da, zur Verzweiflung mir,
Befestigt an das todte und steife Thier,
Welches unter mir die leblosen Glieder streckt,
Befreit von der Last, die es bis jetzt erschreckt. —

Die besiegten Völker haben keine Geschichte; aber ihre Pferde verschwinden nicht, wie sie, von dem Schauplatze der Welt; sie geben sich nicht thörigten Illusionen, Verlockungen des Fanatismus, des Stolzes oder des Aufruhrs hin, welche die Klippen sind, an denen die Nationen scheitern. Wenn sie nicht fortschreiten, wenn die Hand des Menschen der Entwicklung ihrer Organisation fehlt; so verläßt sie die Natur nicht; sie finden in ihren Geburtsstätten immer das Gras derselben Wiesen und das Wasser derselben Quellen wieder. Das alte Polen hat ein blutiges Knie unter das Joch seines stolzen Nachbars gebeugt, aber es hat das edle Roß Sobieski's sich erhalten, und die Pferde der heutigen polnischen Uhlanen haben die Pferde der stolzen Palatine, welche bei Wien siegten, nicht zu beneiden.

Das polnische Pferd gehört zu der Race der Pferde Odins; es vereinigt mit dem starken Körper des nordischen Pferdes das Feuer und die Energie des südlichen.

Die polnische Nation war im Mittelalter durch seine Pferderacen berühmt, und das erste Blatt seiner Geschichte fängt, wie bei den Persern, mit einer Pferdechronik an.

In dem Werke von Marmier lesen wir: „Unter den Traditionen aus den alten Zeiten Polens findet man die Erzählung eines Pferderennens, welches dem Sieger die Krone des Landes verheißt. Der König Prezemislas war gestorben; man beschloß ein Pferderennen zu veranstalten, und man erklärte, daß derjenige, welcher zuerst am Ziele ankommen würde, die Krone haben sollte.

„Einer der Mitbewerber, Namens Leszek, nahm, um sich einen günstigen Erfolg zu sichern, seine Zuflucht zu einer List. Es handelte sich um eine Krone, und alle Mittel waren ihm zur Erlangung derselben recht. Die

Rennbahn war auf einer großen Ebene abgesteckt an den Ufern des Prondnik, der sich östlich von Krakau in die Weichsel ergießt. Er bestreute den Platz mit spitzigen Eisen, welche er mit Sand bedeckte, und bezeichnete sich selbst einen Weg, wo er ohne Gefahr reiten konnte. Er selbst beschlug sein Pferd auf eine ungewöhnliche Weise mit starken Eisenplatten für den Fall, daß er aus Versehen etwa selbst in die Eisen, die er gelegt hatte, fallen sollte. Zwei junge unbekannte Männer bemerkten sie während sie sich zu Fuß auf der Rennbahn übten.

„Erstaunt über das, was sie sahen und noch weiter die Bahn untersuchend, entdeckten sie den Weg, den sich der Erfinder dieser List vorbehalten hatte. Den einen hinderte die Furcht, dieses Geheimniß zu begreifen; der andere beschloß sogleich, Nutzen davon zu ziehen.

„Die Preisbewerber erschienen. Die ganze Nation erwartet schweigend den Augenblick, der ihr einen neuen König geben soll. Leszek rennt mit aller Kraft; Niemand kann ihn einholen. Der junge Mann, der zu Fuße läuft, will mit ihm um den Preis kämpfen. Man lacht über seine Anstrengungen. Er setzt seinen Lauf fort, und da er sieht, daß der Reiter nahe daran ist, die Krone zu gewinnen, macht er seinen Verrath bekannt. Diejenigen, welche auf der Bahn zurückgeblieben waren, hatten ihn schon erkannt. Sie erhoben sich selbst gegen Leszek und forderten seinen Tod. Das empörte Volk zerriß ihn in Stücke und übergab nach seiner damaligen Stimmung, die zugleich von der Einfachheit und Rechtlichkeit dieser alten Zeiten ein Beweis ist, dem jungen Manne den Thron, den er durch seine edle Tapferkeit auch wirklich verdient hatte. Die Palatine selbst billigten die Wahl und er stieg unter dem Namen Leszek VI. auf den Thron."

Als Heinrich IV. von Frankreich sich auf den Thron der Jagellonen setzte, ritt ihm der polnische Adel auf prächtigen Rossen, welche die Bewunderung der französischen Herren aus dem Gefolge des jungen Königs erregten, entgegen.

Das polnische Pferd ist von den Dichtern besungen worden; es lebt in den Sagen und theilt den Ruhm der alten Sieger der Türken in den traditionellen Erinnerungen der Nation.

Wir lassen hier eine jener Balladen folgen:

Der Tod des Kriegers.

„Der Nebel ist auf das blaue Meer gefallen, und der Schmerz auf das glühende Herz; der Nebel wird von dem Meere nicht verschwinden und der Schmerz wird sich nicht aus dem Herzen entfernen.

„Auf der fernen Ebene glänzt kein Stern; es ist ein kleiner Holzhaufen, welcher raucht. Neben dem Holzhaufen liegt ein seidener Teppich, und auf dem seidenen Teppich liegt der junge Held.

„Er drückt sein Tuch auf die Todeswunde, um das brennende Blut zu stillen. Neben ihm steht ein stolzes Roß, welches mit seinem Fuß auf die feuchte Erde stampft, als ob es mit seinem Herrn sprechen wollte.

„Stehe auf, junger Held, sagt es zu ihm; setzte dich auf meinen Rücken und ich will dich in dein Geburtsland, zu deinem Vater, zu deiner Mutter, zu deinen Verwandten, zu deinen kleinen Kindern und zu deiner jungen Gattin tragen.

„Der junge kühne Held seufzt; seine starke Brust klopft; seine weißen Hände fallen erschlafft zurück; aus seiner tödtlichen Wunde fließt sein Blut und er spricht zu seinem Pferde:

„Ach, mein gutes, mein treues Roß; mein Kamerad im Dienste des Zaren, sage meiner Gemahlin, daß ich mich mit einer anderen Frau verheirathet habe, daß der scharfe Degen uns getraut und daß der gespitzte Pfeil uns vereinigt hat.“

An gewissen Festen lassen sich die jungen Mädchen ein Pferd und einen Wagen geben und fahren durch das Dorf, indem sie singen:

„Auf den Wiesen, auf den grünen Wiesen, auf dem zarten Grase ließ der gute Bauer seine starken Pferde weiden. Ihre Füße sind mit Seide umbunden, ihre Mähnen mit feinen Perlen geschmückt. Warum trinken sie nicht das Wasser der Quelle? Warum fressen sie nicht das zarte Gras? Warum bleiben sie unbeweglich stehen? Sie ahnen ein Unglück; sie haben es vorausgesehen, daß sie eine lange Reise machen sollen.“

Die Pferderennen sind in Polen sehr alt; sie sind heute noch das Lieb-

lingsvergnügen der jungen Polen. Die berühmtesten werden gewöhnlich in den Alleen von Uiardow gehalten.

Polen war, in Verbindung mit Lithauen, einst eine mächtige Nation; aber eine Spannung entstand unter den Großen und jeder verkaufte seinen Theil am Königthum sowohl aus Haß, als aus Rache. Seit zwei Jahrhunderten haben zehn Theilungen stattgefunden und die verhängnißvollste fand zu der Zeit statt, als Keiner ihnen mehr helfen konnte.

Es ist selbstverständlich, daß die Pferderace unter solchen ungünstigen Verhältnissen nicht gedeihen konnte, aber haben wir auch über das jetzige polnische Pferd nichts zu sagen, so ist dieses schöne Land doch nicht für immer dem Unglück geweiht; eines Tages wird es seine Ruinen wieder aufbauen; es wird stolz und frei wieder im Schatten fruchtbringender Institutionen athmen; das polnische Pferd wird einst den besten Pferden den Rang streitig machen. Die Zukunft wird die Prophezeihung des Dichters wahrmachen:

„Die Felder, welche man durchwandelt, sind nicht mehr der Ruthe des Despotismus unterworfen; ein freies und tapferes Volk macht sie mit seiner Arbeit fruchtbar und vertheidigt sie mit seinem muthigen Arme; die Burgen, die sich auf den Hügeln erheben, sind nicht mehr verödet; auf der Zinne höre ich das Horn des Wächters, welcher die Ankunft einer Schaar bewaffneter Männer meldet; die Ritter reiten stolz mit ihrer eisernen Rüstung, mit ihrem Helm, auf welchem der Federbusch flattert, und mit ihrem funkelnden Schwert über die Zugbrücke. In den Städten hallen die Glocken, die Kirchen sind wie an einem Festtage geschmückt; die Pfeifen und Cymbeln ertönen mit den Volksgesängen; eine fröhliche und lärmende Menge drängt sich in den Straßen und auf den Plätzen und eilt nach den mit Blumenkränzen bedeckten Thoren und nach den mit symbolischen Zeichen geschmückten Triumphbogen. Auf dem Wege sieht man von fern eine Staubwolke wogen und in dieser Wolke erkennt man die Hetmans mit ihren feurigen Rossen und ihren breiten, von Edelsteinen funkelnden Schwertern; die Palatine mit ihrem goldnen Gürtel, und die Schaaren großer Herren, die reicher, als Könige sind und die Legionen von Edelleuten, welche die Beute ihrer Feinde im Triumphe tragen und die Häuptlinge der tartarischen Stämme als Gefangene mit sich führen. Seid gegrüßt, ihr glücklichen Tage Polens, ihr Tage der Herrlichkeit und der

Freude, wo die Liebe zum Ruhme alle Herzen in Wallung brachte, wo das Lächeln der Schönheit sich mit dem Siege vereinte. Seid gegrüßt, ihr edlen Söhne des Landes, Sobieski, Kosciusko, ihr Alle, die ihr für die Ehre eures Vaterlandes gekämpft, die ihr es am Rande des Abgrundes geschützt habt, und die ihr es würdet gerettet haben, wenn es hätte gerettet werden können."

Sechstes Kapitel.

Armorikanische Pferde: Dänemark, Holstein, Belgien, Holland. — Pferde des Nordens: Schweden, Norwegen, Finnland, Island und Lappland. — Ungarn. — Serbien.

Die großen und starken armorikanischen Pferde findet man nach der Weltkarte auf einem Flächenraume von ungefähr acht Graden. Sie werden in Frankreich von der Bretagne bis zu den grünen Thälern des Calaisis, und in England von Falmouth bis zu der Tweed, welche dieses Königreich von Schottland trennt, wieder angetroffen. Wir wollen uns hier nur mit denjenigen Ländern beschäftigen, welche man als die Wiege der kräftigen Zugpferde betrachtet hat, im Gegensatz zu der leichten Race, deren Wiege dem Orient zugeschrieben wird. Diese beiden Typen, sowie alle diejenigen, welche man auf der ganzen Erde findet, sind das Produkt des Bodens und des Klima's. Wie alle anderen können sie durch Verpflanzung in andere Breitengrade oder durch die Pflege und die Sorgfalt des Menschen modificirt werden. Es ist jetzt erwiesen, daß man die reinste orientalische Race bis zur tiefsten Stufe der Entartung erniedrigen oder ihr eine übertriebene Dicke beibringen kann, und wenn man ferner dem dicken Pferde nicht leicht die graziöse Form des orientalischen Pferdes wiedergeben kann, so liegt der Grund darin, daß es in allen Dingen leichter ist, hinab- als hinaufzusteigen.

„Leicht steigt man hinab zum dunkeln Avernus,
Aber den Schritt umwenden hinauf zur Bläue des Himmels,
Das ist Arbeit und Mühe.“

Das Pferd, welches in jeder Beziehung an der Spitze dieser Familie zu stehen verdient, ist das dänische Pferd, welches den letzten Ring dieser prächtigen Kette bildet, welche sich vom Conquet in der kleinen Bretagne bis nach dem Skogen in der Diöcese Alberg erstreckt. Dieses Pferd, welches wir im

Mittelalter unter dem Namen „Schlachtpferd“ und in unseren Tagen unter dem Namen „Kutschenpferd“ kennen, ist und war das Pferd für alle Arbeiten des Friedens und des Krieges. Dänemark ist, wie wir gesehen haben, seit alten Zeiten durch seine Pferderace berühmt und sein Name bedeutet: Land der Reiter. Die Römer schätzten die dänischen Pferde sehr, welche sie an ihre Wagen spannten und aus ihnen größtentheils ihre Reiterei bildeten. Während des ganzen Mittelalters wurde das dänische Pferd, besonders als Turnierpferd oder als Schlachtpferd, allen andern vorgezogen; es war das große Pferd der Sage, woher das Sprichwort gekommen ist: „Auf großem Pferde reiten.“ Das dänische Pferd war in der That ausgezeichnet durch seine Größe, durch seinen stolzen Kopf mit kleinen Ohren, durch seinen Stern auf dem Kopfe und durch seine feinen Lippen, welche „aus einem Glase hätten trinken können“, wie die alten Stallmeister sagten. Sein Hals war majestätisch, seine Schultern ein wenig rund, seine Glieder stark und gut gebaut, seine Mähne und sein Schweif dicht und wellenförmig, seine Füße etwas zu breit, welche letztere Eigenschaft es der Feuchtigkeit des Bodens und der Wiesen verdankte.

Aber was es besonders auszeichnete, das war sein schönes glattes Haar, das getigert oder weiß, wie Milch war und das ihm ein ganz eigenthümliches Aussehen gab. Das dänische Pferd stammte aus der Kreuzung der orientalischen Hengste mit einheimischen Stuten ab; wahrscheinlich waren dies spanische und Berberpferde, welche durch die Form ihres Kopfes merkwürdig waren. Die zur Pferdezucht günstigsten Länder sind Oldenburg und Jütland. Diese Pferde mit der breiten Brust, mit dem stolzen Gange, die im Allgemeinen außerordentlich gelehrig waren, kamen im sechszehnten Jahrhundert in Gebrauch, als die Kutschen und Wagen üblich wurden. Nicht bloß die Könige und großen Herren ließen es sich für ihre Equipagen kommen, sondern das dänische Pferd diente auch, als man sich systematisch mit der Pferdezucht beschäftigte, als Muster des Kutschenpferdes. Der alte Schriftsteller Winter zählt es zu den besten Pferden, welche bei der Errichtung eines Gestütes zur Veredlung der Race gebraucht werden können. Wie günstig oder ungünstig man auch über diese Kreuzung mit den europäischen und namentlich mit den französischen Racen urtheilen möge, so viel muß man wenigstens anerkennen, daß seit zwei Jahrhunderten das Pferd, welches wir eben beschrieben haben, sich wunderbarer Weise am besten für die Arbeit eignete, für die es bestimmt ward. Das schöne dänische Pferd ist durch seine Eigenschaften und sogar

durch seine Fehler das vollkommene Kutschenpferd. Dieser stolze Kopf, diese dünne Ganasse, dieser schnelle und gemessene Gang, diese wallende Mähne, dieser dichte Schweif, dieser etwas niedrige Rücken, wodurch der Hals etwas länger zu sein scheint, und endlich dieses glänzende Haar, so war, so ist noch das Kutschenpferd, aber die Kutschen sind nicht mehr!

Die Könige von Dänemark besaßen seit vielen Jahrhunderten in der Nähe von Kopenhagen ein prächtiges Gestüt, wo man noch vor Kurzem nahe an zweitausend Pferde unterhielt. Diese Pferde waren an dem einen Schenkel mit einem Buchstaben, und an dem anderen mit dem Datum ihrer Geburt gezeichnet. Diese den Spaniern entlehnte Sitte bestärkt noch die Meinung, welche wir ausgesprochen haben, daß die ersten Pferde, die man in Dänemark zur Zucht benutzte, spanische Pferde waren.

Das Herzogthum Schleswig-Holstein, welches an Dänemark grenzt, kann in Bezug auf die Gattung seiner Pferde mit diesem Lande verglichen werden; jedoch giebt die Natur der Wiesen dieser Provinz dem Pferde massivere Formen und stärkere Extremitäten; aber die sorgfältige Pflege und die vortheilhafte Einführung fremder Typen haben diese natürlichen Mißverhältnisse modificirt. Auch haben sich die holsteinischen Pferde einen hohen Ruf als Kutschenpferde erworben. Der Ackerbau, die Viehzucht und vorzugsweise die Pferdezucht haben in diesem Lande merkwürdige Fortschritte gemacht. Die Einfuhr der Pferde ist einer der Hauptzweige des Handels, und, Dank den unermüdlichen und patriotischen Anstrengungen des Königs von Dänemark, der das Vollblutpferd in seine Staaten einführte, das holsteinische Pferd steht in der obersten Reihe unter den Pferderacen des Nordens. Wir sind hier dem hippiatrischen Herzog von Holstein, dem Verfasser vortrefflicher Werke über die Pferdezucht, doppelten Dank schuldig; er hat noch auf der Insel Alben das Gestüt von Augustenburg errichtet. Obwohl dieses Institut erst einige Jahrzehnte zählt, so gehört es doch schon zu den bedeutendsten in Europa. Das System der Veredelung, das in Holstein befolgt wird, ist das englische; wer Urtheil und Kenntniß besitzt, kann keinem anderen Beispiele folgen; dieselben Ursachen bringen unter gleichen Umständen dieselben Resultate hervor. Die identischen Erscheinungen des Bodens und des Klimas finden sich in diesen beiden Ländern unter gleichen Breitengraden wieder; man brauchte also nur die englische Race an die Ufer der Eider zu versetzen und sie den Gesetzen zu unterwerfen, welche zu ihrer Erhaltung beitragen, um sie eben so vollkommen sich fortpflanzen zu sehen.

Holstein erzeugt jetzt nicht nur genug Pferde zu seinem eigenen Bedarf, sondern es führt auch noch, wie Mecklenburg und Hannover, eine große Anzahl von Pferden aus, welche die der Pferdezucht ungünstigen Staaten sich herablassen müssen, sich von ihm zu erbetteln.

Das gegenwärtige belgische Pferd ist das ehemalige flämische Pferd. Das Wort „flämischer Kerl“ dient als Spitzname zur Bezeichnung eines großen und plumpen Menschen. Diese Benennung kennzeichnet hinlänglich das belgische Pferd, welches niemals ein anderes Verdienst als das der Schwere und Größe gehabt hat. Der Typus des flämischen Pferdes herrscht besonders auf den Schlachtgemälden des achtzehnten Jahrhunderts vor; die flämische Schule war damals auch wirklich wegen der Wahrheit und Natürlichkeit ihrer Darstellungen berühmt. Die Maler dieses Landes copirten das Pferd, das sie vor ihren Augen sahen, und vermischten damit einige Formen des antiken Pferdes, das unter dem Namen „heroisches Pferd“ bekannt ist, und es ward Sitte, die Kämpfer, die Helden und Könige auf fabelhaften Kolossen, die nur auf der Leinwand existirten, reiten zu lassen.

Viele Personen und sogar Künstler sind noch der Meinung, daß die Krieger des Mittelalters auf Pferden ritten, die heute unsern Zugpferden mit starkem Kopf, dickem Hals, wellenförmiger Mähne, rundem Kreuz, behaarten Beinen und breiten und platten Füßen ähnlich sind, während die antiken Bas-Reliefs, die Glasmalereien und die Vignette der Missalien, die alten Teppiche und Urkundensiegel sie unter einem naturgetreuen Bilde darstellen d. h. unter dem Bilde des schönsten und kräftigsten Halbblutes unserer Zeit. Man benutzte auch Vollblutpferde, wie es die von Richard mitgebrachten Pferde, das spanische Pferd Wilhelms des Eroberers und viele andere beweisen. Von dem Kutschpferde werden wir an einer anderen Stelle handeln und kehren jetzt zum belgischen Pferde zurück.

Seitdem Belgien ein selbstständiger Staat ist, haben die Einwohner des Landes, durch die Weisheit ihres Königs aufgemuntert und unterstützt, Zeit und Muße gefunden, die Landwirthschaft, welche durch die Naturverhältnisse schon so sehr begünstigt ist, auf eine sehr hohe Stufe zu erheben. Die Pferdezucht wird daselbst mit einer Umsicht betrieben, die alles Lob verdient. Man hat das englische System vollständig angenommen, Pferderennen finden auf verschiedenen Rennbahnen statt und verständige und thätige Pferdezüchter lassen es sich angelegen sein, das Land in Bezug auf Pferdezucht berühmt zu machen.

Holland ist kein pferdezüchtendes Land. Sein künstlicher Boden, der von einem fleißigen Volke dem Meere abgerungen ist, liefert nur saftlose Wasserpflanzen; die stets mit Feuchtigkeit geschwängerte Luft entwickelt nur lymphatische Masse; und welche Mühe sich der Mensch auch geben mag, er kann die Natur nicht zwingen, in einem Lande, in welchem die ewigen Gesetze es verbieten, ein kräftiges und edles Roß zu erzeugen. Das holländische Pferd ist der Typus der stärksten Race der Zugpferde; es ist groß; sein Kreuz ist eingebogen; seine Beine sind dick und behaart und seine Füße breit und platt. Man sieht die schönsten Exemplare dieser Race in den Straßen Londons den Wagen des Bierbrauers ziehen, mit glänzendem Geschirr bedeckt und mit rothem Kopfputz geschmückt.

Das beste holländische Pferd ist das friesische, das ehemals unter den starken europäischen Racen einen guten Ruf hatte; sein Haar war schwarz; es war noch das armorikanische Pferd, aber es war größer und stärker geworden. Neben dieser eingeborenen Race hatte jedoch der besonnene und fleißige Bataver Mittel gefunden, eine besondere Gattung zu schaffen, die sich durch Schnelligkeit und Energie auszeichnete. Das Pferd „Hartdrave" oder Harttraber war besonders am Ende des vorigen Jahrhunderts berühmt; der Hartdrave hatte gewöhnlich schwarzes oder braunes Haar; seine Brust war tief, sein Kopf plump, seine Beine mager; es war hochgewachsen und sein Hintertheil, besonders an den Hüften, stark gebaut. Der Gang dieser Pferde war ein unregelmäßiger Trab, der zwischen dem halben Paßgang, dem steigenden Schritt und dem kurzen Trab der englischen und armorikanischen Pferde die Mitte hielt.

Zur Zeit, wo es auf dem Continente noch keine Chausséen gab und das Sattelpferd das einzige schnellste Transportmittel war, stand der Hartdrave auf dem Gipfelpunkte seines Ruhmes; aber in unseren Tagen, wo unglaubliche Verbesserungen in ganz Europa das ehemalige Straßensystem geändert haben, ist bei den Reichen das englische und deutsche Pferd an die Stelle des Harttrabers getreten. Es ist verschwunden, wie alle Dinge verschwinden; wie die Einrichtungen, die keine Grundlage mehr haben; wie die Götter, deren Altäre umgestürzt sind.

Das zum Dienst des Menschen geschaffene Pferd ist, wie der Hund, dasjenige Thier, welches alle Verschiedenheiten des Klima's am leichtesten erträgt, wenn es in den gemäßigten Regionen die Blüthe seiner Kraft,

Energie und Schönheit erreicht, so begleitet es seinen Herrn nach der heißen Zone und folgt ihm auch noch bis nach dem eisigen Nordpol.

Den anderen Thieren sind besondere Zonen und Grenzen angewiesen, in welchem sie nur allein leben können. Aber das Pferd und der Hund, scheinen, wenn auch bedeutende Veränderungen in ihnen stattfinden, je nach dem Klima und nach den Bedürfnissen sich mit einem neuen Leben zu bekleiden und zu verwandeln. Das Pferd des Nordens ist zwar nicht mehr der orientalische Renner mit der glatten Haut, den seidenen Haaren, noch das kräftige Schlachtroß der fruchtbaren Thäler der armorikanischen Gegenden; aber es ist noch der brauchbare und folgsame Diener, der Freund der Familie; es ist der zottige batavische Klepper oder der Ponny der Orkaden mit der wallenden Mähne. Die Nationen des Nordens schlummerten lange in ihrer wilden Kindheit; sie erwachten erst zum Leben, als die alte Welt zusammenbrach. Sie gingen auf der blutigen Spur Attila's oder sie bestiegen als Begleiter Rollo's die normännischen Barken; wir haben schon von ihren Pferden und von ihrer Reitkunst gesprochen. Wir beschäftigen uns hier nur mit den neueren Völkern, welche jetzt den europäischen Norden bewohnen.

Wir beginnen mit Schweden: die Pferde dieses Landes haben keinen großen Ruf; diejenigen, welche die Aristokratie besitzt, haben, ungeachtet der glücklichen Kreuzungen mit orientalischen und englischen Pferden, dennoch eine große Aehnlichkeit mit den dänischen Pferden, von welchen sie abstammen. Im Allgemeinen ist die Race des Landes klein und hat eine angemessene Körperbildung; sie sind kräftig und schnell, wie alle Gebirgspferde. In mehren Provinzen überläßt man sie während des Winters auf großen Ha'deländern sich selbst und fängt sie im Frühling zur Feldarbeit und zu anderen Diensten wieder ein. Im Allgemeinen sind die Schweden gegen ihre Pferde nicht so mitleidig, wie ihre Nachbarn die Dänen; oft sieht man ein armes Thier nach einem langen Marsche oder nach anstrengenden Arbeiten keuchend am Wege stehen und Disteln und Gesträuch fressen; manchmal giebt ihm sein Führer einige harte Brodrinden, aber dieser Luxus ist äußerst selten. Zum Glück hat die wohlwollende Natur, welche für das arme, seiner Wolle beraubte Schaf den Wind erträglich macht, auch dem schwedischen Pferde eine dicke Haut und einen geduldigen Charakter gegeben und es mit einer Genügsamkeit ausgestattet, die mit den schmalsten Bissen, die von dem Tische der Vorsehung fallen, zufrieden ist.

Norwegen ist kein den Pferden günstiges Land. Seit den ältesten Zeiten

beschäftigen sich die Bewohner mit Seefahrt; aber obgleich auch hier noch das Pferd gute Dienste leistet, so besitzt es doch nicht mehr jene Grazie und Schönheit, deren es sich in den bessern Ländern erfreut. Das norwegische Pferd ist von mittler Größe; sein Kopf ist stark und sein Hals kurz, sein Haar ist lang und ohne Glanz; sein Schweif ist dicht und wellenförmig; im Allgemeinen hat es ein ärmliches Aussehen; und obgleich es als Zugpferd noch sehr brauchbar ist, so wird es doch meistens nur als Lastthier benutzt.

Eine Art von Pferden zeichnet sich jedoch unter dieser entarteten Race aus; dies ist der Traber, der dort seit undenklichen Zeiten einheimisch ist. Dies Pferd hat sich unter den nordischen Racen durch seine Schnelligkeit und Unermüdlichkeit einen bedeutenden Ruf erworben. Im Sommer an leichte Wagen, und im Winter an Schlitten gespannt, durchfliegt es ungeheure Entfernungen. Viele Gegenden Norwegens haben noch keine Straßen, und die Einwohner haben dennoch das Pferd beibehalten, aber mehr als lebendige Maschine, die den Reisenden von einem Orte zum anderen trägt, denn als Theilnehmer an dem Vergnügen und Ruhme des Menschen.

Das isländische Pferd steht auf der untersten Stufe der Thierleiter; es badet seine lange Mähne in den Fluten des Eismeers, und dennoch bewahrt es noch einen eigenthümlichen Charakter, der es vor allen Thieren der Schöpfung auszeichnet.

Das isländische Pferd ist gewöhnlich von mattbrauner Farbe; es hat langes Haar, einen buschigen Schweif, ein kurzes, eingebogenes Kreuz, eine breite Brust, einen kurzen Hals, kleines Auge, eine starke Ganasse, magere und wenig behaarte Beine, aber feste Sehnen, einen gut geformten Huf, und sein Wuchs erhebt sich nicht über drei bis vier Fuß.

Jeder Isländer, reich oder arm, macht seine Reisen nur zu Pferde und die Sagen des Landes bewahren noch das Andenken an die Dienste, welche dieser kostbare Diener einer jeden Familie erzeigt hat; auch besteht in der verräucherten Hütte des Bauern der Ehrensitz aus gebleichten Pferdeköpfen, die man in den ungeheuren Wäldern gefunden hat.

Wir können die Schilderung des isländischen Pferdes nicht besser beschließen, als indem wir folgende Stelle aus einem Werke von Marmier hier folgen lassen:

„Alle Reisen werden mit Pferden von einer eigenthümlichen Race gemacht; diese Pferde sind klein, wie die korsischen, stark und gewandt wie die pyrenäischen und gelenkig wie die irländischen Ponnys. Die Natur hat sie diesem

armen Lande, wie zur Entschädigung gegeben; denn sie sind geduldig, sanftmüthig und außerordentlich genügsam. Der Reisende kann sich auf sie sicher verlassen, wenn er Berge erklimmt oder wenn er über Sumpfmoor gehen muß. Der Instinkt leitet sie über alle Gefahren und Hindernisse. Wohin sie ihren Fuß setzen, da ist der Boden sicher; wenn sie hin und her tappen, so ist dies ein Beweis, daß sie ihren Weg suchen; wenn sie dem Zügel nicht gehorchen wollen, so ist dies ein Zeichen, daß der Reiter sich irrt. Wenn sie den ganzen Tag gelaufen haben, so läßt der Isländer sie frei auf die Felder gehen; sie fressen das Moos an den Felsen und kommen am anderen Morgen frisch und gestärkt wieder. Im Winter ist das Loos dieser armen Thiere sehr traurig. Der Bauer, welcher für seine ganze Heerde niemals Heu genug hat, behält blos ein bis zwei Pferde und jagt die anderen auf's Land. Es ist ein Jammer, wenn man sie bald hierher, bald dorthin laufen sieht, um sich ein wenig Futter und ein Obdach zu suchen. Sie scharren mit ihren Füßen den Erdboden auf, um unter der Schneedecke etwas Rasen zu suchen. Auch gehen sie an die Meeresküste, wo sie nach Wurzeln und Kräutern suchen; manchmal nagen sie sogar die nassen Bretter der Schiffe an. Wenn der Frühling wieder erscheint, sind viele von ihnen vor Kälte und Hunger umgekommen und diejenigen, welche diesen Plagen widerstanden haben, sind so abgemagert, daß sie sich kaum aufrecht erhalten können; aber sobald der Schnee geschmolzen ist und das Gras wächst, so erhalten sie bald ihre Kräfte wieder." Ferner sagt Marmier: „Wer die Natur unter verschiedenen Gesichtspunkten studirt, muß sich über die armseligen Thiere freuen, welche in einem undankbaren Lande, wie es Island ist, alle Entbehrungen und Mühseligkeiten des Menschen theilen. Sollten auch diejenigen, die niemals mit der Noth der Thiere Mitleiden haben, über mich lachen, so gestehe ich doch gern, daß ich auf meinen Excursionen in Island oft den Kopf meines Pferdes zärtlich gestreichelt habe, das mich so geduldig über felsige Wege trug und das niemals meine Ungeschicklichkeit im Reiten mißbrauchte. Wenn ich mich hinreißen ließ, es zu schlagen, weil ich es den Kopf hängen und einen anderen Gang annehmen sah, so fühlte ich gewissermaßen Gewissensbisse, als ob ich eine Ungerechtigkeit begangen hätte.

„Im Anfange des Monats Juni ist es immer sehr schwierig, sich gute Pferde zu verschaffen. Im Winter giebt man ihnen nur sehr wenig Futter; daher sind sie äußerst abgemagert, wenn man sie im Frühling wieder auf die

Weide führt, wo sie zur Erholung und Stärkung eine Zeit lang bleiben müssen."

Ungarns Hauptgestüte sind: Mezochegyes und Babolna und Radautz in der Bukowina. Das Erstere ist das bedeutendste von allen und das älteste. Es wurde im Mittelalter gegründet und hatte ursprünglich die Bestimmung, der Armee gute Pferde zu liefern. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gab ihm der Kaiser Joseph den Namen: Kaiserliches Gestüt für die leichte Kavallerie. Es bestand damals ausschließlich aus ungarischen Stuten und Hengsten; später hatte es auch siebenbürgische und circassische Hengste, mecklenburgische Stuten und Hengste von verschiedenen Racen und aus verschiedenen europäischen Ländern; jetzt sind arabische Hengste in vorwiegender Anzahl darin vorhanden.

Die Anstalt umfaßt ein Gebiet von ungefähr 50,000 Morgen; es besitzt dreitausend Pferde, darunter eintausend Zuchtstuten.

Die Gestütbeamten werden aus den verschiedenen Kavallerieregimentern genommen; die Stalldiener sind gewöhnlich ausgediente Kavalleristen; zum Pflegen der Pferde wählt man vorzugsweise Böhmen; zum Hüten der Heerden Ungarn und zu Ochsentreibern Slavonier.

Dieses Gestüt liegt an einem großen Hügel in einem schönen und äußerst fruchtbaren Lande. Der Landbau, der hier in ausgedehntem Maße getrieben wird, ist durch keine administrative Maßregel in den Verbesserungsplänen, welche die Erfahrung und die Theorie an die Hand geben, gehemmt.

Das Gestüt von Babolna wird als das zweite des östreichischen Staates betrachtet; es liegt an dem rechten Ufer der Donau in einer großen Ebene; es besitzt 5555 Morgen Land und ungefähr tausend Pferde.

In dem Gestüte von Babolna befinden sich die kostbarsten arabischen Hengste; außerdem hat es Hengste von der Race Kladiup, die sich durch ihre Größe und ihren Körperbau auszeichnen. Die Zuchtstuten sind von ungarischer Race; auch sind einige arabische Stuten daselbst.

Das Gestüt von Radautz datirt vom Jahre 1792: es liegt in dem Bukowiner Kreise, der ein ganzes Land umfaßt, das an Siebenbürgen, an Ungarn, Gallicien, an die Moldau und Walachei grenzt, und siebenzehn Dörfer hat. Die Zahl der in diesem Gestüte unterhaltenen Pferde betrug anfänglich nur 450, aber bald stieg sie bis auf 1500. Diese Zahl würde übrigens noch viel beträchtlicher sein, wenn man die Remonten dazu rechnete,

die aus ukrainischen, bessarabischen, moldauischen und walachischen Pferden gebildet werden.

Das arabische Blut ist noch immer die Grundlage der Racenveredelung in dem Gestüt von Radautz, wie in allen anderen öffentlichen Gestüten Oestreichs.

Die Pferde der kaiserlichen Gestüte sind mit dem Anfangsbuchstaben des Namens des Gestüts, in welchem sie gezüchtet sind, bezeichnet; diese alte Sitte ist überall gebräuchlich und vertritt die Stelle der geschriebenen Stammbäume, die eine neuere Erfindung sind.

Privatgestüte sind in großer Menge in Ungarn errichtet; das bemerkenswertheste ist das des Grafen Hunyady, und liegt bei Keffet im Distrikt Neutra. Der vorherrschende Typus für die Veredelung und Fortpflanzung im Gestüt von Keffet ist zwar das arabische Blut; aber nicht auf dieses allein beschränkt sich die Pferdezucht. Wenn der Typus arabisch ist, so ist die Pflege und Behandlung englisch; die Pferde werden gut behandelt, stark genährt und täglich geübt, um in ihnen die Eigenschaften zu entwickeln, die zur Fortpflanzung und zur Arbeit erforderlich sind.

Die Weltrennen, die Jagden, die langen und beschwerlichen Reisen sind die Proben, welche die Zöglinge des Gestüts durchmachen müssen. Mit ungeheurer Schnelligkeit müssen sie große Entfernungen durchlaufen. Sie machen die zweiundzwanzig Meilen, welche Urmany von Pesth trennen, gewöhnlich in dreizehn Stunden, und die achtzehn Meilen, welche Urmany von Wien entfernt ist, in elf Stunden.

Einer der ausgezeichnetsten Hengste des Gestüts von Hunyady war der berühmte Tajar. Die Geschichte dieses Pferdes ist zu merkwürdig, als daß wir sie hier nicht mittheilen sollten.

Tajar war an den Ufern des Nils in dem Gestüte des Pascha geboren; Murad-Bei ritt ihn damals, als der Sultan Bonaparte die Christen nach Aegypten führte. Dieses edle Thier kämpfte gegen die französischen Schwadronen in der Schlacht bei den Pyramiden. Tajar ist in mehr als zwanzig Treffen gewesen, und die zahlreichen Narben, die an seinem silbergrauen Körper sichtbar waren, bezeugten den Antheil, den sowohl das Pferd, als der Reiter an den Gefechten genommen hatten. Tajar kam in den Besitz des Scheiks Emir-Bei, eines der letzten Mameluken, welche den Kugeln der Sieger von Lodi nur entgangen waren, um von albanesischen Kugeln zu fallen. Als der grimmige Mohammed vor seinen Augen diese berühmte Miliz nieder-

metzeln ließ, ward Tajar der Blutlohn; er wurde einem der Sbirren des Sultans zum Geschenk gegeben. Durch diesen Umstand gelang es dem Baron Fechtig, das Pferd zu kaufen. Tajar wurde von ihm nach Cairo eingeschifft; aber die Fahrt war eine gefährliche, denn es entstand ein heftiger Sturm; das Pferd mußte auf dem Verdeck an einer sehr engen Stelle liegen, wodurch sein verwundeter Körper Reibungen ausgesetzt war, die ihm grausame Schmerzen verursachten.

Als Tajar zu Triest ankam, hatte er das Aussehen eines häßlichen und blutigen Gerippes. Pferdekenner entdeckten jedoch bald in ihm den edlen Abkömmling des orientalischen Vollbluts. Heiß und von Veltheim betrachteten ihn als einen der vollkommensten Typen der Schöpfung. Nachdem Appel ihn gekauft hatte, erkannte er bald die Wahrheit des Urtheils, welches jene Männer über ihn gefällt hatten. Sein Name steht in der Liste der kostbarsten Hengste der europäischen Gestüte. Verstand und Gutartigkeit sind bei einem Pferde gewöhnlich die Zeichen vortrefflicher Eigenschaften; Tajar war ein Beweis hiervon; sein Stallknecht schlief oft neben ihm unter derselben Decke. In einer Nacht hatte sich in den Nebenständen ein Pferd losgerissen; Tajar weckte den Schläfer, indem er ihn leise anstieß, wie Bayard an den Schild Reinhold's stieß, um ihm die Ankunft des Feindes zu melden. Wenn er des Morgens aufstand, geschah es mit so wenig Geräusch und mit so großer Vorsicht, daß der Schlaf seines Lagergenossen nicht dadurch gestört wurde.

Das Gestüt von Zinkendorf gehört dem Grafen Szechenyi, und liegt im District Oedenburg, zwölf Meilen von Wien. Diese Anstalt besteht erst seit dem Jahre 1815, und besitzt Hengste und Stuten von englischem Vollblut. Kunst und Natur haben sich zu Zinkendorf vereinigt, dieses Gestüt zu einem der vortrefflichsten in Europa zu machen. Hier werden die meisten Athleten gezüchtet, welche zu den Wettrennen in Ungarn seit einigen Jahren gewählt werden.

Das Gestüt des Fürsten Esterhazy ist eins der berühmtesten in Ungarn; es liegt bei Ozora am linken Ufer der Sio im Distrikt Tolna, und wurde zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gegründet. Ansehnliche Gebäude, grasreiche Hügel und prächtige Wiesen machen es zu einer der vorzüglichsten Anlagen für die Pferdezucht. Der arabische Typus ist mit dem englischen Typus in dem Gestüte von Ozora vereinigt; man züchtet daselbst alle Arten von Pferden: starke Kutschenpferde, Kriegspferde, Jagdpferde, Rennpferde.

Nicht weit von dem Hauptgestüte befindet sich noch ein anderes, wo noch

das ungarische Pferd, der ausgeartete Sohn des orientalischen Pferdes, gezogen wird.

Das Gestüt von Deregighaza gehört dem Grafen Coraly; sein Gebiet umfaßt einen Raum von fünfzig Meilen. Es erstreckt sich von Feleyghola bis nach Mezo-e-Hegyes und enthält mehre Städte und Dörfer, die von mehr als zwanzigtausend Menschen bewohnt werden.

Diese große Domäne ist fast ausschließlich der Pferdezucht gewidmet. Man kann sich einen Begriff von der Anzahl dieser Thiere machen, wenn man bedenkt, daß die einzige Gemeinde Vasathety nicht blos ein Gestüt von Stuten altungarischer Race, sondern auch noch sechszehn andere Anstalten unterhält, von denen jede zweihundert Stuten zählt, deren Fohlen zur Remonte der Dragoner und Husaren erzogen werden.

Das Gestüt von Biber liegt in Steyermark und besitzt schöne Weideplätze in einer gebirgigen und zugleich fruchtbaren Gegend. Die Zahl der Stuten beläuft sich ungefähr auf achtzig; der arabische Typus ist dort vorherrschend.

Das Gestüt von Ossiak war ehemals ein Benediktinerkloster, das der Kaiser Joseph II. säkularisirte. Die Natur hatte dieser Gegend ihre Wohlthaten versagt; es bedurfte großer Anstrengungen, um die Lokalität für ihre neue Bestimmung empfänglich zu machen.

Das Gestüt von Nemoschitz liegt in Böhmen an der Elbe und gehört zur Herrschaft Pardubitz. Die Zahl der Zuchtstuten beläuft sich daselbst auf ungefähr hundert; die Hengste stammen aus den großen Gestüten Ungarns und der Bukowina ab.

Das Gestüt von Lengyeltothy ist von einem der größten Pferderenner Europa's, dem Baron von Fechtig gegründet worden. Es liegt in dem District Somoyz am See Balaton, eine Tagereise von Wien. Es ist ausschließlich für die Zucht des arabischen Pferdes und für die Kreuzung desselben mit den starken Racen des Nordens bestimmt. Das Erziehungssystem des Barons von Fechtig entspricht allen Bedürfnissen des gegenwärtigen Dienstes; seine Pferde werden frühzeitig an die Feldarbeit gewöhnt, und ein kräftiges, nahrhaftes Futter entwickelt ihre Organisation und bereitet sie für die späteren Arbeiten vor. Diese Pferde sind in Oesterreich sehr geschätzt. Der Erzherzog Stephan, einer der kenntnißreichsten Pferdezüchter, wählte sie vorzugsweise für die Remonte seiner Ställe. Im Allgemeinen haben diese Pferde einen hohen Wuchs; einen schönen Gang und viel guten

Willen; auf der Jagd und in der Reitbahn leisten sie gute Dienste und eignen sich besonders zum Ziehen leichter Wagen.

Das Gestüt von Lipitza liefert vortreffliche Pferde, die von der spanischen Race abstammen; man benutzt sie hauptsächlich in der Reitschule zu Wien, welche die spanische Schule heißt.

Die Pferde von Lipitza haben den kurzen und eleganten Gang der ehemaligen spanischen Klepper, aber sie sind energischer, als die jetzigen spanischen Pferde und werden sehr alt. Sie zeichnen sich durch ihre starken Hüften und Kniegelenke aus; die Kutschenpferde dieser Race gleichen den größten englischen Kutschenpferden.

Ungarn ist seit den ältesten Zeiten durch seine Pferderacen und durch seine Reiter berühmt. Das Sprichwort sagt: „Der Ungar ist zu Pferde geboren.“ In ihren Sitten und Gebräuchen erinnern die Ungarn mehr an den Orient, als an den Norden, obgleich an den Gestalten der alten Magyaren sich vielfach das mittelalterliche Ritterthum abspiegelt.

Das Pferd war ein Bedürfniß für dieses kriegerische Volk, welches wie die Hunnen des Attila nur zu Pferde kämpfte; auch ließen es sich die ungarischen Herren sehr angelegen sein, auf ihren Domänen zahlreiche Pferde zu halten, und aus der Geschichte wissen wir, daß, als die Magnaten im Angesicht des Himmels ausriefen: „wir wollen für unsere Königin Maria Theresia sterben!“ vierzigtausend Pferde die halbwilden Gestüte dieser heroischen Nation verließen.

Die englischen Wettrennen sind seit Kurzem in Ungarn eingeführt worden. Diese Einrichtung hat ein hierzu bereitwilliges Volk vorgefunden.

Der Ungar sieht es ein, daß Kraft und Schnelligkeit die Grundlagen jeder rationellen Veredelung der Pferde sind. Die Wettrennen, die anfänglich auf Privatsubscriptionen gegründet wurden, erhalten jetzt von Seiten der Regierung einen Zuschuß von zehntausend Dukaten.

Die Rennen finden fortwährend mehr Anklang, und es steht zu hoffen, daß Ungarn, wenn es dem gebieterischen Gesetze des fortschreitenden Zeitgeistes gehorcht, den Ruhm seiner Pferde, die seinen Namen so weit verbreitet haben, nicht untergehen lassen wird.

Die folgende Beschreibung der ungarischen Pferde und der Reitkunst dieses Volkes verdanken wir der Feder eines englischen Reisenden:

„Die Bevölkerung Ungarns ist ein eigenthümliches Gemisch von Slaven, Walachen, Siebenbürgen, Deutschen, Juden und sogar Franzosen; denn

mitten in Ungarn liegt ein von Franzosen bevölkertes Dorf, das jedoch einen deutschen Namen führt; es ist Fünfkirchen. Seine Bewohner haben französische Gebräuche und Sprache beibehalten; aber in den Adern seiner Pferde fließt kein französisches Blut mehr.

„Der Jude ist hier, wie überall, ein Paria, der von einer Gegend in die andere vertrieben wird, und aus den Ländern, welche er durchwandert, sein Gold und seinen Christenhaß mitnimmt. Da alle Usurpatoren des ungarischen Bodens, die sich auf längere oder kürzere Zeit hier niederließen, keinen Einfluß auf die Pferderace ausübten, so wollen wir uns mit ihnen nicht weiter beschäftigen. Blos die türkischen Kriege hätten einige Veränderungen herbeiführen können, aber bei unseren geringen Kenntnissen hierüber können wir nichts behaupten, obgleich man sich der Meinung nicht erwehren kann, daß diese Kriege orientalisches Blut im Lande zurückgelassen haben müssen. Die eigentlich ungarische Nation ist in drei Klassen eingetheilt: in die Magnaten oder großen Grundbesitzer, welche Könige ihrer Vasallen sind; in die Edelleute und in die Bauern.

„Welche Stelle nimmt das Pferd in diesen drei großen Kasten ein?

„Es giebt in Ungarn vier Arten ausgezeichneter Pferde: die eingeborene ausgeartete Race; die in den Gestüten des Landes durch die glückliche Kreuzung mit den aus den nördlichen Provinzen geholten Pferden veredelte Racen; die Jukers und die Halbblutpferde, und endlich die Vollblutpferde.

„Die eingeborene ausgeartete Race gehört ausschließlich der armen Klasse des Landes an. Ihre Pferde sind an ihrem außerordentlich kleinen Wuchs eicht zu erkennen und gleichen den bretagnischen Ponnys; sie haben im Allgemeinen einen dicken Kopf, schöne Augen, schlechte Ohren, eine lange Mähne, einen buschigen Schweif, gut geformte Füße, starke Kniegelenke, ein fast immer rothbraunes, selten graues Haar und einen sicheren schnellen Gang.

„Ihre lebhaften und klugen Augen, ihre mageren und nervigen Glieder, und ihre beispiellose Energie, welche bei dem Mangel jeglicher Pflege allen Beschwerden und jedem Wetter Trotz bietet, das sind die Merkmale, welche in dieser Race noch einen edlen Ursprung errathen lassen. Ein ächter Kenner kann sich hierin nicht irren. Ein Unwissender, der Ungarn gleichgiltig durchreist, wird freilich, wie jener Engländer sagen: „Es giebt in dem Lande der Magnaten ein kleines Thier, welches in gewisser Beziehung dem Pferde ähnlich, aber nicht größer als ein Hund ist; man nennt es Vorspann, und die Bauern benutzen es zu Feldarbeiten.“ Diese kleinen Thiere, welchen man

in Ungarn den Namen „Pferde" giebt, leisten Vorspanndienste, und wir wollen jetzt die eigentliche Bedeutung dieses Wortes erklären. Die ungarische Post ist nichts anderes, als eine von den Bauern oder von den Edelleuten organisirte Dienstleistung; es giebt davon zwei Arten: die Eilpost oder die Post für die Reichen, die nur auf den Hauptstraßen geht, wird von den besten Pferden der veredelten Race, die im Allgemeinen klein sind, bedient; diese Post geht sehr schnell, aber sie ist sehr theuer; die Reise von Pesth nach Wien machten sie in zwanzig Stunden und zwar bei Schneewetter. Nur im Innern des Landes giebt es den eigentlichen Vorspann: d. h. ein Paar Pferde und den Wagen. In jedem Dorfe ist ein Mann angestellt, der damit beauftragt ist, den Reisenden Postpferde zu besorgen; mit diesem Amte verbindet er auch noch das eines Richters und theilt als solcher gelegentlich Stockschläge aus. Wenn man reist, muß man es vorher von Dorf zu Dorf anmelden lassen, weil man sonst befürchten muß, auf der Straße liegen zu bleiben, denn dieser Frohndienst wird sehr nachlässig ausgeführt. Die Bauerpferde kommen niemals in einen Stall, und werden ziemlich gut gefüttert; sie werden Tag und Nacht in großen Schaaren auf Weideplätzen von einem einzigen Hirten gehütet. Hier holt man sie, wenn man sie zur Feldarbeit und zum Postdienst gebraucht. Diese Race wird nur durch die Gnade Gottes erzogen. Die trächtigen Stuten müssen bis auf den letzten Augenblick arbeiten, sobald das Fohlen auf den Beinen stehen kann, folgt es seiner Mutter oft auf sehr weiten Wegen; auch läßt es sich leicht dressiren, und wenn man es dem Joche unterwerfen will, so läßt der Kampf zwischen dem Menschen und dem Thiere den Sieg nicht lange unentschieden.

„Das kleine Bauerpferd benutzt man in einem großen Theile Ungarns zu Feldarbeiten; der Boden ist leicht, und zwei Pferde können den Pflug ziehen; größtentheils jedoch bedient man sich hierzu der Ochsen und Büffel. Es giebt nichts Sonderbareres, als ein ungarisches Vorspann; hiermit bezeichnet man sowohl das Pferd, als auch den Wagen, wenn nämlich ein langer von Weidenruthen in Form des lateinischen Buchstabens V geflochtener Korb, der auf zwei mit vier Rädern verbundenen Holzgabeln liegt, den Namen eines Wagens verdient. Es ist jedoch das Fuhrwerk aller Bauern; es ist das Fuhrwerk der Hausfrau, die auf den Markt fährt; das des Beamten, den die Pflicht oder das Vergnügen von einer Station zur anderen trägt; und wir haben sagen hören, daß man auf einem Strohbündel liegend, die Pfeife im Munde und von der eintönigen Unterhaltung des Kutschers mit

seinen Pferden in Schlaf eingelullt, unter einem sternenklaren Himmel, wenn das Thermometer nur nicht achtzehn Grad Kälte zeigt, noch sehr schön träumen könne. Der Felddienst wird nur durch Vorspann besorgt; die Regimenter haben keine Gepäckwagen; bei jedem Garnisonwechsel müssen die Dörfer für das Gepäck der Offiziere und Soldaten eine Anzahl Vorspann stellen, die auch noch die Fourrage, die Munition und die Kranken zu fahren haben; dies Alles wird von den Bauern verlangt. Die Bauern reiten fast immer auf einem der vier Pferde des Vorspanns, welche einen hölzernen mit einem Hammelfell überzogenen Sattel tragen; das Sielzeug besteht aus zusammen verbundenen Stücken von Schnur und Leder. Wenn der Besitzer des Karrens selbst fährt, was ziemlich häufig vorkommt, so lenkt er die Pferde mit einem einzigen Stricke nach rechts und nach links oder treibt sie nach Willkür an. Trotz der geringen Pflege, welche der Ungar auf sein Pferd verwendet, liebt er es dennoch außerordentlich; er giebt ihm keine Decke, wenn es erhitzt ist; putzt es nicht, wenn es schmutzig ist und giebt ihm nicht einmal Hafer, weil er vollkommen überzeugt ist, daß es dieses Alles nicht nöthig habe; dagegen verschwendet er an sein Pferd die zärtlichsten Liebkosungen; er behandelt es niemals hart; ein leichter Peitschenhieb, den er ungern giebt, reicht hin, es schneller anzutreiben. Er ruft es immer bei seinem Namen, und diese Namen sind so poetisch, daß unsere Kutscher lachen würden, wenn man sie auffordern wollte, einem so schönen Beispiele zu folgen. Wenn der Ungar eine Anhöhe hinauffährt, so steigt er von seinem Pferde ab, zupft es am Stirnhaar, streicht ihm mit der Hand den Rücken und zerrt endlich am Schweife. Niemals unterläßt er diese Operation; denn er behauptet, daß das Pferd dadurch eifriger und muthiger werde. Wir haben die Wirksamkeit dieses Verfahrens nie begreifen noch den Ursprung desselben uns erklären können.

„Die veredelte Race wird in Privatgestüten und von wohlhabenden Edelleuten gezüchtet. Die Pferde bleiben immer im Freien und werden erst vom zweiten Jahre an mit Hafer gefüttert. Wenn man sie die leichten ungarischen Wagen ziehen sieht, so möchte man glauben, daß es für sie ein Vergnügen und keine Arbeit ist; sie sind so stolz wie ihre Herren; sie tragen ein einfaches Geschirr, das die Schönheit ihrer Formen und das glänzende Haar nicht verdeckt; sie haben weder Koppelkette, noch Schwanzriemen; der ganze Luxus beschränkt sich nur auf den Kopf, wo lange Riemen bis auf die Nase des Pferdes und manchmal noch tiefer herabhängen. Dieser Putz macht eine ziemlich gute Wirkung, und wir ziehen ihn den kleinen rothen Tuchstreifen

und den Glöckchen vor, welche die Polen ihren Pferden anhängen. Wenn die ungarischen Pferde im Winter an die Schlitten gespannt werden, sieht man sie in ihrem schönsten Putz; sie laufen mit Leichtigkeit und ohne Gefahr über Schnee und Eis, und ihre Füße sind ebenso sicher auf einem glatten Boden, wie auf der mit Sand bestreuten Rennbahn.

„Es giebt nichts Schöneres, als den Anblick des ungarischen Pferdes auf den ländlichen Wettrennen, die ohne alle kostspielige Zurüstungen abgehalten werden. Das Kostüm und die gute Haltung des Reiters sind die beste Zierde derselben: ein Dukaten, ein Becher, oft auch ein werthloser Gegenstand sind die Preise, um welche zwanzig bis dreißig junge Ungarn kämpfen. An Hindernissen fehlt es auf der immer holperigen Rennbahn nicht und ihr Eifer wird dadurch nicht geschwächt. Das Pferd, nur mit einem einfachen Zügel und den langen flatternden Riemen geschmückt, ist stolz und unruhig, als ob es den Sieg schon im Voraus ahnte, und der Reiter kann seine Schnelligkeit kaum mäßigen. Dieser sitzt fest auf dem glänzenden Haar seines Renners und braucht zum Antreiben nur die Kraft seiner Kniee; ein Fall vom Pferde ist sehr selten und um den Sieg wird mit Leidenschaft gestritten. Diese Wettrennen werden in allen Provinzen, wo Pferde gezüchtet werden, jährlich zweimal gehalten und finden im Trab und Galopp statt. Das ungarische Kostüm verleiht diesen Versammlungen von Menschen und Pferden viel Schönheit und Originalität. Der kleine runde Hut, die Halbstiefeln, die enge, mit einem ledernen Gürtel festgehaltene Hose und der um die Schultern geworfene Pelz, geben ihnen ein prächtiges Aussehen. Den Pelz tragen sie jedoch nur an Festtagen, wo sie außerdem noch ihre Hüte mit einer Hahnen- oder Adlerfeder schmücken. Die ungarischen Kutscher tragen dasselbe Kostüm und außerdem eine ungeheure Schürze von weißer Leinwand. Wenn der Ungar ein geschickter Reiter ist, so ist er nicht minder ein vortrefflicher Kutscher; nichts gleicht der Kühnheit dieser kaum den Kinderschuhen entwachsenen Wagenlenker; mit einer seltenen Gewandtheit lenken sie vier kräftige Pferde auf abschüssigen Wegen und auf einem oft gefährlichen Terrain; sie besitzen eine erstaunenswerthe Kaltblütigkeit und schwingen auf eine merkwürdige Weise ihre ungeheuren Peitschen; ein Hieb mit der Peitsche wird selten ausgetheilt. Die Liebe zum Pferde ist dem Ungar angeboren; er beschäftigt sich nicht bloß eifrig mit der Veredelung oder der Fortpflanzung der Pferderacen, sondern er liebt auch das Pferd an sich. Die Ungarn suchen einen Ruhm darin, sich durch die Reitkunst auszuzeichnen. In keinem Lande,

selbst nicht in England, giebt es so kühne Reiter wie in Ungarn. Ein Engländer setzt sich gefährlicher Wettrennen und Jagden aus; ja, er wagt sein Leben auf einem Steaple chase; aber er ist nicht allein, er kämpft in Gegenwart eines Publikums, das ihn aufmuntert und anfeuert. Der Ungar läßt sein Lieblingspferd, das gewöhnlich sehr wild ist, satteln; er reitet allein an den steilsten Ort seines Waldes; er kämpft gegen Baumstämme, Hecken und Gräben, die er absichtlich hat machen lassen; so giebt er aus Liebe zur Gefahr sein Leben preis Die ungarischen Jockeys können mit den englischen rivalisiren, und was die Kutscher betrifft, so geben wir den ungarischen den Vorzug. Jünglinge fahren mit vier Yukers in einem Park mit gewundenen Gängen in starkem Galopp, und wenden um Mauern und Baumstämme mit einer Kühnheit und Sicherheit um, die an die Geschicklichkeit der alten Griechen erinnert, welche an den Grenzsteinen ihrer Hippodrome umlenkten. Jedermann kennt in Oestreich den unerschrockenen Ungar, der bei allen Wetten, bei allen Caroussels betheiligt ist; keiner hat ihn noch an Muth und Kühnheit übertroffen; wenn er zu Pferde sitzt, giebt es kein Hinderniß für ihn; im stärksten Galopp reitet er über die gefrorne Donau und lenkt vier wilde Pferde mit keinem andern Sielzeug, als mit den an dem Gebiß befestigten Riemen. Man muß sich selbst gestehen, daß der Ungar nur durch unausgesetzte Uebung zu einer so großen Geschicklichkeit und Kraft gelangen konnte.

„In allen angesehenen ungarischen Familien herrscht in Bezug auf Pferde ein großer Luxus. Es giebt zahlreiche Wagenpferde und Reitpferde. Im Allgemeinen ist bei den Frauen das Reiten nicht sehr üblich, dennoch fangen sie bereits an, Geschmack daran zu finden, der bald zur Leidenschaft ausarten dürfte; denn da sie Anmuth und Kraft besitzen, so werden sie prächtige Amazonen werden. Der ungarische Erdboden ist der Pferdezucht so günstig und die Nation hat eine so große Vorliebe für diesen Industriezweig, daß es kein Wunder ist, wenn daselbst ausgezeichnete Vollblutpferde gezogen werden; man besteht nicht hartnäckig auf dem englischen Pferde; der Ungar versteht nur zu gut die Veredelung der Racen, als daß er nicht von der Quelle das berühmte Blut zu holen wüßte, aus welchem die Sieger fast aller Hippodrome entstehen. Die Yukers und die Halbblutpferde sind Arbeitspferde; man benutzte sie zu zwei großen Touren: nach Pesth und nach Wien; alle Fiaker werden von den Yukers gezogen, die unermüdlich sind und viel orientalisches Blut haben; ihr Hals ist zurückgebogen, ihr Auge ist trübe, wenn sie unthätig,

aber es wird feurig, sobald sie arbeiten. Wenn man sie so traurig und melancholisch sieht, könnte man fast glauben, daß sie an die Triumphe ihrer Vorfahren, an ihre verlorene Freiheit, an ihre großen Weideplätze und an ihr gegenwärtiges Joch denken. Hierin ist es ganz verschieden von dem englischen Pferde, welches mit Stolz seine Hufeisen trägt und sich dem Menschen freiwillig zu unterwerfen scheint.

„Das ungarische Pferd, der Yuker, ist entweder Halbblut oder Vollblut. Wenn es bei glänzenden Festaufzügen seinen Herrn trägt, gleicht nichts seinem Stolze. Diese Feste, denen wir mehre Male beigewohnt haben, erregen in einem Jahrhunderte, wo man nichts mehr, selbst nicht einmal das Schöne bewundert, das Erstaunen aller Fremden. Diese stolzen Magnaten tragen prächtige Kostüme, blitzende Säbel, mit Edelsteinen besetzte Gürtel, Pelzmützen mit Adlerfedern und sammtene mit Pelz verbrämte, um die Schultern hängende Mäntel; der Sattel, die Zügel und die Schabracke der edeln Rosse funkeln von Gold und Rubinen; diese Bischöfe in ihrem schweren Ornate erinnern an die Zeit, wo der Priester den Altar verließ, um die Rüstung anzulegen und die Ungläubigen zu bekämpfen; und die Damen sind mit goldgestickten Schleppkleidern geschmückt, die von vier jungen Pagen getragen werden. Alle Farben und alle Worte würden von dieser Pracht nur ein unvollkommenes Bild liefern; jede Beschreibung gleicht einer Uebersetzung, die, so genau sie auch ist, doch niemals das Original wiedergiebt.“

Unter den verschiedenen Völkerschaften, welche die Grundsätze des Korans verworfen, und welche das Kreuz mit dem nordischen Völkerbunde vereinigte, erkannte man lange eine mächtige Nation; dies war die serbische Nation. Die Serben waren unerschrockene Reiter, sie lebten so zu sagen zu Pferde, und die Barden dieses Landes haben in zahlreichen Liedern den Ruhm der Rosse und der Reiter gefeiert. Diese Lieder schildern uns die Sitten und Gebräuche dieses Volkes und seine Beziehungen zu anderen Nationen.

Der fabelhafte Held Marko erinnert an den Renaud der französischen Sagen. Sein Roß Scharatz erinnert an Bayard. Die Tradition erzählt, daß kein anderer als Marko es reiten konnte. Dieser Held hatte es von einem wandernden Kaufmanne gekauft. Es war damals ein schwaches und krankes Fohlen, aber an gewissen Merkmalen erkannte der Held seine Kraft und seine Klugheit. Er nahm es mit sich, pflegte es, heilte es,

richtete es zu allen Uebungen ab und lehrte es unter anderen Dingen Wein trinken.

Als Marko, so erzählen die Sagen, die erste Flinte gesehen und ihre Wirkung kennen gelernt hatte, zog er sich in eine tiefe Grotte zurück; hier hing er sein Schwert auf; hier schlief er ein und hier nährte sich sein Roß von Moos. Hier wird er wieder erwachen, wenn das Schwert zur Erde fällt und das Roß kein Futter mehr finden wird.

Siebentes Kapitel.

Das Pferd in Amerika und in den Kolonien. — Das südliche Amerika. — Die wilden Pferde. — Die Gauchos. — Das nördliche Amerika. — Die Mexikaner. — Die Prairien. — San-Domingo und Kuba.

Als Christoph Columbus an der unbekannten Küste landete, welche das junge Amerika werden sollte, fand er ein wildes Volk, das jedoch eine gewisse Bildung hatte. Wie kam der erste Mensch auf diese unermeßliche Halbinsel? Welches Volk brachte dorthin die rohen Künste, welche der erstaunte Reisende in seinen Wüsten und in seinen ungeheuren Wäldern antraf? Von wem wurden jene zerstörten Paläste, jene umgestürzten Obelisken gebaut? und wessen Gebeine ruhen in jenen stummen Gräbern, welche das tiefste Schweigen über eine geheimnißvolle Vergangenheit beobachten? Niemand konnte bis jetzt diese Fragen beantworten; Alles beweist nur, daß der Mensch und die Hausthiere dort nicht ursprünglich vorhanden waren und daß die Civilisation der alten Welt schon große Fortschritte gemacht hatte, als ein Zufall, ein Schiffbruch oder ein unbekannter Versuch Amerika zum ersten Male bevölkerte.

Dem sei nun wie ihm welle, das Schiff, welches den ersten Menschen in dieses fruchtbare Land trug, brachte das Pferd nicht mit dorthin. Da ereignete sich eine Thatsache, auf welche wir schon angespielt haben und welche in der Geschichte der civilisirten Welt bemerkt wurde, nämlich der Verfall des menschlichen Geistes, des Verstandes, des Gedankens und der Künste in einem neuen und fruchtbaren Lande und in dem schönsten Klima. Der civilisirte Mensch, welcher fähig ist, Paläste zu errichten, Steine zu glätten und Städte zu erbauen, wurde wild; er vergaß sein Vaterland, seine Götter, seine Sprache und seinen Genius, und begnügte sich mit dem leichten und bequemen Leben, welches ihm ein neues und fruchtbares Land darbot.

Diese Thatsache, die einzig in der Geschichte ist, kommt von der Ab-

wesenheit des edlen Thieres, welches die erste Grundlage zu den Beziehungen bildet, in welche der Mensch mit seinen Nebenmenschen treten muß, wenn er die heilige Flamme der Künste und Wissenschaften unterhalten will. Das Pferd stand, wie wir gesehen haben, an der Spitze aller jungen Gesellschaften und Vereine; wir finden es an der Schwelle aller Nationalitäten, neben dem Zelte der ersten Patriarchen, an den aegyptischen Obelisken; in Griechenland erhob es sich aus der Erde unter dem Dreizack Neptuns; begleitete die flüchtige Dido in das Land, wo Karthago entstehen sollte. Eine nationale Organisation ohne Beihilfe des Pferdes und des Schiffes ist in den Jahrbüchern der Welt ohne Beispiel. Wenn die alten Nationalitäten unterzugehen scheinen, so verlassen sie den Herd, der sie belebt, und nutzen die Triebfedern ab, die sie in Bewegung setzen; aber die Thätigkeit, die Bewegung und das Leben, welche die leichten Verbindungen unter ihnen unterhalten, sind nicht erloschen; sie entzündeten sich anderwärts wieder unter der Aegide zeitgemäßer Institutionen. Nach Aegypten kam Griechenland; nach Griechenland Rom und nach Rom das neuere Europa.

Wenn einige enterbte Parias in den afrikanischen Wüsten ein wildes Leben geführt haben, so lag der Grund darin, daß das Pferd nicht mit ihnen in die Sandwüsten ging, wo sie sich verloren, wie die ersten Bewohner Amerika's, von denen wir jetzt sprechen.

Man kann mit Recht behaupten, daß das Pferd zur Eroberung Amerika's sehr viel beigetragen hat. Die spanischen Reiter, die auf ihren muthigen Schlachtrossen saßen, erschienen diesen kindlichen Völkern, welche sie unterwerfen wollten, wie vierbeinige Riesen, grimmige Ungeheuer, halb Pferd, halb Mensch. Sie leisteten dem mörderischen Degen der Soldaten des Cortez Widerstand; sie ertrugen mit Unerschrockenheit das Feuer der Flinte und den Blitz der Kanone; aber die Waffen entsanken ihnen bei dem Anrücken dieser neuen Centauren; sie fielen auf die Knie und beteten das sonderbare Wesen an, das alle ihre Verstandesbegriffe in Verwirrung brachte.

Lange noch nachher, als sie sich bereits an diesen Anblick gewöhnt hatten, und nachdem sie eingesehen hatten, daß das Pferd ein von dem Reiter verschiedenes Thier war, glaubten sie, daß es sich von den Leichnamen der in der Schlacht gefallenen Besiegten nähre und daß das Pferd, wenn es wiehere, Menschenfleisch verlange. Dieser Eindruck ist, wie ein Reisender sagte, heute noch nicht ganz erloschen; denn man sieht die ächten Indianer sehr selten aus eigenem Antriebe das Pferd besteigen; sie reisen gewöhnlich zu Fuß, wie zur

Zeit Montezuma's. Auch eine ähnliche, und manchmal sogar kindische Abneigung zeigen sie, wenn sie eines großen europäischen Hundes ansichtig werden, und auch diese Hunde werden mürrisch bei dem Anblicke eines Indianers; es scheint, als ob sich beide der schrecklichen Epoche erinnerten, wo der Spanier den unglücklichen Indianer niederritt und auf ihn wüthende Hunde hetzte, die ihn zerfleischten.

Bald jedoch machten sich die Völker Amerika's mit den Pferden bekannt; die Sieger, welche auf Vermehrung derselben bedacht waren, errichteten auf ihren Besitzungen eine große Anzahl von halbwilden Gestüten oder ließen in den Wäldern und Sawanen Hengste und Stuten frei herumlaufen. Ferdinand Cortez ließ es sich besonders angelegen sein, in dieser neuen Welt das Pferd fortzupflanzen. Er beklagte sich bei dem Kaiser darüber, daß ein eifersüchtiger und neidischer Gouverneur die Ausfuhr von Zuchtstuten aus den Provinzen Amerika's nach Mexiko verboten hatte; „denn," sagte er, „die Reise aus dem Vaterlande ist zu weit und der Transport der Pferde zu schwierig und zu kostspielig." Später ließ man orientalische Pferde besonders nach Neu-Galicien kommen und man findet noch heute Spuren von einem reineren und edleren Blute daselbst.

Hundert Jahre nach der Eroberung besaß Amerika verhältnißmäßig ebenso viele Pferde, wie Europa, und seitdem wandern unzählige Roßheerden in den unermeßlichen Wüsten des Landes umher.

Wir wollen zuerst von dem südlichen Amerika sprechen. Hauptsächlich haben sich an den Ufern des La Plata-Stromes die wilden Pferde außerordentlich vermehrt. Man begegnet nicht selten Heerden von mehr als zehntausend. Diese Pferde, die von der spanischen Race abstammen, sind sehr ausgeartet; im Allgemeinen sind sie klein; sie haben einen starken Kopf, dicken Hals und niedrigen Kniebug; ihr Haar ist gewöhnlich rothbraun. Das wilde Pferd gehorcht dem Anführer der Heerde, so daß es scheint, als ob es zum Gehorsam geboren sei; auf das Wiehern des die Heerde führenden Hengstes, sowie auf den Klang der Trompete eilt es in die Ebene, steht still, wendet sich um, sammelt sich in Schaaren, breitet sich aus und rückt in Masse gegen den Feind; vielleicht hat es in dem wilden Leben die Erinnerung an seine ehemalige Zahmheit bewahrt oder der Instinkt, den ihm Gott gegeben hat, treibt es zu dem edlen Gehorsam, der es dem Menschen, dessen Bestimmung Gehorchen ist, ähnlich macht.

Der Instinkt, der diese Pferde zwingt, sich zu ungeheuren Heerden zu vereinigen, macht ihre Nähe dem Reisenden sehr gefährlich; denn wenn er

ihnen begegnet, verliert er oft sein eigenes Pferd. Sobald eine dieser Heerden gezähmte Pferde bemerkt, lockt sie dieselben herbei, und wenn man nicht alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln anwendet, so enteilen diese zu der wilden Schaar und nichts vermag sie alsdann zurückzuhalten. Die südlichen Amerikaner verstehen in hohem Grade die Kunst, die wilden Pferde einzufangen und zu zähmen; sie bedienen sich hierzu eines langen, Lasso genannten Strickes, den sie mit bewundernswerther Geschicklichkeit über das Thier werfen, das sie fangen wollen. In jedem Distrikte giebt es Männer, welche den Weg der Roßheerden beobachten. Diese Männer, welche auf gezähmten Pferden reiten, locken mit diesen die wilden Pferde, die sich aus den Grenzen des Distrikts entfernen, herbei. Die Männer geben sich auch mit dem Einfangen und der Zähmung derjenigen Pferde ab, welche man zur Arbeit und zu anderen Dienstleistungen benutzen will. Um diesen Zweck zu erreichen, locken sie die Heerde an einen Ort, aus welchem sie nicht entweichen kann; nähern sich ihnen und wählen das Thier aus, das sie fangen wollen und werfen ihm den Lasso um den Hals. Das Pferd, das sich umschlungen fühlt, sucht sich frei zu machen und zieht den Knoten nur noch fester; der Athem geht ihm aus; es fällt; zwei Männer stürzen über dasselbe und führen es ab.

Jede dieser wilden Familien hat einen Anführer, der besondere Privilegien in Anspruch nimmt. Er ist der Sultan der Heerde und sein Harem ist sehr zahlreich. Wenn ein Pferd es wagen sollte, seine Rechte anzutasten, so kennt sein Zorn keine Grenzen; im Augenblicke greift es seinen unglücklichen Nebenbuhler an, zwingt ihn zur Flucht und tödtet ihn sogar nicht selten. Der Harem, welcher der Preis des Sieges sein soll, sieht dem Kampfe ängstlich zu. Manchmal erlaubt der Sieger, wie ein ruhmgekrönter Eroberer, dem Besiegten, Augenzeuge seiner Haremsfreuden zu sein, was er gewiß nicht thun würde, wenn er an die Unbeständigkeit des Glückes dächte und wenn er berechnete, daß, wer heute Sklave ist, morgen Herr werden und blutige Rache für die empfangene Mißhandlung nehmen kann.

Die Liebe zum Pferde und das Bedürfniß nach einer schnellen Lokomotion, die nur dieses ihm verschaffen kann, wurzeln so tief in dem Herzen des Menschen, daß sogar die rohesten Völkerschaften schon frühzeitig das Pferd benutzen lernten. Seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts besaßen die Wilden von Buenos-Ayres zahlreiche Roßheerden. Im J. 1680 brachten die Indianer der Missionen sechs tausend Pferde auf, um gegen die Portugiesen von San-Sacramento zu kämpfen.

Die berühmtesten Reiter Amerika's sind die Gauchos, ein Nomadenvolk, welches die Savanen zwischen Buenos-Ayres und Patagonien bewohnt; sie sind ursprünglich Spanier und führen stets zu Pferde ein halbwildes Leben; sie reisen und jagen zu Pferde; sie essen und schlafen zu Pferde. Sie sitzen auf hohen Sätteln, wie sie zur Ritterzeit üblich waren und wie sie noch heute bei den orientalischen Völkern und in unseren Reitschulen in Gebrauch sind. Der Steigbügel besteht aus einem kleinen dreieckigen Stück Holz oder Horn, das wie ein Holzschuh ausgehölt ist. Das Gebiß ist schwer und gleicht den Gebissen, deren sich die ehemaligen Reitschulen bedienten. Die Stiefeln, welche die Gauchos tragen, sind aus dem Leder der jungen Fohlen gemacht, die zu diesem Zwecke geschlachtet werden. Wenn die Gauchos reiten, so stemmen sie sich mit dem großen Zeh im Steigbügel fest, wie es bei den meisten asiatischen Nomadenvölkern gebräuchlich ist. Sie tragen lange und spitze Sporen. Die Gauchos werden für die kühnsten Reiter der Welt gehalten; schnell springen sie auf die wilden Pferde, welche sie mit dem Lasso fangen. Der Lasso, welcher dem Arkan der Tartaren ähnlich ist, wird in ihren Händen zu einer furchtbaren Waffe, mit welcher sie die wilden Pferde und Büffel einfangen, deren Felle ein beträchtlicher Handelsartikel für sie sind. Sie machen auch auf Rehe und Leoparden und sogar auf Rebhühner Jagd, welche sie mittelst einer Schleife, die an einer Gerte hängt, während des Reitens leicht fangen.

Unter allen Ländern des nördlichen Amerika's zeichnet sich besonders Mexiko durch seine Pferde und durch seine Reitkunst aus. Diesem Lande haben die spanischen Sitten in dieser Beziehung ein unauslöschliches Siegel aufgedrückt, welches sogar die Sitten des Stammlandes überlebt hat. Ein Reisender, der sehr geistreich die Araber Algiers mit den Mexikanern vergleicht, sagt hierüber Folgendes:

„Der Ranchero findet, wie der arabische Reiter sein Glück nur in seinem Pferde; es ist sein theuerstes Gut, von welchem er sich nur mit dem Leben trennt.

„Wie bei dem Araber, dreht sich seine Unterhaltung am häuslichen Heerde nur um seinen Leidensgefährten, um die Quelle seiner Freuden, — um sein Pferd; er wird lebhaft, wenn er von ihm spricht; seine Augen funkeln und seine Haare richten sich empor. Er geräth in Begeisterung, wenn er die glänzenden Eigenschaften seines Fuchses oder die unbeschreibliche Grazie seines schwarzhaarigen Tordillo aufzählt.

„Seine Frau kann zu Hause krank sein, seine Kinder mögen ganz nackt in der Sonnenhitze laufen; es ist ihm gleichgiltig, wenn nur sein Pferd eine gute Portion Maisblätter in der Raufe und ein volles Maß Korn hat; der unerschrockene Centaur schläft dann Abends sorgenlos ein und hat die schönsten Träume.

„Wenn der schreiende Dudelsack an Feiertagen das Echo der Gebirge weckt und ein Fest oder das lärmende Vergnügen der Stiergefechte verkündigt, so nimmt der amerikanische Araber seinen kostbarsten Sattel, hängt an den Sattelknopf den ledernen, mit Seide, Gold und Silber gestickten Sack, der an die Dschebira der afrikanischen Araber erinnert, legt seinem Pferde den mit silbernen Sternen und Halbmonden geschmückten Zügel an, schnallt seine Sporen mit den großen Rädern an und reitet in schnellem Galopp davon, indem er dicke Staubwolken hinter sich aufwirbelt. Wie der Araber geht er niemals ohne Waffen aus; aber seine Waffe ist der Säbel; der Karabiner ist ihm zu theuer und das Pulver zu selten; auch der mexikanische Bauer bedient sich des Karabiners nicht, um seine Fantasia auszuführen, sondern der Lanze und des Säbels. Wenn er einen Freund in weiter Ferne bemerkt, so legt er die Hand an das Gefäß seines eisernen Degens, der ihn niemals verläßt, zieht die etwas verrostete Klinge heraus und schwingt sie stolz mehre Male um seinen Kopf; dann stößt er plötzlich ein wildes Geschrei aus, wie der Araber, setzt sein Pferd in Galopp, streckt seine Beine aus, neigt den Körper nach vorn und hält in der rechten Hand den blitzenden Degen. Der Reisende, welcher ihm entgegen kommt, macht es ebenso; die beiden Pferde rennen an einander, stehen plötzlich still und zerwühlen den Erdboden mit ihren Hufen; die Säbel kreuzen sich und das Geschrei erschallt auf beiden Seiten. Nach diesem Kampfspiel, welches an das Zusammentreffen zweier arabischer Scheiks erinnert, besänftigen die beiden Reiter ihre folgsamen Pferde, stecken die Degen ein, und schütteln sich gegenseitig herzlich die Hand.

„Die übrigen Begrüßungen sind eben so bilderreich und emphatisch, wie diejenigen, welche sich bei ähnlichen Gelegenheiten die Araber machen.

„Außer den Stiergefechten giebt es noch andere ländliche Feste, an welchen die mexikanischen Bauern unter einander in der Entwickelung ihrer Körperkräfte und in der Reitkunst wetteifern.

„Auf einem Felde oder auf dem großen Platze des Dorfes wird ein großer Kreis gebildet; in der Mitte desselben wird ein freier Raum gelassen,

wo die jungen Männer mit entblößtem Oberkörper und mit einem seidenen Gürtel um den Leib den Wettkampf beginnen.

„In der Versammlung herrscht ein tiefes Schweigen. So lange die Kräfte der Kämpfer sich gleich sind, und so lange ihre Anstrengungen ohne Erfolg bleiben, hält jeder in gespannter Erwartung seinen Athem an; aber sobald einer der beiden Athleten vor Ermattung seinem Gegner einen Vortheil zu bieten scheint, erschallt aus der Versammlung ein wildes Geschrei, welches den Sieger anspornt und die Energie des Zurückweichenden aufmuntert.

„Die afrikanischen Araber machen jährlich im Frühlinge ähnliche Uebungen. Auf dem Ebenen, welche sich in der Nähe der großen Küstenstädte befinden, versammeln sich unter der Leitung eines alten Scheiks fünf bis sechshundert Reiter zu athletischen Spielen, bei welchen die Jugend des Landes ihre Geschicklichkeit entwickelt und ihre Kräfte übt.

„Die Wettrennen der beiden Länder haben auch mit einander Aehnlichkeit; zwei Reiter galoppiren auf einem flachen Felde, indem sie die Zügel ihrer Pferde zwischen ihre Zähne nehmen oder sie frei flattern lassen, je nachdem sie sich auf die Beine ihrer Pferde verlassen können; dann packen sie sich einander an und suchen sich gegenseitig aus dem Sattel zu heben. Sie halten sich auf den Pferden nur durch den energischen Druck ihrer Kniee fest; dieser Druck beschleunigt den Lauf der Pferde, hält sie dicht an einander und giebt ihnen eine sichere Stütze.

„Beide Männer, beide Pferde scheinen nur einen Leib zu bilden, der auf acht Beinen liegt; sie reiten so schnell, daß man sie bald aus den Augen verliert; die Arme schlingen sich um die Körper; ihre Köpfe richten sich empor und senken sich; denn jeder bemüht sich, den Kopf seines Gegners mit dem Kinne niederzudrücken; ihre Muskeln sind geschwollen und sehen wie Stricke aus. Die Pferde fliegen wie der Blitz und spritzen Schaum und Schweiß auf die braunen Schultern der Athleten.

„Plötzlich streckt einer der beiden Reiter die Beine, treibt sein Pferd mit dem Sporn gewaltsam vorwärts, und giebt zu gleicher Zeit seinem Gegner einen fürchterlichen Stoß, hebt ihn vom Pferde empor und hält ihn einen Augenblick in der Luft zum Beweise, daß er gesiegt hat, und setzt ihn sanft auf den Erdboden nieder.“

Das mexikanische Pferd ist im Allgemeinen nicht sehr groß; es ist sehr propotionirt; es besitzt viel Feuer und Muth. Seine Glieder sind in den

oberen Theilen sehr muskulös; den Schweif tragen sie hoch; dieser wird niemals beschnitten, sondern wird nach der sonderbaren Sitte des Landes mit einer schweren, mit Quasten und Metallblättchen gezierten Lederdecke herabgedrückt. In Mexiko werden die Pferde fast niemals beschlagen, außer bei Wettrennen, Jagden und Gebirgsreisen. Ihr Haar ist gewöhnlich gelblichweiß oder grau.

Der gewöhnlichste Gang der mexikanischen Pferde ist der Paßgang: Sobrepaso. Dieser Gang, der auf Reisen sehr bequem ist, ist in der ganzen Welt bekannt; besonders war er im Mittelalter gebräuchlich; er verschwand allmählig, jemehr die Wagen bei den civilisirten Völkern üblich wurden.

Alle mexikanischen Pferde werden in den unermeßlichen Wäldern oder auf den großen Weideplätzen geboren und erzogen. Hier leben sie bis zum vierten oder fünften Jahre in einem wilden Zustande. Man fängt sie mit dem Lasso, wie im südlichen Amerika, ein. Die meisten Pferde gewöhnen sich schnell an ihren Herrn; ihr Naturell ist sanft, aber feurig; nur haben sie den Fehler, daß sie oft scheu werden.

Von dem Grafen von Regla war ein Gestüt nach europäischen Prinzipien gegründet worden; es bestand aus englischen Vollblutpferden; aber es soll keinen günstigen Erfolg gehabt haben.

Im Allgemeinen benutzt der Mexikaner seine Pferde nur zum Reiten, und zwar nimmt er hierzu nur Hengste und Wallachen. Die Stuten werden ausschließlich nur zur Fortpflanzung gehalten. Zum Wagenziehen verwendet man bloß Maulthiere und Ochsen. Diese alte Sitte hat jedoch einige Ausnahmen erlitten, seit Ausländer und die Postverwalter der Vereinigten Staaten sich der Pferde zum Wagenziehen bedienen, welches Beispiel man überall bald nachahmen wird.

Die Pferde werden in Mexiko hart behandelt; sie erhalten keine Streu, und fressen nur des Nachts; mit Anbruch des Tages werden sie aus dem Stalle geführt; man putzt sie, man badet sie, und sobald die Toilette beendigt ist, werden sie an die Säulenhallen, welche die Höfe umgeben, angebunden; oft werden sie, wie bei den Arabern, schon des Morgens gesattelt. Mit dem Untergang der Sonne werden sie wieder in den Stall zurückgeführt, wo sie nach zwölfstündigem Fasten ein volle Raufe und eine volle Krippe finden. Ihr Futter besteht theils aus reiner Gerste, theils aus Mais; Heu giebt es nicht; manchmal läßt man sie nur die Spitzen der Maisblätter ab-

rupfen. Im Frühling giebt man ihnen eine Zeitlang junges Gras oder man schickt sie auf die Weide. Auf Reisen giebt man ihnen, so lange der Tagesmarsch dauert, nicht das Geringste zu fressen; kaum läßt man sie saufen, wenn man gegen Mittag Wasser findet. Wenn man zur Herberge kommt, führt man sie im Schritt auf und ab, bis sie sich abgekühlt haben; alsdann wird ihnen der Sattel abgenommen oder man läßt sie im offenen Hofe der Herberge frei herumlaufen, wo sie während des Nachts aus den Krippen fressen, die unter den Wagenschoppen stehen, oder sich auf der Erde wälzen.

Kein europäisches Pferd hat in Betreff der Reisen so gute Eigenschaften, wie das mexikanische Pferd, dessen leichter Gang, Kraft, Geschicklichkeit, Mäßigkeit und Sicherheit auf den gefährlichsten Wegen, auf Abhängen, und bei dem Durchschwimmen der Ströme nicht genug bewundert werden können.

Die Pferderennen im Mexiko sind nach ihren gegenwärtigen Einrichtungen nur englischen Ursprungs. Die hier residirenden Engländer haben, wie überall, die Sitten, Gebräuche und Vergnügungen ihres Vaterlandes auch dort eingeführt. Die Vorzüge der amerikanischen Pferde, die Geschicklichkeit der Reiter und die Leidenschaft der Einwohner für Hasardspiele haben diesen neuen Zeitvertreib begünstigt und befördert. Die glänzendsten Wettrennen werden von den Engländern geleitet. Eingeborene Mexikaner haben jedoch bereits für denselben Zweck Gesellschaften gebildet, welche sich täglich vermehren.

Wir geben in Nachstehendem die interessante Beschreibung eines Wettrennens, die wir der Feder eines Augenzeugen verdanken:

„Ich will zuerst von einem sehr schönen Pferderennen sprechen, dem ich beigewohnt habe und das auf einer Ebene in der Nähe von Mexiko stattfand. Neun Engländer, vier Mexikaner und ein Kolumbier hatten fünf und zwanzig Pferde von inländischen Racen, deren jedes einen spanischen Namen hatte, auf die Rennbahn geführt. Diese Pferde waren kräftig, gelenkig und sehr schön. Die Rennbahn war, je nach der Art des Rennens sechshundert bis zwölfhundert und niemals über funfzehnhundert Fuß lang. Diese Entfernung erscheint in Vergleich mit den europäischen Rennbahnen sehr klein zu sein. Aber wenige Pferde würden wegen der dünnen Atmosphäre, welche auf dem hohen Plateau von Mexiko herrscht, einen längern Lauf aushalten, während die gewöhnlichsten Pferde dieses Landes eine Entfernung von 13 bis 15 Meilen ohne große Anstrengung täglich theils im Trab, theils in kurzem Galopp durchlaufen.

„Die Wettrennen fanden auf einer mit Schranken umgebenen Rennbahn statt. Einige Pferde wurden von den Herren, andere von den Jockeys geritten. Diese trugen kostbare englische Anzüge.

„Die Gewichte wurden wie bei den europäischen Wettrennen geregelt; das leichteste betrug 126 Pfund und das schwerste 146 Pfund. Tribünen waren für die Damen und für die privilegirten Zuschauer errichtet worden; eine große Menge blieb zu Pferde oder in ihren Wagen.

„Die größte Zahl der Zuschauer stand an den Schranken; unter den fünfhundert Reitern, die alle in Nationalkostüm waren und den Kampfplatz umgaben, ritten mehre auf prächtigen Pferden von der edelsten Race. Einer der Sieger war ein schönes graues Pferd, das Carabolo hieß und einem jungen Kolumbier gehörte."

Derselbe Schriftsteller wohnte einer noch bedeutenderen Versammlung bei, welche eine ungeheure Menge von Zuschauern herbeigezogen hatte. „Mehr als zweihundert Equipagen," sagt er, „waren mit Damen besetzt; mehr als tausend Reiter und Tausende von Fußgängern hatten sich auf der Rennbahn eingefunden; elegante Zelte, Balkone und Tribünen waren für die bevorzugten Zuschauer errichtet worden.

„Zwei und zwanzig Pferde kämpften um verschiedene Preise, deren jeder ungefähr 1200 bis 1300 Thaler betrug. Die Entfernung, die sie zu durchlaufen hatten, war auf 1500 Fuß abgesteckt worden."

Nicht bloß in dem südlichen und Central-Amerika giebt es wilde Pferde, sondern sie haben sich auch von Mexiko aus nach den nördlichen Gegenden verbreitet.

Die ungeheuren, westlich vom Mississippi liegenden Prairien nähren noch jetzt zahlreiche wilde Pferde, die einst das Gebiet der Kutonni-Indianer bewohnten; aber sie werden täglich seltener; und nur noch im Norden zwischen dem 42. und 45. Breitengrade trifft man beträchtliche Heerden an. Die jungen Hengste gehen in gesonderten Schaaren, und man fängt sie leicht durch die Stuten, die man in ihre Nähe bringt. Die Kutonnis besitzen eine außerordentliche Geschicklichkeit in der Art und Weise, wie sie den Lasso nach ihnen werfen. Nach der Behauptung des Majors Long legen die Osagen einen großen Werth auf diejenigen Pferde, welche eine seltene Leichtigkeit besitzen. Um sie einzufangen, stellen sie Jagden an, die manchmal bis an den Red River in Kanada ausgedehnt werden. Wenn die Jäger einige dieser Pferde entdeckt haben, so theilen sie sich in drei Abtheilungen, von denen zwei sich

auf dem Wege aufstellen, den die Thiere nehmen müssen; die dritte übernimmt die Verfolgung der Pferde und treibt sie an den Ort, wo man sich in den Hinterhalt gelegt hat.

Die Perde haben einen hohen Preis und sind, so zu sagen, ein nothwendiges Bedürfniß für die Nomadenstämme, welche die großen Ebenen von Karkatschwan und Missuri durchziehen; die Pferde tragen ihre Zelte und ihre Familien von einem Orte zum anderen, und der lebhafteste Wunsch und der einzige Ehrgeiz eines jungen Indianers beschränkt sich auf den Besitz eines schönen Pferdes, das er zur Jagd, die er leidenschaftlich liebt, brauchen kann.

Die Pferde eines feindlichen Stammes stehlen gilt als eine ebenso große Heldenthat, als der Sieg über seinen Gegner auf dem Schlachtfelde. Die Entfernung, welche ein Indianer durchreitet, und die Entbehrungen, die er auf seinen Exkursionen zu ertragen hat, sind unglaublich. Wer ein Pferd hat, wagt nicht, sich dem Schlafe zu überlassen; er setzt sich vor die Thüre seiner Hütte, hält den Zügel in der einen und seine Flinte in der anderen Hand, während sein Pferd mit gebundenen Beinen hinter ihm steht. Trotz dieser Vorsicht kommt es oft vor, daß der Jäger vor Ermattung wider seinen Willen einschläft; nach einigen Augenblicken wird er plötzlich aufgeweckt durch den Galopp seines Pferdes, das ihm soeben gestohlen worden ist. Die Spokans, deren Gebiet in der Nähe von Kolumbien liegt, und mehrere andere Indianerstämme essen sehr gern Pferdefleisch, welches einen Theil ihrer Nahrung bildet.

Chateaubriand giebt auch eine Beschreibung von dem halbwilden Pferde Amerika's, und knüpft daran die poetische Erinnerung an zwei Floridianerinnen, denen er in der Wüste begegnet ist:

„Die Hengste, die Fohlen und die Stuten nebst den Stieren, Kühen und Kälbern fingen an zu fliehen und um uns herum zu galoppiren; in dieser Verwirrung wurde ich von den Kreeks getrennt; eine große Schaar von Pferden und Menschen versammelte sich an dem Saume eines Waldes. Plötzlich bemerkte ich von fern meine beiden Floridianerinnen, welche von kräftigen Händen auf zwei ungesattelte Rosse gehoben wurden. O Cid, warum hatte ich nicht deine schnelle Babieca, um sie einzuholen? Die Stuten fliegen davon, die ungeheure Schaar folgt ihnen; die Pferde springen, hüpfen und wiehern zwischen den Hörnern der Büffel und Stiere; ihre Hufen schlagen an einander; ihre Schweife und ihre Mähnen flattern in der Luft; eine Wolke von blutgierigen Insekten umgiebt diese wilde Reiterei; meine Flori-

dianerinnen verschwinden, wie die Tochter der Ceres, welche der Gott der Unterwelt entführte.“

Die Prairien werden von spanischen Kolonisten und von eingeborenen Stämmen bewohnt.

Die Reiter haben die ehemaligen spanischen Sitten und Gewohnheiten beibehalten. Sie tragen den mit Rauschgold verzierten Sombrero, die mit glänzenden Knöpfen besetzte Jacke und die Calzoneros d. h. bunte Hosen, die mit Metallknöpfen überladen sind. Ein kostbarer Gürtel, lange mit Stickereien besetzte Stiefeln, hölzerne Steigbügel, ein mit Silberplatten verzierter Sattel vollenden die malerische Wirkung dieses Anzugs.

Die eingeborenen Indianer, welche alle von Montezuma abstammen wollen und welche man mit dem Namen „Pueblos“ bezeichnet, sind sehr gute Landwirthe, aus deren Ställen die besten Pferde hervorgehen.

Der hervorragendste Indianerstamm ist der der Commanchen, der unter dem Namen des Königs der Prairien bekannt ist. Kein anderer Stamm kann in Bezug auf die Vortrefflichkeit der Pferde und auf die Reitkunst seiner Bewohner mit ihm verglichen werden.

Das Pferd wird von diesem Volke sehr hoch geschätzt; sein Einfluß zeigt sich sogar in den Familienverhältnissen und in den zartesten Lebensereignissen.

Wenn ein Commanche seine Augen auf ein junges Mädchen geworfen hat, von welcher er glaubt nicht abgewiesen zu werden, so schlachtet er eines seiner Pferde, reißt ihm das Herz aus und nagelt dieses blutende Herz an die Thüre seiner Vielgeliebten. Das junge Mädchen läßt es braten, schneidet es in zwei Theile, giebt einen davon ihrem Geliebten, verzehrt den anderen selbst und die Mahlzeit ist die Sanktion des ehelichen Bundes.

Wir können es uns nicht versagen, einem Werke von Duflot de Mofras eine Beschreibung der Leichenfeier eines indianischen Häuptlings, der von seinem Pferde in einen Abgrund geworfen wird, zu entnehmen:

„Um sich einen Begriff von dem Schauplatze zu machen, denke man sich Berge von 12,000 bis 15,000 Fuß Höhe, die auf ihren Gipfeln Schnee und an den Seiten Wälder haben; am Fuße dieser Berge einen reißenden und sehr tiefen Strom, und diesseits des Stromes das hochliegende Plateau einer Wiese; hinter dem Plateau kleine Eichen- und Fichtenwälder, zwischen welchen die aus Büffelhäuten gebildeten Hütten der Indianer hervorragten.

„Unter dem schönsten dieser Zelte, umgeben von den Frauen des Stammes, lag der Leichnam des Häuptlings. Er war mit glänzenden

Farben bemalt, mit einer Büffelhaut bekleidet und seine Haare waren zum Zeichen seiner Würde in einen Büschel zusammengebunden. Nachdem der Kazike, der sein Nachfolger werden sollte, unter höchst ausdrucksvollen Geberden eine Art Leichenrede gehalten hatte, in welcher er den Verstorbenen den Adler des Stammes nannte und seine Tapferkeit mit der des Bären und seine Klugheit mit der des Bibers verglich, wurde der Leichnam mit hirschledernen Riemen auf sein schönstes Pferd gebunden. In die eine Hand gab man ihm seine Lanze und in die andere seinen Bogen; die Haarbüschel seiner Feinde hing man an den Sattelknopf, um seinen Hals die Glasperlen und an seine Arme den Kupferschmuck; hierauf führte man das Pferd, unter dem Geheul der Frauen, auf das Plateau, wo die Krieger zu Pferde einen Halbkreis bildeten, dessen beide Enden sich bis an den Strom erstreckten. Das Pferd nahm in der Mitte dieses Halbkreises Platz, und die Reiter schwangen ihre Waffen und sangen ihr Kriegslied, von dessen wilden Tönen man sich schwer eine Vorstellung machen kann. Das erschreckte Pferd sprang auf dem Plateau mit dem Leichnam hin und her, und dieser wurde durch die Bewegungen des Pferdes bald vorwärts, bald rückwärts gezogen.

„Als das Pferd am Rande des Abgrundes ankam, prallte es zurück; dann ging es bald wieder vorwärts; dann versuchte es die lebendige Mauer, von der es eingeschlossen war und die sich hinter ihm immer mehr verengerte, zu durchbrechen. Das geängstigte Thier machte mehrmals denselben Versuch; aber endlich, erschreckt durch das Geheul der Indianer und von ihren Waffen verwundet, stürzte es sich mit seiner Last in den Abgrund. Die Reiter, die am Rande stehen blieben, sahen es auf den spitzen Felsen zerschellen und in den schäumenden Fluthen des Stromes verschwinden; hierauf begaben sie sich schweigend in ihre Zelte zurück."

Die Vereinigten Staaten haben von den spanischen Gewohnheiten, welche die anderen Theile Amerika's so stark kennzeichnen, nichts beibehalten. Hier muß das Pferd den Bedürfnissen des Volkes dienen; es ist nicht der poetische Bewohner der Savannen; es ist eine geistige und gelehrige Maschine. Das englische Pferd ist nach den Vereinigten Staaten gebracht worden und täglich kommen noch neue Zuzüge an, um unter einem günstigen Klima die Racen fortzupflanzen und zu vermehren.

Diejenige Race, welche mit der aufmerksamsten Pflege in den Vereinigten Staaten gezogen wird, ist die Race der Traber. Das Bedürfniß einer schnellen Bewegung für weite Entfernungen ist der Grund, warum die Be-

wohner dieses Landes an einem Gange, der einer gemessenen Geschwindigkeit am günstigsten ist, Gefallen finden. Schnelle Traber sind mit großen Kosten eingeführt worden. Eine verständige Kreuzung des Vollbluthengstes mit der eingeborenen Stute und besonders die geschickt geleitete Uebung von Geschlecht zu Geschlecht hat dem amerikanischen Traber einen Vorzug verliehen, der einzig in seiner Art ist.

Die Schnelligkeit dieser Pferde übertrifft jetzt die Schnelligkeit aller bekannten Traber. Die Amerikaner lassen es sich unendlich angelegen sein, diese kostbare Race fortzupflanzen und zu veredeln. Trabrennen, beträchtliche Wetten und der hohe Preis der Pferde beleben fortwährend den Eifer des Pferdezüchters. Dazu kommt noch, daß die Regierung der Vereinigten Staaten, welche die große Wichtigkeit des Trabers begreift, durch alle möglichen Mittel die Uebungen und Versuche begünstigt, welche diesen Gang zu erzielen im Stande sind; dagegen aber hat sie die Schnellrennen verboten, weil sie dieselben als unnütz betrachtet, oder weil sie die Nachtheile, welche in England mit dieser Einrichtung verbunden sind, abwenden will.

Wenn auch der Nationalverstand der Amerikaner dafür zu loben ist, daß er die Trabrennen in hohem Maße begünstigt, so muß man doch bedauern, daß die Schnellrennen diese ungerechte Mißachtung erfahren haben. Beide Wettrennen sind nützlich; das eine ist der Zweck; das andere das Mittel; das Vollblutpferd kann nur durch Schnellwettrennen erzogen werden, und so lange die Amerikaner die Schnellrennen nicht annehmen, so lange werden sie in Bezug auf ausgezeichnete Vollblutpferde von dem Auslande abhängen müssen.

Wie das Pferd auf dem großen amerikanischen Festlande unbekannt war, so war dies auch auf den benachbarten Inseln der Fall. St. Domingo verdankte diesen brauchbaren Diener nur den Jesuiten, die ihn gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts dort einführten. Die Pferde vermehrten sich sehr rasch auf St. Domingo, da der Boden und das Klima ihnen günstig waren und in den Savannen reichliches und nahrhaftes Futter wuchs. Man fängt sie mit Schleifen; die alten Pferde brechen häufig die Beine, während sie niederfallen, oder sie erwürgen sich, indem sie durch ihren Widerstand die Schleife immer fester ziehen; die jungen lassen sich leicht zähmen; sie werden zuletzt sogar sehr zahm, aber sie bleiben bisweilen scheu.

Man sagt, daß die Pferde von St. Domingo sich nur mit großer Vorsicht den Flüssen nähern; sie recken die Ohren, wiehern und blicken furchtsam

um sich; ein wunderbarer Instinkt macht sie auf die Gefahr aufmerksam, die ihnen von dem Erscheinen der Kaimans droht. Die Klugheit des Pferdes ist in dieser Beziehung so außerordentlich, daß es seinen Reiter sogar vor diesen furchtbaren Amphibien und anderen gefährlichen Reptilien dieser Kolonie schützt. Wenn sie erscheinen, so entflieht es nicht nur mit seinem Herrn, oft gegen seinen Willen, durch Felsen und Wälder, über Hügel und Thäler, sondern es weigert sich auch den Weg fortzusetzen; es macht Bocksprünge und bäumt sich; durch diese sicheren Zeichen gewarnt, kehrt der Reisende um und dankt seinem Retter und treuen Gefährten.

Der arme Neger, der durch die Natur seiner Lebensweise allen diesen Gefahren mehr ausgesetzt ist, versteht es besser, als jeder Andere, den Werth dieses prächtigen Thieres zu schätzen. Wenn er, nachdem er der Gefahr entgangen ist, in seine Hütte zurückkehrt, überhäuft er sein Pferd mit Liebkosungen, küßt es und theilt mit ihm seinen Mais und seine süßen Pataten; er stellt sein Pferd in geistiger Beziehung sich gleich und ruft in seinem Enthusiasmus aus: „Wenn das Pferd nicht spricht, so liegt der Grund hiervon darin, daß es nicht sprechen will.“ Er nennt es nicht Pferd, sondern Welt; nöthigen Falls würde er es auch Mensch nennen!

Kuba, die Königin der Antilleninseln, besitzt, seit der Eroberung durch die Spanier im Jahre 1511, eine Race eingeborener Pferde, die in den Wäldern und Savannen umherlaufen und den Pferden des amerikanischen Festlandes ähnlich sind; aber außerdem findet man daselbst zwei vorzügliche Gattungen; die eine, ältere, bezeichnet man im Lande mit dem Namen: Marchador; die andere, neuere, nennt man Traber.

Der Marchador hat einen hohen Schritt; es ist das ehemalige Pferd des Kolonisten, mit welchem er, ohne daß es ermüdete, ungeheure Entfernungen durchlief; diese Race wurde, so häßlich sie auch war, in diesem Lande sehr hoch geschätzt; auch jetzt noch ist sie bei vielen Personen sehr beliebt; sie verbindet Klugheit mit Kraft, aber sie widersetzt sich jeder Veredlung, die ihre häßlichen Eigenschaften verbessern könnte.

Die Gattung der Traber entstand aus dem Bedürfniß nach schneller Bewegung; daher eignet sie sich besonders zum Ziehen leichter Wagen.

Die Pflanzer, welche meistens alle Pferdezüchter sind, veredeln diese Race durch Kreuzung mit arabischen und englischen Pferden und bemühen sich, sie mit den amerikanischen Trabern in gleichen Rang zu stellen.

Achtes Kapitel.

Geschichte der Vervollkommnung der Pferderace. — Englische Racen. — Die Sportsmen. — Die Jockeys. — Berühmte Pferde. — Geschichte von Black-Beß. — Wettrennen, Jagden Steeple-chases.

Wir betreten jetzt das Land mit den grünen Hügeln und den weißen Kreidefelsen, das poetische Albion, welches das heutige England ist.

Das englische Volk hat vermittelst eines aufgeklärten Patriotismus, kräftiger Institutionen, einer ausdauernden Geduld und eines eisernen Willens das Zepter der Pferdezucht den trägen Nationen des Kontinents, die doch durch Boden und Klima besser begünstigt sind, zu entreißen verstanden. Von den kleinen Pferden mit den goldenen Mähnen, welche die Soldaten Cäsar's in ihre Schiffe zurücktrieben, bis zu den stolzen Rossen, welche auf seinen Rennbahnen fliegen, hat es in der Veredlung der Racen unendliche Fortschritte gemacht.

Unter allen Völkern erkannten die Engländer zuerst die Möglichkeit, das Werk des Schöpfers umzuarbeiten, das Individuum und sogar die Gattung der Hausthiere nach ihrem Willen umzugestalten, die Muskeln und das Fettsystem zu entwickeln, und die körperlichen Eigenschaften zu beschränken oder zu vermehren. Man wird leicht einsehen, daß die Engländer so handeln mußten. Der Engländer, auf einem im Allgemeinen nicht sehr fruchtbaren Boden wohnend, auf allen Seiten vom Meere umgeben, mit Verstand begabt und mit Reichthum gesegnet, fast immer auf Reisen, wo er die Wunder anderer Länder kennen lernte, — der Engländer mußte die Mittel aufsuchen, wodurch er sich die Annehmlichkeiten des Lebens verschaffen konnte. Unter einem trüben Himmel und in einem kalten Klima erzog er das Pferd der Sandwüste Asien's, auf seinen unfruchtbaren Bergen die Kühe der Schweiz; er akklimatisirte bei sich das chinesische Schwein und das spanische Schaaf; — Alles

dies that er durch hartnäckige Ausdauer und mit Hülfe einer politischen Organisation, welche Freiheit mit Ordnung verbindet. Diesen Gedanken hatten die Alten nicht, auch nicht die Bewohner der unermeßlichen Wüsten Syrien's oder der großen Steppen Rußland's, noch diejenigen Völker, die durch einen zu unfruchtbaren Boden und durch ein zu mildes Klima träg geworden sind. Der Hirnschädel des Menschen muß von dem Hammer der Noth zerschlagen werden, damit ein fruchtbarer Gedanke daraus hervorspringen könne. Die Mythologie hat die Königin der Künste dargestellt, wie sie unter den Hammerschlägen Vulkans aus der Stirn des Herrn der Welt emporsteigt.

In den Jahrbüchern Großbritannien's finden wir zuerst die Celten, deren Reitkünste wir schon an einer anderen Stelle beschrieben haben; dann die sächsische Epoche, die unter dem mysteriösen Einflusse stand, welcher das Ritterthum des Nordens über ganz Europa zu verbreiten anfing. Das Ritterthum hat uns seine Erinnerungen an Krieg und Liebe hinterlassen, mit denen sich der Ruhm des Pferdes und des Reiters verbindet. Zu den barbarischen Völkern England's brachte Alfred, der Zögling Karl's des Großen, eine weit vorgeschrittene Civilisation, und Athelstan übte nach dem Beispiele des französischen Hofes auf der Jagd seine Pferde und Hunde, besuchte persönlich die Rosse seiner Gestüte und erhielt von Hugo Capet einige jener französischen Schlachtpferde zum Geschenk, die damals berühmt waren.

Bekannt sind die Vorschriften, welche das zehnte Jahrhundert zu Gunsten der Pferde erließ; bekannt sind die Gesetze der Ausfuhr und Einfuhr; die Vortheile, welche die Einführung ausländischer Hengste gewährte und das Gesetzbuch von Howel-Dhu, welches den neueren Gesetzbüchern als Vorbild diente.

Man weiß auch, daß man dieser Epoche jene klugen Vorschriften verdankt, welche die Thiere vor der Brutalität des Menschen schützen und welche, obgleich sie schon seit tausend Jahren in England gelten, in Frankreich doch erst in unsern Tagen angenommen worden sind.

Die Geschichte des englischen Pferdes beginnt jedoch, wie die Geschichte England's selbst, eigentlich erst mit der Regierung Wilhelm's I. Jede Nation hat einen civilisirenden Heros, dessen Geist auf seinen Gesetzen, seinen Gebräuchen und selbst auf seinen Vorurtheilen ruht. Wenn seine letzten Strahlen erloschen sind, so verschwinden gewöhnlich die Nationen, wie die

Hirten, die sich in der Wüste verirrten, als der Stern Bethlehem's sie nicht mehr führte.

Wilhelm und seine Soldaten brachten nach England die Reitkunst, welche eine höhere Civilisation schon in Frankreich ausgebildet hatte. Die Helden von Hastings trugen die Sitten ihres Landes dorthin. Die Bretagner führten die Weltrennen ein, die in den alten Volksliedern beschrieben werden; die Franzosen die Jagden und Reiterfeste, und endlich die Normannen die spanischen Pferde und die orientalischen Kreuzungen, welche später in der englischen Race eine so wunderbare Verwandlung hervorbringen sollten.

Es ist bekannt, daß Wilhelm in der Schlacht, in welcher er Harold besiegte, ein spanisches Pferd ritt. Schon zur Zeit Richard's I. war das spanische Pferd eines der schönsten Geschenke, welche ein Fürst seinen Rittern machen konnte. Die normännischen Barone führten in ihren neuen Wohnsitzen die Abkömmlinge ihrer schönen Pferderacen ein, nämlich die kräftige Familie von Armorika mit dem hohen Halse, von welcher wir schon gesprochen haben, und die in ihren Gestüten veredelten Pferde.

Unter den merkwürdigsten Denkmälern, welche uns aus der normännischen Epoche übrig geblieben sind, verdienen die historischen Gemälde, welche unter dem Namen der Tapisserie der Königin Mathilde bekannt sind, die ganze Aufmerksamkeit der Geschichte. Entweder ist dieses Werk auf Befehl dieser Fürstin gemacht worden oder die neuere Penelope hat mit ihrer königlichen Hand während der Abwesenheit ihres Gemahls eine Arbeit vollendet, welche den Ruhm des Königs verewigen sollte. Diese gestickte Sage kann keiner anderen Epoche, als der seinigen angehören, und die sorgfältige Mühe, welche selbst auf die größten Kleinigkeiten verwendet worden ist, beweist die Treue des Ganzen und die Wahrheit des Charakters, der jedem einzelnen Gegenstande gegeben worden ist. Die Pferde spielen darauf eine bedeutende Rolle; erstens ist darauf abgebildet die Reise des Herzogs Harold an den Hof des normännischen Herzogs, dann die Einschiffung, und endlich die Ankunft auf dem englischen Boden und die große Schlacht, welche über das Schicksal Britanniens entschied. Alle Pferde haben einen gleichen Ausdruck; sie offenbaren alle den Charakter der ächten normännischen Race: runde und schöne Formen; einen gebogenen Hals, starke Glieder, wallende Mähnen, ein mächtiges Kreuz und einen buschigen Schweif; aber was vor Allem auffällt, das ist der kurze und rasche Gang, die Haltung des Kopfes und die Leichtigkeit, mit welcher diese stolzen Rosse sich bewegen. In Ver-

gleich zu den Reitern scheinen die Pferde etwas zu groß zu sein; endlich kann der aufmerksame Beobachter an ihnen nicht den Stempel jener normännischen Race verkennen, welche, unter den verschiedenen Namen von Schlachtpferd oder Kutschpferd, ungeachtet aller Ausartungen, Modifikationen oder Verbesserungen, in den Thälern von Cleveland, wie in denen der Normandie den ursprünglichen Typus bis heute bewahrt hat.

Ein charakteristisches Merkmal, welches beweist, wie gewissenhaft und wahr der Künstler bei seiner Arbeit gewesen ist, entdeckt man an dem kleinen Pferde, welches ein Knappe am Zügel hält und welches allein in allen Punkten von den rings herumstehenden Schlachtrossen der Ritter verschieden ist. Offenbar stellt es das kleine kaledonische Pferd oder den wallisischen Pony vor, dessen Schnelligkeit und Kraft es zu einem raschen Lauf tauglicher machten, als die mächtigen Schlachtrosse, welche die vom Kopf bis zum Fuß mit Eisen bewaffneten Krieger trugen.

Erst im Jahre 1121, unter der Regierung Heinrich's I., wurde das arabische Pferd in England eingeführt. Alexander I., König von Schottland, fügte zu den kostbaren Geschenken, welche er der St. Andreas-Kirche machte, ein arabisches Pferd und türkische Waffen.

Vor dem zwölften Jahrhundert ritten die Frauen eben so gut, wie die Männer, eine Sitte, die sich in mehreren Ländern Europa's bis heute erhalten hat. Der Königin von England, einer Tochter des Königs von Böhmen, schreibt man gegen das Jahr 1140 die Einführung der Frauensättel in England zu.

Die Wettrennen wurden immer mehr vervollkommnet. Der Geschichtsschreiber Fitz-Stephen, welcher in der Mitte des zwölften Jahrhunderts schrieb, liefert eine Schilderung von den Wettrennen, welche zu Smithfield, das schon damals durch seine Roßmärkte berühmt war, gehalten wurden.

Er sagt nämlich: „Wenn ein Preisrennen stattfinden sollte, mußten alle diejenigen, welche nur gemeine Pferde besaßen, den Platz verlassen. Auf ein gegebenes Zeichen ritten die Jockeys von den Schranken aus, und durchflogen den Raum, wie der Blitz. Die Hoffnung auf Beifall und Belohnung entflammte ihr Herz; mit der größten Anstrengung kämpften sie um den Preis, trieben ihre Pferde mit der Peitsche und mit dem Sporn an und ermuthigten sie mit der Stimme."

Die Kreuzzüge, welche die Civilisation in Europa bedeutend beförderten,

gaben der Veredelung der englischen Pferde einen ungeheuren Impuls; die englischen Könige und Barone brachten in ihre Heimath eine beträchtliche Anzahl von orientalischen Pferden zurück. Die Chroniken erzählen von zwei Pferden, welche Richard Löwenherz auf der Insel Cypern gekauft hatte.

Kein Thier kann ihnen gleichen,
Nicht Dromedar und nicht Kameel.
In schnellem Lauf, bei meiner Seel'!
Kann keines sie erreichen;
Auch würde sie erhalten kein Mann,
Und böt' er tausend Dukaten an.

Die Regierung des Königs Johann ohne Land zeichnet sich in den Annalen England's durch zwei glänzende Thatsachen aus: durch die Ertheilung der Magna Charta und durch die Beförderung der Pferdezucht. Der Charakter der Usurpatoren und Tyrannen hat oft eine schöne Seite. Das Genie des Bösen ist immer ein Genie, und darum lassen die Menschen sich gewöhnlich hierdurch fesseln. Johann ließ aus Flandern hundert Hengste aus den kräftigsten Racen kommen, und diesen schreibt man die Vaterschaft derjenigen starken Zugpferde zu, die in England eine besondere Gattung bilden.

Diesem Fürsten verdankt man auch die Gründung eines großen Gestüts, in welchem die kostbarsten Typen seines Landes mit sorgfältiger Auswahl vereinigt wurden. Das herrlichste Geschenk, das man ihm machen konnte, war ein schönes Pferd und das untrüglichste Mittel ihm zu gefallen, war die Zucht und Fortpflanzung der schönsten Pferderacen.

Hundert Jahre später kaufte Eduard II. in der Lombardei dreißig Reitpferde und zwölf Zugpferde. Dieser König begünstigte außerordentlich die Pferdezucht in Großbritannien; er bewilligte tausend Mark Sterling (5000 Thaler) zum Ankauf von funfzig spanischen Hengsten, und bat deshalb die Könige von Frankreich und Spanien um sicheres Geleit.

Die Geschichte erzählt von den schnellen Rennpferden, welche Eduard in seinen Gestüten unterhielt, und obgleich man nicht wissen kann, auf welche Gattung von Pferden diese Benennung sich eigentlich bezieht, so ist doch so viel gewiß, daß diese Pferde in Folge der zahlreichen Einführungen ausländischer Rosse, die damals stattfanden, einen hohen Grad von gutem Blut besaßen.

Ein Beweis von der Mühe, welche sich England damals gab, um eine besondere Gattung zu erzeugen, ist das von Eduard erlassene Ausfuhr-

verbot. Man hat diese Maßregel mit Unrecht getadelt; aber es ist gewiß, daß, so lange es für ein Volk von Vortheil ist, die Ausfuhr seiner veredelten Produkte, wenn sie in Ueberfluß oder auch nur in genügender Menge vorhanden sind, zu begünstigen, es eben so lange für eine junge Industrie nachtheilig sein würde, wenn man diese kaum geschaffenen und nicht sehr zahlreichen Elemente der Fortpflanzung, welche habgierige und nicht sehr fortgeschrittene Nationen sich mit Geld verschaffen können, zerstreuen wollte.

Jemehr sich jedoch die Veredelung der Pferde entwickelte, desto höher stieg ihr Preis. Daher kam es, daß Eduard II. im Jahre 1386 gegen die übertriebenen Forderungen der Kaufleute einschreiten zu müssen glaubte; er setzte den Preis der Pferde fest und bezeichnete in seiner Verordnung die Provinzen, welche sich damals ganz besonders mit Pferdezucht beschäftigten. Diese Vorschriften scheinen uns nicht sehr nützlich zu sein und wurden daher auch bald wieder abgeschafft.

Bis zum Ende des funfzehnten Jahrhunderts gab es nichts Bemerkenswerthes in Bezug auf das englische Pferd. Der Kampf der beiden Rosen übte damals einen traurigen Einfluß auf die Pferdezucht aus, und erst unter Heinrich VIII. wurden Maßregeln zur Verbesserung derselben ergriffen.

Damals wurden Vorschriften gegeben, welche die Größe und das Alter der Hengste festsetzten und nach welchen sie nicht auf Weideplätze oder in die Wälder geführt werden durften. Zugleich verbot man auf das Strengste die Benutzung fehlerhafter Hengste und schlechter Stuten.

Die englischen Schriftsteller sind verschiedener Meinung über die Wirkung, welche die despotischen Verordnungen Heinrich's VIII. hervorbrachten Dieser Fürst machte in Betreff der Pferde die Gewalt und den Eigensinn geltend, wovon er in allen Angelegenheiten Beweise gab und die ihn unter die Zahl der berüchtigsten Tyrannen stellten. Es war streng verboten, Pferde unter einer festgesetzten Größe zu besitzen; die Erzbischöfe und die Herzöge mußten sieben Reitpferde von wenigstens vierzehn Handbreiten haben. Jeder Geistliche, dessen Einkünfte sich auf hundert Pfund Sterling (sechshundert und dreiunddreißig Thaler) belief, jeder Privatmann, dessen Frau einen Capuchon à la français oder einen Sammetmantel trug, mußte, bei zwanzig Pfund Sterling Strafe, wenigstens einen guten „Hack“ (Promenadenpferd) haben.

Trotz dieser Vorschriften scheint dennoch die Regierung der Königin Elisabeth der Veredelung der Pferde nicht günstig gewesen zu sein, was

seinen Grund theils in den damaligen Unruhen, theils in dem Geize dieser Fürstin hatte, der ihr nicht erlaubte, die Pferdezucht zu befördern; man sagt sogar, daß sie der Landung, womit die riesenhafte Armada sie bedrohte, nur dreitausend Pferde entgegenstellen konnte. Heinrich IV. schenkte der Elisabeth mehrere französische Pferde, welche die Bewunderung des Hofes erregten; Frankreich hatte damals nicht nöthig, England zu beneiden.

Der Gebrauch der Kutschen wurde in England von dem Grafen Arundel eingeführt, bis dahin machte die Königin ihre Gänge und Reisen nur zu Pferde oder ließ sich in einer Sänfte tragen.

Jakob I. organisirte in England die Wettrennen, welche noch keine besonderen Rennbahnen hatten. Man wählte vorzüglich ein hügeliches und mit allerlei Hindernissen bestreutes Terrain, wie man es noch heute in Betreff der Steeple-chases macht, die ein Ueberbleibsel der alten sächsischen Wettrennen sind.

Vor dieser Zeit begnügten sich die Sieger mit Ehrenpreisen, die gewöhnlich in einem silbernen Glöckchen bestanden; daher stammt der Ausdruck, der jetzt noch gebräuchlich ist: bear away the bell, die Glocke gewinnen, d. h. den Preis bei einem Pferderennen gewinnen. Wir wissen schon, daß früher bei den Römern das Glöckchen, das am Kopfe eines Pferdes hing, ein Ehrenzeichen war, und daß diese Sitte sich noch heute in einigen Ländern erhalten hat, wo die Postillone den Hals ihrer Pferde mit Glöckchen schmücken oder sie an den Zügel hängen.

Die ersten regelmäßigen Pferderennen wurden zu Chester, zu Stadform, zu Enfield und zu Croydon bei London gehalten. Der König ritt oft zur Falkenbeize auf den schönen Ebenen von Newmarket, aber es ist nicht bekannt, daß er daselbst Wettrennen organisirt hätte.

Jakob kaufte von einem Kaufmann Namens Markham ein arabisches Pferd, dessen Preis auf fünfhundert Pfund Sterling (ungefähr viertausend fünfhundert Thaler), eine für die damalige Zeit ungeheure Summe, festgesetzt war. Dieses Pferd hat kein besonderes Verdienst für die englischen Pferdestammbäume gehabt. Man behauptet, daß die Mißgunst, in die es gefallen war, von der schlechten Meinung kam, welche der berühmte Herzog von Newcastle von ihm hatte. Newcastle zählt mit Recht zu den ausgezeichnetsten Reitern und Pferdekennern der Welt. Als Zögling der italienischen Schule verstand er es dennoch, sich von der steifen Haltung frei zu machen, an welcher jene scheiterte; er bildete den Uebergang von der alten Reitkunst der

Turniere und der Karoussels zu der Reitkunst der Jagd und der Rennbahnen. Seine Abhandlung über die Reitkunst ist ein merkwürdiges Denkmal ernster Wissenschaften und Studien, die mit einer persönlichen oft kindischen Eitelkeit vermischt waren. Das Titelbild stellt William Cavendish, Lord Ogle, Grafen, Marquis und Herzog von Newcastle dar, wie er auf einem springenden Pferde reitet, das von mehren knienden Pferden umgeben ist. Unter dem Bilde stehen folgende Worte:

Und wollt' es der stärkste Teufel reiten,
Es riß ihn fort in die fernsten Weiten!

Es kann nicht oft genug hervorgehoben werden, daß die englische Reitkunst und die leichte für Jagden und Wettrennen eingerichtete Ausrüstung der Pferde auf die Verbesserung der Race einen großen Einfluß gehabt haben. Das schwere Rüstzeug hindert die raschen Bewegungen, und die Haltung des Körpers, welche dasselbe erfordert, ermüdet den Reiter. Die Engländer befreiten das Pferd von diesem Gepäck, setzten an die Stelle des plumpen viereckigen Sattels einen kleinen ovalen Sitz, an die Stelle des harten Zügels einen leichten Zügel und sogar nur eine dünne Schnur. Dadurch erhielt das Pferd und der Reiter eine leichte Bewegung, in welcher sie ohne Ermüdung die anstrengendsten Uebungen machen konnten. Der Trab empfing durch die Veränderung des Sattel- und Riemenzeuges eine wichtigere Bestimmung. Die Sitte der Wettrennen zwang den Reiter sein Sielzeug zu vereinfachen und diese Vereinfachung gestattete ihm, die Bewegungen des Pferdes besser zu fühlen und sich so zu sagen mit ihm zu identificiren. Der ehemalige harte und unbequeme Trab, den die Römer eine Strafe und Folter nannten, ist jetzt durch die Engländer eine bequemer Gang geworden, den alle Reiter der ganzen Welt angenommen haben. Die Redensart: „auf englische Manier traben“ muß in die hippologischen Wörterbücher aufgenommen werden; denn die Engländer sind die Erfinder dieser Reitmethode, die in Betreff der Bequemlichkeit nirgends ihres Gleichen hat.

Karl I. führte die Pferderennen zu Hyde-Park und Newmarket ein; er ließ mehre Hengste und Stuten von orientalischem Blut kaufen und ertheilte großartige Belohnungen an die Männer, welche sich in der edlen Beschäftigung mit der Pferdezucht auszeichneten.

Die damaligen Bürgerkriege hemmten den Aufschwung der Pferdezucht, die im ganzen Lande aufzublühen begann. Der Protektor Cromwell widmete ihr jedoch die sorgfältigste Aufmerksamkeit; er selbst besaß mehre berühmte

Pferde, und während ihr Herr Schlachten gewann, trugen seine Rosse den Sieg auf den Rennbahnen davon. Sein Stallmeister Place führte in England den berühmten Hengst „White-Turk" ein.

Karl II. ließ sich die Veredlung des Pferdes ebenfalls eifrig angelegen sein und der Adel der drei Königreiche folgte seinem Beispiele. Ein Palast wurde für den König zu Newmarket errichtet, und für den dortigen Hippodrom wurden von ihm ansehnliche Preise ausgesetzt. Auf seinen Befehl reisten auch zwei berühmte Sportsmen, Sir Christoph Wywill und Sir George Fenwick nach Arabien und brachten von dort mehre Hengste und eine ziemlich große Anzahl von Stuten zurück, welche in der Sprache des Turf unter dem Namen Royal-Mare bekannt sind und auf den Stammbäumen aller englischen Vollblutfamilien stehen. Karl II. war der erste englische König, welcher in seinem eigenen Namen Pferde rennen ließ.

Trotz der Unruhen, welche unter der Regierung Jakob's II. stattfanden, wurde die Veredelung des Pferdes doch nicht vernachlässigt. Dieser Fürst war ein ausgezeichneter Stallmeister und Reiter, aber seine Regierung war zu kurz, als daß sie ihm es gestattete, seine Pläne in Ausführung zu bringen. Man sagt, daß er in seiner Einsamkeit zu Saint-Germain die Leiden der Verbannung dadurch linderte, daß er selbst die Pferde züchtete, deren er sich zur Jagd bediente.

Zu derselben Zeit brachte der Herzog von Berwick aus Ungarn den berühmten Hengst Lister-Turk und andere Pferde mit, unter anderen Barb-Chillaby, Taffolet-Barb u. s. w.

Wilhelm III. gründete eine Reitschule, welche man damals Akademie nannte, deren Leitung er einem ausgezeichneten französischen Stallmeister, dem Major Foubert, übertrug.

Die Wettrennen vermehrten sich, und viele königliche Preise, die unter dem Namen Kings-Plates bekannt sind, wurden den verschiedenen Hippodromen zugewiesen.

Um dieselbe Zeit wurden Selaby-Turk, Darley-White und Yellow-Turk in Großbritannien eingeführt; Darley-Arabian und Curven-Barb gehörten den königlichen Ställen.

Die Regierung der Königin Anna zeichnete sich dadurch aus, daß sie die Pferdezucht für den Bedarf der Wettrennen aufmunterte, die damals in allen Theilen des Königreiches gehalten wurden. Die Königin selbst nahm

daran Theil; sie hatte ihr Gestüt, ihre Jockeys und Zureiter und bildete einen Verein von reichen Pferdezüchtern.

Der Tod dieser Fürstin ist durch ein Ereigniß merkwürdig, welches die Geschichte des Pferdes, wie wir bereits so oft gesehen haben, an die Geschichte des Schicksals der Nationen knüpft.

Den 12. August 1714 kämpfte man auf dem Hippodrom von York um einen goldenen Becher, den die Grafschaft ausgestellt hatte. Der ganze hohe und niedere Adel hatte sich daselbst eingefunden. Die Geschichte erzählt, daß sechsundfunfzig Kutschen, eine für die damalige Zeit sehr beträchtliche Anzahl, auf dem Platze waren. In dem Augenblick, wo die Rennen im höchsten Grade den Enthusiasmus erregten, verbreitete sich das Gerücht, daß die gute Königin gestorben wäre. Sogleich lief ein elektrischer Schauder durch die ungeheure Versammlung; die Politik trat in den Gemüthern an die Stelle des Interesses, welches die Wettrennen einflößten und der Turf ward, wie einst der Hippodrom des römischen Reiches, wo die wichtigsten Staatsfragen durch die rothen und grünen Parteien verhandelt wurden, zu einem improvisirten Klub. Es handelte sich damals um die Wiedereinsetzung der Stuarts oder um die Fortsetzung des oranischen Zweiges. William Bedman und der Erzbischof Daves ergriffen die Gelegenheit; der Adel der Grafschaft, sowie die Mehrheit der Bevölkerung war dem Hause Hannover zugethan; man begab sich in Masse nach York und proklamirte den König Georg; die Häupter der Torypartei wurden verhaftet, London wurde belagert und die Stuarts wurden für alle Zeiten von dem Throne Großbritannien's ausgeschlossen.

Unter Georg I. gewannen die Wettrennen an Ausdehnung und der Geschmack an denselben ward materieller. Die königlichen Preise, von dem einfachen Glöckchen der alten Zeiten schon weit entfernt, verwandelten sich in eine Summe Geld; die Plates wurden durch Preise von 500 Guineen (3500 Thalern) ersetzt.

Georg II. beschäftigte sich sehr wenig mit den Angelegenheiten der Pferde; dies ist vielleicht das einzige Interregnum, welches in der Geschichte des englischen Pferdes vorkommt. Dennoch verdankt man diesem Fürsten mehre Verordnungen, welche den Zweck hatten, die Betrügereien zu verhüten, welche schon damals sich in die Angelegenheiten des Turfs einzuschleichen anfingen. Unter der Regierung Georg's II. erschien auch der arabische Hengst Godolphin.

Georg III. ließ es sich, besonders in seiner Jugend, sehr angelegen sein, die Pferdeliebhaberei in Schwung zu bringen; er munterte zu Wettrennen und zur Reitkunst auf. Ein königlicher Park ward hauptsächlich auf seinen Befehl zu Reitübungen benutzt, denen er sich in Gesellschaft der jungen Hofmänner überließ. Man verdankt diesem Fürsten die Gründung einer Thierarzneischule, welche von Wial de Saint-Bel dirigirt wurde. Die berühmte Eklipse ward unter seiner Regierung geboren.

Der königliche Sportman England's war jedoch Georg IV. Als vollendeter Stallmeister, kluger Pferdekenner, ausgezeichneter Züchter und unermüdlicher Jäger verband er alle Eigenschaften, welche der pferdefreundlichsten Nation der Welt gefallen konnten. Als er noch Prinz von Wales war, hatte er ein blühendes Gestüt gegründet, und seine Pferde hatten in dem Zeitraume von acht Jahren einhundert und fünfundachtzig Preise gewonnen, die beinahe eine halbe Million Thaler werth waren. Damals trat das unglückliche Ereigniß ein, welches diesen Fürsten zwang, sein Gestüt zu verkaufen und eine Zeit lang von den Wettrennen fern zu bleiben.

Es ist bekannt, daß eines seiner Pferde, genannt Escape, das am 20. und 21. November 1791 um zwei Preise kämpfte und am ersten Tage zwar eine schimpfliche Niederlage erlitt, aber am folgenden Tage einen glänzenden Sieg davon trug; bei dieser Gelegenheit circulirten die schmachvollsten Witze über den Jockey Georg's und über ihn selbst. Die ungeheuren Summen, die gewettet wurden, die Eifersucht, vielleicht auch die politischen Leidenschaften, welche damals in den Gemüthern gohren, gaben dieser Begebenheit, welche später mit ganz anderen Augen betrachtet wurde, eine große Wichtigkeit. Im Jahre 1806 erhielt Georg von dem Klub zu Newmarket folgenden Brief:

„Möge das Nachstehende Ew. Königlichen Hoheit nicht mißfällig sein. Die Mitglieder des Jockey-Klubs, welche Ihre Abwesenheit von Newmarket tief bedauern, bitten Ew. Königliche Hoheit unterthänigst, das Vergangene zu vergessen und in Zukunft die Meetings wieder mit Ihrer Gegenwart zu beehren."

Dieser edle und einfache Brief wurde gnädig aufgenommen. Der Prinz, welcher auf verschiedenen Hippodromen seinen Sportsmansrang schon wieder eingenommen hatte, kam wieder nach Newmarket und ließ später sogar seine Pferde dort wiederum rennen.

Ihm verdankt man die Gründung des schönen Gestüts zu Hampton-Court, das unter dem vorigen Könige aufgelöst wurde.

Auf den König des Turfs folgte der König des Meeres; nach Georg IV. kam Wilhelm IV., der berühmte Seemann, der sich damit begnügte das Wettrennen zu Ascot mit seiner Gegenwart zu beehren und den Mitgliedern des Jockey-Klubs jährlich ein Diner zu geben.

Unter dem gnadenreichen Scepter seiner vielgeliebten Königin genießt Großbritannien eines Emporblühens der Pferdezucht, das in der Welt ohne Gleichen ist. Die Königin Victoria hat ihre Freude an den Field-sports; als reizende Amazone versteht sie die Kunst, ein schnelles und feuriges Roß zu reiten; oft lenkt ihre königliche Hand auf den Gängen ihres Parks ein Gespann von kräftigen Ponys; ihre Gegenwart verschönert die Meetings und die Pferderennen, und wenn sie ihre edlen Vasallen, die Nachkommen der alten Gefährten Wilhelm's, besucht, so macht sie die glänzenden Cavalcaden und die Jagden mit, welche das Vergnügen der Nation sind und bei welchen der Prinz Albert ihr königlicher Gemahl sich so vortheilhaft auszeichnete. Ihre Regierung wird in den Annalen England's als die glänzendste gerühmt werden und unter den herrlichen Blüthen, welche die unvergängliche Krone der Victoria bilden werden, wird die olympische Palme nicht vergessen sein.

Wir haben gesehen, welche Fortschritte die Veredelung des Pferdes in England nach und nach gemacht hat; aber man müßte dicke Bücher schreiben, wenn man Anderen ein klares Bild machen wollte von den verschiedenen Racen und Gattungen, welche die Natur und die Kunst in diesem Lande erzeugt haben; von den ausgezeichneten Pferdezüchtern, die sich durch ihre Resultate, durch ihre Siege, ihre Unglücksfälle und ihre Sonderbarkeiten einen Namen gemacht haben; von den Jockeys, die durch ihre Geschicklichkeit und Schurkerei bekannt geworden sind; von den berühmten Pferden, die auf den Rennbahnen Unglaubliches leisteten, und endlich von den merkwürdigen Anekdoten, welche die englischen Chroniken von der Pferdezucht, von den Wettrennen, den Jagden erzählen und deren Hauptheld immer das Pferd ist. Wir können diese interessanten Thatsachen nur andeuten, welche in besonderen Werken und in den Sporting-Reviews in Fülle angetroffen werden.

Zu den englischen Racen gehört erstens jene reine Race, eine exotische Frucht, die durch Geduld und Geld das Heimathsrecht erworben zu haben scheint, ein der Mutterpflanze entnommener Schößling, der fast so ausgezeichnet ist, wie diese, soweit es die Verschiedenheit des Klimas erlaubt und soweit der Wille und die Macht des Menschen mit der göttlichen Schöpferkraft sich messen können. Alsdann kommt die Race von Cleveland mit dem

hohen und stolzen Halse, welche in den grünen Thälern von Yorkshire weidet und eine Schwester der normännischen Race ist. Es ist das untersetzte Pferd von Suffolk, welches dem Pferde der Bretagne so ähnlich ist und welches, wie dieses, als Zugpferd nicht seines Gleichen kennt; denn man sagt sprichwörtlich, daß das Pferd von Suffolk am Lastwagen stirbt. Es ist das ehemalige schwarze englische Pferd und der Typus der nordischen Racen, welches wir an allen Küsten Mitteleuropa's antreffen. Dieses Pferd, welches verständige Kreuzung und Pflege so groß und stark gemacht haben, als ein Pferd nur werden kann, scheint in Folge der Zeitverhältnisse, welche die materielle Kraft des Pferdes, wenn von ihm keine Schnelligkeit gefordert wird, weniger nothwendig machen, im Aussterben begriffen zu sein. Ferner sehen wir den kleinen Pony von Wales, der unter dem Namen Galloway bekannt ist und welcher seit der Zeit, wo er den Damen der Tafelrunde und den Barden, welche die Heimkehr Arthur's sangen, als Reitpferd diente, sich nicht verändert hat. Es ist der Pony der schottischen Berge mit dem wilden Blick und der dichten Mähne, das noch den Glaymore, das große und breite Schwerdt der Bergschotten, an seiner Seite zu tragen scheint. Es ist endlich der gute „Hunter“ der armen Bewohner des grünen Erin, welches wie der Damhirsch mit eingezogenen Hinterfüßen springt und für welches kein Graben zu breit und kein Zaun zu hoch ist.

Die Wissenschaft und die Fortschritte in der Landwirthschaft haben jedoch das charakteristische Zeichen eines jeden Landes verändert. Eine berechnete und den Bedürfnissen der Civilisation angemessene Mischung herrscht jetzt unter allen diesen Varietäten. Die Pferde Großbritannien's werden jetzt im Allgemeinen nicht mehr nach den von der Natur geschaffenen Racen, nach dem Lande und dem Klima, sondern nur noch nach den von der Hand des Menschen umgeformten Gattungen eingetheilt.

Wir wollen die hauptsächlichsten Benennungen anführen, unter welchen in England die verschiedenen Pferdegattungen bekannt sind: Der Thoroughbred oder Blood-horse, Vollblutpferd; Halfbred, Halbblutpferd; der Racer, Rennpferd; der Hack, Promenadenpferd; der Hunter, Jagdpferd; der Coach-horse, Kutschenpferd; der Charger, das Schlachtpferd; der Cart-horse, das dicke Zugpferd; der Cob, das kleine untersetzte und stark gebaute Pferd; der Pony, das sehr kleine Pferd u. s. w.

Jetzt wollen wir auch von den berühmten englischen Sportsmen sprechen. Wenn die Könige, welche auf dem Throne dieses Landes saßen, den prakti-

schen Nutzen der Veredelung der Pferde einsahen, so muß man dagegen sagen, daß die Pferdeliebhaberei auch unter der Aristokratie und unter allen Klassen der Nation sehr verbreitet war. Jeder interessirte sich für die Pferde nach seinem Vermögen und nach seiner Einsicht. Reiche Lords opferten den Pferden den größten Theil ihrer ungeheuren Einkünfte. Lord Grosvenor soll für seinen Pferdestall jährlich drei Millionen ausgegeben haben. Wenn es zufällig einen großen englischen Gutsbesitzer gab, der für seine Person gegen die Pferdezucht gleichgültig war oder wegen seines Alters, seiner Krankheiten oder seiner Angelegenheiten sich nicht damit beschäftigen konnte, so hielt er dennoch einen gut besetzten Stall, ein Gestüt und eine Meute zum Vergnügen seiner Pächter und des Publikums; so hat die englische Aristokratie ihre Macht und ihren Einfluß sich zu bewahren gewußt; sie hat es eingesehen, daß ihre Rechte nur unter der Bedingung, sich den Pflichten zu unterwerfen, fortbestehen konnten. Die Reitübungen sind in England auch populär geblieben und sind dem Armen, der keinen Schilling in seiner Tasche hat, eben so theuer, wie dem reichsten Lord des Königreichs.

Unter den bedeutendsten Männern, welche sich in den Annalen des Turf einen Namen gemacht haben, sind aus den alten Zeiten die folgenden zu nennen:

Der erste Herzog von Buckingham, welchem Helmsley Turk gehört; Fairfax, der Eigenthümer von Marocco-Barb; Lord Harley, welcher das eingeborene Pferd gegen das eingeführte orientalische in Schutz nahm; Christoph Wywill und George Fenwick, welche, wie wir bereits erwähnten, für Karl I. in Arabien Pferde kauften; Lord Darcy, welcher einer der ersten war, welcher Pferde aus dem Royal-Mare besaß; Robert Sulton, welcher den Hengst Holdweß-Turk aus Konstantinopel mitbrachte; Thomas Oglethorpe, welcher einem berühmten georgischen Pferde seinen Namen gab; die Herzöge von Devonshire, Somerset und Rutland, welche zuerst ungeheure Wetten einführten; der Graf Godolphin, welcher dem berühmten arabischen Pferde, von dem wir weiter unten sprechen werden, seinen Namen gab; Frampton, dessen Ruf durch verschiedene Betrügereien und unglaubliche Grausamkeiten befleckt ist. Auf ihn bezieht sich die so bekannte Anekdote von dem Wettlauf Merlins. Dieses Pferd, das bei einer Wette zwischen den Pferden des Nordens und denen des Südens auftreten sollte, machte erst eine Probe mit einem Gegner, der heimlich sieben Pfund Uebergewicht trug, während andererseits sein Concur-

rent auch dasselbe Uebergewicht heimlich trug. Der Erfolg war der Sieg Merlins sowohl bei der Probe, als bei dem darauf folgenden eigentlichen Rennen. Aber Frampton, der in betrügerischer Absicht diese List vorbereitet haben soll, mußte den Schimpf davon tragen. Ihm schreibt man auch noch die Verstümmelung des berühmten Dragon zu; doch ist diese Geschichte glücklicher Weise sehr zweifelhaft.

Später gab es so viele Turfmen, daß es eine Unmöglichkeit geworden ist, sie zu nennen. Wir wollen nur einige hervorheben: Dick-Vernon, der glücklichste Wetter seiner Zeit, der den Wood-Pecker besaß. Man erzählt einen Fall, bei welchem er auf einmal für und gegen mehre Pferde wettete und entweder 10,000 Pfund Sterling (66,666 Thaler) gewinnen oder nichts verlieren sollte. Lord Castlereagh, welcher selbst seine Pferde trainirte; Lord Clermont, welcher den Trompator erzog; Charles Bunbury, dessen Pferdeställe lange berühmt waren; Herzog v. Queembury, bekannt unter dem Namen Old Q, dessen Reiterkunststücke so merkwürdig waren. Man erzählt von ihm folgende Anekdote:

Dick Goodison, der Jockey des Herzogs, sagte eines Tages zu ihm: „Unser Gegner bei dem großen Wettrennen hat mir 600 Guineen (4200 Thaler) angeboten, wenn ich ihn gewinnen lasse." — „Nimm die sechshundert Guineen," erwiderte Queemburh, „und ich werde thun, was ich will." — Als die Pferde ablaufen wollten, näherte sich der Herzog dem seinigen, als ob er es noch einmal untersuchen und liebkosen wollte. „Dieses Pferd muß sich angenehm reiten lassen," sagte er; „ich habe Lust, das Rennen selbst mitzumachen." Hierauf zog er seinen Rock aus, kleidete sich in das Jockeykostüm, schwang sich auf sein Roß und gewann den Preis.

Eine der glänzendsten Gestalten des englischen Turf ist der Oberst Mellish, genannt der Stern von Newmarket. Besitzer eines unermeßlichen Vermögens und von der Natur mit den glücklichsten moralischen und physischen Anlagen begabt, schien er alle Talente in sich zu vereinigen: er war Maler, Bildhauer, Weltmann, Gelehrter, Dichter, tapferer Soldat, einsichtsvoller Landwirth, ausgezeichneter Stallmeister, bewunderenswürdiger Automedon und vor Allem vollendeter Turfist. Es war eine Menge Volks versammelt, als der neue Alcibiades in einer mit vier weißen Pferden bespannten Kutsche zu Newmarket einzog. Der Oberst Mellish hatte acht und dreißig Vollblutpferde in seinem Stalle, siebzehn Zugpferde, zwölf Jagd-

pferde in der Grafschaft Leicester, vier Kavalleriepferde zu Brighton und zwanzig gewöhnliche Pferde.

Wir müssen hier noch den Lord Georg Bentinck erwähnen, welcher, ehe er einer der größten Minister seines Vaterlandes wurde, einer der einsichtsvollsten, thätigsten und glücklichsten Turfisten war.

Die Kunst des Jockey ist in England auf die höchste Spitze getrieben. Diese Menschen haben eine ganz besondere Natur; sie sind durch ihren kleinen Wuchs und durch ihren raschen Gang von der großen normännischen Race, dem allgemeinen Typus der englischen Familien, sehr verschieden; bei und so zu sagen mit den Pferden erzogen, kennen und lieben sie dieselben; sie studiren ihren Charakter, ihre Sitten und Gewohnheiten; das eine ist kaltblütig und will aufgeregt, ein anderes will zurückgehalten werden; bei dem einen muß man die Hinterbeine, bei dem anderen die Vorderbeine antreiben; dieses junge Pferd darf seine Uebungen und Proben nur bis an eine gewisse Grenze machen; ein Schritt weiter würde zu viel sein. Die Jockeys müssen fortwährend im Dienst sein, eine unausgesetzte Aufmerksamkeit beobachten; das Futter auswählen und für eine allen Umständen angepaßte Gesundheitspflege sorgen, die nach dem Wetter, nach den Jahreszeiten, nach den Oertern und nach den Bedürfnissen des Augenblicks verschieden ist. Um ein Pferd zu trainiren, um es für das Wettrennen zu dressiren und um es in allen Proben zu reiten, dazu gehören mehr Combinationen, als zur Verwaltung einer Provinz nöthig sind; dazu gehört ein ruhiger Kopf, ein ehrliches Herz und ein erprobter Muth. „Das Leben des Jockeys,“ sagt ein englischer Schriftsteller, „ist ein Leben von Aufopferung, von Gefahren, von Enthaltsamkeit, von Zwang und Herrschaft über sich selbst. Eine strengere Diät, als die des Trappisten, wird ihm aufgelegt. Die unbedingteste Verschwiegenheit ist eine seiner nothwendigsten Eigenschaften. Wenn die Natur ihn nicht für seinen Stand geschaffen hat, so ist er verloren. Er muß klein, kräftig, mager und muskulös sein; seine einwärts gebogenen Kniee müssen auf seinen krummen Beinen reliefartig stehen; er muß unerschrocken, unempfindlich gegen alle Reizungen, taub gegen alle Beleidigungen, unermüdlich, Herr seiner selbst und an den Schmerz gewöhnt sein; das ist der Mann, der sein Leben jährlich tausendmal riskirt, der mit geknicktem Körper, mit leerem Magen die schwerste Uebung erträgt; dies Alles für die erbärmliche Summe von fünf Guineen (35 Thalern), wenn er den Preis gewinnt, und für drei Guineen (21 Thaler), wenn er ihn verliert.“

Wie die Jockeys der olympischen Spiele, denen man Statuen errichtete und welche die Dichter in ihren Versen besangen, so theilen auch die englischen Jockeys mit den Pferden und ihren Herren den Ruhm des Triumphs; die Namen der berühmten Jockeys gelangen zur Nachwelt, und sie selbst gelten in den Augen der Turfmen so viel, wie Künstler und Gelehrte. Einer der ersten Jockeys, mit denen sich die Annalen des Turf beschäftigt haben, ist Stephan Jefferson, der von seiner guten Stute Miß Neesham unzertrennlich war. Man erzählt von beiden folgende Geschichte:

Ein tauber und grober Bauer findet sich eines Tages bei den Wettrennen zu York ein und will um den Preis rennen; sein Pferd schien mager und leidend zu sein; nach seinem langen und staubigen Haar hätte man schließen können, daß es niemals geputzt worden sei; außerdem schien der Reiter betrunken zu sein. Bei der Erscheinung dieser beiden Figuren entstand in der Versammlung ein großes Gelächter. Bei dem ersten Versuche hatten sie einen schlechten Erfolg, und es fehlte wenig, so wären sie ganz zurückgeblieben; bei dem zweiten Versuche war das Resultat beinahe dasselbe; aber in dem Augenblicke, wo es galt, den dritten Versuch zu machen, trat eine große Veränderung ein; an der Stelle des betrunkenen Bauern erschien ein prächtiger und schlanker Jockey; das magere und schmutzige Pferd hatte sich in einen herrlichen Renner mit glattem und glänzendem Haar und mit einem stolzen Gange umgewandelt. Diesmal trugen der Bauer und sein Roß leicht den Sieg davon, oder vielmehr Stephen und seine gute Stute; denn sie waren es.

Derselbe schon angeführte Schriftsteller spricht von Franz Buckle, wie von einer Berühmtheit des Turf.

Buckle war der Sohn eines Sattlers zu Newmarket. Wegen seiner Magerkeit konnte er auf den Rennen erscheinen, ohne sich erst den qualvollen Schwitzbädern zu unterwerfen, welche seine Kollegen nehmen müssen, um ihr Gewicht zu vermindern. Als Stalljunge bei Richard Vernon gewann er, noch sehr jung, siebenmal den Derbypreis, drei Oaks und zweimal den St. Leger. Oft waren die Pferde, die er ritt, von keiner guten Beschaffenheit und flößten wenig Vertrauen ein. Seine Geschicklichkeit ersetzte Alles. Mit diesem schönen Talent verband Buckle eine große Rechtschaffenheit. Durand ließ zu Lewes ein sehr schönes Pferd laufen; Buckle wettete für dasselbe eine sehr hohe Summe; aber er ritt ein anderes Pferd, welches dem

Pferde Durand's den Preis streitig machte. Buckle gewann den Preis und verlor sein Geld.

Die ungeheure industrielle und geistige Bewegung, welche in England durch die Pferdeliebhaberei entstand, erzeugte viele, in anderen Ländern unbekannte Individualitäten. Außer den Jockeys, den Traineurs, den großen und kleinen Pferdezüchtern, den Roßhändlern, den Turfisten, giebt es Männer, die sich ausschließlich der Pferdewissenschaft, den Wettrennen, den Wetten widmen und welche sich dadurch eine ehrenvolle Stellung erwerben. Unter denselben nennen wir Christoph Wilson, den beständigen Intendanten der Pferderennen von Newmarket, dessen einsichtsvolle Thätigkeit England anerkennt; Batson, den Dechant des Jockey-Klubs; endlich ist Taltersal, für dessen hippologische Specialität es keinen Ausdruck giebt, in Angelegenheiten des Pferdes der nothwendigste Mann der drei Königreiche; er kennt ihre Namen und Stammbäume, er kennt ihre Verdienste und setzt ihren Preis fest; es giebt wenig ausgezeichnete Pferde, die nicht wenigstens einmal durch seine Hände gehen. Er verkauft Alles; er kauft Alles; der Pferdemarkt wird bei ihm gehalten; er liefert die Stammbäume aus; sein Stadthaus ist das Ministerium der Gestüte; sein Landhaus ist eine Anstalt für Pferdezucht. Taltersal ist übrigens ein Mann von Verdienst, von außerordentlicher Thätigkeit, von anerkannter Loyalität und von großer Zuvorkommenheit und Gefälligkeit.

Die berühmten Pferde Englands sind zu bekannt, als daß es nöthig wäre, sie ausführlich zu beschreiben; es wird genügen, mit wenigen Worte an sie zu erinnern.

Es ist allgemein anerkannt, daß die Geschlechtsregister der Vollblutpferde bis zu den arabischen, zu verschiedenen Zeiten in England eingeführten Pferden zurückgehen. Zwei Hengste besonders zeichnen sich in dieser herrlichen Reihe aus und ihr Name wird ruhmgekrönt zur Nachwelt übergehen; es sind Darley-Arabian und Godolphin-Arabian.

Der erste wurde von Aleppo nach England gebracht im Jahre 1707 gegen das Ende der Regierung der Königin Anna, und Godolphin-Arabian war, wie man sagte, ein Berberpferd und kein arabisches; er kam erst nach Frankreich, wo man ihn nicht zu schätzen wußte. Man kennt hierüber das hübsche Geschichtchen von Eugen Sue. Dieses berühmte Pferd, das an einen schlechten Karren gespannt war, wurde von Coke gekauft, der es nach England führte und es dem Kaffehause Saint-James zum Geschenk machte, von wo es in den Besitz des Grafen Godolphin kam. Arabian, den man

anfänglich nicht achtete, ward der Vater von Lath, einem der besten Pferde seiner Zeit. Godolphin-Arabian hatte eine große Anhänglichkeit an eine Katze, die mit ihm im Stalle war. Diesen Zug hatte der berühmte Romanschreiber nicht vergessen, der überhaupt seine glänzende Phantasie auf eine Menge von Umständen verwendet hat, die sonst von der ernsten Geschichte vergessen werden.

Unter den ersten englischen Pferden, die von orientalischem Blute abstammten, sind folgende die bekanntesten:

Flying-Childers, der von Darley-Arabian und der Stute Betty-Leedes erzeugt ward. Dieses berühmte Pferd wurde nach der Sitte dieser Zeit erst im sechsten Jahre zu den Wettrennen zugelassen. Childers war groß und besaß eine außerordentliche Kraft. Die Rennen dieses Pferdes hatten einen so glänzenden Erfolg, daß seine Laufbahn als Renner bald ein Ende fand; denn Niemand wagte, sich mit ihm zu messen.

Eklipse, das berühmteste Pferd, ward den 1. April 1764 geboren. An diesem Tage war eine große Sonnenfinsterniß (Eklipse), der es seinen Namen verdankt. Sein Vater war Marske und seine Mutter Spiletta; es war rothbraun und hatte am Kopf weiße Flecke. Der Herzog von Cumberland, in dessen Gestüt es geboren wurde, verkaufte es an Wildemann und O'Kelly für die mäßige Summe von fünf und siebzig Guineen (525 Thalern). Eklipse war von mittlerer Größe, aber stark gegliedert. Im fünften Jahre betrat es zuerst die Rennbahn zu Epsom und gewann den Preis von 50 Pfund Sterling (333 Thalern). Bei dem zweiten Versuche wettete der Hauptmann O'Kelly, daß es zu einer bestimmten Zei am Ziele ankommen würde. Die Wette wurde angenommen. Eklipse gewann die Wette, und von nun an war sein Ruhm fest begründet.

Eklipse gewann elf königliche Preise. Dieses Pferd erhielt nie einen Peitschenhieb noch fühlte es den Sporn und besiegte leicht alle Pferde, die sich ihm entgegenstellten. Es brachte als Rennpferd und als Hengst seinem Herrn 625,000 Pfund Sterling (4 Millionen Thaler) ein. Dieses berühmte Pferd wurde der Vater von mehr als vierhundert Siegern. Es starb den 20. Februar 1789 im Alter von sechs und zwanzig Jahren. Nach seinem Tode wog man sein Herz, das dreizehn Pfund schwer befunden wurde.

Wir beschränken hier unsere Aufzählungen und verweisen die Leser auf besondere Werke, welche die Geschichte der Helden des englischen Turf enthalten. Es ist häufig die Frage aufgestellt worden, ob die Pferde unserer Tage

schlechter oder besser sind, als ihre Väter. Wir können hier diese wissenschaftliche Angelegenheit nicht gründlich erörtern; sondern wir wollen nur in wenigen Worten sagen, daß, wenn es unter den Pferden unserer Epoche oft ausgezeichnete Individualitäten giebt, man doch gestehen muß, daß Pferde, wie Childers und Eklipse, sehr selten sind.

Die Personen, welche sich mit der Pferdewissenschaft nicht beschäftigen, bilden sich manchmal ein, daß das Rennpferd eine überflüssige Specialität ist und daß das Verdienst eines Pferdes nicht darin besteht, eine Zeit lang geschwinder als der Wind zu laufen, sondern darin, lange und mühsame Anstrengungen auszuhalten. Das gründliche Studium des englischen Pferdes wird sie von diesem Irrthume befreien; denn dieselben Pferde, die so zärtlich erzogen zu sein scheinen und deren aristokratischer Huf, wie man glaubt, nur auf weichem Rasen gehen kann, verrichten täglich auf der Jagd und auf Reisen, bei allen Feierlichkeiten und ernsten Geschäften die unglaublichsten Wunder von Kraft und Ausdauer. Die englischen Schriftsteller erzählen eine Menge von Beispielen, welche die Kraft und Energie dieser ausgezeichneten Race bestätigen. Wir geben hier nur die Geschichte der berühmten Stute Black-Beß, mit welcher kein Pferd einen Vergleich aushalten kann.

Dick-Turpin war einer jener alten Diebe, deren Gattung ausstirbt, seitdem es Eisenbahnen und makadomisirte Straßen giebt. Im Jahre 1737 stand er im Zenith seines Ruhmes. Er besaß eine Stute, genannt Black-Beß, die so schwarz, wie der Flügel des Raben war, ihr Vater war ein arabischer Hengst, und ihre Mutter eine Vollblutstute. Black-Beß vereinigte mit einer großen Schnelligkeit eine so außerordentliche Kraft, daß Turpin mehrmals, wenn er wegen Diebstahls angeklagt war, ein Alibi nachweisen konnte, so daß man nicht an die Möglichkeit seiner Gegenwart an dem Orte des Verbrechens glaubte. Dennoch wurde eine hohe Summe auf die Ergreifung Turpin's gesetzt. Als er eines Abends in London war, wurde er verrathen; ein Polizeibeamter und zwei Agenten, die auf vortrefflichen Pferden ritten, kamen an dem bezeichneten Orte an. Turpin entwich durch eine verborgene Thüre, und sprang auf seine Stute, die ihn im Hofe erwartete. Man verfolgte ihn sogleich und hoffte ihn bald einzuholen, denn man wußte, daß sein Pferd am Abend vorher bereits einen langen Weg gemacht hatte. Die Verfolgung dauerte eine und eine halbe Meile, ohne daß sich Turpin darum bekümmerte. Plötzlich hielt er einen Augenblick still und rief aus: „Bei Gott! ja, so will ich es machen!“ — Er hatte beschlossen, sich nach York zu

begeben, das zwanzig deutsche Meilen von London entfernt ist. Es war sieben Uhr Abends. Turpin galt für den kühnsten Reiter seiner Zeit. Die Gefahr hatte für ihn einen so großen Reiz, daß er sich oft absichtlich verfolgen ließ, um von sich reden zu machen. — „Muth, meine Freunde," sagte jetzt der eine Agent; „unser Mann ist nicht zwei Pistolenschußweiten von uns entfernt; wir müssen ihn ergreifen, ehe er auf einem Seitenwege entschlüpfen kann!" Man näherte sich nun der großen und herrlichen Ebene vom Hamps und die Verfolgung nahm an Interesse zu. Turpin hatte keine Sporen und trieb nur mit der Stimme seine gute Stute an, welche Flügel zu haben und die Gefahr ihres Herrn zu kennen schien. Am Ende der Ebene befindet sich ein Zollhaus, das mit seinem mit Nägeln besetzten Schlagbaum die Straße absperrt; auf das Geschrei der Agenten traten die Zollbeamten heraus und senkten den Schlagbaum. Turpin sprang mit seiner Stute darüber. In dem nächsten Dorfe, durch welches Turpin ritt, traten alle Bewohner ans Fenster auf das fortwährende Schreien der Agenten; aber Turpin setzte ruhig seinen Weg fort, ohne sich sehr zu erhitzen. Schon hatte man vier Meilen gemacht, die Pferde der Agenten trieften vor Schweiß und konnten nicht mehr mit Black-Beß rivalisiren, die noch vollkommen bei Kräften war. Bei der nächsten Post hielt man an und verlangte frische Pferde. Turpin ließ unterdessen sein Thier etwas verschnaufen; es kam ihm ein Fuhrmann entgegen, zu dem er sagte: — „Wenn Du meine Freunde siehst, die mir nachkommen, und wenn sie Dich fragen, ob Du mich gesehen hast, so sage ihnen, daß sie mich in York antreffen würden." — Der Auftrag wird ausgerichtet; die Agenten sahen sich einander an und wußten nicht, was dies zu bedeuten habe. — „Nach York! nach York!" riefen sie aus, — „also geschwind, wir wissen ja immer, daß er nicht weit ist." — „Da ist er, da ist er!" schrien sie auf einmal und trieben ihre Pferde an. Sie hatten wirklich Turpin gesehen, der seinen Weg fortsetzte und sich nicht ängstlich um sie zu kümmern schien. Die Nacht trat jetzt ein und man konnte kaum den Reiter und sein Pferd unterscheiden. — „Gott verzeihe mir!" sagte einer der Polizeiagenten, „ich glaube, er zündet seine Pfeife an; ich sehe die Funken, die aus seinem Feuerzeug fallen; er moquirt sich über uns, aber wir fassen ihn; der Strang ist ihm gewiß, dies soll uns für den Streich, den er uns jetzt spielt, trösten." — Turpin ritt in vollem Galopp durch die Stadt. Eine Stunde später bemerkten ihn die Agenten an der Thüre eines Gasthauses, wo er Bier trank. Man fragte den Wirth, warum er ihn nicht angehalten hätte. — „Ich kannte

ihn nicht," erwiderte er; „er verlangte Bier und gab davon den größten Theil seinem Pferde und warf mir eine Guinee zu, anstatt eines Schillings." — „Rasch, meine Freunde, vorwärts!" rief der Agent; „ich glaube, dieser Wirth ist ein Vetter von ihm, aber ich werde ihn in London anzeigen." — Im nächsten Dorfe, durch das sie kamen, zog ein Esel einen kleinen Karren; die Agenten riefen dem Fuhrmann zu, den Weg mit seinem Fuhrwerk zu sperren. Turpin sprang mit einem Satz über den Wagen und setzte seinen Weg fort. Sieben und eine halbe deutsche Meilen waren jetzt gemacht, und Turpin, der am nächsten Orte etwas anhalten wollte, war vorausgeeilt und verlangte an einer kleinen Herberge, wo man ihn kannte, zwei Flaschen Branntwein und ein rohes Beefsteak. Er wischt seiner Stute den Schweiß ab, gießt die zwei Flaschen in einen Eimer Wasser und wäscht ihr den Leib und die Beine. Hierauf umwickelt er das Gebiß des Zügels mit dem rohen Beefsteak und will weiter reiten. Da treten die Agenten ein; der Groom führt die Stute wieder in den Stall zurück und Turpin reitet nun durch eine andere Thüre weiter. Die Agenten schlagen die Thüre ein, der Stall war leer. Sie setzen die Verfolgung fort und kommen an einen Graben, der fast nicht zu überspringen ist, aber an dessen Ufer sie die Hufspuren eines Pferdes entdecken. Die Agenten wagen nicht die gefährliche Stelle zu überschreiten, kehren wieder um und sehen beim Mondschein Turpin auf den Wiesen galoppiren und über Barrieren und Hecken springen. Sie zweifelten nun nicht länger, daß er wirklich die Absicht habe, nach York zu reiten und beschlossen, ihm dorhin zu folgen. Doch Black-Beß stolpert und fällt; Turpin hält sie für todt, aber sie erhebt sich wieder und eilt im Fluge weiter. Aber die krampfhaften Bewegungen ihres Körpers verkünden den baldigen Sturz. Schon erscheinen in einiger Entfernung die Thürme von York. Black-Beß athmet ängstlich, ihre Augen sind mit Blut unterlaufen, plötzlich bleibt sie stehen, zittert einen Augenblick und fällt todt nieder. Turpin betrachtet mit Schmerz das Resultat seiner trotzigen Prahlerei; erschrocken hierüber beugt er sich über seine Stute; einer seiner Bekannten, der vorübergeht, ruft ihm zu: — „Turpin, was wartest Du denn? geh' doch nach der Stadt oder Du wirst gefangen genommen!" — „Horch!" sagte Turpin, „hörst Du nicht die Glocke? Ich habe dies erwartet!" Es schlug wirklich sechs Uhr. Bei diesen Worten sprang er über den Zaun und verschwand. Die Agenten kamen an; sie fanden die Leiche der armen Black-Beß; Turpin war nicht mehr da. Da sie selbst ermüdet sind, so gehen sie in die erste Herberge, die sie finden.

Sie beklagen sich über die überstandenen Strapazen und besonders darüber, daß sie Turpin verfehlt haben. — „Turpin?“ fragte ein Bauer, welcher gemächlich frühstückte; — „ist er denn hier im Lande? es soll ein furchtbarer Räuber sein!“ Die Polizeimänner erzählten ihr Abenteuer. — „Ei, da habt Ihr wohl sieben bis acht Mal die Pferde wechseln müssen für eine so lange Reise,“ sagte der Bauer. — „Acht Mal? wir haben zwanzig Mal frische Pferde genommen!“ — „Und ich habe denselben Weg mit einem einzigen gemacht!“ — entgegnete Turpin; er war es, aber er hatte sich so gut verkleidet, daß er ihnen noch einmal entschlüpfte.

Da Black-Beß todt war, so verschaffte sich Turpin ein anderes Pferd; aber man findet nicht immer eine Black-Beß; auch wurde er zwei Jahre später ergriffen und zu York gehängt.

Zwanzig Meilen hat also in elf Stunden ein Mann gemacht, der wenigstens hundert und funfzig Pfund schwer sein mußte (denn Turpin hatte einen starken und großen Körper) und zwar zu einer Zeit, wo die Wege noch uneben und holperich und von der Vollkommenheit, die sie heute erreicht haben, noch weit entfernt waren. Black-Beß hatte während des Marsches nichts gefressen, und obgleich diese gute Stute am Ziele ihrer Arbeit starb, so wird diese That in England doch als die außerordentlichste, die jemals von einem Pferde geleistet worden ist, betrachtet. Ueber die Schnelligkeit dieses Rittes kann man am besten urtheilen, wenn man sie mit der Wette vergleicht, die Osbaldeston im Jahre 1823 machte. Dieser berühmte Pferdeliebhaber wettete nämlich, daß er dieselbe Entfernung nur in acht Stunden machen wolle, jedoch müsse er die Pferde nach Belieben wechseln dürfen. Er gewann die Wette mit acht verschiedenen Pferden auf Newmarket-Heath.

Unter den Reiterschauspielen giebt es zwei, die sich in England zu socialen Institutionen erhoben haben und die bei den neueren Völkern die Turniere und Karoussels des Mittelalters zu ersetzen bestimmt zu sein scheinen. Ich meine die Pferderennen und die Jagden zu Pferde. Die Pferderennen sind zugleich der Zweck und die Ursache der Veredelung des Pferdes in England.

Die Jagden, an denen man ebenso viel Geschmack hat, wie an den Wettrennen, gleichen ebensowenig den Jagden der alten Barone, als das Vollblutpferd, das über die Umzäunung des Getreides springt, den ehemaligen Hunters gleicht, welche über das struppige Gebüsch des unfruchtbaren Haidelandes hüpften. Wir werden später davon sprechen, sowie von den Steeple-

chases, welche die alten, vor der Erfindung der neueren Rennbahnen und Jagden gebräuchlichen Wettrennen zu ersetzen scheinen. Diese Steeple-chases sind die Vorübung und das Vorspiel der großen Hetzjagden. Wir geben hier nach einem geistreichen Schriftsteller die Beschreibung eines Wettrennens, welche alle hauptsächlichsten Peripetieen dieser aufregenden Schauspiele enthält:

„Man stelle sich eine Rennbahn vor, auf welcher in einer und derselben Reihe vierundzwanzig Pferde stehen, alle drei Jahre alt, wenn auch einige oft bis fünf Jahre alt zu sein scheinen, schlank und sehr mager; sie haben glattes und glänzendes Haar, feurige Augen und einen unruhigen Eifer, der sich fortwährend durch ein ungeduldiges Stampfen mit den Beinen kundgiebt und eine vollkommene Gesundheit anzeigt. Diese kräftigen Renner werden von kleinen, schlanken und mageren Männern geritten, welche eine bunte, leichte und zierliche Kleidung tragen. So schwach, bleich und schmächtig die meisten dieser Jockeys auch aussehen, so sind sie doch nichtsdestoweniger kräftig und klug; sie haben ein aufmerksames Auge und eine ruhige und manchmal sogar etwas finstere Miene; es sind Männer von Bedeutung. Wer ist der geschickteste? wer wird der glücklichste sein? Das ist eine Frage, die jeder an sich richtet, eine Frage, bei welcher Tausende von Zuschauern interessirt sind; ein Problem, dessen Lösung oft den Besitz von ungeheuren Summen bestimmt und über das Vermögen vieler Menschen entscheidet.

„Go on! (Vorwärts!) ruft der Mann, der die Pferde aus den Schranken entläßt. Alles bewegt sich; Alles stürzt fort. Manchmal jedoch entsteht in dem Augenblick des Signals eine Unordnung unter den Pferden; unter den einen herrscht Unentschiedenheit, und unter den anderen Ueberstürzung; einige weichen von der geraden Linie ab und hindern das Laufen der anderen. Von allen Seiten erhebt sich alsdann ein großes Geschrei; das Auslaufen ist ungültig, sagen die einen; es ist gut, erwidern die andern. Man versteht sich nicht mehr. Endlich erhebt sich mitten in dem grenzenlosen Lärm die Stimme des Vorstehers. Er hat das Auslaufen für falsch und ungültig erklärt; er ruft die Reiter zurück und zwingt sie, zum großen Bedauern einiger, in die Schranken zurückzukehren und wieder von vorn anzufangen. Die Jockeys, welche verpflichtet sind, diesem Befehle zu gehorchen, kehren langsam um; einige hatten bereits einen Weg von sechshundert, zwölfhundert und sogar achtzehnhundert Fuß gemacht. Sehen Sie das schöne braune Pferd, das von einem Jockey in weißer Weste und schwar-

zer Mütze geritten wird; es ist so lebhaft und wild; sein Reiter muß es mit Gewalt zurückhalten. Es hatte schon fast mit einem einzigen Sprunge beinahe zwölfhundert Fuß zurückgelegt, und es muß wieder umkehren! Wie Schade! welche getäuschte Hoffnung für diejenigen, welche im Vertrauen auf seine Kraft und Schnelligkeit 1000 Pfund Sterling (6500 Thaler) für seinen Sieg gewettet haben; aber auch welche Freude für diejenigen, welche dagegen gewettet haben. Diese Fälle, die nicht selten sind, erregen außerordentlich die Leidenschaften und verursachen Gemüthsbewegungen, welche zur Verschönerung dieser in England so gebräuchlichen Schauspiele beitragen.

„Wenn der Zufall oft solche Umstände herbeiführt, so werden sie dagegen auch nicht selten durch klug durchdachte Berechnungen hervorgerufen. Wer kann es wissen, ob die Unordnung, die sich unter den Pferden bemerkbar gemacht hat, nicht das Werk eines schlauen Jockeys war, der für sich und sein Pferd einen Vortheil daraus ziehen oder den Vortheil seiner Gegner vermindern wollte?

„Nachdem die Pferde wieder in die vorgeschriebene Ordnung gebracht sind, laufen sie auf das gegebene Zeichen wieder zurück. Bemerken Sie den klugen John Day, den Jockey des Herzogs von Grafton; er will sein Pferd mitten in der Spur halten. Arthur Pavis, der eleganteste aller Jockeys, liebkost sein Pferd und streichelt ihm die Mähne mit einer Miene, die persönliche Zufriedenheit ausdrückt. Samuel Chifney, der geschickteste und erfahrenste Jockey, verdient eine ganz besondere Erwähnung. Vielleicht ist er mit einer beträchtlichen Summe bei den Wetten betheiligt; man darf sich jedoch nicht wundern, wenn seine Physiognomie so ernst ist; er scheint in derselben Stimmung, wie sein Renner zu sein. Jetzt kommen Harry und Edward; für beide sind ungeheure Summen gewettet; alle beide sind gleich leicht, gleich mager. Samuel Day darf jedoch nicht unbemerkt bleiben; er hat mehr Aussicht auf Erfolg; denn man kann seine Knochen durch seine durchsichtige Haut erkennen; er sieht wie ein Gerippe aus, wenn er seine Reitübungen macht, und die Todten reiten schnell, sagt Bürger. Man glaube jedoch nicht, daß die Natur ihn so geschaffen hat, er mußte sich der Vorschrift unterwerfen, die ihn auf diese Höhe der Vollkommenheit, auf diese Stufe der Magerkeit gehoben hat; er war ehemals dick und fett; aber sein Fett ist verschwunden, ohne daß deshalb seine Kraft ihn verlassen hat, wie man später sehen wird.

„Nur ein einziger Jockey, den man in einiger Entfernung von ihm in

rother Weste und gelber Mütze bemerkt, könnte vielleicht in Betreff der Magerkeit mit Samuel Day rivalisiren, und erregt eben so viel Schrecken, als Bewunderung wegen seiner vollkommenen Ausbildung; denn er ist die leibhafte Auszehrung. Seine hohlen Wangen, die so trocken wie Pergament sind, haben jedoch eine lebhafte Röthe. Da er zu spät für dieses Wettrennen engagirt wurde, so war er gezwungen, sein ursprüngliches Gewicht innerhalb vier und zwanzig Stunden um fünfzehn Pfund zu vermindern. Wie wird der arme Unglückliche diesen Wettkampf aushalten? Wie wird er seinen Lauf vollenden?

„Endlich fängt das Rennen wieder an; es ist ein schöner Augenblick und alle Farben des Regenbogens fließen in einander auf der Rennbahn; ein herrliches Schauspiel für die Zuschauer und für die Wetter, welche alle Anhöhen ringsum besetzen und keine Minute die Pferde aus den Augen verlieren, für welche sie gewettet haben oder an welchen sie Interesse nehmen. Der Auslauf geschieht diesmal nicht mit so großer Eile; die vier und zwanzig Pferde halten sich mehr zusammen und jeder der Wettläufer beobachtet aufmerksam seinen Concurrenten. Anfangs laufen sie dicht neben einander; aber bald lichten sich die Reihen; die schwächsten bleiben zurück und die stärksten haben eine freiere Bewegung.

„Ach! ach!" sagte zu sich der alte Robinson, welcher den Vorsprung hat; „wenn ich meine Lebensbahn überdenke, so glaube ich, daß mir der Preis nicht entgehen wird; ich habe den Vortheil über alle meine Kameraden." Wir wollen schnell von diesem Hügel in die große Ebene von Newmarket hinabsteigen: das Pferd von Paris hält sich gut; das von Chifney, das sich anfänglich schonte, strengt sich an und droht, das von Harry einzuholen. — „Vorwärts! vorwärts!" ruft der Jockye. — „Es ist ein schrecklicher Kampf!" rufen tausend Stimmen auf einmal.

„Nur sieben Pferde halten in derselben Linie, und lassen den anderen keine Hoffnung mehr. Jetzt kommt der entscheidende Augenblick: die Pferde streifen fast den Erdboden mit ihrem Bauche; die Jockeys wenden die Peitsche und die Sporen an; von allen Seiten erhebt sich ein lautes Schreien; alle Herzen klopfen; die Damen fallen vor Furcht und Hoffnung fast in Ohnmacht und die Wetter neigen sich ängstlich vorwärts nach der Seite, von welcher die Pferde kommen. Endlich erfüllt ein Jubelgeschrei die Luft: das kirschbraune Pferd, das von dem Jockey in weißer Weste geritten wird, steht am Ziele; Robinson ist Sieger.

„Eine zahllose Menge von Reitern stürzt sich von dem Hügel herab; alle großen Herren, welche Zeugen des Kampfes gewesen sind, galoppiren zusammen an das Ziel der Rennbahn und drängen sich in dichten Gruppen an und neben einander.

„Wer hat gewonnen? — Wer hat gewonnen?" — „Araxes, der Sohn der Persepolis!" — „Bravo! ich bin gerettet!" schreit der eine. — „Wie? bei allen Teufeln, wäre es möglich?" heult ein anderer Gentleman, dessen Pferd sich unter ihm bäumt. — „Ja, er ist es," erwidert ein dritter in seiner großen Freude. — „Dann bin ich verloren! — Ach! meine Frau! meine Kinder! man hat mir einen schlechten Streich gespielt; ich kann nicht daran zweifeln. Wie habe ich nur so dumm und so verrückt sein können, eine so hohe Summe auf's Spiel zu setzen! Was bleibt mir jetzt noch übrig? Ich muß mich erschießen!"

„Man will auch wissen, wer der Besitzer des Pferdes ist, das den Preis gewonnen hat. Es ist ein Herzog, der dort sich in seiner Berline breit macht.

„Man ruft ihm zu: „Araxes hat gewonnen!"

„Er kann es kaum glauben; eine Zigeunerin mit brauner Gesichtsfarbe hebt den Hut wieder auf, den der Herzog vor übergroßer Freude in die Luft geworfen hatte. Von allen Seiten wird die Nachricht bestätigt, und zum zweiten Male bringt die Zigeunerin den Hut zurück, der diesmal einen noch höheren Sprung gemacht hatte, und wendet sich an Seine Herrlichkeit mit den Worten: „Ich hatte es Ew. Excellenz ja vorausgesagt, als Sie mich um meine Meinung fragten; ich hoffe, daß Sie mich nicht vergessen werden." Einige Goldstücke werden der Wahrsagerin als Belohnung zugeworfen."

Unter den alten Institutionen, welche die Engländer bis auf die neueste Zeit fortgepflanzt haben, steht die Jagd oben an. Es ist freilich nicht mehr die Jagd der alten Sachsen mit dem Fangeisen und Spieß, noch die Jagd mit dem normännischen Bogen, um dessen willen Wilhelm der Eroberer volkreiche Städte verbrannte, um neue Wälder anzulegen, noch die Jagd der schottischen Klans, noch die Büffeljagd, die man mit dem kräftigen Hunter, dem Schlachtrosse unserer Väter, verfolgte. Die Jagd in England ist jetzt, so zu sagen, ein maskirtes Wettrennen; das Wild ist nicht der Zweck, sondern der Vorwand. Die Jagd ist vorzugsweise Fuchsjagd; hier wird aller englischer Luxus entfaltet. Alles ist auf Schnelligkeit berechnet; die Hunde fliegen schnell wie der Wind, ohne zu bellen; ihnen folgt eine Schaar Jäger in rothen

Röcken, die auf Vollblutpferden reiten. Der berühmteste Sammelplatz der englischen Jagden ist Melton-Mowbray; die englische Aristokratie hat sich zu ihren Vergnügungen eine Stadt gebaut, wie sich einst die Könige ein Lustschloß in den finsteren Wäldern erbauten.

„Melton! welcher Reiz liegt in diesem Zaubernamen! wie lieblich tönt er meinem Ohre, selbst wenn ich mir die Blumen und die Jagd hinweg denke! dieses mächtige Wort wird aus meinem Gedächtnisse nie verschwinden. Einmal an diesem köstlichen Orte, wo die tausend Stimmen der Hunde und das schmetternde Wiehern der schnellen Rosse von allen Seiten widerhallen, und man vergißt die ganze Vergangenheit! „Ein Pferd! ein Pferd! mein Königreich für ein Pferd!“ rief einst ein König aus.“

Aus folgender Beschreibung wird man die englischen Jagden, die bei Melton-Mowbray gehalten werden, am besten kennen lernen:

„Dieses so recht eigentlich zur Fuchsjagd passende Terrain fängt in der Gegend von Northampton an. Es ist ein hügelreiches Land, fast ausschließlich mit einem kurzen und dichten Rasen bedeckt und mit zahlreichen Hecken durchschnitten.

„Ich muß gestehen, daß der erste Anblick dieses Landes finstere Gedanken in mir erweckte. Dieser betrübende Eindruck ward noch stärker, als ich bei meiner Abreise von Northampton, wo Lord Chesterfield eine vortreffliche Koppel von Hunden hält, einem zweirädrigen Karren begegnete, auf welchem zwei rothröckige Männer lagen, deren Miene ein großes Leiden verrieth. Bald darauf bemerkte ich eine große Anzahl von Jägern, welche nach allen Richtungen zurückritten. Ich erfuhr bald, daß der Run dieses Tages einer der besten der ganzen Jahreszeit gewesen war, und daß von den beiden Herren, die auf dem Karren lagen, der eine sich das Schlüsselbein gebrochen hatte und der andere in dem Bache beinahe ertrunken wäre.

„In einem Rayon von einer deutschen Meile um Melton giebt es drei Koppeln: die des Lord Suffield zu Billesden; die des Lord Lonsdale zu Cottesmore und die des Herzogs von Rutland zu Belvoir-Castle.

„Seit meiner Ankunft bin ich alle Tage auf der Jagd gewesen, mit Ausnahme eines einzigen, wo ich wegen der außerordentlich strengen Kälte nicht einen einzigen Augenblick daran denken konnte. Die Koppel des Lord Suffield war für den unerhörten Preis von 3000 Pfund Sterling (20,000 Thalern) verkauft worden. Die Hunde des Lord Suffield sind außerordentlich klein und fein, während die Hunde des Herzogs von Rutland

und des Lord Lonsdale sehr groß und sehr stark sind. Die Koppel des Herzogs gehört zu den besten in England. Sein Oberjägermeister, ein Greis von siebenzig Jahren, ist einer der berühmtesten in seinem Fache.

„Jede dieser drei erwähnten Koppeln geht wöchentlich fünfmal auf die Jagd; man wählt diejenige, welche man für die beste hält. Alle Sonnabende wird in den öffentlichen Blättern der Sammelplatz für die nächstfolgende Jagd angezeigt.

„Jede Koppel bildet zwei Abtheilungen, welche sich auf der Jagd ablösen, und von denen jede aus ungefähr vierzig Hunden besteht.

„Das Terrain ist, wie ich bereits gesagt habe, das günstigste, das man sich denken kann; die Jagdgehäge haben eine große Ausdehnung und es giebt sehr wenig bestellte Felder darauf. Die hauptsächlichsten und häufigsten Hindernisse sind Hecken und breite Gräben. Diese Hindernisse sind zwar die zahlreichsten, aber nicht die schwierigsten für denjenigen, der daran gewöhnt ist. Die vordersten Jäger machen übrigens eine Bresche in die Hecken und bahnen so für die nachfolgenden den Weg.

„Größere Hindernisse sind die Umzäunungen, welche man Oxfences nennt. Sie bestehen aus einem Graben von sechs Fuß Breite, einem starken Pfahlwerk von mehr als drei Fuß Höhe und einem kleinen Erdwall, aus einem zweiten Pfahlwerk und einem zweiten Graben. Man springt über diese Umzäunungen gewöhnlich in schräger Richtung und in zwei Malen.

„Die schwierigsten Hindernisse sind die kleinen Flüsse (Brooks), welche im Allgemeinen sehr steile Ufer und eine solche Tiefe haben, daß es nicht leicht ist, wieder herauszukommen, wenn man einmal hineingefallen ist. Uebrigens ist es eine ausgemachte Thatsache, daß auf dreißig Pferde, welche mit der größten Leichtigkeit über die Hecken springen, kaum ein einziges kommt, welches mit Glück über die Flüsse setzt.

„Melton ist eine kleine, sehr nette Stadt, in welcher während der Jagdsaison sich ungefähr vierzig Edelleute aufhalten, von denen einige die herrlichsten Paläste darin besitzen. Andere Jagdliebhaber wohnen in den benachbarten Städten und in den zahlreichen Landhäusern der Umgegend.

„Dies sind nicht etwa, wie man glauben könnte, träge und unbeschäftigte Männer; keineswegs, denn es finden sich darunter Parlamentsmitglieder, Offiziere, Künstler und sogar Gelehrte. Aber welchen Rang oder welches Amt die Mitglieder dieses Vereins während ihres ländlichen Aufenthalts auch immerhin einnehmen mögen; sie haben keinen anderen Zweck, als sechs Mal

wöchentlich auf die Jagd zu gehen. Die eifrigsten Jäger wählen immer, ohne Rücksicht auf die Entfernungen zu nehmen, solche Versammlungsplätze, in deren Nahen es die meisten Rasenplätze giebt. Man schickt die Jagdpferde dorthin voraus und folgt ihnen auf Kleppern nach. Da die Rendezvous oft drei bis sechs Meilen entfernt sind, so kann man beurtheilen, welchen Strapazen die Pferde ausgesetzt sind. Und man begnügt sich auch nicht mit einem Fuchs; man sucht oft noch einen zweiten, selbst wenn es spät Nachmittags wäre.

„Die meisten Jäger haben gewöhnlich zwei Jagdpferde, um mit ihnen abwechseln zu können; daher müssen diejenigen, welche täglich jagen wollen, eine große Anzahl von Pferden mitnehmen, d. h. wenigstens zehn Jagdpferde und zwei Hacks (Klepper). Es giebt Jäger, die noch einmal so viel Pferde zur Jagd gebrauchen.

„Für einen Pferdeliebhaber giebt es auf der Welt keinen angenehmeren Augenblick, als denjenigen, den der Versammlungsplatz einer Jagd darbietet, besonders wenn das Wetter schön ist. Die Grooms führen daselbst die Pferde umher, während die rothröckigen Jäger von allen Seiten in Galopp ankommen.

„Ein gut gelegenes Rendezvous lockt oft Hunderte von Rothröcken herbei, ohne die anderen Jäger zu zählen. Die ausgezeichnetsten Jagdpferde der drei Königreiche findet man hier vereinigt.

„Die allzu große Menge von Jägern hat jedoch manche Unannehmlichkeiten; besonders wird man leicht von den Pferden mit Füßen zertreten, wenn man das Unglück hat zu fallen.

„Es versteht sich von selbst, daß häufig ernste Unfälle vorkommen und daß es alle Tage gebrochene Arme, Beine und Schlüsselbeine giebt, ohne die gespaltenen Köpfe, die Kontusionen, Quetschungen, Verrenkungen u. s. w. zu rechnen. Glücklich, wer noch mit dem Leben davon kommt.

„Jedes Jagdpferd, wenn es nur nicht zu schlecht ist, hält einen Galopp von zwei Stunden aus, obgleich es zahlreiche Hindernisse zu überwinden hat; aber es giebt nur sehr wenige Hunters, welche den Hunden eine halbe Stunde lang quer über die Felder folgen können.

„Die Farmers finden sich immer in großer Menge auf den Jagden ein, und obgleich sie oft auf jungen und schlecht dressirten Pferden reiten, so trotzen sie doch mit unglaublicher Keckheit allen Hindernissen und besiegen sie oft.

„Das Interesse, welches Jedermann an den Jagden nimmt, setzt den Fremden in Erstaunen. Alle Anhöhen und alle Bäume in der Nähe des Fuchsbaues sind mit Zuschauern bedeckt, und sobald die Jagd beginnt, stürzt die Menge dem Jagdgefolge nach und begleitet sie so lange, bis sie den Athem verliert.

„Unter den Reitern bemerkt man oft Männer, welche den unteren Ständen angehören, und die auf erbärmlichen Pferden und manchmal auf Eseln reiten. Sie folgen der Jagd mit dem größten Eifer, so lange es die Kräfte ihrer Thiere ihnen erlauben.

„Wenn man von der Jagd zurückkehrt, so wird man von dem Volk höflich gegrüßt und mit großem Eifer gefragt: „Good day, Sir? good sport, Sir?“ (Hatten Sie gutes Wetter? hatten Sie gute Jagd?) Dies beweist, daß die Jagd, wie alle Reitkünste, ein wahrhaft nationales Vergnügen in England ist und daß man auf dem Kontinente sich einen ganz falschen Begriff davon macht.“

Die Steeple-chases oder die Thurmjagden müßten eigentlich ein Nebenzweig der Jagden, das Vorspiel derselben oder das Thor sein, das zu dem Gebäude führt; aber leider ist dem nicht so, wie sie jetzt ausgeführt werden und wie sie für die Reiter und Pferde gefährlich sind. Sie sind eine zwecklose und unnütze Barbarei, wie die Stiergefechte und die alten heidnischen Circusspiele. Das Pferd kann bei diesen schrecklichen Kämpfen nichts gewinnen und oft muß ihnen der beste Renner unterliegen. Alles hat seine Grenzen; auch die thierische Kraft ist beschränkt. So lange es schön und nützlich ist, die Geschenke der Vorsehung zu gebrauchen, so lange ist ihr Mißbrauch zu bedauern. So sehr wir auch den englischen Sport bewundern, so werden wir doch niemals die Rennen mit zweijährigen Pferden und die excentrischen Steeple-chases billigen, wo künstliche und unübersteigliche Hindernisse bei jedem Schritte das Leben des Pferdes und des Reiters auf das Spiel setzen.

Trotz dieses Vorwurfs und dieser Mißbilligung muß man doch bekennen, daß in Bezug auf das Schauspiel und die dramatischen Gemüthsbewegungen ein zahlreich besuchtes und gut gelaufenes oder vielmehr gerittenes Steeple-chase eine von jenen poetischen Wirklichkeiten ist, welche den Menschen auf seine Macht stolz machen. Der Mensch mag den Ossa auf den Pelion thürmen, seine rauchenden Dampfer mögen unbekannte Ozeane durchfliegen, seine Eisenschienen einen Pariser Wagen nach China führen, Alles dies ist eine

Sache der Zeit; es ist die Herrschaft des Menschen über die Materie, es ist das Genie im Kampfe mit der trägen und leblosen Natur, mit einem Stein, mit Holz oder mit kochendem Wasser. — Aber hier sind es zwei lebende Wesen, die sich zusammen vereinigt haben, mit Energie, Muth, Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit Alles auszuführen, was der eine will und der andere kann. Ein edles Thier beugt seine Stirn vor dem Menschen und sagt zu ihm: „Ich bin dein Bein! Denke nur und ich werde deine Gedanken ausführen; wir werden die Blumen der Berge pflücken, ohne von unserem Wege abzuweichen; wir werden über Gräben springen, über Hecken steigen; wir werden, ohne eine Spur von unseren Schritten zu hinterlassen, über den Torfmoor schreiten, wo uns ein gähnendes Grab erwartet, unser Huf wird den Granit der Berge betreten und sich auf das unsichere Geschiebe der Felsenabhänge ebenso ruhig setzen, wie auf den grünen Teppich der Wiesen." — Und der Mensch spricht zum Pferde: „Ich will dein Gedanke sein; wo der Strom zu tief ist, davon werde ich dich ablenken; wo dein Muth unnütz ist, da werde ich ihn mäßigen; wenn du fliegen sollst, werde ich dich antreiben." — Und alle beide, gestachelt vom Wetteifer, von dem Durst nach dem Unbekannten, von dem inneren Feuer, das in dem Herzen der Muthigen brennt, machen die Fabel der thessalischen Centauren zur Wahrheit und Wirklichkeit.

Das berühmteste englische Steeple-chase findet zu Liverpool statt; es vereinigt jährlich eine beträchtliche Anzahl von Theilnehmern und der Sieger wirft einen Glanz auf seine Familie, der fast dem Strahlenscheine gleicht, der auf der Stirn der Sieger von Derby glänzt.

„Honni soi qui mal y pense!" — Wir wollen jetzt kurz zusammenfassen, was wir in Alt-England gesehen haben, in dem Lande der Pferde, wo Gulliver reiste, wo er den Menschen als Sklaven und das Pferd als stolzen Herrn sah. Man hat oft die Frage aufgeworfen, wie diese Seemänner, die auf ihrer Insel eingeschlossen sind, wie in einem großen Blockschiffe, auf die sonderbare Idee gekommen sind, sich zu einem Gotte des Symbols der Schnelligkeit zu machen? Wozu hatte England Pferde nöthig? Gut waren sie für die alten Völker, welche durch die Wüsten von einer Welt zur anderen reisten; nützlich waren sie für die kontinentalen Völker, welche ihre Grenzen mit einem Satze überspringen. Aber der Engländer, der von der übrigen Welt durch den Abgrund der Meere getrennt ist, müßte sein Leben nur in seinen leichten Schiffen zubringen. — Ihm kommen die schaukelnden Fahr-

zeuge, die weißen Segel, die vergoldeten Schiffsbuge zu! Ihm die langen und gefährlichen Reisen! — Den Völkern des Kontinents gehören die guten Pferde mit der breiten Brust und dem feurigen Auge, mit den schnellen Füßen und mit dem muthigen und edlen Herzen. — Ihm die Schiffe, welche auf dem Meere hüpfen! — Ihnen die Pferde, welche auf dem Sande springen! — Aber nein, der Engländer hat Alles auf einmal genommen; er hat die Schiffe genommen, er hat die Pferde genommen und zwar unter dem Vorwande eines alten mythologischen Mährchens, wonach es scheint, daß Neptun, der Gott des Meeres, auch der Schutzherr des Pferdes war.

Man kennt den berühmten Vers von Lemierre, welcher, wie er glaubte, ihm die Thore der Akademie öffnen sollte:

„Poseidons Dreizack ist der Herrscherstab der Welt!"

Jetzt wird man noch hinzufügen müssen: „Und die Peitsche des Sportsman," obgleich diese zweite Bezeichnung nicht so glänzend ist als die erste. Ja, schon seit einigen Jahrhunderten rühmt sich England mit Recht, die Reiternation κατ᾽ ἐξοχήν zu sein. Besonders seit einem Jahrhundert ist das Pferd für die Engländer das geworden, was der Gott Apis für die Aegypter und der weiße Elephant für die Siamesen war, und sie thun in der That Recht, ihm ihre Verehrung und ihre Achtung zu zollen; bei ihren Reitübungen ist es für sie eine Frage der physischen und moralischen Gesundheitslehre: die Thätigkeit, der Muth und die Arbeit, welche die Behandlung der Pferde und die Reitkunst erfordern, bekämpfen die lymphatischen Anlagen, welche das englische Volk seinem nebeligen Klima verdankt. Ohne das Pferd würde der Engländer ein dicker Mensch sein, aufgedunsen von Stout und Pudding, höchstens nur geschickt, friedliche Netze nach Stockfischen auszuwerfen; aber der Gebrauch des Pferdes und die Reitübungen haben in ihm die Liebe zu großen Thaten und zu abenteuerlichen Unternehmungen bewahrt und entwickelt. Wenn England Indien besitzt und einen Fuß auf allen Küsten der Welt hat, so verdankt es dies dem Pferde. Auch ist es gegen dasselbe nicht undankbar; es baut ihm einen azurblauen Himmel, ein Daunenbett und macht ihm eine goldene Krone. Das englische Pferd ist ein besonderes Wesen geworden, eine neue Schöpfung, eine eigenthümliche, den Naturforschern unbekannte Gattung: ein Cuvier der Zukunft wird an ihm ein Skelett finden, das von dem Skelett der Solipeden, die man zu den pachydermischen Wirbelthieren zählt, verschieden ist! Sehet nur genau nach! es muß noch Etwas, etwa einen ursprünglichen Knochen haben, der es

beinahe in die Gattung des zweihändigen Säugethiers, gewöhnlich Mensch genannt, versetzt.

Wie man mit einem Amerikaner von Washington und von dem Niagara, mit einem Chinesen von seiner Mauer, mit einem Russen von Peter dem Großen und Pultawa, mit einem Italiäner von Musik, mit einem Franzosen von Gloire und Victoire, von Guerriers und Lauriers sprechen muß, so muß man mit einem Engländer vom Pferde sprechen, und dieses Wort öffnet Euch weit sicherer als das berühmte Sesam aus Tausend und einer Nacht alle Thüren seiner Stadtpaläste und alle Gitterthore seiner Landhäuser.

„Ein Pferd! ein Pferd! mein Königreich für ein Pferd!" sagte ein König von England, als er von einem Bergschotten verfolgt wurde. Jetzt giebt es Pferde, mit denen man Königreiche bezahlen könnte; Pferde, welche unter ihren Füßen Goldstaub aufwirbeln; Pferde, deren Galopp alte Baronien umstürzt und neue Schlösser aufbaut. Die Pferderennen! ein Zauberwort, welches das alte Sachsenland bis in seine Grundvesten erschüttert; die Wettrennen, welche das Herz, den Geist eines ganzen Volkes weit mehr aufregen, als in den Tagen der olympischen Spiele, wo ein Eppichkranz der Lohn des Sieges war, damals, als ein junges und poetisches Volk sein Vergnügen an den edlen Rossen von Elis und zugleich an den Gesängen des Homer und des Orpheus fand. Die englischen Wettrennen haben das Vorrecht, das ausgetrocknete Herz eines alten nordischen Volkes bis in seine geheimsten Falten zu erschüttern. Diese Wettrennen nehmen jährlich an Bedeutung zu. Dieser Durst nach dem Unbekannten, welcher den civilisirten Menschen verzehrt, ist niemals besser gestillt worden, als bei den unsicheren Eventualitäten des Turf; dieses mathematische Studium über das Schicksal ist nirgends besser getrieben worden, als in einem Stud-book oder in einem Racing-Calendar, die Kombinationen über Blut, Pflege, Erdboden, Futter sind Beobachtungen, welche der müßigen Thätigkeit der alten Jünglinge unserer Tage eine Freude machen.

Der Ruhm des englischen Volkes in Bezug auf Pferdezucht und Pferdeveredelung wird seinen Namen der spätesten Nachwelt überliefern!

Neuntes Kapitel.

Das Pferd in Frankreich.

Den ersten Rang in der Pferdezucht nimmt Frankreich allerdings nicht mehr ein, aber, wie bereits gesagt, wenn die Franzosen in dieser Hinsicht nicht im Vortheil sind, dann ist das nicht eine Folge der Schwäche, welche in der Beugung vor dem Fremden keine Schmach erkennt: es ist das nicht die Wirkung jener Anglomanie, welche ohne Urtheil und Zweck die Sitten England's adoptirt.

Der Grund, warum England Frankreich überholte, liegt nicht darin, daß sein Klima günstiger ist, als das französische, auch nicht darin, daß die Racen, welche die Engländer bei sich einführten, etwa vorzüglicher wären, als die, welche andere Nationen kultiviren, nicht darin, daß sie von Natur kriegstauglicher wären — jeder Mann wird einen edlen Renner leicht lieb gewinnen — sondern darin, daß die Pferdezucht, wie Ackerbau und Handel, zweierlei erfordert: Geduld und dauerhafte Zustände. Aus diesem Grunde macht England auch in diesem Zweige Fortschritte und eben deshalb ist Frankreich unfähig dazu.

Wir haben Frankreich entstehen sehen auf den Trümmern der Civilisation der alten Welt. Die neueren Völker, welche mit der Streitaxt gegen die erschütterten Thore der gallischen Städte pochten, brachten die Pferde aller Nationen nach Frankreich: den Paßgänger aus Deutschland mit seiner dicken Mähne, den numidischen Renner im Gefolge der Horden Abderrhaman's, das Streitroß der Ritter von der Tafelrunde und den wilden Gaul der Kinder Attila's.

Einige Jahrhunderte nach der ersten mühevollen Bildung des Staats geht aus der Masse ein Mann hervor, der in der einen Hand das Kreuz,

mit der anderen das Schwert erhebt. Ein mysteriöses Vorbild der Helden der Legende, setzt er sich auf die Schwelle einer neu hereinbrechenden Welt und läßt durch seinen civilisatorischen Hauch zehn mächtige Nationen aus dem Chaos hervorgehen, an deren Spitze er Frankreich wie einen Leuchtthurm stellt. Dieser Heros hieß Karl der Große.

Wir werden mit unserem Bericht über die Pferde Frankreich's nicht über diese Epoche hinausgehen, da wir schon anderswo Alles, was der Zeit der Karolinger voranging, kurz zusammengefaßt haben.

Karl der Große wußte, wie alle wahrhaft großen Männer, daß die Natur in den unbedeutenden Dingen sowohl wie in den großen waltet: er verkaufte das Gemüse aus seinen Gärten, aber er verfaßte auch die Reichsverordnungen, sammelte die Gedichte der Sänger und schritt von der Verwaltung eines Landguts zu der Organisation des westlichen Kaiserreiches. Die Pferdekultur gehörte zu den Hauptbeschäftigungen des großen Monarchen. Man weiß, daß er jährlich alle Pferde seiner Domänen selbst inspicirte. In einer Verordnung heißt es:

„Die Intendanten der Domäne sind gehalten, am St. Martinstage im Winter alle Füllen jeglichen Alters nach dem Schlosse hinzubringen, wo der Kaiser sich geräde befindet, damit er nach Anhörung der Messe sie in Augenschein nehmen kann."

Die Geschichte lehrt uns, daß Karl der Große ein vollendeter Reiter war und seine Jagd- und Streitrosse selbst dressirte. Aus seinen Gestüten gingen die Renner hervor, welche er dem König Alfred von England, dem Papst Hadrian und sogar dem König von Persien zum Geschenk machte.

Zu der Zeit, von welcher wir sprechen, wurden die Pferde in halbwildem Zustande gezogen; in den weiten Wäldern und unbebauten Steppen ließ man, wie noch jetzt bei einigen Völkern des Kontinents, Hengste und Stuten frei umherlaufen. So hatte jeder große Lehnsmann bedeutende Gestüte, deren Beaufsichtigung er nach germanischer Sitte einem Mare-schal übertrug. Wir sehen ein Beispiel davon in der Geschichte des Corbecenus und in den Berichten über die Gestüte der ersten Herzöge der Normandie und der normännischen Barone, von denen wir gesprochen.

Auch wissen wir aus der Geschichte von Bayard und der bretagnischen Erzählung von Merlin Barz, daß Pferderennen, mochten sie nun an die griechischen und römischen Rennen, oder an die der nordischen Völker, oder endlich an die Reiterübungen von Zegris und Abencerago erinnern, um

jene Zeit gewöhnlich waren. Dem Ursprung der Pferderennen im alten Frankreich nachzuforschen, ist ein mühsames Studium; wahrscheinlich verliert er sich bis in die Zeit der Celten und der Gallier, deren ritterliche Gewohnheiten man kennt, und welche damit nicht nur ein Vergnügen, sondern zugleich den Zweck der Verbesserung ihrer Pferde verbanden.

Die Normandie hatte ihre Ringelrennen, welche so berühmt waren, daß in mehreren Urkunden von Grundbesitzern Territorien zu diesem Zweck vermacht sind; sie hatte auch Jagden durch Gesträuch und Gebüsch, die späterhin in den neu eroberten Ländern eingeführt, den Steeple-chases in England ihren Ursprung gaben. Burgund hatte Rennen, welche bis auf die älteste Zeit zurückdatiren und wovon noch einige Spuren in der Umgegend des Städtchens Semur zu finden sind. Im Mittelalter mußten sich die Weinbergsbesitzer in der Umgegend von Montauban zu Pferde, mit Sporen und die Lanze in der Hand, nach dem Schlosse Chevigny begeben, wo nach einem Frühstück, welches der Herr ihnen gab, ein Rennen stattfand. Wer zuerst an's Ziel kam, erhielt ein Paar Handschuhe, der zweite einen Rosenkranz, die übrigen Bänder. Diese Rennen haben einige Abänderungen erfahren, bestehen aber noch heutigen Tages.

Man findet auch in den Pyrenäen und einigen südlichen Gegenden Rennen an bestimmten Orten, deren Ursprung sich im Dunkel der Zeiten verliert. Sie wurden von Troubadours und Gauklern verherrlicht.

Nirgend jedoch haben die Rennen so tief in die Gewohnheiten und Sitten eines Landes eingegriffen und sind ältern Ursprungs, als in der kleinen Bretagne.

Der arme Bergbewohner in der Bretagne, der sich von schwarzem Brode nährt und nicht das Salz zur Suppe für seine Kinder bezahlen kann, hat diese Gewohnheit noch nach einem Jahrtausend beibehalten, als eine Erinnerung an jene Zeit, wo er das Geschick Europa's in seiner Hand wog, und dabei verfährt er in folgender Weise:

Die Kirmeß oder die Ablaßfeier soll am nächsten Sonntage stattfinden, die jungen Leute veranstalten unter sich eine Kollekte; ein Theil der Summe wird zur Bezahlung der Musik, nach der die jungen Dirnen tanzen, der andere zur Abhaltung eines Pferderennens verwendet.

Hochzeiten, Taufen, Freudenfeste, alles feiert man in der Bretagne mit Tanz und Pferderennen. Eine junge Kuh, ein Hammel, ein Hut und Bänder sind die Preise, welche für die Sieger aufgehoben werden. Die Ausgabe

betrug einige Franken, aber darin liegt nicht die Ehre; sie liegt in dem Lorbeerzweige, den der Sieger seinem Pferde an den Kopf zu stecken berechtigt ist, in dem Beifallklatschen der Menge, in dem mit Gefahren erkauften Siege; etwas Edleres giebt es nicht. Die Nachricht wird nah und fern verbreitet, man macht sie nach Beendigung der Messe bekannt. Die Schneider tragen sie von Hütte zu Hütte, und an einem festgesetzten Tage kommen die Bewerber von allen Seiten her zusammen, manchmal sieben bis zehn Meilen weit. Der Renner ist ein Gebirgspferd, eher häßlich als schön, eher klein als groß; sein Kopf ist immer schön und ausdrucksvoll, seine Beine nervöse und dürr, seine Hufe hart und vollkommen wohl gebildet, alles deutet auf Kraft und Ausdauer in diesem kleinen, aus der Art geschlagenen Wesen, welches der Stolz und der Schatz seines armen Herrn ist. Sein Sattel ist ein mit Stroh gestopfter und mit einem Strick befestigter Sack; am häufigsten hat er gar keinen. Sein Zügel ist eine lange Schlinge über seinem Kopf, bisweilen ist daran ein Mundstück angebracht, manchmal vertritt seine Stelle der bloße Strick. Der Jockey ist ein junger Mensch von zehn bis fünfzehn Jahren; sein ganzer Anzug besteht aus einem Hemde und einer leinenen Hose. Ein Taschentuch hält das lange schwarze Haar, welches über seine Schultern wallt, in die Höhe; seine Schenkel sind nackt; er trägt einen Sporn, aber die Schnalle desselben verwundet seine Füße und oft mischt sich sein Blut mit dem, welches aus den Adern seines Renners fließt. Unterdessen drängt die Menge sich um die Bewerber, sie steigen auf, der Ablauf wird vorbereitet, eine leichte Peitsche pfeift in ihren Händen; Verwandte und Freunde umgeben sie, man nimmt den letzten Abschied, ertheilt ihnen die letzten Verhaltungsregeln. Ihr Auge blitzt vor Freude und Hoffnung, und nichts ist graziöser, als ihre edle und sichere Haltung auf diesen muntern, ungeduldigen Pferdchen, die sich bäumen und ihren plumpen Zügel beißen. Sie laufen ab, oft zehn bis zwölf an der Zahl, bisweilen auch mehr. Aber was für ein Terrain haben sie gewählt? Bald sind es sumpfige Moräste, bald zwischen Felsen sich hinschlängelnde schmale Wege. Hat man diesen gefährlichen Wettkampf nicht mit angesehen, so kann man sich keinen Begriff davon machen. Hier ist ein Strom zu überspringen, dort ein jäher Abhang, auf welchen ein ebenso steiler Berg folgt, dann ein Sumpf. Nichts hält sie auf! sie fliegen durch Haiden, über Felsen, Schluchten, wie ein Gruppe lustiger Sylphen, welche an den Mähnen der im Gehölz herumirrenden Rosse hängen. Auch legen sie Strecken von vier bis fünf Kilometer (mehr als einer deutschen

Meile) zurück. Unfälle sind selten; der sichere Fuß der Pferde, die feste Hand und das wachsame Auge des Reiters sind ihre Beschützer. Sie sind am Ziele! Die Menge zertheilt sich; enthusiastischer Beifallsruf ertönt von allen Seiten; jeder interessirt sich für den Sieger; Mann und Pferd sind Gegenstand des geflissentlichsten Diensteifers und Beistandes; Lorbeerzweig und Bänder glänzen an ihren Köpfen. Man will den Namen des Pferdes, sein Alter, seine Race wissen; es ist der Held des Festes und man unterhält sich nur von ihm. Es ist vier Jahre alt, es hat schon zwei Hammel auf der Kirmeß in Scaër gewonnen, eine Ferse auf der in Rostrenen. Voriges Jahr hat es zehn Hammel an verschiedenen Orten gewonnen; es hat einen Sohn Bijou's im Rennen bei Langonnet geschlagen; es ist selbst ein Sohn Beduin's: seine Mutter ist nie geschlagen worden. Man könnte es eine Scene auf dem Newmarket-Platze nennen, aber der Bretagner hat nicht für fünfundzwanzig Tausend Pfund Sterling gelaufen, sondern für einen Hammel, drei Franken an Werth.

Ueberall findet man im alten Frankreich die Pferdeliebhaberei und die Gewohnheiten der Reiter in Verbindung mit den Lebensbedürfnissen. Konnte es auch anders sein bei einer schlagfertigen Nation, die unaufhörlich mit Einfällen und Eroberungen zu kämpfen hatte? Während man auf dem Lande, unter dem Schutze der Lehnsthürme, Ringelspiele, große Jagden, Rennen quer über die Felder findet, werden in den Städten die Turniere der Ritterschaft organisirt. Die eingehegten Felder öffnen sich von allen Seiten der feurigen Jugend, welche dahin kommt, ein Bild wirklicher Kämpfe zu finden und ein Vorspiel zu jenen Lanzenstößen und Schwerdterhieben zu liefern, welche durch alle Zeitalter hindurch den Namen Frankreich's im ersten Range kriegerischer Nationen glänzen lassen werden. Die meisten ihrer alten Städte haben noch bis heute das Andenken an diese Spiele bewahrt. Unter den Stadtmauern, gewöhnlich gegen Osten, erhebt sich stolz eine mit alten Bäumen bepflanzte Anhöhe, das waren die Schranken, ein geheimnißvoller Name, den ein Heiligenschein von Ruhm und Liebe umhüllt. Dort kämpften die Helden vergangener Zeiten, dort, unter den Augen der Schönheit, entfalteten sich die Banner der Ritterschaft; dort feierten Minstrels die Großthaten der Krieger; dort erklang auf einer Leier der ächt französische Vers:

„On en vaut mieux quand on est regardé.“

Seit dem Entstehen der französischen Gesellschaft, die zugleich mystisch und kriegerisch war, wurden die Pferde und diejenigen, welche sich mit ihnen

beschäftigten, unter den Schutz zweier berühmter Schutzheiligen, des heiligen Eloi und des heiligen Martin, gestellt.

Der Goldschmidt Eloi war von Clothar beauftragt worden, ihm einen Sattel für sein Streitroß zu machen; der König hatte selbst das Modell dazu gezeichnet, er hatte das Gold und die Edelsteine zum Schmuck desselben geliefert. Allein der geschickte Arbeiter machte es möglich, nicht nur einen, sondern auch noch einen zweiten Sattel daraus anzufertigen. Der König schenkte ihm von da an sein Vertrauen und machte ihn später zu seinem Minister. Der heilige Eloi ist der Schutzpatron der Schmiede und Hufschmiede geblieben. In einigen Gegenden führt man kranke Pferde um die diesem Heiligen geweihten Kapellen und sein Festtag wurde noch vor nicht langer Zeit von berittenen Körperschaften mit Pomp gefeiert. In Burgund stand auf der Tafel der Herzöge immer eine auserlesene Schüssel, die nur dem Herzoge präsentirt wurde. An hohen Festtagen wurde sie dann gewissen Staats-Würdenträgern übergeben, aber am Tage des heiligen Eloi wurde sie dem Hufschmidt eingehändigt, der des Herzogs Pferde beschlug.

St. Martin theilte mit St. Eloi die Beschützung der Reiter; man weiß, daß Chlodwig sein Schlachtroß der Kirche dieses Heiligen, der besonders in der Stadt Tours verehrt wurde, geschenkt hat; man führte ein Streitroß in eisernem Harnisch bei den zu seiner Ehre veranstalteten Prozessionen umher. An mehreren Orten, wo ihm zu Ehren Kapellen entstanden, machten Reisende und Soldaten den Thürschlüssel glühend und markirten ihr Pferd auf der Keule, um es vor jedem Unglück zu bewahren.

Wir haben in einem andern Kapitel gesehen, daß die französischen Pferde des Mittelalters sich in mehre Kategorien theilen lassen; einige Arten, wie die Roussins (oder kleinen Hengste), die für Sänften, Zugwagen, oder zum Reiten für Leute niederen Standes bestimmt waren, und die Packpferde, welche das Gepäck zum Handeln für die Armen trugen, fanden sich in allen Ländern vor und wuchsen ohne Mühe und Pflege auf. Andere, wie die Paradepferde und Streitrösse wurden aus den kostbarsten Racen genommen, man verwandte große Sorgfalt auf sie und wetteiferte mit einander, wer die schönsten und besten haben würde.

Man wundert sich, daß man in der Geschichte Frankreich's nicht, wie in der einiger andern Länder, besonders England's, Andeutungen über Verbesserungen der Racen findet, die durch öffentliche, den Sinn für Pferdezucht zu wecken und den Erfolg zu begünstigen geeignete Einrichtungen veranlaßt wurden;

aber man muß bedenken, daß unter allen Ländern der Erde Frankreich am ersten solche künstliche und oft erkünstelte Förderungsmittel entbehren konnte. Frankreich besaß innerhalb seines weiten Gebietes wirklich alle der Produktion günstigen Elemente: der Süden lieferte ihm das mit dem arabischen gleichartige Pferd, und der Norden besaß die herrlichen Exemplare der armorikanischen Race, welche einige Schriftsteller für eine ganz besondere Gattung angesehen haben.

Auch ergiebt sich der Grund der Veredlung französischer Pferde, die Ursache des Vorzuges, den sie vor allen Pferden der Welt Jahrhunderte lang behaupteten, einerseits aus der ununterbrochenen Einführung orientalischer Racen-Pferde, welche von der ersten geschichtlichen Zeit Frankreich's an bis heute fortwährend bestand, andererseits aus der vielseitigen Verwendung des Pferdes sowohl im Innern wie außerhalb des Landes.

Wir haben gesehen, daß die Römer eine große Zahl afrikanischer Legionen in ihren Lagern hatten. Wir finden bei Angabe der Titel unter dem Kaiserthum mehre derartige Bezeichnungen:

Praefectus Maurorum — Praefectus militum Maurorum,

wozu dann die Ortsnamen gesetzt werden, wo diese maurischen Truppen ihre Station hatten.

Später überschwemmten die Soldaten Abderrhaman's den Süden Frankreich's mit ihren numidischen Rennern; nach der berühmten Schlacht bei Poitiers blieb eine beträchtliche Menge dieser Pferde herrenlos und ihr Blut verbreitete sich unter den Racen des mittlern Frankreich's.

Bald kamen die Kreuzzüge und es würden Bände dazu gehören, um alle von den Kreuzrittern angelegten Gestüte aufzuzählen, in denen sie die mitgebrachten Pferde aufstellten. Was wir über die arabischen Gestüte in der Normandie und Bretagne gesagt haben, wollen wir hier nicht wiederholen; es giebt keine Provinz, deren Archive nicht den Beweis lieferten, daß diese Etablissements im alten Frankreich sich vermehrten; Limousin, Navarra, die Franche-Comté, die Picardie, Lothringen, Auvergne, Poitou, alle haben in ihrer Erinnerung manche überseeische Geschichte, welche das Entstehen ihrer Pferderace an eine bestimmte Epoche knüpft. In solchen Behauptungen liegt Wahres und Falsches, und wir mögen daher die Veredlung der französischen Racen weniger einer bestimmten Uebersiedelung, als einer ununterbrochenen Reihenfolge derselben zuschreiben.

Orderic Vital erzählt, daß der König von Tripolis, dessen Pferde

zu den reinsten orientalischen Racen gehören sollten, den französischen Kreuzfahrern damit ein Geschenk machte. So schickte er ihnen einmal zehn prachtvolle Renner, vier Maulthiere und eine Summe Goldes, ein andermal fünfzehntausend Byzantiner Dukaten und fünfzehn sehr werthvolle Pferde.

Das französische Pferd behauptete seinen Vorzug in Europa das ganze Mittelalter hindurch; der Gebrauch des Pferdes war ein Bedürfniß für die damalige Zeit; gab man jemand ein französisches Pferd, so wurde das als eins der kostbarsten Geschenke angesehen, die man nur machen konnte; wir haben gesehen, daß Karl der Große dergleichen Geschenke den Souverainen seiner Zeit machte, und dieses Beispiel ahmten seine Nachfolger nach. Hugo der Große sandte an Athelstan zehn normännische Rosse mit dem Degen Constantin's und der Lanze Karl's des Großen.

Nach den Gesetzen der Ritterschaft waren Karren, Zugwagen, sogar Sänften den Rittern verboten; sie durften nur zu Pferde reisen, um zu zeigen, daß sie Strapazen nicht scheuten und immer bereit wären, ihre glorreiche Mission zu erfüllen. Wir haben gesehen, daß träge Könige an dem Tage, wo sie ihre Schlaffheit in einem von Ochsen gezogenen Wagen zur Schau trugen, vom Throne gestürzt wurden; Lanzelot, der um seine Genieza aufzusuchen umherirrte, hatte das Unglück auf einen, von einem Zwerge gelenkten und von Kühen gezogenen Wagen zu steigen; seine Liebe ließ ihn vergessen, daß er so gegen die Regeln seines Ordens verstieß, aber er wurde dafür gestraft durch die Kämpfe, welcher dieser Verstoß ihm zuzog und sogar durch die Verachtung derjenigen, für welche er Allen Trotz geboten. Uebrigens waren auch die Wege und Landstraßen jener Zeit für Fuhrwerk untauglich, es gab nur Fahrstraßen von der Römerzeit her, diese aber waren, da sie nicht erhalten wurden, überall geborsten; sodann gestatteten auch die gebirgige Beschaffenheit des Landes, ausgetretene Ströme und ungeheure Sümpfe keine Verbesserung für Fuhrwerke, wie sie bis dahin bekannt waren. Die Adligen reisten nicht nur zu Pferde, sondern besuchten sich auch in den Städten oder besorgten ihre Angelegenheiten auf dieselbe Weise; die Damen reisten zu Pferde, indem sie entweder nach römischer Sitte auf einem Quersattel saßen, oder rittlings, wie die Frauen des Nordens; in den Städten liebten sie es, sich in Sänften tragen zu lassen. Die Königin Bertha spann während des Reitens; man sieht in Payerne, wo ihr Grabmal sich befindet, noch jetzt den Sattel dieser schönen Spinnerin und bemerkt daran das Loch,

in welches sie den Spinnrocken steckte. Die Behörden begaben sich in den Palast auf Maulthieren, Kaufleute ritten auf Eseln, eben so wie die Mathurinsbrüder, welche davon Eselsbrüder genannt wurden. Bürgerinnen bedienten sich manchmal offener Wagen, was aber nach einem Erlaß Philipp's des Schönen aufhörte, worin er sagt:

Art. 1. Keine Bürgersfrau soll einen Wagen haben.

Die Frauen saßen auch, selbst bei öffentlichen Ceremonien, hinter den Reitern auf; als Karl VII. von Montauban nach Toulouse kam, hielt die Königin, hinter dem Dauphin auf einem Schimmel sitzend, ihren Einzug in diese Stadt. Die Schöffen führten die Königin, den Dauphin und das Pferd unter einen Baldachin mit dem Wappen Frankreich's, der von allen Magistratspersonen im Festschmuck getragen wurde.

In den Städten und hauptsächlich in Paris waren auf verschiedenen Plätzen Tritte oder Reitersteine, die stufenartig behauen, zum Aufsteigen dienten. Dieser Gebrauch stammte von den Römern her. Man sieht noch vor alterthümlichen Wohnungen oder in einsamen Straßen alter Städte Nachbildungen dieser alten Tritte. Diese Denkmäler, die täglich seltener werden, gehören zu jenen alten Ueberresten, deren Gebrauch man jetzt beinahe nicht mehr kennt.

Den Ursprung des Namens baillet (falbes, rothgelbes Pferd), den viele Landpferde führen, haben wir anderswo angegeben; der Name moreau ist nicht minder gebräuchlich, er bezeichnet einen Rappen; im Mittelalter sagte man moreau oder morel, wie in einer alten Ballade zu lesen ist:

„J' atache Morel
A un rincel,“

„ich binde meinen Rappen an einen Baumzweig.“

Hatte ein Edelmann ein Verbrechen, eine Pflichtverletzung begangen, oder sich das Mißfallen des Herrschers zugezogen, so war die Konfiskation der Pferde eine der härtesten Strafen. Beispiele davon finden sich in mehren Urkunden und Erlassen, aber eins der merkwürdigsten Schriftstücke ist das von Karl's VI. Hand unterzeichnete, des Inhalts: „Konfiskation der Pferde des N. . ., zufolge des an der Person des Jean Raoul verübten Mordes.“

Eine rührende Gewohnheit, welche beweist, wie weit im alten Frankreich die Sorgfalt für ein Pferd getrieben wurde, war der Gebrauch, Pferde für invalid zu erklären, und diese hießen dann Veteranen oder entlassene Pferde. So nannte man nämlich die Renner, welche durch ihre Kraft oder Schnellig-

keit ihren Herrn aus einer großen Gefahr in der Schlacht gerettet oder die ihnen zu einem Preise bei den Turnieren und Waffengängen verholfen hatten. Zum Lohn für diese edlen Dienste gelobte man, sie nicht mehr zu reiten und sie innerhalb der Behausung anständig zu pflegen, indem man ihnen ein Brett um den Hals hing, auf dem ihre Dienste erwähnt waren.

Der Preis der Pferde hat immer im Verhältniß zu ihrer Leistungsfähigkeit gestanden. In Ländern und zu Zeiten, wo dieser Preis den Züchter nicht nur für seine Vorschüsse entschädigt, sondern ihm außerdem noch einen sichern Gewinn bietet, da veredelt sich die Art und gedeiht, während sie im Gegentheil da, wo die Preise nicht verhältnißmäßig mit den Auslagen sind, entartet und verkommt. Es wäre eine nützliche und lehrreiche Arbeit, das allmählige Steigen des Werthes der Pferde im Handel in dem ehemaligen und dem jetzigen Frankreich tabellarisch zusammenzustellen, man würde daraus die verschiedenen Wandelungen seines Fortschrittes oder Rückschrittes in Hinsicht der Pferdekultur wahrnehmen. Unter den zerstreuten Dokumenten, die uns vorliegen, wollen wir folgendes Faktum anführen, welches beweist, wie großes Gewicht man im Mittelalter auf den Besitz eines edlen Renners legte. Im Jahre 1155 suchte der Bischof von Soissons ein edles Roß, um damit seinen feierlichen Einzug in die bischöfliche Stadt zu halten; man präsentirte ihm ein prächtiges Thier, wofür er fünf Leibeigene seiner Ländereien, zwei Frauen und drei Männer, zahlte.

Wurde aber auch die Pferdezucht bedeutend gefördert, so war dies doch nicht der Fall mit der Thierarzneikunde. Diese Kunst wurde mehr nach den Regeln alter herübergekommener Vorurtheile, als nach den Grundsätzen der Wissenschaft betrieben.

Die meisten Krankheiten wurden einer Behexung zugeschrieben. „Ist das Pferd behext, weil es entweder unter einem Strohkreuz weg, oder über bezauberte Holzspäne gegangen, so braucht man es nur Judenpech, Schwefel und Lorbeerkörner einathmen zu lassen.“ Das hieß im vierzehnten Jahrhundert Pferdearznei!

Wir können uns hier nicht auf eine weitläufige Betrachtung über den Zustand der militärischen Reiterei unter den verschiedenen politischen Verhältnissen Frankreich's einlassen und bemerken nur, daß im vierzehnten Jahrhundert sich der erste Schimmer von regelmäßiger Infanterie oder Fußritter zeigte.

In den Memoiren des Philipp von Commines liest man:

„Der Graf St. Paul zeigte diese Ankunft in aller Eile dem Grafen Charolois an, indem er ihn aufforderte, ihm eiligst zu Hülfe zu kommen, denn schon wären bewaffnete Streiter und Bogenschützen auf die Beine gebracht.

„Der genannte Graf Charolois findet den Grafen St. Paul zu Fuß und alle anderen schlossen sich, so wie sie kamen, ihm an. — Sie wurden hauptsächlich angewiesen, daß alle ohne Ausnahme sich zu Fuß aufstellen und so bereit bleiben sollten, denn fast alle Krieger waren beritten. Mehren tüchtigen Reitern wurde anbefohlen zu Fuß zu bleiben; denn unter den Burgundern waren damals diejenigen die geehrtesten, die mit den Bogenschützen abstiegen und besonders, wenn darunter eine große Anzahl angesehener Leute war, damit das Volk desto sicherer würde und um so besser kämpfte. Sie hatten das von den Engländern angenommen, mit denen Herzog Philipp in seiner Jugend Krieg geführt hatte."

Viele Jahrhunderte lang bestimmte die Zahl der Diener und besonders der Pferde so zu sagen die Achtung und den Rang der Personen. Fürsten und Edelleute gingen nie anders als von einem zahlreichen, nach ihrer Macht und ihrem Vermögen abgemessenen Gefolge begleitet. Richter und Geistliche hatten ebenfalls ihren durch besondere Reglements bestimmten Theil davon. Ebenso war es mit den Advokaten, die bekanntlich im vierzehnten Jahrhundert eine der Haupt-Korporationen im Staate bildeten. Ihr Haushalt war nobel eingerichtet; man liest in dem Traktat von Beaumanoir: „es ist nicht recht, daß ein Advokat, der mit einem Pferd ausgeht, ein ebenso großes Haus machen soll, als der, welcher mit zwei oder gar drei und mehr Pferden ausgeht."

Fournet setzt noch hinzu, es sei damals Sitte gewesen, daß ein Advokat sich von einem oder mehren Dienern zu Pferde begleiten ließ und daß ein einigermaßen berühmter Advokat immer ein Gefolge von vier und mehr Pferden hinter sich gehabt habe.

Die Ceremonie mit dem Malletpferde hat die Alterthumsforscher zu gelehrten Nachforschungen veranlaßt; man war der Ansicht, daß sie sehr alten Ursprungs wäre und vielleicht bis auf die Druidenzeit zurückreichen möchte. Wir wissen nicht, in wie weit jene sonderbare Gewohnheit mit der Geschichte des Pferdes zusammenhängt; jedenfalls fand dieses Fest alljährlich um Pfingsten in St. Lumine, einem alten Landstrich bei Retz, nicht weit von Nantes statt, und die Hauptrolle spielte ein hölzernes Pferd. Es hatte mitten

am Leibe eine Oeffnung, durch welche der Mensch hineinging, der es in Bewegung setzen sollte. Acht Tage vor Pfingsten begaben sich die neuen Kirchenvorsteher zu den alten, welche das hölzerne Pferd aufbewahrten und brachten es zu einem von ihnen selbst. Neun Verwandte oder Freunde der neuen Vorsteher bildeten das Geleit. Jeder von ihnen trug ein Kleid von bunter Leinwand in Gestalt eines Meßgewandes, mit Hermelin und Lilien, den Wappen der Bretagne und Frankreich's, bemalt.

Zwei Gerichtsdiener gingen vor dem Pferde her und hielten Jeder ein mit Blumen geschmücktes Stäbchen, wie den heiligen Druidenzweig in der Hand.

Dem Pferde folgten zwei andere Personen, jede mit einem langen Degen in der Hand, mit dem sie auf dem ganzen Wege um sich schlugen. Am Tage vor Pfingsten gingen die Vorsteher, von Dienern im Kostüm begleitet und von der Volksmasse umgeben, in einen nahen Wald, wo man eine Eiche ausriß, die mit Musik auf den öffentlichen Kirchenplatz getragen wurde.

War der Tag endlich gekommen, so ließen die Vorsteher sammt ihrem Geleite das Pferd in die Kirche bringen und stellten es in den Herrenstuhl. Dann schritt man beim Klange der Musik zum Einpflanzen der Eiche. Gleich nach der Hochmesse trugen alle bei der Ceremonie betheiligten Personen das Pferd auf den Platz und tanzten und sprangen nach den Tönen der Musik dreimal um den Baum herum.

Nach der Vesper brachte man das Pferd wieder auf den Platz und tanzte, wie am Morgen, um die Eiche. Dieser Tanz bestand aus neun Touren, worauf man das Pferd an den Baum brachte, den man es dreimal küssen ließ.

Wenn diese letztere Ceremonie vorüber war, geboten die Gerichtsdiener dreimal Schweigen und der Stabträger stimmte einen Gesang von neunundneunzig Versen an. Dieser jährlich neue Gesang enthielt alle Anekdoten der Gegend und die im Kirchspiele während des Jahres vorgekommenen merkwürdigen Ereignisse. Eine Kopie dieses Gesanges wurde bei der Rechnungskammer in Nantes deponirt und das Original blieb mit einem wörtlichen Bericht über die Ceremonie in den Archiven des Ortes.

Nach Beendigung des Gesanges führte man das Pferd Mallet in das Haus eines Vorstehers, welcher der Aufbewahrer desselben bis zum folgenden Jahre blieb.

Unter den glänzenden Dynastien der Könige von Frankreich zeichnete sich

das Geschlecht der Valois durch Feinheit, Höflichkeit und Sinn für die schönen Künste aus. Frankreich nahm damals den Genius Italien's in sich auf, welcher die Civilisation jener Epoche, die man Renaissance genannt hat, durch sein sanftes Licht erhellte. Während die Poesie auf Dante's Ruf und die Malerei auf den Ruf Perugino's und seines Schülers Raphael erwachte, stellten geschickte Stallmeister in wissenschaftlichen Regeln Reitmethoden auf und machten daraus eine eigene Kunst, welche die Schulen Pignaletti's sehr schnell unter den civilisirten Nationen verbreiteten.

Die ersten Reitschulen wurden von dem tapfern und ritterlichen Könige Heinrich II. errichtet.

Die Turniere waren schon aus der Mode gekommen und durch die Erfindung des Pulvers verdrängt worden, als der Tod dieses Königs endlich Veranlassung war, daß man sie aufgab, allein an ihre Stelle trat das Karroussel, wobei die Kunst des Schulreitens ihre größten Feinheiten entwickeln konnte. Der Hof ergriff eifrig diese Vervollkommnung und bald erhob sich neben den italiänischen, spanischen und deutschen Schulen, die allmählig das Gepräge der einzelnen Nationen annahmen, die französische Schule, die unter allen den höchsten Glanz zu erreichen bestimmt war. Die Fürsten hielten es für ihre Pflicht, eine Kunst gründlich zu studiren, welche für die Macht so wohl geeignet schien; alle machten sich darin mehr oder weniger berühmt. „Denn," sagt Montaigne, indem er den Philosophen Karneades citirt, „die Fürstensöhne lernen nichts mit Geschick als Pferde zu lenken, zumal bei allen andern Leibesübungen jeder sich vor ihnen beugt und ihnen den Vorrang läßt; das Pferd dagegen, welches nichts von den Künsten der Schmeichelei versteht, wirft den Sohn eines Königs eben so gut zur Erde, wie den Sohn des Lastträgers."

Der Fürst, welcher sich um jene Zeit besonders durch sein Talent im Reiten auszeichnete, war der Herzog von Nemours unter Karl IX. Unter anderen bewundernswerthen Thaten, die man ihm zuschreibt, behauptet man auch, er sei auf einem von ihm dressirten Pferde, welches Réal hieß, die Stufen von Sainte-Chapelle hinab und hinauf galoppirt.

Wir finden bei Montaigne merkwürdige Details über die berühmtesten Reitkünstler, die Pferdedressur und die Voltigirkunst. „Ich gebe nichts darauf," sagt er, „daß in Geschicklichkeit und Grazie zu Pferde uns keine Nation übertrifft. Ein guter Mann zu Roß, nach unserer Ausdrucksweise, scheint mehr auf Courage zu halten, als auf Gewandtheit. Der Kundigste, der Sicherste,

derjenige, dem es am besten gelang, ein Pferd in Ordnung zu halten, den ich gekannt habe, war nach meiner Ansicht der Herr von Carnevalet, der unserm Könige Heinrich II. diente. Ich habe den Mann Carrière reiten sehen zwei Fuß hoch über den Sattel, seinen Sattel abwerfen und auf der Rückkehr ihn aufheben, wieder zurecht legen und sich darauf setzen und immer mit verhängtem Zügel jagen. Er schoß nach einer Mütze hinter sich mit dem Bogen und traf sie, hob auf was er wollte, warf sich mit einem Fuß auf die Erde, während er den andern im Steigbügel behielt und ähnliche Possenspiele, von denen er lebte."

Derselbe Schriftsteller erzählt auch: „Man hat zu meiner Zeit in Constantinopel zwei Männer auf einem Pferde gesehen, die im stärksten Laufe desselben abwechselnd zur Erde sprangen und sich wieder in den Sattel warfen, und einen, der nur mit den Zähnen sein Pferd zäumte und anschirrte; einen andern, der zwischen zwei Pferden, jeden Fuß auf einem Sattel, indem er einen zweiten Mann mit seinen Armen trug, im vollsten Lauf vorwärts sprengte, während dieser zweite aufrecht über ihm stehend während des Laufes sehr sichere Bogenschüsse ausführte.

„In meiner Kindheit ließ der Fürst von Sulmone in Neapel ein wildes Pferd alle möglichen Bewegungen ausführen und hielt dabei Geldstücke mit seinen Knien und unter seinen Zehen, um dadurch zu zeigen, wie fest er im Sitze sei."

Die geschätztesten Pferde jener Zeit waren die aus der Berberei und Spanien. Man dressirte sie überaus sorgfältig und schonte sie sehr in ihrer Jugend. Sie waren aber auch in sehr vorgerücktem Alter brauchbar. Ferner erzählen die Autoren jener Zeit: „Der tapfere Avaret hatte einen Renner, den der Connetable dem Könige Heinrich geschenkt hatte; man nannte ihn den Gevatter. So alt er war, gab es doch keinen bessern und sein Herr ließ ihn zu tüchtigen Kämpfen herbeiholen, wo er sehr gute Dienste leistete. Der Capitain Bourdet hatte den Türken, auf dem Heinrich II. verwundet und getödtet worden und welchen der verstorbene Fürst von Savoyen ihm geschenkt hatte. Man nannte ihn, als er dem Könige Heinrich übergeben wurde, den Unglücklichen, was eine sehr üble Vorbedeutung war. In seiner Jugend war er niemals so tüchtig, als in seinem Alter; auch brachte sein Herr, der sehr tapfer war, ihn zu hoher Geltung. Ich habe ein Pferd im königlichen Marstall gesehen, Namens Quadragant, das zu König Heinrich's Zeit dressirt war; es war älter als zweiundzwanzig Jahre, aber

trotzdem hielt es sich noch sehr gut und hatte nichts vergessen, so daß es noch seinem Könige und allen, die es reiten sahen, viel Vergnügen machte. Dasselbe habe ich von einem großen Renner, Namens Gonzaga, aus dem Gestüt von Mantua gesehen, der mit Quadragant gleichzeitig lebte. Ich habe Moreau-Superbe gesehen, der als Beschäler benutzt wurde. Herr von Mantorius, Aufseher des königlichen Gestüts, zeigte ihn mir eines Tages, als ich vorbeiging, wie er im Zweischritt, in Sätzen und in der Volte lief, so gut wie damals, als ihn Herr von Carnevalet dressirt hatte; denn diesem gehörte er und Herr von Langueville wollte ihm dafür dreitausend Livres Rente geben; allein König Karl gab es nicht zu und entschädigte ihn auf andere Weise. Noch unzählige andere könnte ich nennen, aber ich würde doch nie zu Ende kommen, wenn ich den tüchtigen Reitern, die sie benutzt haben, Glauben schenken will. Der verstorbene König Heinrich hatte im Lager bei Amiens für sich zum Tage der Schlacht den Bay-de-la-Paix gewählt, einen sehr schönen und starken, aber alten Renner; er wählte ihn ausdrücklich im Lager bei Amiens, was man sonderbar fand."

„Der Herzog von Guise schickte den Bay-Sanson in sein Gestüt zu Esclairon, wo er zum Beschäler gebraucht wurde, um ihm in der Schlacht von Dreux zu dienen, wo er auch gute Dienste leistete. In den ersten Kriegen nahm dieser Fürst zweiundzwanzig Pferde als Zuchthengste in sein Gestüt, um sich ihrer im Kriege zu bedienen."

Zu jener Zeit hatte jeder Grundeigenthümer sein Gestüt und unterhielt eine große Anzahl Pferde auf seinem Hofe. Kriege, Jagden, Reiteraufzüge, öffentliche Ceremonien machten es zur Nothwendigkeit, im Reiten geübt zu sein; der Adel hatte Pferde von den ausgezeichnetsten Racen des südlichen Frankreich's, die Vasallen ritten gute und kräftige Gäule, die von inländischen Stuten und von Hengsten aus der Berberei und Spanien herstammten und die Gestüte in allen Theilen des Reiches füllten. Sully war einer der wirksamsten Beförderer der Racenveredelung. Selbst ein ausgezeichneter Pferdekenner, beschäftigte er sich speziell mit der Zucht. Sein Gestüt lieferte ihm den Bedarf für sein Haus, welches zu den glänzendsten im Reiche gehörte. Er hat vielleicht zuerst die Idee gehabt, Gestüte in Frankreich anzulegen und besonders, wie es später geschah, die Umgegend von Exmes in der Normandie zur Gründung des Gestüts du Pin zu wählen. Von da an sah man ein, daß die schönen Wiesen in der Nähe des Städtchens Merlerault der Pferdeproduktion sehr günstig seien, und auf Sully's Anregung wurden mehre

Zuchtpferde nach diesem Orte gebracht, der es verdient hat, einer der vorzüglichsten Racen Frankreich's seinen Namen zu geben.

Heinrich IV., in den Bearner Wäldern erzogen, fand dort Geschmack am Reiten und steigerte diesen bis zum höchsten Grade. Vom zartesten Alter an jagte er sein navarrisches Roß auf der Verfolgung des Wolfs in den Gebirgen durch Abgründe und Gebüsche. Er vererbte diese Jagdliebhaberei auf die Familie der Bourbonen, bei welcher sich diese Neigung zugleich mit der Passion für gute und kräftige Renner noch bis auf unsere Tage erhalten hat.

Das Andenken an den volksthümlichen König erinnert zugleich immer an die ruhmreichen nationalen Ideen und an die Scherze der alten französischen Heiterkeit. Man erzählt, daß er dem Verfasser folgenden Gedichts auf ein kleines Pferd, welches er gewöhnlich ritt, eine Belohnung gegeben habe:

„Joli, gentil, petit cheval,
Propre à monter, propre à descendre,
Tu n'es pas tant que Bucéphal,
Et tu portes plus qu' Alexandre,“

was man deutsch etwa so wiedergeben könnte:

„Du nettes, art'ges, kleines Roß,
Geschickt Berg auf Berg ab zu wandern,
Bist kleiner als Bucephalos,
Und trägst doch mehr als Alexander'n.“

Heinrich IV. besaß ein Gestüt in Berry, dessen Erzeugnisse damals einen gewissen Ruf hatten; dort ließ er die Renner auswählen, welche er der Königin Elisabeth zum Geschenk machte und welche alles übertrafen, was England damals an inländischen Pferden besaß. Andere sagen, diese Pferde seien aus der Normandie gekommen und vierzig an der Zahl gewesen. Soviel ist gewiß, daß dieses Geschenk als Gegengabe für eine Compagnie Schotten gemacht wurde, welche die Königin von England dem Könige von Frankreich anbot.

Der Anfang der Regierung Ludwig's XIII. war vielleicht die schönste Epoche für das Pferd in Frankreich; wenigstens kann man in Wahrheit sagen, daß kein Volk in Europa in dieser Hinsicht auf der Höhe der französischen Nation stand. Ein großes Ereigniß fand damals statt, nämlich das Aufblühen der Lehnsmacht, welcher ihr Fall bald nachfolgen sollte. Bis dahin hatte diese Macht, die unaufhörlich entweder unter sich oder gegen Fremde im

Kriege war, diesen Luxus im Innern des Landes nicht entfalten können, den allein ein ruhiger Wohlstand hervorruft; aber seitdem mit der Thronbesteigung Heinrich's von Bourbon alle Parteien vereinigt waren, hatten diese Herren ihre geistigen und materiellen Kräfte den Künsten des Friedens zugewendet. Jede Provinz, jede Baronie, ja selbst jedes Lehn war ein kleines Centrum der Thätigkeit und des Ehrgeizes, was positive Verbesserungen sehr begünstigte. Diese Epoche ist es auch, in welcher der Ackerbau am meisten gewonnen hat, in welcher die Nutzungen des Bodens überall erhöht und gewaltige Arbeiten zur Trockenlegung und Bewässerung unternommen wurden. Derjenige Handelsartikel, den dieser Stand der Dinge am meisten begünstigen mußte, ward das Pferd. Die Racen fixirten und modificirten sich nach den neuen Bedürfnissen der Zeit; das Reitpferd wurde zum Kutschpferde; die armorikanischen Racen von Poitou, aus der Bretagne, der Normandie und Boulonnais wurden vornehmlich zum Ziehen, im Schritt oder im Trabe, gebraucht, und die südlichen Racen, ganz besonders die limousinische, die damals sehr im Rufe war, machten dem Berber und dem spanischen Pferde in der Reitbahn und bei den Reiteraufzügen Concurrenz.

Eine Verpflichtung, welche bei dem Adel den Wunsch und das Bedürfniß, gute und hervorstechende Pferde zu besitzen, im höchsten Grade erhielt, war die Musterung der Edelleute, welche auf Befehl des Königs in jedem Bezirk abgehalten wurde und wozu die Lehnsinhaber sich und ihre Leute mit Waffen und guten und starken Pferden zu stellen gehalten waren. Eine Vernachlässigung irgend einer dieser Formalitäten konnte die Lehnsentziehung zur Folge haben; denn zu jener Zeit war das Geschäft eines Edelmannes kein Ruheposten, wie man gewöhnlich glaubt. Die Rechte galten nur mit der Bedingung der Pflichten; wer ein Lehn besaß, mußte dafür zu jeder Stunde bereit sein, für sein Land sein Blut zu vergießen und zum Beweise dafür mußte er, so oft es verlangt wurde, zu Pferde und mit dem Degen in der Hand erscheinen.

Geht man die einzelnen Provinzen Frankreich's durch, und besonders diejenigen, die hauptsächlich als die Wiege der Racen angesehen werden, so kann man sich von der Wichtigkeit überzeugen, welche das Pferd in jener Zeit erlangte. Die ungeheuren Pferdeställe, welche uns durch ihren Umfang und den Luxus, mit dem sie umgeben sind, in Erstaunen setzen, stammen fast alle aus der Zeit Ludwig's XIII. Kein Schloß, keine ländliche Wohnung, keine alleinstehende Villa gab es, womit nicht eine prachtvolle Abtheilung zum

Gebrauch der Pferdefamilie zusammenhing, die oft gemächlicher war, als das Schloß selbst. Manche bescheidene Meierei, vormals ein unbedeutender Edelhof, hängt mit einem Stall für hundert Pferde zusammen; auch sieht man, als eine sonderbare Folge des Umschwunges auf der Welt, daß jene kostspieligen Gebäude in unserer Zeit oft als Hauptwohnung benutzt werden.

Nicht selten besaßen Pferdezüchter Hunderte von Pferden und oft wurden ganze Compagnien Krieger aus zwei bis drei Häusern beritten gemacht.

Damals machten sich die höchsten Herren im Reiche eine Ehre daraus, einen wenn auch noch so kleinen Platz in den königlichen Marställen zu haben. Das Amt eines Oberstallmeisters war das beneidetste im Staate und Cinq Mars war Stallmeister des kleinen Marstalls.

Damals ließ sich der Herzog von Chevreuse fünfzehn Kutschen zugleich machen, um sich die bequemste auszusuchen.

Damals behaupteten die siebzehn Herren in Frankreich laut und öffentlich, die edelsten, reichsten und besten Cavaliere in der Welt zu sein. Die vollendetsten Reiter hießen La Brone, Beauvilliers, Coislin, Graon, Saint Aignan, La Ferté, d'Harcourt, Fürst von Nassau, von Saarbrücken.

Damals kamen die englischen Großen nach Frankreich, nicht nur um feine Sitten, sondern auch um den Gebrauch der Waffen und die Reitkunst zu erlernen. Man weiß, daß der durch seinen Glanz ausgezeichnete Herzog von Buckingham seiner französischen Erziehung und den Lehren der Akademie in Paris die Erfolge verdankte, die er an den Höfen England's und Frankreich's erhielt.

Damals machte Pluvinet, der die Ehre gehabt hatte, Ludwig's XIII. eigene Pferde unter seiner Aufsicht zu haben, große Verbesserungen in der Reitkunst und führte den Gebrauch des Springers (sauteur) bei den Standbäumen ein.

Damals erlangte der König selbst, ein ebenso geschickter Reiter als kühner Jäger, in diesen wilden Uebungen eine Thätigkeit, Energie und Gewandtheit, die von der sonstigen Kälte seines Charakters bedeutend abstach.

Damals endlich ergänzten die Großen und Reichen ihre Marställe nicht in der Fremde; es wurden nicht allein alle Pferde des Hofes in Frankreich gekauft, sondern intelligente Ermuthigungen belohnten auch den Pferdezüchter für seine Mühe. Wir lesen in M. d'Aure:

„Unter Ludwig XIII. mußte jeder gut reiten können. Man machte ungeheure Ankäufe für das königliche Haus. Sie erfolgten durch einen Pferdemäkler, der an Zuchtorten seinen bleibenden Wohnsitz hatte. Wenn diese Pferde in die Ställe kamen, so brachte man sie je nach ihrem Werthe in bestimmte Klassen; diejenigen, bei denen die Dressur gute Eigenschaften entwickelte, erhielten den Rang der Hauptpferde oder der mit silbernen Zügeln; entsprachen sie ferner den Anforderungen der Stallmeister, so erhielten sie den Rang der Pferde des Königs und bekamen goldene Zügel. Dem Züchter wurde für jedes Pferd mit silbernem Zügel eine Prämie von fünfhundert Livres, und für jedes Pferd mit goldenem Zügel eine Prämie von tausend Livres unter dem Namen einer Gratifikation bewilligt.

„Nach der Versorgung der königlichen Ställe kam die Remonte der Ställe der Prinzen, der Garde du Corps und dann die der Linienregimenter. Jede Abtheilung hatte ihre Reitschule unter der Oberleitung bewährter Stallmeister, die aus derselben Schule hervorgegangen waren. Die Reitschule des Königs war das Vorbild, nach welchem man sich zu richten hatte."

Ist ein Reisender auf den Gipfel des Berges gelangt und geht einen Schritt weiter, so steigt er hinab. Sobald das Meer mit seinen schwellenden Wogen die äußerste Grenze des Sandes befeuchtet hat, kehrt es auch sofort zurück.

Richelieu trat auf, er unterdrückte die Macht der großen Lehnsinhaber zu Gunsten des Absolutismus des Thrones und gründete über dem Schafott eines Chalais, Montmorency und Anderer die starke unbeschränkte Centralisation, welche später Ludwig XIV. durchführen sollte. Statt die Aristokratie zu lenken und ihre Stärke dahin zu leiten, daß sie die Größe der Nation gefördert hätte, zog er es vor, sie zu decimiren, zu Grunde zu richten und zu erniedrigen.

Der hohe Adel, seiner Rechte beraubt, entzog sich auch seinen Pflichten und die Edelleute vertauschten das Land mit der Stadt und wurden aus Landbebauern Höflinge und ergebene Diener.

Die Pferde kamen aus den Marmorställen der Schlösser an die feuchten Krippen der Hütten. Armuth reichte ihnen ihr Futter, Unwissenheit entschied über die Fortpflanzung der Racen. Da begannen für Frankreich die beschämenden Tage, die unglücklicherweise noch nicht zu Ende sind. Man theilte fortan alle Pferde nur in zwei Klassen, das gute Pferd und das schöne Pferd. Der Konsument war nicht mehr Produzent und der Produzent nicht mehr Kon-

sument. Daher verfolgte man zwei von einander ganz verschiedene Rücksichten, entweder dem Pferde ein glänzendes Ansehen zu geben, oder mit irgend einem Pferde sich zu begnügen in Ermangelung eines bessern, und wollte nur durch äußerliches Ansehen täuschen. Die Regierung selbst ermuthigte dieses Verhalten; sie empfahl in ihren Verordnungen, „man möge sich durchaus keine Mühe geben, Excellente dazu zu bewegen, daß sie königliche Zuchtpferde nähmen," aus Besorgniß, diese könnten zu irgend einem andern Dienste gebraucht werden. Es war sogar eine ausdrückliche Erlaubniß erforderlich, wenn man sie eine bis zwei Meilen weit spazieren führen wollte, bei Strafe von dreihundert Livres. Bald wurde die richtige Beurtheilung auch durch die Mode verdorben, die in Frankreich überall Einfluß hat. Gesucht waren Pferde von einer bestimmten Farbe, gestreifte oder gefleckte und besonders fette und korpulente. Die Schönheit, jedoch immer nur eine eingebildete und wandelbare, wurde für allein maßgebend beim Kauf gehalten, Betrug und Täuschung für das einzige Element beim Verkauf. Die Tüchtigkeit wurde nur bei Pferden von geringem Werthe berücksichtigt; auf sie sah man bei dem Arbeitspferde, dem Paßgänger, dem Straßengaul und dem starken Zugpferde. Ein cynischer Ausdruck bildete sich in der französischen Sprache: Cheval gras, ein fettes Pferd, als ob diese Worte bei einer nur etwas civilisirten Nation jemals in Verbindung gebracht werden könnten. Man hatte Märkte mit fetten Pferden und ein Sprichwort wurde üblich: „Das theuerste Fett ist das Pferdefett." Dieses geschah, wie alles in der Welt, allmählig. Es gab allerdings noch alte Landedelleute, die auch später in ihren Waldungen ihre kräftigen von ihnen selbst gezogenen Renner im Schatten ihrer alten Schloßthürme umherlaufen ließen, aber indem Trägheit, Weichlichkeit und die Entartung der Städte dabei mitwirkte, bildete sich unter diesen falschen Ideen ein so starker und zäher Bund, daß er sich bis heute erhalten hat und daß bei der Bürgerschaft Frankreich's das vollkommene Ideal eines Pferdes ein fetter und weichlicher, feister und glänzender, runder und fleischiger, ganz fehlerfreier Gaul ist, der übrigens aber keine Energie, keine Kraft und besonders keine Schnelligkeit besitzt.

Molière zählt uns in der 7. Scene des 2. Akts seines Ballets Les fâcheux die Tugenden auf, welche die Junker des siebzehnten Jahrhunderts von einem Pferde verlangten, worauf wir diejenigen, die sich dafür interessiren mögen, verweisen.

Unter dem Einflusse dieses Verfalls erfolgten dann die Ergänzungen

der Pferde vom Auslande her in den Jahren 1688 und 1700. Dies waren die ersten und verhängnißvollen Zeichen eines Uebels, welches später an dem Herzen der Pferdeindustrie nagen sollte.

So lange hatte Frankreich nicht nur seine eigenen Bedürfnisse bestritten, sondern es versorgte auch die Reitschulen Deutschland's, Spanien's, England's und Italien's mit Parade- und Luxuspferden. Nun ist aber jede Industrie im Fortschreiten begriffen, wenn sie ausführt, dagegen im Verfall, so lange sie nur einführt! Als einmal die Grenze für ausländische Pferde offen stand, kamen sie nicht mehr von den französischen Märkten und der ganze Pferdehandel in Frankreich bekam eine fehlerhafte Richtung.

Je weniger Fortschritte in einem Industriezweige gemacht werden, desto lebhafter ist die Einfuhr aus dem Auslande, und je lebhafter diese ist, desto weniger Verbesserungen werden gemacht werden.

Dieser Einfuhr zu steuern, setzte Ludwig XIV. eine Administration der Gestüte ein, deren Aufgabe es war, für die Pferdezüchter eine angemessene Auswahl von Zuchtpferden zu beschaffen.

Man sammelte sorgfältig die besten französischen Arten und Racen und ließ mit großen Kosten eine ungeheure Menge Pferde zur Erneuerung der Racen vom Auslande kommen. Die Berberei und Spanien wurden in Kontribution gesetzt für das Reitpferd, Flandern, Friesland und Dänemark für das Kutschpferd. Man holte auch einige Pferde aus England, die man englische Türken nannte; diese fingen an ein großes Renommé zu bekommen und behaupten jetzt, unter dem Namen Vollblutpferde bekannt, die erste Stelle unter allen Pferden der Welt.

Die Einführung von orientalischen, vorzugsweise von Berberpferden war so beträchtlich, daß sie einen regelmäßig eingerichteten Handelsverkehr bildete; gewöhnlich waren Consuln damit beauftragt; jedoch beschränkte sich der Auftrag der Agenten nur auf Pferde zum gewöhnlichen Gebrauch. Ein alter Schriftsteller sagt: „Selten befanden sich ausgezeichnete Pferde auf den Frachten, welche durch ihre Vermittlung anlangten; auch waren die für die Gestüte oder Marställe des Königs bestimmten Berber Gegenstand einer besondern, gewöhnlich einem Hofstallmeister übertragenen Mission.“ Der Preis dieser Pferde war nicht sehr hoch; bei einer im Jahre 1690 gemachten Zufuhr stellte sich der Preis eines jeden auf 226 Livres.

Trotz der Vorwürfe, welche gegen die Grundsätze, auf welchen die Gestüte-Administration beruhte, so wie gegen die Richtung, welche sie verfolgte,

erhoben worden sind, muß man doch anerkennen, daß sie ungeheuer viel Gutes stiftete, indem sich der ausländische Handel merklich verminderte und nur noch für Truppenpferde oder andere von geringerem Werthe fortbestand, nicht aber für Luxuspferde, welche Frankreich selbst besaß. Es boten sich wirklich von allen Seiten reiche Einnahmequellen für die adligen Söhne in den für Pferdezucht geeigneten Provinzen. Die Häuser des Königs, der Prinzen und der Großen, die Reitschulen, die den prinzlichen Personen attachirten militärischen Corps, remontirten sich nur durch französische Pferde. Dasselbe war der Fall bei den Parlamenten, den reichen Abteien und den Korporationen. Die Jagden verwendeten eine beträchtliche Anzahl Pferde, die alle unter den schnellsten und kräftigsten ausgesucht wurden. Endlich war die Zahl der Pagen, Reitlehrer, Reitschüler ungeheuer groß, denn jeder brüstete sich damals mit dem Titel eines Cavaliers. Ein guter Reiter zu sein, galt damals für das non plus ultra des guten Tons und die höchsten Herrschaften beschäftigten sich selbst mit der Dressur ihrer Pferde.

Wir lesen in den Memoiren von Saint Simon:

„Der Herzog von Lauzun dressirte noch Pferde wenige Monate vor seiner letzten Krankheit in einem Alter von über neunzig Jahren. Da er sich im Boulogner Gehölz befand, ritt er dem Könige, der auf dem Wege zur Jagd sich befand, ein Füllen vor, welches eben erst von ihm dressirt war, wobei er die Zuschauer durch seine Geschicklichkeit, seine Festigkeit und seinen Anstand in Erstaunen setzte.“

Ehe Türenne der erste Feldherr seiner Zeit und einer der bedeutendsten Krieger in der Welt wurde, hatte er schon Beweise von seiner Geschicklichkeit im Reiten abgelegt. Bekannt ist die Anekdote, die man gern mit der Erzählung von Alexander verglichen hat, welcher den Bucephalus zähmte.

Türenne war fünfzehn Jahr alt. Der Graf von Roussi, der später sein Schwager wurde, ritt einst in Sédan, bei der Prinzessin von Bouillon, ein prächtiges polnisches Pferd von unbändigem und wildem Charakter, dem eben erst der Zügel angelegt war. Der junge Prinz wagte trotz aller Abmahnungen es zu besteigen. Er ließ das Pferd vorführen, schwang sich hinauf und lenkte es so richtig und gewandt, daß das Pferd auf keine Weise widerspenstig sein konnte. Bald darauf führte er es vollkommen überwunden wieder zurück.

Ist schon beim ersten Beginn der ruhmvollen Laufbahn Türenne's ein

Pferd von Bedeutung, so findet man das rührende Andenken an ein Pferd auch am Rande seines Grabes. Der Marschall ritt vorzugsweise ein auf den Feldern von Limousin gebornes Pferd, welches der Schecke heißt; er bewährte in würdiger Weise den Ruf der Pferde dieser berühmten Race; er hatte seinen Herrn in zehn Schlachten getragen und dieser ritt ihn noch an seinem Todestage. Die Geschichte hat bei dieser Gelegenheit noch eine Aeußerung der Soldaten aufbewahrt, welche das schönste Lob enthält, das jemals über einen Führer ausgesprochen worden. Als man nach dem Tode des Marschalls die Unsicherheit des Kommandos über die einzuschlagende Richtung bemerkte, riefen sie: „Stellt doch nur den Schecken an unsere Spitze, der wird uns schon zum Siege führen.“

Derselbe König, welcher dem glänzendsten Jahrhundert der Welt seinen Namen gegeben, war auch berühmt wegen seiner Liebe zum Pferde. Eben so hervorragend und ruhig in der Reitbahn wie bei der Revue von Truppen, galt Ludwig XIV. für einen der erfahrensten Reiter seines Zeitalters.

Das Jahrhundert eines Molière, Condé, Racine und Bossuet brachte auch Robichon de la Guérinière, welchen Frankreich mit Stolz den berühmtesten Reitern aller Zeiten und Länder gegenüber stellen kann. Wollte man einen Bericht über die ausgezeichneten Reiter am Hofe Ludwig's XIV. geben, so müßte man alle Prinzen, alle Großen, alle Edelleute jener Zeit nennen; man brauchte nicht lesen zu können, aber man durfte in der Reitkunst nicht unwissend sein. Sogar die Frauen waren stolz auf dieses Talent, worin es mehre bis zum höchsten Grade der Vollkommenheit brachten. Unter diesen führen wir an: Phillis de la Tour du Pin, la Charon, welche die Gemeinden ihrer Gerichtsbarkeit bewaffnen ließ und sie selbst gegen den Feind führte, Marie Anne von Frankreich, die Prinzeß von Conti, die Herzogin von Orleans, Mademoiselle de Soubise, Frau von Chabot, Gemahlin des Franz von Rohan, Fürsten von Soubise.

Zu den berühmtesten Reiterschauspielen in Frankreich's alter Zeit gehört das Karroussel im Jahre 1662, welches auf dem Platze stattfand, der von ihm seinen Namen trägt, zwischen dem Louvre und den Tuilerien.

Ludwig XIV., damals noch würdig seiner stolzen Devise: „nec pluribus impar“, veranstaltete jenes Fest, in welchem sich die Erinnerung an seine Siege mit dem Glanze seiner Krone vereinigte.

Dichtkunst, Musik und Malerei verliehen mit der Reitkunst im Bunde jenem Feste ein Gepräge, welches dasselbe über die Feste des Alterthums und die ritterlichen Spiele der Mauren in Granada und Cordova stellt. Die Beschreibung desselben verdanken wir Charles Perault, einem von den Großen an diesem eleganten und gebildeten Hofe, der seiner Tapferkeit und seiner Talente wegen gleich berühmt war. Sein Werk ist für immer das schönste Meisterwerk der französischen Typographie geblieben.

Mestre de camp (praefectus castrorum) war der Herzog von Grammont, derselbe, welcher beim Uebergange über den Rhein sich zuerst in den Fluß gestürzt hatte. Die Platzhalter und die Angreifenden waren in fünf Quadrillen getheilt, deren jede eine Nation darstellte. Jede Nation hatte einen Führer (imperator propositus), der König befehligte die Römer, der Bruder des Königs die Perser, der Prinz von Condé die Türken, der Herzog von Enghien die Türken und der Herzog von Guise die Amerikaner.

Der König schimmerte an der Spitze seiner Quadrille im vollen Glanze seiner eigenen Majestät, die durch ein prachtvolles Kostüm noch erhöht wurde.

Hinter den Marschällen d'Estrées, du Plessis, de Villeroy, d'Aumont, folgten die Gesandten und Minister der fremden Höfe.

Jeder Kämpfer trug ein Sinnbild mit seiner Devise, aus welchem jener galante und kriegerische Geist, der letzte Abglanz des Ritterthums, hervorleuchtete.

Man weiß, daß dieses Fest, welches ungeheure Summen kostete, eine Golcquelle für den Verkehr von Paris wurde. Colbert, mit welchem der König wegen des Finanzzustandes darüber nicht zu sprechen wagte, stellte sich als ob er aus Gehorsam beistimmte, während der gewandte Minister schon alles Gute, was die Folge davon sein würde, berechnet hatte. Einige Tage darauf, als der König aus den Händen seines Ministers mit banger Besorgniß das Blatt in Empfang nehmen wollte, welches die Ausgaben enthielt, reichte ihm dieser, der ein eben so guter Hofmann als großer Finanzminister war, die Liste der Einnahmen, welche Paris gemacht hatte und welche für sie ein überaus günstiges Resultat ergaben.

Das Ende der Regierung Ludwig's XIV. zeichnete sich durch Bemühungen aller Art zur Veredelung des Pferdes aus. Wir wollen vorzugsweise die im Gestüt Saint-Léger angestellten Versuche erwähnen. Dieses Etablis-

sement bestand Anfangs aus den werthvollsten Stuten, die in der Türkei, in der Berberei und in Spanien angekauft waren. Nach einem angemessenen Aufenthalt in der Provence, um sich an das Klima zu gewöhnen, wurden sie nach Saint-Léger bei Versailles gebracht. Später erhielt Garsault den Auftrag, in Neapel einige jener ausgezeichneten Mutterpferde anzukaufen, welche damals in den europäischen Reitschulen so renommirt waren, und er brachte vierzig derselben mit. Endlich wurden auch Stuten von kräftigen belgischen Racen in Rambouillet aufgestellt, aber der Erfolg war der großen auf sie verwendeten Sorgfalt und den gebrachten Opfern nicht entsprechend. Die Wissenschaft der Veredelung beschränkte sich damals ganz allein auf die Erhaltung der Racen und Versuche wurden bei der Zucht durchaus vernachlässigt, während England auch diesen Punkt zugleich in's Auge faßte und dadurch seinen ruhmvollen Aufschwung zur höchsten Stufe der Vollkommenheit begann. Da man auf das gleiche Aussehen der Pferde alles gab, vernachlässigte man die kostbarsten Exemplare; Zuchthengste wurden nicht mehr, wie früher nach ihren Eigenschaften, sondern nach Laune und Mode gewählt. Damals wurde, wie man sich erzählt, der Araber oder vielmehr Berber, der später den Namen seines Herrn, des Lord Godolphin, so in Ruf brachte, von einem schlechten Karren erstanden und kam so nach England. Auch die Berber des Grafen von Toulouse nahmen denselben Weg. Aber leider darf man nicht so weit in der Geschichte zurückgehen, um zu sehen, wie man die Schätze, welche wir besitzen, verkennt; man könnte auch in unserer Zeit ähnliche Berber anführen, deren Bestimmung es ist, unterzugehen und keine Spur von sich zurückzulassen.

Die Regierung Ludwig's XIV. war die glänzendste Epoche der französischen Reitkunst. Damals lebten de la Guérinière, Nestier, Dupaty de Clam, Montfaucon de Rogles, auch Bourgelat, der ein eben so kundiger Roßarzt als gewandter Reiter war. Diese berühmten Leute waren es, welche die Grundprinzipien der Reitkunst aufstellten, welche niemals irgend ein Volk übertreffen wird. Wie es aber immer geschieht, daß der Mensch das Gute verdirbt, weil er das Bessere will, so trat auch hier, als man die Vollkommenheit erreicht hatte, sogleich die Uebertreibung ein. Die Reitkunst, welche anfänglich, zur Zeit der Turniere und Einzelkämpfe, rationell war, wurde in der Folgezeit manierirt und übertrieben. „Sie gingen," sagt d'Aure, „in der Uebertreibung so weit, daß bald eine Reaktion eintrat. Ein Stallmeister jener Zeit erlangte die Bewunderung der Pferdefreunde, als er

es dahin gebracht hatte, die Strecke von der Reitbahn zu Versailles bis zum Marmorhof in drei Viertelstunden im Galopp zurückzulegen. Diese Entfernung beträgt ungefähr fünfhundert Meter. Er hatte also das merkwürdige Problem gelöst, eine französische Meile in sechs Stunden im Galopp zurückzulegen, d. h. in der Gangart, bei welcher man annimmt, daß das Pferd seine größte Schnelligkeit entfalten soll.

„Jetzt muß man dagegen sechs Meilen in einer Stunde machen und das ist noch wenig. Eine solche Parforcetour bekundet zwar allerdings die Geschicklichkeit des Reiters und die Kraft des Pferdes, aber welchen praktischen Nutzen kann man aus derartigen Schaustellungen ziehen?“

In dieser Epoche blühten die Akademien in Paris und den Hauptstädten Frankreich's. Es waren Schulen, in denen man fechten, tanzen, schwimmen und hauptsächlich reiten lehrte. Jeder junge Mann, ehe er in der Welt auftrat, mußte eine Akademie durchgemacht haben. Das galt damals eben so viel, als wenn man heute etwa sagt, die Rechtsstudien durchmachen (faire son droit), und man kann sagen, daß wohl in beiderlei Weise große Männer gebildet werden. Chateaubriand hat gesagt, niemals hat der Degen die Feder, noch die Feder den Degen stumpf gemacht. Wir unsererseits sagen, nie hat die Reitkunst das Genie verdunkelt, noch umgekehrt. Eine Bemerkung, der es nicht an Originalität fehlt, ist die, daß zwei der berühmtesten englischen Minister, Pitt und Fox, ihre Akademien in Frankreich durchgemacht haben; der eine studirte in Caen, der andere in Angers. Die Akademien dieser beiden Städte gehörten damals zu den berühmtesten: Bougainville, Choiseul, Maupeou, Malherbes, Maurepas, d'Aiguillon, la Chalotais, Necker, Turgot, Calonne, Mirabeau, hatten ihre Akademie durchgemacht.

Obgleich zu jener Zeit der Geschmack an ausländischen Pferden, hauptsächlich an Jagdpferden, in Frankreich rege wurde, behauptete dennoch das französische Pferd seinen Vorzug vor vielen anderen europäischen Pferden.

Lord Pembroke schrieb an Bourgelat: „Ich begreife die Passion nicht, welche die Franzosen für unsere Pferde haben, wenn ich eure schönen Racen aus der Normandie und Limousin sehe.“ Auch wurden die Pferde und Stuten dieser Gegenden häufig in's Ausland versendet, und besonders hat man in der Normandie lange von einer Sendung Zuchtpferde aus dieser Provinz gesprochen, die Bourgelat und Chabert dort für den Grafen von England ankauften.

Die meisten Großen setzten eine Ehre darin, nur französische Pferde in ihren Ställen zu haben. Der Dauphin von Frankreich, der vorzüglich die Jagd auf den Wolf liebte, dessen Flucht und Anhalten allen Jägern bekannt sind, und diese Jagd sehr anstrengend und beinahe unmöglich machen, ritt nur Pferde aus der Normandie.

Beim Ausbruch der Revolution war Frankreich, seiner Bevölkerung nach, an schönen und tüchtigen Racen, an eifrigen und intelligenten Züchtern, das reichste Land von allen. Jede Provinz unterhielt Gestüte, entweder für den Staat oder für die Provinzialstände, oder für hochgestellte Personen, Abteien und Privatleute.

Die Zahl der Springpferde, welche die Administration der Gestüte besaß, betrug über dreitausend. Außer den Hauptgestüten, die in du Pin, zu Pompadour und zu Asnières bei Paris eingerichtet waren, gab es noch Etablissements in Fontenay-le-Comte, Tarbes, Azath, Rhodez, Perigueux, Rienfort, Perpignan, Rosières, Jeben, Besançon, Dianay, Annoncel, Straßburg, Niort. Die Zahl der von Privatleuten unterhaltenen war fast ebenso bedeutend.

Unter den letztern Etablissements waren bemerkenswerth das Rohansche zu Guéméné, das des Grafen Esterhazy bei Rocroy, die der Herren d'Escars, de Jumillac, de Caux, Mailhard in Limousin, Rouget, Boucher-Lagetière in Poitou, Matignon, des Fürsten von Monaco in Thorigny. Der Marschall von Sachsen hatte ein Gestüt in Chambord angelegt, welches nach dem Tode dieses Fürsten verkauft wurde; aber durch Herrn von Polignac wurde es wieder hergestellt. Dies ist jedoch noch nicht alles. Da man durch die Anwendung der englischen Pferde zur Jagd den Vortheil der Methoden dieses Landes hinsichts der Kreuzung und Erziehung der Pferde erkannt hatte, fing man an, dieselben Institutionen anzunehmen, die bei den Engländern so guten Erfolg hatten.

Die englischen Wettrennen fanden in Frankreich zum ersten Mal im Jahre 1776 statt. Der Graf von Artois, der Herzog von Chartres, der Marquis von Conflans, der Fürst von Nassau, der Prinz von Rohan-Guéméné und einige Engländer von Distinktion, die sich damals in Frankreich befanden, ließen auf der Sandebene (plaines des Sablons) Pferde rennen, die aus England gekommen waren.

Am 6. September 1776 fand ein Wettrennen statt zwischen Barbary und Comus, im Besitz des Grafen von Artois, Partner, dem Herzog von Chartres, Pilgrim, dem Herzoge von Lauzun, Nip, dem Mar-

quis von Conflans, und dem Abt, dem Fürsten von Guéméné gehörig. Letzterer blieb Sieger. Er war ein französisches Pferd, die andern waren englische. Zu welcher Race es gehörte, wird nicht gemeldet.

Im Jahre 1777 tritt der Abt nochmals auf und schlägt acht englische Pferde. In demselben Jahre organisirte man zu Fontainebleau ein Massenrennen, bei welchem vierzig Pferde concurrirten. Diesem Rennen folgte ein zweites, bei welchem vierzig Esel erschienen. Der Sieger erhielt eine stattliche goldene Distel und hundert Thaler Geld. Man erzählt, diese lächerliche Parodie habe großen Erfolg gehabt; die damaligen Zeitungen und Memoiren sprachen davon, wie von einem Schauspiel, welches den Hof und die Stadt in Bewegung gesetzt habe; eine traurige Wirkung des französischen Charakters, welcher oft die ernstesten Neuerungen mit dem Firniß des Spottes überzieht.

Während der folgenden Jahre fanden Rennen zu Vincennes, zu Fontainebleau und in den plaines des Sablons statt, aber ohne Organisation und auch nicht zu einer vorher bestimmten Zeit. Auf diesen Rennen zeigte sich der berühmte King-Pepin und verschiedene andere Vollblutpferde, die später zur Fortpflanzung benutzt wurden. Diese Rennen waren nur Schauspiele, aber mit ihrer Zukunft hatte es ein Ende. Die Revolution unterbrach sie, wie so viele andere Institutionen, welche sie im Keime erstickte.

Während der republikanischen Zeit wagte man nicht, die englischen Rennen fortzusetzen, da sie zu sehr an die verpönte Aristokratie erinnerten; aber aus der damals herrschenden Sucht, die Republiken der Griechen und Römer nachzuahmen, entstand der Versuch, die Wagenrennen wieder einzuführen. Die Unglücksfälle, die in Folge der Unerfahrenheit der Wagenlenker dabei entstanden, waren die Ursache, daß man bald auf diese einfältige Restauration verzichtete, die als Schauspiel nicht sehr ergötzlich und für die Veredlung der Pferde nutzlos war.

Unterdessen erhielt die Veredlung der französischen Rosse einen empfindlichen Schlag durch die Requisitionen (Pferdelieferungen). Man nahm Zuchthengste und Zuchtstuten weg, man spannte die Pferde ab nicht nur von der Kutsche des Vornehmen, sondern auch vom Pfluge des Landmanns. Ja es kam dahin, daß man Furcht hatte, ein tüchtiges Pferd zu erziehen, welches die gierige Requisition reizen möchte und daß man fehlerhafte und werthlose Pferde vorzugsweise suchte.

Jedoch verblieb der Pferdezucht noch ein Lebenselement, nämlich der Absatz, der sich von allen Seiten her darbot. Man hatte von den Zucht-

hengsten, die sich so zahlreich in den alten Gestüten befanden, die schönsten aufbewahrt; die armen Züchter entzogen sie, wie sie nur immer konnten, der Wuth der Vandalen. Die Pferde wurden gut verkauft und es wurden damit glänzende Geschäfte gemacht; denn die Grenze war für fremde Einfuhr verschlossen. Das ist das Geheimniß einer Erscheinung, die manche Schriftsteller sich nicht haben erklären können. Man hat sich gefragt, wie es zugegangen, daß Frankreich, nachdem seine Pferde zerstreut, die Aristokratie erniedrigt und niedergemetzelt war, mitten unter fortwährenden Kriegen, welche dasselbe mit unaufhörlichen Requisitionen heimsuchten, noch Pferde für die Remonten des Kaiserreichs stellen konnte? Das kam, wie gesagt, daher, daß die kostbarsten Hengste aus den Gestüten, in den Ställen der Züchter versteckt, noch lebten und daß man auf sie um so größern Werth legte, weil sie der Rest des Vollbluts waren; ferner auch daher, daß, während die auswärtige Concurrenz fehlte, der Handel mit französischen Pferden einen solchen Aufschwung genommen hatte, daß die Züchter alles daran setzten, tüchtige und schöne Pferde zu produziren.

Die französische Nation ist ihrer kontinentalen Lage wegen gezwungen, den benachbarten, besonders den nördlichen Völkern gegenüber, für ihre Kavallerie zu sorgen, weil jene Völker eine ungeheure Menge für diese Waffengattung geeigneter Pferde liefern. Rußland besitzt deren fünfundzwanzig Millionen, Oestreich sechs Millionen und Deutschland vier bis fünf Millionen. Die Kavallerie ist in Frankreich ein wesentliches Bedürfniß; eine Armee ohne Kavallerie kann das Land um sich her nicht schützen und feindlichen Unternehmungen nicht zuvorkommen. In dem Feldzuge von 1814 überholten die Heere der Verbündeten die französische Armee um zwei Tagemärsche, und das führte ihre Niederlage herbei.

Der große Gedanke, von welchem Ludwig XIV. bei der Anlage von Gestüten geleitet wurde, bewog auch Napoleon, sie wieder herzustellen; er hatte eingesehen, daß in demokratischen Ländern die Regierung die Stelle der großen Grundbesitzer vertreten müßte.

Die Rennen wurden als Basis der Veredlung angenommen und bis zu einem gewissen Grade organisirt. Preise, welche die Regierung ausgesetzt hatte, wurden zu festgesetzten Zeiten erkämpft und von der Administration zuerkannt. Im Lager von Boulogne, im Jahre 1805, dekretirte der Kaiser die Veranstaltung von Wettrennen in den durch ihre Pferdezucht am meisten renommirten Departements. Die ersten Rennen wurden zu Paris, in Saint-

Brune du Pin angeordnet. Man muß gestehen, daß diese Rennen von geringer Bedeutung waren und zum Fortschritt in der Veredlung nicht viel beitrugen; die Pferde, welche dort wetteiferten, waren schlecht gezogen und wurden schlecht geritten. Sie konnten daher keine sehr nützlichen Dienste leisten.

Die damaligen Reglements, voll von jenem Patriotismus, welcher die Epoche des Kaiserthums kennzeichnete, hielten sich so viel wie möglich fern von den englischen Gewohnheiten, obwohl sie den neuen Einrichtungen zur Grundlage dienen sollten.

Napoleon I. war kein besonderer Pferdekenner; auf dem dürren Boden Corsika's hatte er nur den entarteten Berg-Pony gesehen und die Schule von Brienne hatte in ihm nicht ein Verständniß des Pferdes entwickelt. Das Pferd war für ihn, wie alles andere, ein Mittel zum Zweck; wie jedoch sein Genie alles Große erfaßte, so ahnte er auch die tiefe Bedeutung des Pferdes und stellte in seinem weiten Reiche die beiden Grundlagen aller Verbesserungen fest, die Produktion und die Konsumtion. Wie schon gesagt, stellte er die Administration der Gestüte wieder her, welche allein den Verfall der französischen Pferderacen verhindert hat, und verbannte, wenn auch nicht rechtlich, so doch faktisch, das ausländische Pferd von den französischen Märkten. Er eröffnete von Neuem die Schule der Pagen und Paris erhielt seine Reitbahn, die unter dem Kommando des Herrn von Sourdis stand. Er dekretirte die Reorganisation vieler Reitschulen, und dotirte sie aus Staatsmitteln. Kurz, wie Herr v. Montandre sagt: „Die Wiederherstellung eines glänzenden Hofes, die Schöpfung eines neuen, auf militärische Auszeichnung gegründeten Adels, die Errichtung von Majoraten, welche mit Titeln und Auszeichnung verbunden waren, der Luxus, zu welchem die neuen Reichen und hohen Staatsbeamten genöthigt wurden, das waren die Mittel, die der Herrscher anwendete, um Handel und Industrie in Aufschwung zu bringen." Unter dem Kaiserreich tritt die Erscheinung hervor, welche die Zeit der Republik auszeichnet, daß trotz der Kriege und Revolutionen der Pferdehandel immer noch günstige Chanzen bot und der Preis der Pferde damals viel höher war, als jetzt.

Napoleon ritt nur französische oder arabische Pferde und seine Soldaten kannten den Schimmel so gut wie den grauen Ueberrock, wenn sie beide nach errungenem Siege mitten im Pulverdampf erblickten.

Man kann sich eine Vorstellung von der Größe und Pracht der kaiser-

lichen Marställe machen, wenn man die Beschreibung der Feldequipagen Napoleon's im Jahre 1812, bei seinem Abzuge zum russischen Feldzuge, liest.

Ein leichter Zug, sechsundsiebzig Pferde stark, demnächst ein Expeditionszug, hundertundvierzig Pferde stark; zweihundertundvierzig Pferde waren für den Transport des schweren Gepäcks bestimmt; außerdem war noch ein Depot von vierundzwanzig Pferden, im Ganzen also fünfhundert Pferde mit vierundsechzig Wagen.

Eine Summe von 700,000 Francs wurde zur Verfügung des Ober-Stallmeisters zur Unterhaltung dieser Züge gestellt.

Das kaiserliche Budget für den Marstall belief sich auf drei Millionen. Die Fuhrwerke des Kaisers zerfielen in drei Klassen, nämlich die zu seinem eigenen Gebrauch, die für das Gefolge und die für das Kabinet und die Archive.

Sechs Pferde oder Maulthiere fuhren jeden Wagen.

Außerdem waren noch zehn Brigaden zu je zwölf Pferden, nämlich zwei Schlachtpferde und ein Reitpferd für den Kaiser und neun für den Ober-Stallmeister, den diensttuenden Stallmeister, den Pagen, den Wundarzt, den Vorreiter, den Mameluken und drei Stallknechte.

Jede Brigade wurde mit dem Namen eines der kaiserlichen Pferde bezeichnet. Nie wurden die Mantelsäcke auf dem Rücken der Pferde getragen; sie blieben immer auf vier kleinen Karren von Weidenruthen liegen, welche nachfolgten.

Das Pferd des Kaisers war mit einem französischen Sattel von karmoisinrothem Sammet geschmückt, die Satteldecke von Tuch von derselben Farbe und doppelt mit Gold galonnirt; an Revuetagen war diese mit Goldfrangen besetzt und die Mähne des Pferdes war geflochten.

Das Pferd, welches der Kaiser bei Waterloo ritt, hieß Accacia. Es war ein herrlicher, grau gesprenkelter, vier Jahre alter Navarreser, gewandt, schnell, kräftig und voll Grazie. Gegen Ende der Schlacht rückte der Kaiser traurig und entmuthigt unter Kartätschfeuer vor, um darin das einzig mögliche Heilmittel gegen sein großes Mißgeschick zu suchen.

Drei Monate später war Accacia, wie das ganze Ameublement in dem großen Gasthause, das Allen zu Gebote steht, in den Tuilerien, im Dienste eines neuen Herren. Der bei Waterloo verwundete Pierre R . . .,

dessen Schmuck ein hölzernes Bein war, wurde Dorfgeiger in der Nähe des Städtchens Vire. Was aus Napoleon geworden ist, weiß man.

Nach 1830 wurde Accoeia, wie so viele andere edle Trümmer, verkauft, er wurde von Paris nach der Provinz gebracht. Eines Tages ging Pierre N..., bei einer Landhochzeit die Gesellschaft auf ihrem Wege mit seiner Violine begleitend, einen Hohlweg hinab, als er plötzlich seinen Bogen mitten im Takt anhielt und den Schrei ausstieß: vive l'empereur!

Er glaubte in dem Reiter, einem alten Offizier von majestätischer Haltung, der ihm entgegenkam, das Bild des volksthümlichen Helden wieder zu erkennen. Nach einigen, durch dieses Ereigniß veranlaßten Erörterungen erfuhr er, daß, wenn der Herr des Pferdes auch nicht sein Kaiser, dieses doch dasselbe war, welches er am letzten Tage seiner Herrschaft geritten. Pierre erbat sich und erhielt die Erlaubniß, den edlen Renner zu reiten. Späterhin, als der Eigenthümer beschlossen hatte, dieser gefallenen Größe das Gnadenbrod zu geben, und es zu keinem Dienste mehr zu verwenden, machte Pierre das Thier zu seinem Gefährten und gebrauchte es manchmal, um eine Landhochzeit von einem Dorfe zum andern zu geleiten. Im Jahre 1832 ritt der Fiedler, seine Geige spielend, einen Abhang hinunter, während die Zügel lose über Accaria's Nacken hingen; da kam ein rollender Kiesel dem armen Thiere unter den Fuß, es fiel, brach ein Bein und tödtete zugleich den unglücklichen Geiger.

Die Ereignisse von 1814 und 1815 brachten hinsichtlich der Pferde große Veränderungen hervor.

Wir haben auf ein seltsames, fast unerklärliches Faktum aufmerksam gemacht, nämlich auf den Reichthum an Pferden, welche Frankreich nach einem entsetzlich starken Verbrauch und bei den geringen Hülfsquellen, welche der Produktion gewährt waren, dennoch besaß. Aber die Pferde wurden theuer verkauft und die Züchter wuchsen bei dem mächtigen Klange des Goldes, gleichsam aus der Erde. Auch holten fremde Nationen zu jener Zeit aus Frankreich Musterpferde, um ihre ächten Racen zu erneuern. Mehre Zuchthengste wurden nach Deutschland und Italien in le Merlerault für fabelhafte Preise verkauft. Ziemlich viele Stuten gingen nach England, achttausend Zuchtstuten und zehntausend Pferde nach Spanien.

Als die Restauration Frankreich den Frieden wiedergab, unterdrückte sie zugleich jene freiwilligen oder gezwungenen Requisitionen, die alle über das Aufblühen der Pferdezucht gehegten Hoffnungen im Keime vernichteten. Wären

gleichzeitig die Grenzen für ausländische Pferde geschlossen geblieben, so hätte Frankreich in dieser Beziehung bald wieder einen reißend schnellen Aufschwung genommen. Das war aber unglücklicherweise nicht der Fall; kaum war die Handelsfreiheit erklärt, als man blindlings zu den Pferden der benachbarten Nationen griff. England überschwemmte uns zuerst mit seinen Jagdpferden, Deutschland eröffnete erst später seine Quellen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es noch erschöpfter als Frankreich war: es mußte für die Pferdezucht erst wieder geweckt werden. Dies geschah aber durch französische Schuld schnell genug, denn, wie ein deutscher Pferdezüchter sagt: „Die von den Franzosen gemachten Ankäufe haben nach den Kriegsstürmen am Ende des Kaiserthums die Regeneration unserer Racen gewaltig gefördert."

Vergeblich kauften die Prinzen ihre meisten Pferde aus der Normandie und aus Limousin, vergebens wurde die Remonte der Garde-Compagnien speziell aus le Merlerault beschafft, vergebens zahlten die Gestüte für ihre Zuchthengste höhere Preise: der Pariser Luxus war sehr wenig patriotisch und hielt es für gut, dem englischen oder deutschen Pferde den Vorzug zu geben. Bald merkte man mehr als bisher den Unterschied in der Art sowohl, wie in der Dressur, zwischen dem französischen Pferde, welches seit dreißig Jahren Stillstand gemacht hatte, und dem der benachbarten Nationen. Man forderte von den inländischen Racen eine größere Aehnlichkeit mit den veredelten, welche England die Franzosen kennen lehrte. Dieses war mit eine Ursache, welche zur Wiedereinführung der Wettrennen beitrug, welche zur Veredlung der Pferde nützliche Dienste leisten konnten.

Einige Vollblutpferde wurden in diesem Zeitabschnitt in den Gestüten und bei Privatbesitzern eingeführt. Gegen das Jahr 1819 ließ Ludwig XVIII. die Wettrennen regelmäßig anordnen und die Zahl der Preise in den Departements vermehren. Zu den ersten französischen Pferden von Ruf gehörte Latitat, dem Grafen v. Narbonne gehörig. Mehre Etablissements bildeten sich zu dem Zweck, Rennpferde zu ziehen. Unter diesen zeichnete sich das Gestüt zu Meudon aus, welches unter der geschickten Leitung des Herzogs v. Guiche einen hohen Ruf erwarb, der durch den Erfolg der Nell 1823 begründet wurde. Rianssec legte um 1820 das Gestüt Viroflay an, wo der berühmte Rainbow sich einen unvergänglichen Ruhm erwarb.

Herr v. Escars ließ um 1824 Lucy rennen; dieser Mann hat in Hinsicht der Pferdezucht einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan. Er wurde im Jahre 1829 zum Präsidenten der Kommission ernannt, welche dem Könige

über die Administration Bericht erstatten sollte. Diese Arbeit, die nach seinen Angaben von Didon redigirt wurde, ist ein Dokument, welches zu jeder Zeit die Beachtung aller Leute verdient, welche sich ernstlich mit der Pferdekunde beschäftigen.

Die Administration ließ es ihrerseits sich angelegen sein, Vollblutpferde zu schaffen. Die Gestüte in Rosières, Pompadour und besonders in du Pin, welches von Herrn v. Bonneval geleitet wurde, versorgten das Land mit den herrlichsten Exemplaren dieser Race. Snail, Tigris, Easthám zeugten Produkte, welche für immer bei der Veredlung französische Racen erkennen lassen werden.

In jener Zeit ließ alles eine sichere Rückkehr zu einem bedeutenden Gedeihen der Pferdezucht hoffen. Die Administration der Gestüte wurde nutzenbringend und gewissenhaft geleitet; der meiste Bedarf für den Luxus und die fürstlichen Häuser wurde in Frankreich beschafft. Die von den bedeutendsten Städten Frankreich's unterstützten Manegen verbreiteten bei der Jugend den Sinn für Reitkunst und Pferdekenntniß; die Pagenschule, unter dem Kommando der ausgezeichnetsten Reitlehrer, welche mit den alten Lehren ebenso vertraut waren wie mit den neuen, um dadurch zu einer auf die Anforderungen der Zeit anwendbaren eklektischen Reitkunst zu gelangen: das war der damalige Zustand der Reitkunst.

Der Fürst von Lambesc hatte den Titel Oberstallmeister bis zu seinem Tode im Jahre 1824 behalten; das Kommando über die Marställe wurde dem Herrn von Vernon anvertraut; Herr von Absac stand der Pagenschule vor und wurde nach seinem Tode durch Herrn von Boisfoucaud ersetzt. Unter seinem Befehl standen die Stallmeister Goursac, de Charrette und später d'Aure, O'Hégerty, de Vendière, de Messange und de Vaugiraud.

Karl X., der sich der Reiterspiele aus seiner Jugendzeit erinnerte, munterte zu Wettrennen und zur Zucht von Vollblutpferden auf. Das Gestüt zu Meudon bekam auf seinen Befehl einen Antrieb zu erhöhter Thätigkeit. Der Herzog von Guiche blieb Dirigent desselben und zur Vergrößerung seines Ruhmes produzirte er 1827 Vittoria von Milton gezeugt, und 1829 Sylvio, vom Trance; 1828 ließ Herr de la Bocque sein Pferd Zephyr rennen. Im Jahre 1830 trug Vesta, dem Herrn de la Bastide gehörig, die Ehre des Sieges bei den Rennen des Jahres davon.

Während das englische Vollblut sich in Frankreich einbürgerte, sah man

auch ein, daß man das arabische Blut, diesen allgemeinen Typus jeder Veredlung der Pferde, nicht vernachlässigen dürfe. Auch wurde im Jahre 1818 Herr de Portes beauftragt, Syrien zu bereisen, von wo er zwanzig Stück arabischer Zuchthengste mitbrachte. Die meisten derselben waren von ausgezeichnetem Werthe. Zum Unglück wurden sie vernachlässigt oder schlecht verwendet, wie alle, welche seit einem Jahrhundert der Orient nach Frankreich schickt. Kaum sind einige Tropfen dieses kostbaren Geblüts als Beispiele eines jetzt verwischten Charakters in den französischen Gestüten übrig geblieben.

Im Jahre 1815, nach Zerstörung der Manegen von Saint-Germain und Saint-Cyr, wurde die Schule zu Saumur gegründet, allein erst im Jahre 1826, unter der Oberleitung Oudinot's nahm sie Verhältnisse an, welche sie zu einer der ersten Kriegsschulen in der Welt machen. Zur Zeit seiner Direktion wettete der berühmte General mit dem Major Goodmet, achtundzwanzig Kilometer (etwa sieben Meilen) in einer Stunde im Trabe und mit einer Stute von englischer Race zu machen. Diese Entfernung wurde auf der Straße von Saumur nach la Flèche abgemessen und erstreckt sich von der Vorstadt de la Croix-Verte bis an die Küste von Longpré hin und zurück. Oudinot brauchte dreiundsechzig Minuten, um diese Entfernung zurückzulegen. Er verlor um drei Minuten; rechnet man aber die Schwierigkeiten hinzu, welche eine durch vieles Fuhrwerk behinderte Straße ihm entgegenstellte, so hat er dennoch eine der wunderbarsten Aufgaben gelöst, die bei allen Völkern in den Annalen über Pferde verzeichnet sein mögen.

In dem Zeitpunkte, wo die Sorge für das Pferd unter dem Schatten des Friedens wieder aufblühen zu wollen schien, erlitt sie abermals einen gewaltigen Stoß durch eine neue Revolution. Die Ereignisse von 1830 entzogen den französischen Züchtern den geringen Absatz, den sie bisher noch gehabt hatten. Die Militärhäuser, welche aus le Merlerault ihre Pferde bezogen, wurden unterdrückt; die Prinzen, welche ihre Marställe aus Frankreich selbst versorgten, verließen den vaterländischen Boden. Zwei entgegengesetzte Mächte scheinen unaufhörlich im Kampf mit einander zu sein, welche von ihnen der Pferdezucht den größten Nachtheil bringen werde. Ist die Veredlung in der Kindheit oder schwach, so wird sie von der Konsumtion aufrecht erhalten; ist jene im Fortschritt begriffen, so verschwindet die Konsumtion und läßt sie allein ihren Weg gehen.

Diese Epoche wurde auch noch durch einen jener unerklärlichen Irrthümer bezeichnet, die sich unglücklicherweise im französischen Pferdehandel häufig

wiederholt haben, nämlich den, im Auslande Pferde anzukaufen, wenn ein Kriegsgewitter am Horizont steht. Man glaubt so den doppelten Zweck zu erreichen, daß man dem Feinde seine Pferde entzieht, die er bald vielleicht selbst braucht, und daß man seine eigenen Hülfsquellen schont. Statt dessen aber fällt man in zwei Schlingen. Man ermuthigt den ausländischen Handel, indem man ihm sein Gold bringt und entmuthigt den Binnenhandel, indem man ihm seinen Absatz verschließt. Der Züchter, der nicht nur den Verkauf seines Pferdes einbüßt, sondern dasselbe auch noch ernähren muß, schlachtet sein Huhn, welches ihm goldene Eier legt; er verkauft seine Mutterstuten und vernachlässigt seine Füllen; an einem Tage verliert er die Frucht zehnjähriger Arbeit. Man bewahrt Pferde nicht auf wie andere Sachen, und das Pferd, welches keiner gekauft hat, verschwindet in dem Schlunde einer Konsumtion, welche keinen Vortheil gewährt. Will man niemals daran Mangel leiden, so kaufe man nur immer zu bis zur Erschöpfung. Man sei unbesorgt und schöpfe nur immer fort aus dieser ergiebigen Quelle; sie wird immer klarer und lebendiger emporsprudeln.

Auf diesen Zeitabschnitt muß man auch die Vernachlässigung der Reitkunst in Frankreich zurückführen. Bis dahin unterhielten, wie schon erwähnt, die Regierung und die bedeutendsten Städte Reitschulen, welche unter den jungen Leuten die Gewöhnung und den Geschmack am Reiten verbreiteten und an die Gegenwart die herkömmliche Kette der Vergangenheit anknüpften. Aber vermöge jenes bedauernswürdigen Haschens nach Extremen, welches alles in Frankreich verdirbt, bildete man sich ein, das Reiten in den Wettrennen könnte alles ersetzen und weil England keine Manegen hätte, könnte man sie auch in Frankreich entbehren.

Die Regierung zeigte den Weg und die Städte beeilten sich, ihr nachzufolgen. Man machte den Reitschulen alte Doktrinen und Schlendrian zum Vorwurf, allein anstatt sie dadurch auf eine andere Richtung zu leiten, daß man sie nöthigte, mit ihrem Unterrichte auch den über die neuere, den Anforderungen der Zeit mehr angemessene Reitkunst und Pferdedressur zu verbinden, zog man es vor, sie zu vernichten. Seitdem gewöhnten sich die jungen Leute in den Provinzen, da sie niemals mehr einen rationellen Unterricht erhalten konnten, daran, in dem Pferde nichts weiter zu sehen, als ein Mittel, um damit von der Stelle zu kommen. Dies war auch eine Ursache der neu erwachenden Vorliebe für das ausländische Pferd, welches, besser dressirt als das inländische, dem unkundigen Reiter mehr zusagte.

Endlich wurden die französischen Gestüte, die bis dahin als eine starke und mächtige Organisation bestanden und trotz so vieler Hindernisse den vollständigen Verfall des französischen Pferdes allein gehemmt hatten, bedeutend vermindert, das Budget wurde um ein Drittel reduzirt und verhältnißmäßig auch die Zahl der Etablissements.

Während dieser Zeit bildete sich aber die Pferdekunst theoretisch in den höhern Klassen der Gesellschaft aus. Die Bemühungen der Administration der Gestüte und die Thätigkeit mehrer Mitglieder derselben, unter denen wir die Herren de Bonneval, de Bouy, de Baugiraud, de Lastic, de Montandre, de Moussy anführen, brachten ihre Früchte. Eine bemerkenswerthe Schrift des Herzogs von Guiche förderte ebenfalls diese Bewegung bedeutend. Von da ab wurde die englische Doktrin im Prinzip von der Administration angenommen, welche auf diesem Wege entschlossen weiter ging und auch, in soweit verschiedenes Klima und verschiedene politische Einrichtungen es gestatten, nicht wieder davon abgewichen ist.

Hierbei ist es billig, einen hervorragenden Mann zu erwähnen, der zu dieser Revolution sehr viel beigetragen. Dittmer, ein bedeutender Schriftsteller und alter Kavallerie-Offizier, der im Jahre 1833 zum General-Inspektor der Gestüte und später zum Direktor des Landbaues und der Gestüte ernannt wurde, gab hauptsächlich den Antrieb zu den administrativen Verbesserungen, welche zu jener Zeit stattfanden.

Schon lange warf man der Administration der Gestüte mit Recht vor, daß sie ihre Pferde keine Uebungen machen lasse. Wozu sind denn, sagte man, Vollblutpferde, die ihren Werth nicht bekundet haben? Welches Vertrauen können sie ihren Züchtern einflößen? Diese Vorwürfe waren begründet. Die Administration produzirte ihre Zöglinge auf dem Pferderennen von 1833. Ihr erstes Auftreten war ein Sieg: Agar gewann einige Preise bei den Rennen in Paris. Die folgenden Jahre zeigten glänzende Triumphe. Ganz Frankreich hat von den Erfolgen des Corysander, Fretillon, Eylau erzählen gehört. Diese Erfolge machten zuletzt selbst diejenigen mißgestimmt, welche sie hervorgerufen hatten und endlich wurde der Administration untersagt, ihre Produkte ferner beim Pferderennen erscheinen zu lassen. Das erinnert einigermaßen an die Fabel von jenem Prahler, welcher den Löwen auf den Kampfplatz rief, und als dieser sich näherte, zu Jupiter flehte, er möchte ihn doch wieder in seine Höhle gehen lassen.

Das Gestüt zu Meudon kam im Jahre 1830 unter die Direktion des

Herrn von Cambis; der Herzog von Orleans, und später der Herzog von Nemours, beide entschiedene Pferdeliebhaber, arbeiteten beide thätig darauf hin, dort bedeutende Verbesserungen einzuführen. Große Arbeiten wurden auf den Wiesen unternommen, die Zahl der Stuten vermehrt und das Gestüt Meudon blieb, wenn auch unter verschiedenen Wechselfällen, doch in Hinsicht auf die Produktion der reinen Race, eins der bedeutendsten Etablissements in Europa.

In diese Epoche gehören auch die Anstrengungen der Ober-Stallmeister, welche d'Aure machte, dem Luxus wieder Geschmack an dem französischen Pferde beizubringen. Zum Unglück scheiterte dieses Unternehmen mehr an materiellen Schwierigkeiten, als an dem, hinsichts der Pferde bei allen jungen Leuten in Frankreich herrschenden antinationalen Sinne.

Eins der merkwürdigsten Etablissements in Europa wollen wir nicht unerwähnt lassen, nämlich das in Saint-Contest bei Caen, welches einem Züchter aus der Normandie, Basly, gehört, und worin man in jedem Jahre eine Elite von Zuchthengsten jenes Landes findet, die jährlich von der Administration der Gestüte gekauft werden.

Um das Jahr 1833 traten einige Züchter und Pferdeliebhaber zusammen und bildeten zu Paris die Gesellschaft, deren Zweck die Aufmunterung zur Veredlung der Pferderacen war und die unter dem Namen des Jockey-Klubs bekannt ist. Diese Gesellschaft veranstaltete Rennen und begann die Akklimatisation des englischen Vollbluts, indem sie die Pferde, deren Genealogie in dem Stud-Book der drei Reiche nicht verzeichnet war, verwarf. Diese zu exklusiven Grundsätze haben sicher die Einführung dieser kostbaren Race begünstigt, aber sie haben daran unrecht gethan, daß sie das Geblüt einiger beachtenswerthen arabischen Hengste nutzlos vergehen ließen, welche vielleicht herrliche Familien von Pferden erzeugt hätten. Was ist aus dem Blute eines Massoud, Beduin, Abufar und so vieler andern geworden? Wer sagt uns, daß sie nicht neben Godolphin und Darley-Arabian geglänzt haben würden, wenn sie zu ihrer Zeit gelebt hätten.

Jene absoluten Doktrinen und Maßregeln haben sich in der jetzigen Zeit modifizirt. Der Jockey-Klub erkennt jetzt als Grundlage seiner Aufmunterungen auch das Verzeichniß des französischen Stud-Books an, d. h. er hält die arabische Abstammung für gleich mit der englischen. Abgesehen von jener Ausschließung, die fast siebzehn Jahre gedauert hat, müssen wir doch dieser berühmten Gesellschaft die vollste Anerkennung dafür zollen, daß sie durch die

bedeutenden Preise, welche sie jährlich für die Pferdezüchter aussetzt, gewaltig zur Veredlung der französischen Racen beigetragen.

Die Gesellschaft hält ihre Rennen hauptsächlich zu Paris, auch sind die Rennen zu Versailles und Chantilly von ihr gegründet.

Doch trotz der Anstrengungen der Administration und der Privatpersonen nahmen diese Rennen nur einen sehr langsamen Aufschwung. Es existirten in Frankreich kaum zehn Pferderennen und das von der Administration ihnen angewiesene Budget betrug im Jahre 1834 nur neunzigtausend Francs. Darauf gab ein wichtiges Faktum ihnen neues Leben und bezeichnete eine bemerkenswerthe Aera in ihren Fortschritten.

Die Rennen im Trabe, welche früher nicht bekannt waren und für die Zucht der Pferde zum Verkehr so fördernd sind, wurden in der Normandie eingeführt. Pferderennen wurden veranstaltet und Vereine in den Provinzen organisirt. Die Regierung, die Departements, Städte und landwirthschaftliche Vereine unterstützten diese Bewegung. Nachdem die Organisation einmal zu Stande gebracht, war es leicht, sie von den Wettrennen, die der Schnelligkeit wegen gehalten wurden, Vortheil ziehen zu lassen. Denn wie großes Interesse auch das Wetteifern im Trabe erregt, dem in der Schnelligkeit kann es doch niemals gleichkommen. Man mußte daher überall beide mit einander vereinigen. Seitdem sah man auch die Zahl der Pferderennen in Frankreich jährlich zunehmen. Die beiden Provinzen, Normandie und Bretagne, die im Jahre 1834 nur zwei Rennen hatten, Saint-Brieuc und le Pin, hatten im Jahre 1849 fünfzehn. Das Budget der Gestüte wuchs in demselben Verhältniß und jährlich bestätigten neue Pferderennen den immer zunehmenden Aufschwung dieser Einrichtung, die in der Folge populär geworden und die dazu berufen ist, an die Stelle der massenhaften Zusammenkünfte im Alterthum und in der neuern Zeit zu treten.

Die Hauptrennen Frankreich's sind die in Paris und Chantilly. Das Marsfeld bietet ein schlechtes Terrain, während Chantilly den Vergleich mit den schönsten und besten turfs in England aushält; leider liegt es weit von Paris und leider wird ihm, trotz der Eisenbahnen, welche die Entfernung verringern, Paris immer vorgezogen werden.

Die Revolution von 1848 war, wie alle Revolutionen, diesen Dingen nicht günstig; sie erschütterte den Reichthum, beunruhigte den Luxus und brachte Verwirrung in den Pferdehandel.

Mehre bedeutende Etablissements wurden unterdrückt, unter andern das

zu Meudon, welches von den königlichen Apanagen abhing. Man muß indessen zu seiner Ehre anführen, daß der Kaiser Napoleon, selbst ein vorzüglicher Pferdeliebhaber und vollendeter Reiter, alles gethan hat, was in seiner Macht stand, um Frankreich die arabischen Zuchthengste des Gestüts zu Saint-Cloud zu erhalten, welche mit einer guten Ausbildung eine herrliche Abkunft verbinden.

Die Geschichte des Pferdes würde unvollständig sein, wenn wir die Uebungen in der Voltige und vervollkommneten Dressur mit Stillschweigen übergehen wollten, welche den Namen Franconi unsterblich machten. Wir wissen, daß zu Homer's Zeit Reiter aufrecht auf ihren Pferden standen. Diese Kunst wurde im Alterthume bei öffentlichen Festen kultivirt, sie wurde während der spätern Kaiserzeit und im ganzen Mittelalter beibehalten.

Wir haben eine merkwürdige Stelle aus Montaigne angeführt, welche zeigt, daß diese Kunst zu seiner Zeit einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hatte. Aber erst vom Jahre 1767 ab hat man die Namen der Reitkünstler aufbewahrt, welche sich dieser Kunst widmeten. Der erste war Bates, ein englischer Reiter, dessen Exercitien, wenn sie auch nicht die Freiheit der Ausführung und Vollkommenheit hatten, die sie unter seinen Nachfolgern erreicht haben, dennoch wegen der Keckheit seines Spiels und der vollkommenen Dressur seiner Pferde Beachtung verdienen.

Im Jahre 1795 erschien Hyam, welcher die Schranken der Wissenschaft erweiterte; man bewunderte besonders die Kühnheit, mit welcher er zu seinen schwierigsten Exercitien Pferde gebrauchte, die er zum ersten Male sah.

Im Jahre 1783 eröffneten die Brüder Astley einen Circus im Faubourg du Temple auf dem Platze, der seitdem von ihren Nachfolgern benutzt wird. Sie verbanden mit einander, mit großem Geschmack, die Voltigirkunst mit den schwierigsten und schönsten Exercitien der höhern Reitschule. Endlich benutzte Franconi die Bestrebungen seiner Vorgänger, fügte noch alles, was nur Geschicklichkeit und Intelligenz vereint leisten können, hinzu, begründete so die Voltigirkunst und erhob sie zu einer Höhe, auf welcher sie wohl für immer stehen bleiben wird. Die Söhne Franconi's haben sich würdig gezeigt des Namens ihres Vaters, der seit seiner Zeit zu den berühmtesten Reitern gehörte, und nicht ohne Bedauern sehen wir, daß sein undankbares Vaterland dieser interessanten Familie die Mittel verweigert, ihre Kunst fortzupflanzen. Die Dynastien verschwinden; die der Könige gehen schnell dahin, wenn sie ihren Nationen ein ehernes Joch auferlegen, noch schneller vielleicht, wenn sie sie

glücklich machen; denn nicht der athenienſiſche Bürger allein langweilt ſich, wenn er Gerechte herrſchen ſieht. Die Dynaſtien des Reichthums vergehen ebenfalls; das Glück verfolgt nicht oft vier Generationen; aber die Dynaſtien, welche das Talent zur Baſis und das Vergnügen zu ihrer Nahrung haben, ſollten wenigſtens für immer beſtehen. In Frankreich erinnert ſich noch jeder aus ſeiner Jugendzeit, welches Vergnügen ihm die glänzenden Exercitien im Cirque-Olympique bereiteten. Wer wird jemals die Namen Paul, Curent, Jolibois, Auriol, Lejard vergeſſen? Die Franconi's, vom Publikum verlaſſen, ſahen ſich um das Jahr 1839 genöthigt, ihre Kunſt aufzugeben; ſie hatten Dejean zum Nachfolger und mehre ausgezeichnete Künſtler treiben noch jetzt dieſe intereſſante Profeſſion in ganz Europa.

Schließlich ſei es erlaubt, einen Wunſch zu Gunſten der alten Manegen auszuſprechen, deren Zerſtörung gewaltig zum Mißkredit der franzöſiſchen Racen beigetragen hat. Die meiſten Städte Frankreich's beſitzen noch alte Bauwerke, die zu Reit- und Dreſſirſchulen nutzbar gemacht werden können und worin man gleichzeitig Stallmeiſter, Kutſcher und Stallbediente bilden könnte. Auch könnten einheimiſche Pferde dort eine den Zeitbedürfniſſen angemeſſene Erziehung erhalten. Die Wiſſenſchaft, welche das Pferd betrifft, iſt eine der wichtigſten für jede civiliſirte Nation. Und ſollte das aufgeklärte Frankreich nicht einmal in ſeinen Nationalſchulen die Anweiſung zur richtigen Behandlung des Pferdes aufrecht erhalten, welche Frankreich das Uebergewicht, welches es bisher in dieſer Hinſicht gehabt, auch ferner bewahren würde? Gegenwärtig ſind nur noch zwei Haupt-Reitſchulen übrig, in denen die Lehren der großen Meiſter würdig verbreitet werden, nämlich die in Saumur, von d'Aure, und die in le Pin, von de Montigny dirigirt.

Frankreich beſitzt auf je hundert Einwohner acht Pferde; die beiden äußerſten Grenzen dieſes Verhältniſſes bilden in Bezug auf die europäiſchen Staaten: Dänemark, welches fünfundvierzig, und Spanien, welches nur ein Pferd auf je hundert Einwohner hat. In England iſt das Verhältniß nahebei wie in Frankreich.

Wir unterſcheiden bei den franzöſiſchen Pferden zwei große Familien, die armorikaniſche und die ſüdliche Race. Die armorikaniſche Race, mit ihrem hohen Halſe, ihren maſſiven und athletiſchen Formen, ihrem üppigen Kamm, die Tochter eines gleichmäßigen und milden Klimas, feuchter und fruchtbarer Gegenden, bedeckt denjenigen Theil Frankreich's, welcher vom Meere umgürtet iſt; ſie beginnt am Fuße der Alpen auf den Anhöhen in Franche-Comté, geht

die Ufer des Rheins hinab, umfaßt die belgischen Provinzen, das nördliche Frankreich, die Picardie, den Landstrich Caux, die Normandie, die Nordküsten der Bretagne und die Moorgegenden von Poitou bis zu der Mündung der Charente. Ursprünglich war ihre Farbe schwarz und so findet man sie noch in einigen Gegenden von Frankreich, Belgien und England.

Die südliche Familie, mit viereckigem Kopf, schnaubenden Nasenlöchern, aristokratischem Huf, mit Seidenhaar und nervigem Beine, ist über die Alpen und Pyrenäen zugleich nach Gallien gekommen, und hat sich über die Küsten der Provence in den Ebenen von Tarbes verbreitet, ja bis in die Fluren von Limousin hinein ihre Wohnung aufgeschlagen. Ihre vorherrschende Farbe war grau, welche sie an vielen Orten in Folge häufiger Kreuzungen mit arabischem Blut auch noch behalten hat.

Wir wollen noch ein Wort über die bedeutendsten Varietäten hinzufügen, die sich innerhalb dieser beiden großen Familien festgestellt haben, aus deren Mischung in Verbindung mit der Verschiedenheit des Bodens und Klimas alle Arten, die sich in Frankreich befinden, hervorgegangen sind.

Zuerst führen wir die elsassische Race, eine Schwester der deutschen, an, welche in gewissen Gegenden ihre charakteristische Kraft und Schwere behalten hat, während in andern häufige Kreuzungen mit der Zweibrücker Race ihr einen eigenthümlichen Stempel aufgeprägt haben, welche sie zum Gebrauch für Luxusfuhrwerk und zur Remonte für die schwere Cavallerie geeignet macht.

Der Elsaß gehört zu den Ländern Frankreich's, wo man das Pferd mit der größten Intelligenz behandelt. Eine Beschreibung davon verdanken wir der Feder eines ehemaligen General-Inspektors der Gestüte, aus dessen Schrift wir mehres angeführt haben.

„Der elsassische Landmann wird mit dem Sinn für das Pferd geboren, und würde auf dasselbe die ängstlichste Sorgfalt verwenden, wenn man ihm darin Unterweisung gäbe.

„Er spannt vier bis sechs Pferde an seinen Wagen, um die leichtesten Lasten fortzuschaffen. Er ist arm, schlicht, aber reinlich und man sieht dort nie solchen verwickelten Bindfaden, solche widerliche Flickerei und abgenutzte schmutzige Riemen, wie sie das klägliche Attribut der Gespanne in den ihrer Pferde wegen angesehensten Provinzen Frankreich's und auf allen Straßen der kaiserlichen Post sind.

„Ist der Elsasser reich, so sitzt er stolz auf seinem Rosse; seine Stiefeln sind gewichst, an seinem Geschirr ist alles, was schwarz sein soll, wirklich

schwarz, Eisen ist Eisen, und das Kupfer daran ist polirt und glänzt wie Gold.

„Sein Geschirr ist anlachend, blank und stattlich, aber sein ganzer Stolz ist der Träger desselben, er ist sein Liebling; es ist von seinen vier Pferden immer das schönste und beste.

„Man stelle sich nur am Freitage um fünf Uhr Morgens an das Thor von Saverne und sehe die Hunderte von Fuhrwerken, die zum Markte kommen, an Größe sehr verschieden, aber alle gleich von Ansehen, an sich vorüberfahren. Man gehe ihnen nach auf den Marktplatz und sehe die niedliche Dirne von Kokesberg in ihrem grünen Rock und ihrer Haube von Goldstoff absteigen; sie begrüßt sich mit der jungen Frau aus dem Breisgau mit dem großen künstlich geflochtenen Strohhut, der mit Troddeln, Blumen und Bändern von allen Farben geschmückt ist. Aber betrachtet nicht zu lange den zierlichen Fuß, den ein Strumpf von so feiner Wolle umhüllt, daß man sie für Hermelin halten möchte; laßt euch nicht fesseln durch den runden, fleischigen Arm, den ihre weiten und kurzen Aermel von weißer feiner Leinwand kaum verdecken; laßt euch nicht in Versuchung führen, näher zu betrachten, was ihr wegen des bescheidenen und züchtigen Sammetmieders nur zum Theil sehen könnt.

„Nun aber beobachtet den Vater des netten Mädchens und den Mann der jungen Frau, wem widmen sie ihre Sorgfalt? Dem Schimmel, dem Rappen, dem Fuchs, dem Adler; dem Adler am meisten, denn der ist das Reitpferd.

„Das wird ein großes Leidwesen sein, wenn man für ihn nicht eine gute Stelle findet, wo er vor der Sonne und den Fliegen geschützt ist; außerdem bekommt er auch die größte Portion Hafer und Brod.

„Beide Männer zeigen gleiche Sorgfalt, gleiche Gewohnheit, obschon der eine ein Deutscher und der andere es nicht mehr ist. Den letztern hat der Name Franzose nicht ändern können; er fühlt noch den ganzen Werth seines Pferdes, er liebt es zärtlich, wie ein Mitglied seiner Familie, wie einen unzertrennlichen Theil seines Vermögens und seines Glücks, und auf seinen Wagen hat er nicht etwa einige Bündel seines schlechtesten Futters geladen, wie das wohl in den Departements geschieht, welche ihrer Pferde wegen in Ruf stehen; eine reichliche Ration Hafer und sein eignes Brod sind die Nahrung des Gespanns, welches dann gemächlich abwartet, bis die Geschäfte beendet sind."

Die Geschichte des belgischen oder des großen Zugpferdes soll anfangen

wie die Märchen mit: es war einmal — — —. Es war einmal ein Pferd, welches auf fetten Wiesen weidete, seine Lippen im Nebel badete und auf seinen sorglosen Rippen träges und ruhmloses Fett ansetzte. In den Jahrhunderten, wo man am meisten für das Ritterthum enthusiasmirt war, verschmäht, wartete es, wie alle irdischen Größen, seine Zeit ab. Diese kam. — Der Mensch, des Reitens überdrüssig, baute schwere Karren, an welche er diese schweren Pferde spannte, deren hervorragende Eigenschaften ihre Leibesgestalt und ihre Schwere waren. Ein starker Kopf, unbiegsame Gelenke, ein kurzer und schwerer Gang, gewaltig große Füße, langes und krauses Haar, das waren die Eigenschaften, die im Handel lebhaft gesucht und von dem Pferdezüchter leicht produzirt wurden. Denn ist die Ausartung einmal im Zuge, so schreitet sie rasch vorwärts und es währte nicht lange, so erhielt man Ungethüme, die mit dem ursprünglichen Typus fast gar keine Aehnlichkeit mehr hatten. Ja man fand an dieser Spezies sogar eine eigenthümliche Art von Schönheit. Der gigantische Umfang, das dicke und borstige Haar, die breite Brust, die Ausdauer, die aus natürlicher Kraft entstanden und durch beständige Arbeit gestählt war: dies alles zusammengenommen, sehr häufig noch verbunden mit prächtigem Geschirr, glänzendem Kopfschmuck und klingendem Glöckchen gewährte ein schönes Schauspiel, welches im gewöhnlichen Leben täglich mehr verschwindet und sich nur noch in großen Städten, an den Baumwagen der Brauer und an Rollwagen bemerkbar macht. Zugpferde der kräftigen Racen fand man vormals in Boulonnais, in der Landschaft Caux und in einigen Gegenden der Picardie. In dem Maße, wie die Wege besser und die Wagen leichter wurden, vereinfachte man auch das Gespann und das große Zugpferd verschwand endlich, wie die Götter, welche keinen Altar mehr haben. Der Dampf hat ihnen den letzten Stoß gegeben; jetzt verlangt man von einem Zugpferde weitere Wege, eine regelmäßigere Gestalt und mehr Muskelkraft. Die Racen leichterer Zugpferde, wie sie besonders an der Nordküste der Bretagne und auf den Ländereien von la Perche kultivirt werden, sind jetzt nur noch allein gesucht. Sie werden allmählig auch wieder in den Schlag des gewöhnlichen Arbeitspferdes zurückfallen, welches zu allem gebraucht wird, je mehr man die Wege verbessert und je mehr die Schnelligkeit sich als das Haupterforderniß im Verkehr der Völker geltend macht.

Zu den Provinzen Frankreich's, welche wegen ihrer Pferderacen am meisten im Rufe stehen, gehört die alte Normandie. Wir haben schon Gelegenheit gehabt, von ihrem alten Ruhme in dieser Beziehung zu sprechen,

und ein Schimmer davon ist noch jetzt übrig geblieben. Am besten gedeihen die Pferde in den Landstrichen von Cotentin, le Merlerault, Auge und Caux, wo es weite Wiesen und ewiges Grün giebt.

Die Normandie ist von England nur durch einen Arm des Meeres getrennt; in beiden sind derselbe Himmel, derselbe Boden, dasselbe Wasser und dieselben Blumen, auch die natürliche Pferderace ist in beiden Gegenden gleich. Die Stute im Contentin und die in Cleveland sind zwei Schwestern, die auf einer und derselben, nur durch einen breiten Bach geschiedenen Wiese weiden.

Von jeher war es in der Normandie ein geachtetes Geschäft, Pferde zu pflegen und zu ziehen; auch jetzt noch besitzt jeder Weidebesitzer unter seinen zahlreichen Rinderheerden auch einige kostbare Zuchtstuten, deren Abstammung er auf lange Generationen zu bestimmen weiß. Wenn eine Zuchtstute achtungswerth sein soll, so muß sie eine Tochter von Hengsten sein, die im Lande renommirt sind; zählt sie solche unter ihren Brüdern, so steigt ihr Werth noch bedeutend höher; aber tritt zu diesen Verdiensten noch das hinzu, daß sie solche unter ihren Söhnen zählt, dann nimmt ihre Berühmtheit den ersten Rang ein.

Diese Einflüsse des Bodens und des Klimas haben immer allen Thierracen ein eigenthümliches Gepräge gegeben, und das Pferd der Normandie gehört zu den eklatantesten Beispielen dieser physiologischen Erscheinung; aber mit dieser Unterscheidung von andern Pferden in minder begünstigten Gegenden vereinigt dieser Charakter der Gleichartigkeit bei diesem auch noch die idealsten Verhältnisse plastischer Schönheit und solche, welche die Kraft und Geschicklichkeit zu allen Arbeiten bestimmen. Das Pferd der Normandie hat einen hohen und stolzen Hals, einen dicken, wallenden Schweif, ein kühnes Auge, starke und nervige Glieder, ein Seidenhaar und überhaupt ein Ansehen, welches dem Kenner wie dem Nichtkenner gefällt. Die gewöhnlichsten Farben sind braunroth, schwarz und grau. Dieses Pferd ist sanft von Charakter, bequemt sich zu allen Dienstleistungen und erträgt die härtesten Strapazen mit wunderbarem Muthe. Es hat unverdrossen die Gefährten Tancred's und Robert's unter dem heißen Himmelsstrich Syrien's und die Soldaten Napoleon's auf den Schneefeldern Rußland's getragen.

Eine Geschichte aller jener muthigen Renner, welche in den Kämpfen, den anstrengenden Ritten, den langen und schnellen Rennen, den Ruhm ihrer

Herren theilten, welche mit ihnen bei den Spielen des Mittelalters paradirten und jetzt täglich die olympischen Siegespalmen auf den modernen Pferderennen davontragen, müßte sehr interessant sein. Das Pferd der Normandie ist der Rival des englischen Pferdes, es ist, wie jenes, zu allem geeignet, je nachdem orientalisches Blut mehr oder minder reichlich in seinen Adern fließt, erhält man Eylau, Young-Emilius, la Cloture, oder das Jagdpferd mit seinen breiten Schultern, das Kutschpferd mit seinen wehenden Reiherbüscheln, das Reisepferd mit starkem Knochenbau und Muskeln von Stahl.

Früher, wenn der Käufer in eine Meierei der Normandie kam, legte er seinen Rohrstock auf den Kaminmantel, setzte sich an den weiten Heerd in den eichenen Lehnsessel und handelte um den Preis eines jener robusten Gespanne, die damals in Hinsicht des schnellen Ziehens in der ganzen Welt nicht ihres Gleichen hatten, oder um den einiger grauen Apfelschimmel der Race le Sacre, die so genannt wurden, weil man sie bei öffentlichen Ceremonien gebrauchte, deren Pomp sie durch ihr stattliches Aussehen und ihren zierlichen Gang noch erhöhten. Wenn man noch jetzt das Pferd der Normandie in all' seinem Glanze sehen will, so besuche man einen der Jahrmärkte, wo die Frauen hohe Hauben mit lang herabhängenden Spitzen tragen, mitten unter Männern mit breiter Stirn, mit tiefen Gedanken und bescheidenem Wesen; man sehe die langen Reihen junger Pferde, welche springen und den Boden stampfen, daß es wiederhallt, man sehe ihren wehenden Kamm, ihre schäumenden Nasenlöcher, ihren Rücken, welcher glänzt wie der eines Panthers! Da ist der Cotentiner mit seiner breiten Brust, das erste Kutschpferd der Welt; da ist das Pferd von Merlerault, mit schlauer Miene und leichtem Fuße, welches von allen Winden her den Ruf des Horns in den Wäldern oder der Schlachttrompete hört. Da ist der Ponny von la Hogue, hart wie der Granit der Dünen von Tourlaville, da ist endlich die mächtige Zuchtstute aus dem Landstrich d'Auge, welche neben dem Rinde, ihrem alten Kameraden, stehend, die großen Kutschen der Parlamentsherren, die sie mit so viel Majestät zog, zu beweinen scheint.

Die Bretagne gilt in Hinsicht der Pferde mit Recht für eine der ersten Provinzen Frankreich's; ihr Ruhm hierin schließt sich eng an ihren Kriegsruhm an. Die Erinnerung an Grandlon, Tristan und du Guesclin mischt sich mit dem an die Rosse des Mittelalters. Auf bretagnischen Rennern

boten die vierzig Bannerherren des Landes, welche bei Bouvines kämpften, der Cavallerie des Königs von England, des Herzogs von Flandern und des Kaisers von Deutschland die Stirn. Jetzt sind unter den bretagnischen Racen zwei scharf geschiedene Abtheilungen bemerklich; die eine folgt dem Ufer der Cotes du Nord von Dinan bis nach Brest, das ist die starke Art Zugvieh, energisch und plump, wie sein alter Acker, die andere bewohnt die Gebirge und die südliche Küstengegend, das ist die ächte celtische Race, die von Troubadours und Barden besungen worden.

Die Gebirgsbretagner haben den Sinn für das Pferd bewahrt, der sich an alle ihre Bedürfnisse, Gewohnheiten, ja selbst an ihren Glauben knüpft. Sie sind immer zu Pferde und nichts ist interessanter, als nach der Rückkehr von den Jahrmärkten diese ländlichen Cavalcaden sich an der Seite der Bergeshöhen dahinschlängeln zu sehen. Das Geschirr des Pferdes besteht gewöhnlich aus einem leichten Saumsattel, mit einem Felle oder einem Kissen bedeckt und in der Mitte durch einen Gurt befestigt; ihr Zaum ist sehr hart und die Stelle der Steigbügel vertreten zwei Doppelstricke, in welche der Fuß bis zum Absatz hineingesteckt wird. Ihre Haltung hat etwas Orientalisches, der Körper ist gerade und vollkommen senkrecht, die Knie sind bis zur Höhe des Sattelbaumes emporgehoben. So dasitzend auf ihren kleinen Pferden mit feurigem Auge und eisernem Hufe, mit ihren um das Bein schließenden Gamaschen, ihren weiten Pantalons, ihrer enganschließenden Weste und flatternder Jacke, während ihre langen schwarzen Haare auf ihre Schultern herabhängen, sind sie nicht übel mit einer Karawane irgend einer Völkerschaft im Morgenlande zu vergleichen. Die Frauen reiten rechter Hand, eine alte Sitte, die sich aus der Römerzeit herschreibt. Zu Pferde kommt man in Versammlungen, zu Taufen, Begräbnissen, Vergnügungen und Familienangelegenheiten. Aber besonders zu Hochzeiten ist die Cavalcade ein nothwendiges Erforderniß; wehe dem Hochzeitsgast, der bei dieser feierlichen Gelegenheit kein Reitpferd hat; Ehre dem, der ein brillantes und besonders ein schnelles Pferd besitzt, denn das Fest ist nicht vollkommen, wenn nicht mehre Wettrennen zu Ehren des jungen Hausstandes ausgeführt werden.

In dem Moor der Vendée, von Poitou und la Saintonge fängt die armorikanische Race an allmählig auszusterben.

Auf dem künstlichen Boden, der wie Delos aus den Fluthen hervorgegangen, bewahrt sie ihre kräftige Constitution. Das Pferd von Poitou ist

der Vermittler zwischen dem bretagnischen mit der kräftigen Brust und dem Kutschpferde der Normandie mit dem breiten Halse und dem herrlichen Gange. Ganz seitwärts ab, auf den Dünen am Ufer, wittert das kleine limousiner Pferd mit seinen offenen Nasenlöchern seinen stämmigen Mitbruder. Der Uebergang in der Thierwelt ist schnell wie der in der Erdbildung. Von dem sumpfigen Boden der niedrigen Landstriche an bis zu den leichten Schollen der Hügel, welche sie beherrschen, findet ganz derselbe Unterschied statt, wie unter den verschiedenen Racen dieser Gegenden.

Zwei Kräfte wirken zur Bildung guter Pferderacen zusammen, die Natur und der Mensch. Sie vermögen nichts ohne einander; aber oft macht sich ihr Einfluß in verschiedenen Verhältnissen bemerklich. In wie weit sich dieser Einfluß bei dem limousinischen Pferde geäußert hat, läßt sich nicht sagen. Gegen Ende der Regierung Ludwig's XV. hatte das Renommé dieses Pferdes seinen Höhepunkt erreicht; um diese Zeit beschäftigten sich in einem nicht weiten Umkreise wenigstens hundert Züchter um die Wette mit der Fortpflanzung von Pferden. Der Geschmack an Reitübungen und Jagden, das Halten vieler Reitpferde, sicherten diesem Industriezweige einen leichten und vortheilhaften Verkauf. Das limousiner Pferd jener Zeit empfahl sich durch seine Lenksamkeit, Gewandtheit, Kühnheit des Charakters, Festigkeit und dauerhafte Gesundheit. Das war das richtige Reitpferd nach dem Sinne jener Zeit und ein solches, wie es immer entstehen wird, wenn analoge Bedingungen sich vereinigen, um es zu produziren, besonders aber, wenn die Produktion durch eine andauernde Consumtion gesichert wird. Man hat von der limousiner Race dasselbe wiederholt, was man von andern gesagt hat, sie sei untergegangen, zerstört worden — —. Das ist hier ebensowenig der Fall, wie bei andern Racen, sondern die Züchter haben einfach aufgehört, sie zu ziehen, weil ihr Verkauf aufgehört hat.

Der Ruf der Ställe einiger limousinischer Züchter, unter denen wir nur die Herren de Vanteaux, de la Bastide, de la Place, de Nexon, Maillard de la Couture nennen wollen, hat bewiesen, daß auch zur jetzigen Zeit das Geheimniß des limousinischen Pferdes noch lebt.

Dieses Pferd könnte für sich ganz allein eine Geschichte haben. Wir sahen, daß Turenne's Schlachtroß ein Limousiner war. Man weiß, daß der Marstall des Kaisers hauptsächlich aus dieser Gegend ergänzt wurde. Unter den berühmtesten that sich ein Fuchs hervor, der mit ihm die Feldzüge in

Italien mitmachte, l'Embelle genannt, den er von 1806 bis 1814 ritt; darauf kam es in die Manege von Versailles und wurde erst im Jahre 1827 ersetzt. Es hatte seinen Herrn bei Jena, in Spanien, in Rußland begleitet und war sein Lieblingspferd auf den Jagden bei Fontainebleau.

Herr von Eclincourt, Oberstallmeister, ritt im Jahre 1809 den Léger, ein Pferd aus eben dem Lande. Es lebte noch im Jahre 1835.

Volage, Lucie und Vesta, die Gewinner bedeutender Preise, haben bei den Wettrennen im Schnelllauf bewiesen, daß das limousinische Pferd noch immer seiner hohen Achtung würdig ist.

Das südliche Frankreich hat eine Masse von Varietäten an Pferden aufzuweisen; man findet dort in der Mehrzahl die aus der Art geschlagenen Pferde, die zu keinem besondern Typus gehören, die geboren werden und sterben, ohne irgend eine andere Spur von ihrem Dasein zu hinterlassen, als den Eindruck ihrer Füße in den Schluchten oder ihr Gewieher auf den Bergen; dann das camarguische Pferd, halb wild und unermüdlich; der Korse mit widerspenstigem Blick und furchtlosem Tritt, bis zu dem Zugpferde mit schwerem und massivem Kopf, welches, wenn es der Strömung der Flüsse folgend sein Fahrzeug zieht, ganz verwundert ist, sich unter einem blauen Himmel zu befinden und zu sehen, wie seine Leine an dem knorrigen Stamme eines Olivenbaumes befestigt wird.

Allein das unbestritten beste Pferd im südlichen Frankreich ist das von Navarra. Schon zu Cäsar's Zeit galt dieses Pferd für eines der besten in Gallien. Navarra ist Frankreich's Arabien; in diesen schönen, wasserreichen Ebenen und auf den von den Pyrenäen geschützten Anhöhen findet die orientalische Familie zugleich das helle Licht ihrer Sonne und die üppigen Weiden an den Ufern des Euphrat und Tigris wieder. Zur Zeit, als das spanische Pferd in den Reitschulen Europa's den ersten Rang behauptete, begnügte sich das navarreser Pferd mit ihm zu wetteifern, jetzt ist es ihm weit überlegen. Einfuhren von orientalischem Schlage haben ihm einen eckigeren und kürzern Kopf, ein graziöseres Kreuz und mehr Harmonie in seinem ganzen Wesen gegeben. Es wäre vielleicht unmöglich, jetzt im ganzen Orient einen Volksstamm zu finden, der so viele beachtenswerthe Zuchtstuten besitzt, als die Ebene bei Tarbes. Ein geringer Handel mit Spanien unterhält diese Goldgrube, welche nur eines ausgedehnteren Absatzes bedarf, um die früher so berühmte Fruchtbarkeit wieder zu gewinnen. Wenn die Menschen wollten, so würde es dahin

kommen, daß man fragen könnte, unter welchem Zelte in der Wüste die stolze Stute geboren sei, die ihre Lagerstätte unter einer grünen Eiche der Wiesen von Bearn gefunden.

Der Süden Frankreich's scheint in Hinsicht der Zärtlichkeit und des Wohlwollens für den edlen Gefährten des Menschen die orientalische Sitte zu theilen. In der Provence strafen die Wagenlenker ihre Pferde dadurch, daß sie ihnen ihre Trägheit mit nachdrücklichen und aufmunternden Worten vorhalten; wollen sie nicht weiter, so beschränken sie sich darauf, ihnen ihre Schellen abzunehmen und als die strengste Züchtigung schirren sie sie aus und spannen sie hinter den Wagen. Sie glauben, daß die Thiere diese schimpfliche Behandlung fühlen und ihre Aufgabe mit mehr Kraft und Energie erfüllen werden. So bestrafte in dem ehemaligen Frankreich der Marschall von Richelieu seine Soldaten dadurch, daß er ihnen drohte, daß er ihnen die Ehre entziehen würde, an einem Sturm Theil zu nehmen, den er gegen eine belagerte Stadt beabsichtigte.

So wie das Pferd den französischen Nationalsinn hervorgerufen hat, und wie es die Beziehungen der Städte zu den Provinzen vermittelt, so ist es auch das erste Element des Pariser Lebens. Ohne dasselbe ist Paris todt wie Pompeji, versteinert wie Herkulanum; ohne dasselbe würden die Straßen der Stadt, ihre Gebäude, Theater, Boulevards, weder Leben, noch Bewegung erhalten. Wie könnte man sich Paris wohl vorstellen ohne Fiaker und Omnibus, ohne Stadt- und Landfuhrwerk, ohne Couriere, Stafetten, Diligenzen, ohne Reiter, die einherjagen, und ohne Rollwagen, die im Schritt fahren!

Der Mensch schafft nur Leben in kleinem Maßstabe; er ist nur durch seine geistige Kraft groß, aber es gehört mehr physische Geschwindigkeit dazu, als die seinige, um die Räume in Bewegung zu setzen; für die Wüste ist ein Zug hochgewachsener Dromedare, für das Weltmeer sind große Schiffe erforderlich, für Paris der Pferdehuf! Bis der Dampf seine Stelle vertreten wird, wird das geschäftige Leben, die Seele von Paris, das Pferd bleiben. Und in wie vielen Formen und Umbildungen opfert sich dieses edle Thier nicht unserm Interesse, unserm Vergnügen und unserm Ehrgeiz! Bei diesem Berufe finden wir es in seiner Glorie und in seiner Erniedrigung; bald wiegt es stolz sein blumengeschmücktes Haupt in Gruppen junger Damen, oder schreitet im Takt einher in glänzender Waffenrüstung! bald schleppt es, von Alter und Elend gebeugt und mit Schlägen überhäuft, die es nicht mehr

fühlt, verachtet die vergessenen Reste eines angestrengten und nützlichen Lebens mit sich herum.

Sonst war das Pariser Pferd das französische Pferd, dort glänzte die Elite der Pferde aus den Thälern der Normandie, von den luftigen Hügeln von Limousin, aus den Granitsteppen der Bretagne; jetzt ist das Pariser Pferd an den Ufern der Themse oder Weichsel geboren, und wenn zufällig ein armer Inländer sich in diese glänzende Cohorte einschleicht, so muß er sich erst von Britannien oder Mecklenburg aus naturalisiren lassen.

Da fragt man sich denn wohl, ob dies dasselbe Paris ist, welches seiner Eleganz und seines feinen Geschmacks wegen so gerühmt wurde, jenes Vorbild für Nationen, dessen Sitten alle Hauptstädte als ergebene Vasallen kopirten und dessen Manieren sie nachäfften. Jetzt holt es sich seine Moden vom Auslande und wird aus dem Lehrer zum Schüler. Wir wissen wohl, daß Veränderungen in Staaten nothwendig sind; auch Sitten, Gesetze und Moden, welche ihnen folgen, können nicht Bestand haben. Wenn man aber von der Höhe der Eleganz und des guten Geschmacks zur Nachahmung herabsinkt dann ist das in der That sehr zu bedauern. Und das ist heut der Standpunkt Frankreich's und der Pferde. Man hat von England alles entlehnt, Pferde, Equipagen, Wagen, Grooms, sogar die schwarze Jockey-Kokarde. Darin finden wir die Hauptursache des Mißkredits, in den die französischen Pferde gekommen sind. Die daraus hervorgehenden ungeheuren Verluste für den französischen Handel und die Landwirthschaft bedürfen keiner Erwähnung.

Der Araber ist Fatalist. Er beurtheilt sein Pferd nach der Länge des Stirnbüschels, der Feinheit des Haars oder der Durchsichtigkeit der Haut. Die Vorbestimmung desselben und die Kunst, es hiernach richtig zu behandeln, sind für ihn in geheimnißvollen Zeichen geschrieben, die nur er versteht.

Die Engländer und die Deutschen sind praktisch. Sie beurtheilen ihre Pferde nach deren Eigenschaften und körperlicher Constitution. Sie fragen einfach: Was hat es geleistet? und was ist es zu leisten fähig?

Der Franzose ist ein Sklave der Mode und der Aeußerlichkeiten. Ehemals begehrte er den Berberkopf, das rothbraune oder fuchsfarbige Haar und mehr oder weniger weiß gezeichnete Füße, heut muß er durchaus den ausländischen Schecken haben.

Die reichen Leute, die Tagesgrößen, die Banquiers und die Juden wollen nichts mehr von den französischen Pferden wissen und folglich wollen

die ärmeren Leute, die den Reichen nachäffen, noch weniger davon hören. Die Sklaven der Mode und der Eitelkeit sind die servilsten von allen. Früher konnten die französischen Pferde sich in Kämpfen und Ritterspielen auszeichnen, sie besiegten das englische Pferd bei Hastings, das arabische bei Jericho, und glänzten in Spanien unter den andalusischen Rennern am Hofe der Königin Isabella. Heut genügen sie kaum dem Pariser Stutzer.

Zehntes Kapitel.

Das Pferd in Deutschland.

Die Fragen, woher die Pferde in Deutschland gekommen? ob sie von den eingewanderten Völkern mitgebracht worden und wie sie beschaffen gewesen? sind eitle Fragen, da keine Geschichte uns darüber Auskunft giebt. Soweit die Geschichte hinaufreicht, sagt sie nur, daß die deutschen Völkerschaften Pferde hatten, daß sie sogar eine geübte Reiterei auf's Schlachtfeld führten, daß sie damit die wohlbewaffnete und berittene römische und gallische Reiterei über den Haufen zu werfen vermochten (wobei sie auf dem bloßen Rücken der Pferde, ohne Sattel fochten), daß endlich zur Morgengabe der Frauen der Vornehmen ein Schlachtroß mit Schild und Waffen gehörte. — Waren die Pferde jener Deutschen auch wohl nicht ganz so schön, wie wir sie uns heute vorstellen, und fehlte es ihnen im Allgemeinen gewiß an der Geschwindigkeit der jetzigen, durch südliches Blut veredelten Pferde: so war doch Hermann's Pferd so schnell, daß er, als er in einer Schlacht*) gegen die Römer verwundet ward, durch die Schnelligkeit seines Pferdes der Verfolgung seiner Feinde entkam.

Die steten Kriege, welche die Deutschen gegen die Römer und unter sich selbst führten, machten die Pferdezucht immer nothwendiger. Wenn der Landmann auch mit Stieren pflügte, selbst das Fuhrwerk aller Art damit fortgeschafft wurde, zum Kriege war doch das Pferd nothwendig. Auch für den Aufwand der Fürsten und ihrer Gefolge, als sie von den Römern die Prachtliebe gelernt hatten, ward es je mehr unentbehrlich. Die Frauen ritten auf reichbedeckten Zeltern zu den Jagdfesten der Vasallen oder freien Eigenthümer.

---

*) Sechzehn Jahr nach Christi Geburt.

Im zehnten Jahrhundert lehrte der reichbegabte deutsche König **Heinrich der Finkler** die deutschen Edelleute das Waffengefecht zu Pferde, so wie in geschlossenen Reihen die Pfeile der Feinde erwarten und dann mit Pfeilschnelle über sie herfallen. Er führte die Waffenspiele zu Pferde ein, und gründete dadurch damals schon den Rittersinn und die Ritterspiele, die Turniere, welche hundert Jahre später in Frankreich und Deutschland die Edelleute beschäftigten, und der Leidenschaft ein besseres Ziel zeigten, als Jagd und Trinkgelage.

Zu diesem Gebrauche gehörten jedoch solche Pferde, welche Stärke, Gewandtheit und Ausdauer vereinigten. Wie die Fürsten und die Lehnsmänner sie erzogen, das sagt uns kein Buch, aber der Zustand Deutschland's, das noch keinen Verkehr mit fremden Ländern unterhielt, und wo keine nach außen gerichtete Thätigkeit stattfand, auch der Handel sich noch zum Theil in den Grenzen des Tausches bewegte, macht es glaubhaft, daß die deutsche Pferdezucht sich ganz in den Grenzen ihres Landes zu der nächsten Nachbarschaft hielt. Man erzog also im eigentlichsten Verstande das deutsche Pferd, wie deutsches Klima und deutscher Boden es erforderten.

Man darf annehmen, daß der natürliche Sinn der Deutschen und die Erfahrung beim Gebrauch der Pferde schon unsere Vorfahren das Bessere vom Schlechteren unterscheiden ließ. Selbst die Gestalt des Pferdes, insofern dieselbe auf den Gebrauch einwirkt, mußten sie unterscheiden lernen, und also eine praktische Tauglichkeit zu erlangen trachten. Sie paarten folglich die besten Hengste mit den besten Stuten, und das mußte allmählig einen guten Pferdeschlag geben; einen Pferdeschlag, der Jahrhunderte in Flor blieb, und in manchen Gegenden Deutschland's, wohin keine fremde Zucht gelangte, im Einzelnen noch heute gefunden wird. Das Ideal, welches wir uns dermals von einem schönen Pferde machen und auch in einzelnen Exemplaren vorfinden, kannten die Voreltern freilich nicht; ihr Bild des schönen Pferdes war dem besten **deutschen** Pferde entlehnt, und entsprach ihren Wünschen.

Da die Ackerwirthschaft noch wenig entwickelt war, und also zahlreiche und große Weideräume für das Vieh vorhanden waren, so mußte es, weil reichliches und nahrhaftes Gras das Wachsthum der jungen Thiere fördert, in vielen Gegenden des alten Deutschland's leicht werden, große und starke Pferde zu erziehen, sobald nur einige aufmerksame Pflege hinzukam. Aber unsern Vorfahren fehlte es wahrscheinlich noch an dieser Pflege für ihre Hausthiere, diese waren allen Einflüssen des Klimas ausgesetzt. Das deutsche

Pferd ward also hart und nicht leicht zu verwüsten, ohne aber darum nach unsern jetzigen Begriffen schön zu sein. Es verdient wohl bemerkt zu werden, daß Pennant in seinem britischen Thierreich es ziemlich erweislich macht, daß die älteste Pferderace in England von deutscher und niederländischer Zucht war. Das englische Klima, der Boden und die frühere vorsichtigere Pflege haben sie erst verbessert. Schon im Jahre 924 waren die Engländer so eifersüchtig auf ihre Pferde, daß sie keine Ausfuhr gestatten wollten.

Das Ritterwesen, zu dem Heinrich I. die Anregung gegeben, bildete sich in Deutschland immer mehr aus. Zur Erziehung des Junkers gehörte nothwendig, sich auf den Pferden in Ernst und Spaß zu tummeln; das Pferd war daher sein Lieblingsthier. Natürlich wurde nun auch auf dasselbe eine große Sorgfalt gewandt; mit den gesteigerten Ansprüchen an das Pferd steigerte sich auch die Sorge für seine Erziehung und Pflege. Vernünftige, naturgemäße Pflege hat alle unsere Hausthiere veredelt, besonders aber das Pferd. Das Pferd gewann damals, wie jetzt, an Schönheit, Größe, Kraft, Feuer und Ausdauer, wodurch es für den Gebrauch nun auch tüchtiger wurde.

Das Ritterthum legte also mit dem elften Jahrhundert den Rittern in Deutschland die Nothwendigkeit auf, gute Pferde zu haben, und Eitelkeit und Stolz kamen der Pflicht, die aus der Nothwendigkeit entsprang, zur Hülfe. Die Turniere erforderten große, gewandte, gelehrige und feurige Pferde; und mußte der Ritter mit seinen Reisigen zur Fehde, dann war wieder das Pferd, und zwar in Menge, ein Bedürfniß. Wer je eine Ritterrüstung, auch nur im Bilde, gesehen hat, die Sättel und Zäume, welche den Pferden auf- und angelegt wurden, kann sich einen Begriff von der Kraft der Thiere machen, welche diese Ritter haben mußten. Schwerlich könnten die Pferde unserer jetzigen Zucht den damaligen gerüsteten Ritter tragen. Jeder Ritter, der ein guter Wirth war, hatte daher bei seiner Burg, in seinem Rittersitze eine Stuterei, wo er seine Pferde selbst zog, und sein Marstall war sehr oft ansehnlich und voll schöner Pferde. Oft — man könnte sagen meistens — thaten es die Ritter den Landesfürsten ihrer Zeit voraus.

Die Beschäler zu ihren Zuchten kauften die Ritter von einander, weil sie nur ihre Zuchten kannten und allein Werth darauf legten. So entwickelte sich die deutsche Pferdezucht unter denselben klimatischen und physiologischen Gesetzen, ein Vortheil, den man später nicht mehr so beachtete und wodurch man vieles verdarb. Erst als die deutschen Kaiser die deutschen Fürsten und

Ritter mit ihren Söldern zu den Kriegen in Italien und Spanien führten, brachte man Hengste aus diesen Ländern nach Deutschland, und die Paarung mit den deutschen Stuten mußte damals auf die deutsche Pferdezucht stark einwirken. Italien, besonders aber Spanien, hatte damals eine vortreffliche Pferdezucht. Spanien hatte zuerst das edle Pferd vorzüglich unter den Mauren kultivirt, deren Pferd wahrscheinlich ägyptischen Ursprungs war. Was wir von dieser trefflichen Race wissen, erzählt uns Fugger, der als Stallmeister des Kaisers Ferdinand I. in Spanien war und nur noch die Reste der schönen andalusischen Zucht sah, weil sie in dem unglücklichen Feldzuge Carl's V. gegen Algier untergegangen war.

Durch die Kreuzzüge, welche zwar auf Deutschland's guten Pferdebestand sehr nachtheilig einwirken mußten, lernten aber die Kreuzfahrer zugleich, wie so manches andere, asiatische Pferde und deren Zucht kennen; und es konnte dies für diejenigen nicht ohne Nutzen sein, die in ihre Burgen zurückkehrten. So kam also damals südliches Blut in die deutsche Pferdezucht. Es mußten diese Paarungen Füllen von veränderter Natur ergeben. Da aber diese Paarungen nicht nachhaltig wirkten, so ging die Einwirkung davon wieder verloren. Die Natur des deutschen Pferdes mußte in der Nachkommenschaft wieder vorherrschend werden und bleiben.

Als die Erfindung des Schießpulvers und die dadurch bewirkte Veränderung in der Staats- und Kriegsverfassung dem Ritterwesen im sechzehnten Jahrhundert das bisherige Ansehen nahm, dauerte dennoch die Neigung zu Ritterspielen, und damit auch zur Pferdezucht und Reitkunst fort. Der Preis in den Turnieren aus den Händen der Damen und die Bewunderung, welche den guten Erfolgen wurde, hingen zu sehr von den Vorzügen des Pferdes und von der Geschicklichkeit seines Führers ab, als daß die veränderte Stellung im Staate die Neigung für diese Dinge hätte sobald unterdrücken können. Die Karroussels traten als Ritterspiele an Stelle der Turniere. Der Stolz der Ritter auf schöne Pferde war zum Theil Hauptursache, daß diese ritterlichen Uebungen so lange fortdauerten, und dies blieb wieder nicht ohne Einfluß auf den deutschen Nationalcharakter überhaupt. Besonders verdanken wir ihm jene Neigung für gute Pferde und den Sinn, sie zu erziehen, der sich in Deutschland, unter allen Unruhen der Jahrhunderte, bis heute erhalten hat.

So hatte diese Vorliebe des hohen und niedern Adels im sechzehnten Jahrhundert für Reitkunst und Gestüte, wenn sie auch oft seinen Wohlstand

verringerte, und ihn von der vortheilhaften Benutzung seiner Besitzungen abzog, den Nutzen, daß in Deutschland stets gute Pferde waren und blieben, wenn auch der übrige Theil des Volkes wenig Antheil daran hatte. Die Sorge für das allgemeine Wohl war damals, selbst in den fürstlichen Regierungen, noch nicht so vorherrschend, wie heute; die bäuerlichen Verhältnisse, welche in der Leibeigenschaft gefangen lagen, verhinderten das, und deshalb ward an die Beförderung einer Verbesserung der Zucht der Landpferde noch wenig gedacht. Die Herren von Adel dachten noch weniger daran, einzelne Ausnahmen nicht gerechnet

Die Neigung für die Reitkunst unter den Fürsten und dem Adel erhielt auch die eigene, oft kostbare Pferdezucht noch im siebzehnten Jahrhundert. Die Geschicklichkeit in derselben war aber vorherrschend. Nur einige der adligen Herren beschäftigten sich auch mit der eigentlichen Pferdezucht, und sammelten darüber Erfahrungen, die zum Theil noch heute von Werth sind.

Einige derselben haben selbst damals, als das Bücherschreiben noch eine Rarität war, ihre Erfahrungen niedergeschrieben, und des Max Fugger's, Herrn von Kirchberg und Weißenhorn, „Buch von der Gestüterei", welches zum ersten Male 1578 mit Holzschnitten erschien, ist in aller Hinsicht bemerkenswerth, obschon der Verfasser sich von manchen Vorurtheilen nicht befreien konnte*). Im siebzehnten Jahrhundert folgten ihm Winter von Adlerflügel und von Hochberg.

Wie man die Reitkunst aber aus Italien holte, das heißt von dort (aus Turin, Florenz, Neapel) die Bereiter, und auch von daher und aus Spanien die edleren Pferde, besonders Hengste kommen ließ: so wurden auch die Werke, welche Italiener über Reitkunst und Gestüte geschrieben hatten**), durch Uebersetzungen nach Deutschland importirt.

In gleicher Absicht schickte man auch Deutsche nach Italien, um dort auf den verschiedenen berühmten Schulen die Reitkunst zu erlernen; aber vom Gestütwesen, als einer empirischen Wissenschaft, scheinen diese Sendlinge wenig mitgebracht zu haben.

---

*) Wolstein — der Kenner der Natur, aber zu anmaßend in seinen Behauptungen — hat dieses Buch in neuem Deutsch, aber leider zerstückelt gegeben.

**) Cavallo frenato di P. A. Ferraro, 1602, galt als das Hauptwerk in der Reitkunst, bis 1650 B. Galiberti zu Wien den „Neugebahnten Tummelplatz" schrieb und ein besseres System angab. von Löhneisen, der schon 1588 „über Zäumen der Pferde" schrieb, hatte sich auch nach Italienern gebildet. Caballo de Maneggio ward deutsch 1692 übersetzt. — Jetzt können die Italiener von uns Deutschen lernen.

Welche Vorliebe die deutschen Fürsten damaliger Zeit für Pferdezucht hatten, davon zeugen mehre Beispiele, welche, hie und da zerstreut, uns aufbewahrt sind. Ob es zwar wahrscheinlich ist, daß schon im zehnten Jahrhundert (etwa um 950) Herzog Ludolph von Schwaben zu Stuttgart ein Gestüt gehabt, wovon die Stadt den Namen (Stutengarten) erhalten haben soll, so ist die Gründung des jetzigen würtembergischen Gestüts zu Marbach (im Jahre 1575) durch Herzog Ludwig doch gewiß. Hartmann erzählt, daß dieses Gestüt dreißig und etliche Stuten gehabt, und barbische, spanische und neapolitanische Beschäler darin gedient hätten. Des Herzogs Nachfolger mußte dieses Gestüt sehr vermehrt haben, denn er erschien mit einem Gefolge von nicht weniger als sechshundertundfünfzig Pferden vor dem Kaiser Rudolph II. zu Regensburg.

Auch Mömpelgard (eine würtembergische Grafschaft) hatte um diese Zeit ein Gestüt, welches seine vierjährigen Füllen zur Residenz lieferte.

Kurfürst Christian I. in Sachsen hatte in den vier Jahren seiner Regierung in seinen Landen um diese Zeit (1590) viel für die Gestüte gethan; besonders waren Spanier die Väter darin, und ihm verdankt das später noch berühmte Gestüt zu Torgau seinen Flor. Christian II. legte noch ein Gestüt zu Merseburg an, und auch darin waren Spanier die Stammväter. Die vortrefflichen Weiden, welche die Gegend darbot, versprachen das beste Gedeihen, das aber der Stifter, weil er nur zehn Jahre regierte, nicht erlebte. Sachsen hatte so nach und nach sechs Gestüte erhalten, eine Zahl, welche man jetzt mißbilligen würde, da sie der Größe des Landes und des Staatseinkommens nicht angemessen sind. Die damalige geringere Schätzung des Bodens erleichterte die Ausführung solcher übertriebenen Liebhabereien.

Der angeführte erste deutsche Schriftsteller über Pferdezucht, Max Fugger, klagte aber schon damals, so nahe nach der Ritterzeit, über den Verfall der guten Pferdezucht, nicht in Deutschland allein, sondern auch in Ländern, woher der Deutsche seine Beschäler herzunehmen pflegte, in Italien und Spanien. Wenn man 1550 eins der besten neapolitanischen Pferde für hundert Kronen kaufte, mußte man zwanzig Jahre später für ein beträchtlich schlechteres Pferd vierhundert Kronen geben. Von den spanischen Pferden sagt er, „daß 1550 das schönste Pferd für zweihundert Dukaten feil gewesen, und zwanzig Jahre später müsse man für ein minder schönes sechshundert und mehr Dukaten zahlen.“ Der gute Fugger erwog nicht die schnelle

Wirkung, welche der Zufluß des Goldes aus Südamerika damals auf den Werth des Geldes in jenen beiden Ländern hervorgebracht hatte.

Von der deutschen Pferdezucht sagt er: „daß die Güte der Pferde 1584 mit der vor zwanzig Jahren gar nicht zu vergleichen“ wäre, und giebt als Ursache davon an: 1) die Vernachlässigung der Gestüte, deren die Edelleute viele eingehen ließen, weil sie die hohen Ausgaben für ausländische Beschäler scheuten; und 2) daß man anfinge mehr das Fahren als das Reiten zu lieben und dadurch die gute Zucht der Reitpferde — die man natürlich nach dem Verschwinden der Ritterspiele nicht mehr so nöthig erachtete — vernachlässige.

Den Grund für die Abnahme der Dauer und Stärke des deutschen Pferdes findet Fugger darin, daß man die jungen Pferde, ehe sie noch zu ihrer Reife gelangt seien, anreite und arbeiten lasse, und sie überhaupt nicht mit Sorgfalt warte. Fugger will das Pferd nicht vor vollendetem sechsten Jahre als völlig gutes Reitpferd angesehen wissen.

Aber wenn auch der Adel die Gestüte eingehen ließ, so sprechen doch die Schriftsteller jener Zeit von Gestüten, welche die Fürsten im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts einrichteten, und welche zum Theil noch bis auf unsere Zeiten in ruhmvollem Andenken sind.

Die nennenswerthesten derselben sind die Gestüte im Oesterreichischen, welche nicht allein die Kaiser, sondern auch die Fürsten von Lichtenstein, Dietrichstein, Schwarzenberg und Andere von hohem Adel dort mit großem Geldaufwande unterhielten. Die karstische Kutschrace in Krain auf dem Karst (ein Gebirge) war im siebzehnten, selbst im achtzehnten Jahrhundert noch berühmt. Vergebens sucht man aber von ihnen jetzt noch Nachkommen. Man nahm bei Anlegung dieses Gestüts die besten siebenbürger Stuten, und paarte sie mit großen arabischen Hengsten. Dieses waren Thiere von gleichem Feuer und gleichen Umrissen, und mußten nothwendig Füllen hervorbringen, die den Eltern an Schönheit und Adel gleich kamen. Von dieser alten Karster Race war aber nur noch ein einziger dreißigjähriger Wallach auf der Reitschule zu Wien im Jahre 1795. Man paarte aber die, auf jene Weise hervorgebrachte Art in einander und erhielt sie so. Später führte man leider spanische Beschäler ein, um gebogene Nasen und dünne Ganaschen zu erhalten (eine Kopfform, welche man einige Zeit schön fand), und damit war es um die schöne Race geschehen. Ein sehr lehrreiches Exempel für Pferdezüchter! In Böhmen (damals noch zu Deutschland gehörig) waren zu Dachau und

bei Prag berühmte Stutereien, die auch von spanischer Herkunft abstammen sollen. Es wäre sonst auch schwer gewesen, daß das große Reitballet hätte gegeben werden können, welches zu Wien 1667 bei der Vermählung Kaiser Leopold's mit der spanischen Infantin Margaretha Theresia aufgeführt wurde. Der Kaiser soll dabei einen Courbetirer geritten, und zehn Reiter dieselbe Lection gemacht, vier Andere sollen redoppirt, noch vier Andere die Springer, die Uebrigen die galoppirenden Pferde geritten haben, neunundvierzig Ritter sollen die künstlichen Wendungen ihrer Schulen nach der Musik mit größter Genauigkeit gemacht haben: ein Schauspiel, welches, wie Zehntner sagt, in Europa vorher nicht gesehen worden war. Es gehörten dazu Pferde, die Kraft, Größe und Schönheit verbanden, und allerdings nur aus solchen Gestüten zu erwarten waren.

Doch der dreißigjährige Krieg vernichtete die meisten Gestütsanstalten in Deutschland. Es fehlten die Mittel, sie zu erhalten, oder die Pferde mußten zur Armee wandern, oder der Feind nahm sie. Natürlich wurden auch von dem Adel nach hergestellter Ruhe keine neue wieder errichtet. Die Neigung wie Mittel dazu waren verloren gegangen, und bei der Wiedererhebung der Landwirthschaft machten sich andere einträglichere Ansichten geltend. Nur Holstein, wo vor dem dreißigjährigen Kriege viele Gestüte in bester Blüthe gewesen, erhielt seine berühmte Pferdezucht selbst in den Zeiten jenes langjährigen und zerstörenden Kriegs aufrecht, weil dort die Zerstörung nicht so groß war, wie in den andern deutschen Gebieten, und ward dadurch die Bezugsquelle brauchbarer Stuten und Hengste, als nach dem westphälischen Frieden die Fürsten die Nothwendigkeit einsahen, ihre verödeten Gestüte wieder zu ergänzen oder neue einzurichten. Holstein, wo Koppelwirthschaft, und zwar eine solche, daß dabei die Grasnarbe bei den Wechselungen nicht ganz zerstört wird, schon Jahrhunderte bestanden, giebt den sprechendsten Beweis, daß Rindviehzucht und Pferdezucht sehr wohl mit Erfolg neben einander bestehen können, wie denn dies auch an Mecklenburg in neuern Zeiten hervorgetreten. Der Verfasser möchte gerade in einer Landwirthschaft der Art das Mittel finden, untadelhafte Gestüte mit den geringsten Kosten herzustellen und zu erhalten. Der Direktor einer solchen Anstalt muß dann Landwirth und Gestütsmann zugleich sein, freie Hände und keine vorherrschende Neigung für die eine dieser Beschäftigungen haben.

Als das wildbewegte Leben des dreißigjährigen Krieges vorüber war, also in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, bestrebten sich die

Fürsten in Deutschland unter den vielen Zerstörungen, welche der Krieg angerichtet hatte, auch die Gestüte wiederherzustellen, und es wäre wünschenswerth, wenn von diesem Zeitraume an, aus den verschiedenen Ländern Deutschland's, über die Bestrebungen, der Pferdezucht in den einzelnen Gestüten aufzuhelfen, von Kennern geschriebene Darstellungen vorlägen. Es könnte für die Pferdezucht als Erfahrungswissenschaft nur höchst vortheilhaft sein, die Belehrungen zu lesen, wie die Privatgestüte das wurden, was sie jetzt sind, oder welches die Ursachen waren, warum sie wieder verfielen und ganz verschwanden.

Es wird dies aber ein frommer Wunsch bleiben, da die Daten selten vorliegen, woraus eine lehrreiche Geschichte nur eines Gestüts gegeben werden könnte. Ueber die Zucht in den Gestüten ist zu wenig aufgeschrieben. Man machte Listen, Register, Inventarien, aber über Race, Beschaffenheit, Fehler der Hengste und Stuten und fortgeführte Vergleichungen mit den Erfolgen in den Nachkommen findet man selten etwas, was der Wissenschaft wahrhaft nützen könnte, und leider zum Theil auch jetzt noch nichts.

Man muß gestehen, daß die Fürsten und ihre Rathgeber damals recht thätig für die Wiederaufhelfung der Gestüte gewesen sind. Die gewohnte Neigung für Pferde und große Marställe möchte wohl einen großen Antheil daran haben. Hessen-Kassel richtete um's Jahr 1782 ein Gestüt zu Sababurg (einem Jagdschlosse im Reinhardswalde) ein; Hessen-Darmstadt auf dem Westerwald, und beide sollen damals viel für eine Anzucht der Pferde verwandt haben; daß sie aber nicht gelang, wie der spätere Erfolg erwiesen, lag an äußern Umständen: an der Wahl der Oerter und der Pferde, auch wohl an der Unwissenheit der Aufseher. — Herzog Wilhelm Ludwig von Würtemberg fing schon 1674 an, seine vormals berühmt gewesenen und durch die Unruhen verödeten Gestüte wieder zu erneuern. Aus Ostfriesland (einer von den Kriegsvölkern verschonten Provinz) wurden die Stuten angekauft und mit noch vorhandenen (zusammen etwa vierzig) zur Zucht der Zugpferde auf Klostergütern, und fünfzig Stuten für den Reitschlag auf dem Gestüte zu Marbach aufgestellt. Der Herzog sah aber seine Verbesserung nicht; unter der nach seinem Tode eingesetzten vormundschaftlichen Regierung ließ man wegen der Kosten — welche für die Zeiten immer beträchtlich ausfallen mußten — die Gestüte kommissorisch untersuchen. Es wurden dabei unter andern zwei Fragen gestellt, welche bei allen solchen Untersuchungen so leicht aufgeworfen werden und hier verdienen bemerkt zu werden; nämlich:

1) „ob die für den Hofstaat und für die Landgüter (Domänengüter) nöthigen Pferde nicht wohlfeiler als durch die Zucht in Gestüten zu bekommen wären?“ 2) „ob die Weiden, Wiesen und Felder nicht besser als durch Pferdezucht benutzt werden könnten?“ Jetzt noch werden gewiß von manchem Staatswirthe beide Fragen mit Ja beantwortet werden. Die Kommission fand es aber anders. Die Gestütstuten mußten zwar arbeiten, der Dung verbesserte aber die Felder und man fand, daß, waren die Gestüte einmal ordentlich eingerichtet, die Landgüter und der Hofstaat keine so guten Pferde wohlfeiler als durch die Gestüte erhalten könnten. Das „Kleinod des fürstlichen Hauses“ (so drückte sich die Kommission darüber aus), die gute, schon berühmte würtembergische Pferdezucht blieb, wie sie angefangen war; nur ward festgesetzt. daß mehr auf große, breite, untersetzte Stuten und statt der sonstigen Spanier und Barben einige hannöversche und oldenburgische marassirte Beschäler angeschafft werden sollten. Auch sollte kein überflüssiges junges Pferd im vierten Jahre verkauft, sondern zuvor rittig gemacht werden und sich auslegen, da sich dann der Werth ungemein erhöhe und den Kosten zu Hülfe komme. Möchte man doch von allen damaligen Gestütseinrichtungen nur so viel aufbewahrt finden, als von den würtembergischen, dann würden sie doch einen richtigen Blick auf Deutschland's Pferdezucht gewähren! In Würtemberg hatte man damals eine richtige Ansicht von der Sache.

Wenn man würtembergische Gestüte durch hannöversche Beschäler verbessern wollte, so mußte das hannöversche Land schon im Besitz guter Pferde, und zwar — wie man sich ausdrückte — „ramassirter“ Pferde sein. Der Verfasser kann es nur bedauern, daß er von den Gestüten Hannover's aus der damaligen Zeit nur wenig erzählen kann; aber der gute Ruf war für die hannöversche Zucht. Zehntner, ein wahrer Gestütskenner, rechnet sie in der Zeit, worin er schrieb (von 1745 bis 1770), mit vielem Ruhme zu den besten Gestüten Deutschland's, also schon im siebzehnten Jahrhundert mußte der Stamm gut sein, wenn man so spät im achtzehnten Jahrhundert von seinen Früchten noch Gutes rühmen konnte.

Wenn man der vormaligen Beschaffenheit der Oerter nachfrägt, wo fürstliche Gestüte waren und noch sind, so waren es entweder Jagdschlösser oder Vorwerke, nahe den Wohnschlössern, oder es waren Klöster und geistliche Stifter, welche nachher säcularisirt wurden, wo man die Gestüte eingerichtet hatte. Bei den erstern bekamen die Pferde ausgedehnte Weidebezirke in den Wäldern, bei den andern Weiden neben dem Rindviehe der Wirthschaften

und oft waren Stifter oder Klöster verpflichtet, einen Theil der Gestütspferde mit Weiden und auch mit Stallfütterung zu versehen. Das Gedeihen der Pferde hing viel mehr von Zufälligkeiten ab, wenn sie ihre Weiden in den Forsten angewiesen fanden, als bei der Auferziehung auf den Vorwerken der fürstlichen Schlösser. Wüßte man die eigentliche Geschichte einzelner Gestüte nur seit einem einigermaßen längeren Zeitraum, man würde oft in den benutzten Weiden und in den Forsten die Ursache ihres Untergangs oder ihres Mißgedeihens finden.

Was nun insbesondere die fürstliche Pferdezucht betrifft, welche man jetzt die hannöversche nennt, so muß bemerkt werden, daß die Fürsten der braunschweig-lüneburgischen Linie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte noch in mehre Linien vertheilt waren, und jede Linie ihre Gestüte hatte.

Eine Tradition sagt nun, daß meist Catlenburg (im Fürstenthum Grubenhagen auf einem Berge an der Ruhme), wahrscheinlich, nachdem Herzog Philipp von Grubenhagen 1558 aus dem vormaligen Kloster sich eine Residenz erbaut hatte, ein Gestüt gewesen sei. Es konnte sich damals dort Vieles vereinigen, eine gute Pferdezucht einzurichten; die Kultur der Klostergüter, das schöne Wasser der Ruhme und des Catelbachs, die trefflichen Wiesen, welche zum Theil noch zu dieser trefflichen königlichen Domäne gehören, vereinigten alle äußern Bedingungen dazu. Dem Verfasser ist es nicht gelungen, nähere Umstände über dieses einstmalige hannöversche Gestüt zu erhalten. Wahrscheinlich sind alle schriftlichen Nachrichten darüber beim Brand des Schlosses 1626 verloren gegangen.

Die vormalige cellische oder lüneburgische Linie des hannöverschen Fürstenhauses hatte seit 1642, als die Herzöge von Harburg ausstarben, zwei ansehnliche Gestüte; eines im Radbrucher Walde (im Amte Wiesen an der Buche, zwei Meilen von Lüneburg), das andere im Amte Hoya, in der Grafschaft gleichen Namens, besonders auf dem Vorwerke Memsen. Das Gestüt zum Radbruche lag zwar für die Anzucht edler Pferde nicht vortheilhaft, weil ein Theil der Weiden sumpfig, — wie der Name Bruch schon bezeichnet — der höher liegende Theil aber Holzweide war. Dennoch wurden daselbst große und starke Pferde gezogen, weil die Gegend grasreich und die Weidefläche sehr groß war (beides Erfordernisse zur Erziehung großer Pferde). Es konnten folglich die niedrig liegenden Flächen vermieden werden, sobald sie schädlich zu werden drohten, wozu natürlich Aufmerksamkeit gehörte.

So weit man davon weiß, wurden daselbst nur Zugpferde und Maul-

thiere gezogen. Unter den Zugpferden waren die mausefarbenen, die falben und die schwarzen die beliebten Farben, welche noch in dem hannöverschen Marstall bis in die neueste Zeit erhalten sind. Es muß dieses das Gestüt gewesen sein, woher man um das Jahr 1680 und 1686 für die Wiederaufhülfe der würtembergischen Privat- und Landgestüte die Hengste kaufen ließ; denn später (so wird in der Geschichte der würtembergischen Gestüte ausdrücklich bemerkt) waren einige der angekauften Hengste aus Lüneburg, wovon das fürstliche Gestüt etwa zwei kleine Meilen entfernt lag, bezogen worden.

Es würde sehr lehrreich für die Wissenschaft der Pferdezucht sein, wenn man die Fortpflanzung des bevorzugten Haars — mausefarbig und falb — kennte, zumal die Erfrischung von Außen her nicht leicht möglich war. Es bleibt mehr als wahrscheinlich, daß die beiden Racen in sich selbst sich fortgepflanzt haben, und doch große und schöne Pferde lieferten, wie der hannöversche Marstall solche falben Exemplare noch vor 1830 aufzuweisen hatte.

Als 1705 nach dem Aussterben der cellischen herzoglichen Linie das Fürstenthum Lüneburg an die hannöversche Linie des Fürstenhauses kam, blieb dieses Gestüt völlig wie es gewesen, das Hauptgestüt nämlich für die Kutschracen des kurfürstlichen Marstalls, indem auch die isabellfarbige Kutschart später daselbst etablirt ward. Aber im Jahre 1775 wurden die Pferde mit einiger Verminderung nach den andern Gestüten gebracht, welche das Kurfürstenthum Hannover hatte, und die Grundstücke zum Anbau von Colonisten benutzt, wodurch jetzt das Dorf Radbruch entstanden ist.

Das Gestüt im Amte Hoya war in älteren Zeiten unweit des Wohnsitzes der Grafen von Hoya auf dem Vorwerke Memsen, und auf der vormaligen Dechanei des Bisthums Verden beim Flecken Bücken (deren Güter der vorletzte Graf, der auch Probst der Dechanei war, nach der Reformation einzog) vertheilt. Die Weiden der Stuten und Stutfüllen waren damals, wie sie es bis in die neueste Zeit waren, bei dem Flecken Hoya, die der Hengstfüllen bei Bücken, die Winterpflege fanden jene zu Memsen, diese zu Bücken. Es ist sehr wahrscheinlich, daß auf diese Art eine Gestütseinrichtung schon unter den 1583 ausgestorbenen Grafen von Hoya bestanden hat, da Alles so sehr die Hand dazu bot und Spuren davon sich noch finden. Aber auch eben so wahrscheinlich ist, daß bei dem Wechsel des Besitzes der Grafschaft in den Linien des Fürstenhauses erst unter dem Herzog Georg

Wilhelm von Celle das Gestüt erneuert und alle Pferde auf dem Vorwerke Memsen vereinigt wurden, wo sich das Gestüt bis 1840 in einem sehr blühenden Zustande befand. Herzog Georg Wilhelm errichtete 1665 daselbst ein sogenanntes englisches Gestüt, in dem deutsche Stuten mit englischen Hengsten gepaart wurden. Dieses ist vielleicht das erste Gestüt in Deutschland, worin englische Hengste zur Veredelung gebraucht wurden, welches in der Folgezeit, nicht ohne allen Nachtheil für die deutsche Pferdezucht, Nachfolge gefunden hat. Aber es war die Zeit, wo man in England angefangen hatte, durch arabische und barbische Hengste die eingeborene Race zu verbessern: nachdem Carl II. (1660) einige orientalische Hengste und auch Stuten hatte kommen lassen, und die Reichen in England ihm darin nachgefolgt waren. Der Sinn für verbesserte Pferdezucht ward in der Nation geweckt, und die consequente Ausdauer in Verfolgung dieses Zwecks ist wahrhaft zu bewundern.

Herzog Georg Wilhelm gründete also das vorzügliche hannöversche Gestüt zu Memsen, das besonders wegen seiner schönen Weiden für die Zucht aller Arten vortrefflich genannt werden konnte, nun aber leider, nach den neuesten Nachrichten, aufgehoben ist. Es war ursprünglich nur für die Anzucht von Reitpferden bestimmt. 1680 bestand es aus zweihundertundzwanzig, und 1734, unter hannöverscher Regierung, aus zweihundertundfünfundneunzig Köpfen der Reitart. Um diese Zeit errichtete Georg II. daselbst auch die ausgezeichnete weißgeborene Kutschart seines Marstalls (das Wappenpferd der Welfen), und als das vorhin bemerkte Gestüt im Radbrucher Walde aufgehoben wurde, mußte es zuerst die isabelle und gelbe Kutschart, später auch die schwarze Kutschart aufnehmen.

Der calenbergsche Theil im Besitzthume des hannöverschen Fürstenhauses hat ein Gestüt im Solinger Walde, wo ihm ein sehr ausgedehnter Weideraum zu statten kam. Die Winterpflege erhielten die Stuten und Stutfüllen beim Jagdschlosse Nienover (bei dem jetzigen Amthause) und die Hengstfüllen zu Neuhaus am Moosberge*). Das Gestüt scheint — wie die meisten der in Waldrevieren angelegten — anfänglich ein halbwildes Gestüt gewesen zu sein, wie auch noch der Name des vormaligen Stutenstalles, welcher noch jetzt das Wildenhaus genannt wird, anzeigt. Man hat einst daselbst Reitpferde und eine schwarze Kutschart gezogen, welche den Umständen nach nur klein aus-

*) Wahrscheinlich erhielt der Ort, der jetzt in dieser Waldgegend Neuhaus heißt, durch die Erbauung eines Stalles für Hengstfüllen mit Wärterwohnung einst diesen Namen.

fallen konnten. Die Kutschpferde wurden nach dem Aussterben der cellischen Linie nach dem Radbrucher Gestüt zur bessern Ausbildung gebracht. Die Reitpferdezucht blieb noch dort, starb aber nach einigen Jahren in Folge einer durch Nachlässigkeit des Aufsehers eingeschlichenen Wurmkrankheit ganz aus.

Erst später, nachdem alle Einrichtungen zu einem guten, völlig Schul-Gestüte zu Neuhaus gemacht waren, wurden wieder Versuche gemacht, dort Kutschpferde zu ziehen, was aber völlig mißlungen ist. Deshalb ist es denn in neuerer Zeit blos ein Gestüt für Reitpferde geblieben, die freilich, selbst bei der steten auf die Zucht und die Wirthschaft in unseren Tagen verwandten Sorgfalt, die Hindernisse, welche die Natur der Oertlichkeit in den Weg legt, zu überwinden, dennoch immer den Erwartungen nur unvollkommen entsprechen dürften.

Zwei Gestütseinrichtungen, welche aber früher ihre Entstehung hatten, können hier nicht unerwähnt bleiben; wir meinen das halbwilde Gestüt in der Senne bei Detmold und das Gestüt bei Bückeburg. Das erstere war schon im fünfzehnten Jahrhundert in Flor, wurde nach dem dreißigjährigen Krieg erneuert und erlangte den alten Ruf. Die kalten Winter von 1709 und 1740, Unwissenheit und Vernachlässigung schadeten beiden aber sehr. Schon Zehntner in der Mitte des vorigen Jahrhunderts beklagt den Verfall des ersteren. Das letztere verfiel aber noch früher und war eine Zeit lang ganz eingestellt. Verbesserte Einrichtungen haben sie jetzt wieder gehoben. Das Senner Gestüt war einst eine Finanzquelle und konnte es werden bei der ehemaligen Vortrefflichkeit, dem verbreiteten Rufe und der wenig kostbaren Erziehung der Pferde; konnte aber bei den Bemühungen aller Länder, ebenfalls gute Pferde zu ziehen, diesen Vorzug später nicht behaupten. Insbesondere den Aufwand für vortreffliche Beschäler scheute man oft, und so ward das allmählige Sinken unvermeidlich. Auch andere deutsche Fürsten errichteten nach dem westphälischen Frieden mit minderem oder mehrem Aufwande, minderer oder mehrer Kenntniß wieder Gestüte; aber dieselben konnten sich zu keinem sonderlichen Range emporschwingen.

Was im achtzehnten Jahrhundert für die Pferdezucht in den fürstlichen Gestüten gethan worden ist, zu erzählen, würde eine eigene Abhandlung erfordern. Ueber einige Gestüte liegen zwar Materialien in verschiedenen Schriften vor, von den meisten ist aber nichts zu finden. Die frühen und durchgreifenden Bemühungen im Würtembergischen ragen besonders hervor. Der spanische

Successionskrieg (1701 bis 1713), welcher dem würtembergischen Lande so nachtheilig ward, gebot aber eine Verringerung des so blühenden Gestüts, so daß wenig davon übrig blieb.

Erst zwanzig Jahre nach dem Frieden (1733) wurde es möglich, für die Wiederaufhülfe der herzoglichen Gestüte etwas zu thun. Nur Schade war es, daß man viele feine ungarische Stuten und neapolitanische Hengste in's Gestüt brachte. Jene brachten feine, langgefesselte Nachkommen (ein Fehler, der erst spät zu verbessern stand), und die Hengste paßten nicht zu den Stuten in Rücksicht des Gebäudes. 1744 (also etwa zehn Jahre nach der Wiederherstellung) wurden schon alle jene langgefesselten Pferde abgeschafft, und 1763 bis 1768, als der Friede nach dem siebenjährigen Kriege wieder Ruhe und Mittel bot, die besten inländischen Hengste und Stuten, mit Kenntniß und Angemessenheit für die Oertlichkeit, zusammengebracht. Außerdem wurde ein eigenes englisches Gestüt (zur Solitüde) von vierundzwanzig national-englischen Stuten und Bluthengsten errichtet, um darin die Pflanzschule für die Reitrace zu finden. Die herrschaftlichen Gestüte versorgten aber nicht allein den Marstall mit Pferden, sondern auch die Landesgestütsanstalt mit Beschälern. Sie zählten deshalb immer zwischen zweihundertundzehn bis zweihundertunddreißig Mutterstuten, welche aber auch die rauhen Felder und Heiden anbauten, verbesserten und dadurch nicht allein die Kosten für die Anstalt verminderten, sondern in der gebirgigen Gegend das kultivirte Land vermehrten. Würtemberg's Pferdezucht mußte für die erste in Deutschland gelten, bis die Kriege der neuern Zeiten wieder Verminderung und Verschlechterung hervorbrachten. Der jetzige König von Würtemberg hat aber in den neuesten Einrichtungen seine Gestüte dergestalt verbessert, daß die dortige Pferdezucht abermals in Deutschland in erstem Range steht. Abermals sind mehre englische Stuten dazu angekauft, und mittelst arabischer Beschäler wird dieses, wieder abgesonderte, englische Gestüt in der Fortpflanzung erhalten. Für die übrigen Zwecke dienen deutsche Stuten und dänische, holsteinische, hannöversche und mecklenburgische Beschäler. Möchte doch ein Gestütmeister nach einer Reihe von Jahren uns eine treue Geschichte von diesen Gestüten geben; sie müßte uns Erfahrungen schenken, welche die Wissenschaft bereichern!

Die hannöverschen Stutereien erhielten sich, nach Zehntner's Zeugniß, bis über die Mitte des Jahrhunderts in ihrer Vortrefflichkeit, und die Kutscharten blieben ausgezeichnet bis zum Jahre 1803. Das allgemeine Unglück

traf in dem Jahre auch sie. Die Reitart fiel nach und nach zu fein aus; es fehlte ihr an Fundament, wenn auch hohes Blut darin zu erkennen war. So viele Beschäler von großem Werthe auch in dieser Race gebraucht wurden, — worunter ein brauner Barbe mit seinen Nachkommen die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Hauptstammvater war — so war der öftere Wechsel der Beschäler (wo die öfteren Geschenke der Könige aus England mit die Veranlassung gaben) der Race sehr nachtheilig, weil sich keine Familienähnlichkeit in Gestalt und Form oder, wie man sagt, kein Schlag oder Stamm, und damit auch keine Pferde von ähnlichen Anlagen, bildeten. Glücklicher waren die Kutscharten, wo ein solcher Wechsel nicht stattfinden konnte, und welche dadurch eine bestimmte Form mit ähnlichen Anlagen angenommen hatten, und sich darin erhielten. Es muß wohl überhaupt für feststehend angesehen werden, daß es nie zur Vervollkommnung der Zucht gereichen könne, wenn Beschäler aus verschiedenen Landesarten, folglich von verschiedenen Gebäuden, Tugenden und Fehlern, in der Paarung auf einander folgen. Wenn man auch den alten Grundsatz oder das Vorurtheil festhält, daß man in der nahen Verwandtschaft nicht paaren dürfe, so kann man es doch in der entferntern ohne Nachtheil; da dann eigenthümliche Formen erhalten werden, die in der Nachkommenschaft immer herrschender werden, und selbst durch das Einschwärzen eines Fremdlings nicht so bald verwischt werden können.

Napoleon's zehnjährige Occupation Hannover's war sehr nachtheilig für die fürstlichen Gestüte, und würde es noch mehr geworden sein, wenn nicht Georg III. eine Auswahl der besten Pferde in England zehn Jahre hindurch seinem Lande aufbewahrt hätte, welche dann nach hergestellter Ordnung wieder den Stamm zu neuen Gestüten hergaben. Möchte nur das gute Geschick die Reitart vor dem vormaligen Uebel, und die schönen Kutschracen vor unkräftiger Weide bewahren!

Wenn Preußen für seine fürstlichen Gestüte vor dem Jahre 1787 nicht viel gethan hatte, so eröffnete sich mit diesem Jahre ein glänzender Zeitraum für dasselbe. Zu Neustadt an der Dosse (im Ruppiner Kreise) war ein Gestüt für Pferde und Maulthiere im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, und um's Jahr 1751 ward nicht fern davon, im Amte Königshorst, auch eine Stuterei angelegt, weil man glaubte, daß da, wo das Rindvieh gedeihe, auch edle Pferde (und diese zu ziehen kann doch nur der Zweck fürstlicher Gestüte sein) gedeihen würden. Aber der moorige Weidegrund zu Königshorst konnte edle Pferde dauernd nicht hervorbringen. Des großen Friedrich's

staatswirthschaftlichen Grundsätzen war es überhaupt nicht gemäß, auf Pferdezucht viel zu verwenden. Sein Marstall war nicht groß, nicht reich an schönen Pferden. Er ließ ja ein schönes Gespann Schecken (ein einst beliebtes Haar), welches sein Gestütmeister zu Trakehnen sorgfältig für den königlichen Marstall aufgezogen hatte, an einen polnischen Edelmann verkaufen, und nützte lieber das Geld, als daß er das Gespann in seinen Marstall genommen hätte; vielleicht mochte er Recht haben.

Sein Nachfolger hatte andere Ansichten. Wenn der Aufwand, den er auf diesen Zweig der Verwaltung verwendete, auch zu groß genannt werden muß, so vollführte er doch ein Werk für die Pferdezucht, wie es damals in Deutschland noch nicht vorhanden war. Mit auf den Räumen des alten Gestüts zu Neustadt an der Dosse wurde ein neues, musterhaftes, fürstliches Gestüt, verbunden mit einem Landbeschälerdepot, eingerichtet, welches in Rücksicht auf Pferde, Gebäude, Gestütsordnung beinahe gar nichts, in Ansehung der Weiden aber freilich Manches für die Zucht so edler Pferde zu wünschen übrig ließ. Die Stuten waren von der englischen Wettrenner- und der englischen Sattelrace, außerdem einige moldauer Stuten und aus einem eingegangenen und angekauften Zweibrücker Gestüte. Die Hengste waren aber alle wirkliche Araber, mit vielen Kosten aus Arabien geholt. Der Anfang ward zwar mit einem Paar Hengsten aus der Zweibrücker Zucht gemacht. Durch einen zweiten Ankauf in Arabien wurden die Beschäler und in England die Stuten rekrutirt. Dieses Gestüt mußte also zu großen Erwartungen berechtigen. Ob es aber den Zweck, die Hengste als Landbeschäler in die Depots zu Neustadt und Brandenburg zu geben, für die eigentliche Landpferdezucht erfüllt hat, oder vielmehr hat erfüllen können, wenn diese Zucht aus dem richtigen Gesichtspunkte angesehen wird? Darüber wagt der Verfasser kein bestimmtes Urtheil.

Das Unglück, welches den preußischen Staat von 1806 an traf, hat auch nachtheilig auf diese schönen Gestütsanstalten wirken müssen; die Wirkungen sollen aber, nach neueren Nachrichten, wieder verbessert sein, da der gute Stamm erhalten worden ist, wenn das Ganze auch nicht wieder die große Ausdehnung erhalten hat. Es würde ein Gewinn für die Wissenschaft sein, wenn die bei diesem Privatgestüte gemachten Erfahrungen aufrichtig und ohne Schmeichelei dargelegt würden. Woher sollen die Erfahrungen sonst kommen, als aus den gut eingerichteten, mit wahren Kenntnissen und mit Liebe zur Sache verwalteten fürstlichen Gestüten? Man muß auch gemachte Fehler

gestehen, wenn die Erfolge sie beweisen. Ist ja doch kein menschliches Werk ohne Fehler!

Die kaiserlich österreichischen Gestüte haben mit wechselndem Glücke auch im vorigen Jahrhunderte fortbestanden, ungeachtet bei einigen der alte Ruhm erloschen war. In der Monarchie befanden sich fünf große kaiserliche Privatgestüte, welche verschiedene Racen erzogen und welche verschieden nach dem Herkommen verwaltet wurden. Sie hatten theils den Zweck, Pferde für die kaiserlichen Marställe und Beschäler im Lande zu erziehen, welche auf Kosten der Regierung dazu erhalten wurden, theils wurden daraus auch die Cavalleriepferde rekrutirt. Zu dem letztern Zwecke war besonders ein großes Gestüt in Ungarn eingerichtet. Man möchte es wohl das größte zahme Gestüt in Europa nennen, da es zwanzigtausend Pferde und Füllen nährte und einen Flächenraum von vier und ein Fünftel geographischen Quadratmeilen einnahm. Die Pferde waren fein, leicht und nur für leichte Cavallerie brauchbar. Es ist leicht zu glauben, daß einem Gestüt von dieser Größe nicht die Wartung und sorgfältige Verwaltung zugewandt werden konnte, welche eine gute Pferdezucht erfordert, und die Kostbarkeit der Anstalt erheischte Einschränkungen zum Nachtheile der Zucht. Es war unvermeidlich, daß die Anstalt zu einem halbwilden Gestüt ausartete.

Nach dem Frieden trat eine Reform der Gestüte ein, welche die Erfahrung an die Hand gegeben hatte. Die fünf kaiserlichen Privatgestüte bestehen in verschiedenen Provinzen. Die zwei größten und auch die merkwürdigsten sind in Ungarn, nämlich zu Mezoehegyès (spr. — esch) bei Make, wovon wir oben gesprochen, und zu Babolna, nicht fern von Günz oder Apaty. Das erste hat aber jetzt eine ganz veränderte zweckmäßigere Einrichtung bekommen und ist zuverläßlich das schönste Gestüt, nicht allein der österreichischen Monarchie, sondern in Europa, und eine Nachricht darüber dürfte hier erwünscht sein. Der dazu gehörige Grund und Boden ist, statt wie vorhin auf vier und ein Fünftel Quadratmeilen, jetzt nur auf vierzigtausend Joch Acker, aber von der besten Güte, beschränkt*). Jetzt ist es also eine leicht übersehbare, ökonomisch zu verwaltende Fläche, und das Ganze verdient eine nähere Beschreibung, weil es musterhaft ist. Ein breiter und tiefer Graben umgiebt die Anstalt, sondert das Gestütsgut von der übrigen Umgebung ab und gewährt zugleich

*) Diese 40,000 Joch Acker sind zu vergleichen mit 90,177 preußischen Morgen zu 180 preußischen Quadratruthen. Der jetzige Flächenraum ist also nur ungefähr ⅘ geographische Quadratmeilen.

eine sichernde Umschließung. Schöne Anpflanzungen umschließen den ganzen Umfang, der fünf Gehestunden beträgt. Von jenen vierzigtausend Joch Fläche werden tausend Joch (etwa 2253 preußische Morgen) zum Ackerbau verwendet, und dienen zum Unterhalte des Gestüts. Einzelne Baumgruppen benehmen dieser großen Fläche das Einförmige. Der Ackerbau wird zur Hälfte mit Ochsen, zur andern Hälfte mit Pferden, nämlich mit Stuten, betrieben. Zweihundert Stuten, wozu die zur Zucht ausgemerzten mit gebraucht werden, und sechshundert Ochsen — diese besonders des Dunges wegen — werden dazu angewandt. Zur Zucht selbst dienen tausend Stuten und achtundvierzig Hengste in einer Durchschnittszahl. Ein Beschäler hätte also nur etwa zwanzig Stuten im Durchschnitte zu bedecken. Auf solche Weise werden die Kräfte der Beschäler geschont, und die Nachkommenschaft kann nur kräftig ausfallen.

Die Weideflächen sind in vier gleich große Hauptabtheilungen und diese wieder in zweckmäßige Unterabtheilungen eingetheilt und umfriedigt. Jede derselben bildet gleichsam ein Gut für sich, und jedes von diesen hat seinen Antheil Acker und ist mit den nöthigen Gebäuden zu Wohnungen, Magazinen, Hospitälern für Menschen und Thiere, zu Hütten und Schutzschoppen versehen. In der Mitte befindet sich das Hauptgestütsgut mit den nöthigen Gebäuden, für welches aus den anderen Gestütsabtheilungen jährlich die besten Pferde von beiden Geschlechtern, sobald sie volle vier Jahr alt sind, abgegeben werden, um die etwa abgegangenen zu ersetzen, und eine immer gleiche Zahl in diesem Conservatorium des Besten der Zucht zu erhalten. Auch für die anderen Abtheilungen wird ausgesucht, was sie gebrauchen. Jeder Hauptabtheilung steht ein Offizier und zwei Unteroffiziere zur Leitung und Beaufsichtigung vor; jede hat ihr nöthiges Personal, hat ihre nöthigen Gespanne zum Ackern und andern landwirthschaftlichen Arbeiten, sowie auch die gezogenen Füllen für sich nach dem Alter und dem Geschlechte geordnet sind.

Zu den Landgestütsbeschälern giebt dieses Gestüt etwa hundertundfünfzig jährlich her. Wenn sie fünfjährig geworden sind, werden sie an die Provinzialdepots abgeschickt. Die übrigen werden verauktionirt oder an die Armeecorps als Remonten abgegeben nach bestimmten Preisen. Mit den Stuten wird es ebenso gehalten. Die Zahl der gesammten dort anwesenden Thiere ist durchschnittlich dreitausend.

Die Verwaltung ist militärisch eingerichtet und die daselbst herrschende Ordnung musterhaft. Ein Stabsoffizier führt die allgemeine Aufsicht, zwölf subalterne Offiziere führen mit den nöthigen Unteroffizieren die spezielle

Aufsicht, und darunter sieben über tausend Soldaten, Stallknechte, Ackerknechte, Hirten u. s. w., wie denn das Gestüt auch die stets nöthigen Handwerker in seinem Bezirke hat, welche von ihm abhängig sind.

Der kaiserliche Schatz giebt jährlich einen Vorschuß oder Credit von 100,000 Gulden, der aber durch den Verkauf der Hengste an die Provinzen, durch die als Remonten an die Cavallerie gelieferten Pferde und durch den Verkauf der übrigen, zur Zucht wie zum Haushalt der ganzen Gestütsanstalt nicht nöthigen Pferde wieder ersetzt wird. Die übrigen Ausgaben für das Gestüt müssen aus dem Ertrage des Gestütsgutes bestritten werden, welches seine Wiesen zur Heugewinnung, seinen Haferbau zur Stallfütterung der Pferde, vorzüglich aber einen vortrefflichen Weizenbau hat, welcher besonders Vortheile darbietet und deshalb verkauft wird, so daß aus dem desfallsigen Ertrage die übrigen Geldbedürfnisse bestritten werden können. Wenige Staaten können eine solche großartige Anstalt nachahmen und ich habe nur darum einiges Detail angegeben, um an einem Beispiele zu zeigen, wie Oesterreich verfährt, um ein tüchtiges Pferdekapital in seinen Staaten zu verbreiten und für alle Bedürfnisse vorräthig zu haben. Im kleineren Maßstabe würden auch andere Staaten etwas Aehnliches einrichten können, wenn ein gut gelegenes Domänengut dazu hergegeben würde. Nur lege man kein Gestüt dahin, wo kein Ackerbau damit vereinigt werden kann, denn dann hat die Anstalt keine Geldmittel als die offene Kasse des Fürsten oder des Staates, und wird dann leicht bei veränderten administrativen Staatsansichten in ihrer Existenz gefährdet. Das eben beschriebene Gestüt kostet dem Fürsten gar nichts, wenn die Marstallskassen auch die Pferde bezahlen, welche die Marställe aus demselben erhalten.

Das zweite Gestüt in Ungarn, Babolna, ist kleiner, liegt aber gleichfalls in einer fruchtbaren Gegend. Es hat siebentausend Joch guten Boden *), welcher zum Unterhalte der Thiere hinreicht. Das Gestüt nährt etwa zehn Beschäler mit zweihundert Zuchtstuten und außerdem zweihundertundachtzig Ochsen mit vierzig Ackerstuten. Die Einrichtung ist der vorigen ähnlich, im kleineren Maßstabe. Der Kaiser streckt jährlich 40,000 Gulden vor, welche durch die vierzig bis fünfzig Hengste, welche man an die Provinzen verkauft, ersetzt werden. Der Verkauf der übrigen Pferde und die sonstigen Erträge der Wirthschaft decken die übrigen Gestütsausgaben und gewähren dem vorgestreckten Kapitale sogar noch Zinsen.

*) Ungefähr 15,780 preußische Morgen.

Außer diesen beiden ungarischen Privatgestüten unterhält der Kaiser ein drittes zu Radanz in der Bukowina, ein viertes zu Biber im Herzogthum Kärnthen, und ein fünftes zu Ossiach in dem Herzogthum Krain. Alle sind den beiden ungarischen ähnlich, aber doch, sofern sie älter sind, in Einzelnheiten davon verschieden. Sie sind aber so stark besetzt, daß aus ihnen jährlich zweihundert Hengste fünfjährig in die Provinzen gehen.

In diesen Gestüten werden Pferde von den verschiedensten Landesarten erzielt, welche in verschiedenen, nahen und fernen Verwandtschaftsgraden sich fortpflanzen und Stämme geben, welche als solche rein erhalten werden. Das in so manchen Gestüten beliebte und die Zucht verderbende Wechseln der Väter wird also vermieden. In dem ersten ungarischen Gestüte erzielt man allein sechs verschiedene Racen, was bei der großen Ausdehnung auch völlig möglich ist. Die erste, die zahlreichste und schönste, ist die normännische; sie stammt von einem Hengste Namens Honius ab, der sich im normännischen Gestüte Rosières befand und den die Oesterreicher 1814 aus Frankreich mitnahmen und nach Mezoehegyès schickten. Die zweite Race ist die arabische; sie stammt von ächt arabischen Hengsten und Stuten ab, hat aber keinen einzelnen Stammvater. Die dritte Race kommt von Pferden aus Lapitza her, eine mir unbekannte Art. Die vierte Stammart ist die englische, deren Stammvater ein berühmter englischer Hengst Othello war. Die fünfte Landesart ist die lombardische, weil sie aus der Lombardei stammt, und führt den Namen Sacramor von ihrem Stammvater. Sie ist von riesenhaftem Wuchse. Die sechste ist die neapolitanische, gleichfalls von hohem Wuchse; Stammvater: ein neapolitanischer Hengst Namens General, wonach die ganze Stammart auch genannt wird. Die beiden letzten Arten sind, nach den jetzigen Begriffen von Pferdeschönheit, entschieden nicht schön, und werden nur nach dem Bedürfnisse solcher großen und starken Pferde vermehrt. Die größere Zahl der Stuten und Füllen in diesem ungarischen Gestüt besteht aus der ersten, der normännischen Art, welche für die Nahrungsart und Localität des Gestüts am passendsten zu sein scheint, und welche das Bedürfniß des Landes, der Armee und des Hofes am meisten erheischt. Sie wird deshalb am meisten vermehrt. An den Vortheilen dieses Gestüts partizipirt somit die ganze Monarchie.

Die anderen vier kaiserlich österreichischen Privatgestüte enthalten ähnliche Racen, je nachdem die Localität es zuläßt, und die verschiedenen Landesbedürfnisse sie erfordern. Für die Gestütswissenschaft würde es von großem

Nutzen sein, wenn über diese Gestüte treue Darstellungen veröffentlicht würden. Bei den beiden ungarischen stehen Männer an der Spitze, welche Kenntnisse mit Beobachtungsgabe vereinigen.

Was nun die fürstlich Esterhazischen, Lichtensteinischen und andere Gestüte österreichischer Großen betrifft, so sollen diese noch in gutem Stande sein und ihren alten Ruf behaupten, wie denn auch der Aufwand, welcher dafür gemacht wird, erwarten läßt. Sie erziehen meistens englische Racen.

Von den übrigen deutschen fürstlichen Privatgestüten, welche einst Ruf hatten, kann nur wenig gemeldet werden, da öffentliche Nachrichten aus neuerer Zeit fehlen. Sachsen unterhielt in der Zeit vor seiner Zerstückelung vier Privatgestüte, bei Torgau, bei Merseburg, bei Wendelstein und bei Westra, wo eine vortreffliche Reitart und noch bessere Wagenarten, auch Maulthiere gezogen wurden. Es hatten diese Gestüte, deren wahrlich zu viele für den kleinen Staat waren, größtentheils gute Weiden, und es ließ sich bei der guten Aufsicht Gutes von ihnen erwarten. Aber auch in der Reitart wechselten, nach den dem Verfasser bekannt gewordenen Nachrichten, die Beschäler zu oft, daß bestimmte Schläge (Stämme) hätten erzielt werden können.

Zwei kleinere Fürstenthümer wurden in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wegen ihrer Privatgestüte berühmt, nämlich Zweibrücken und Anspach. Darin wurde mit Umsicht die englische Gestütweise mit englischen Bluthengsten und den besten einheimischen Stuten kultivirt. Bei dem Anfall Anspach's an Preußen kamen die Pferde auch dahin, und als Zweibrücken an Baiern fiel, kaufte Preußen das zweibrückische Gestüt, und dessen Stuten und Hengste wurden der Stamm zu dem Friedrich-Wilhelms-Privatgestüte und dem Landgestüte Lindenau. Von dem ersten ist oben die Rede gewesen. Die Unglückszeit von 1792 bis 1814 hat die meisten Privatgestüte in Deutschland in ihrer guten Beschaffenheit zerstört, und hier und da mag es an Mitteln oder auch an Neigung gefehlt haben, ihnen so kräftig wieder aufzuhelfen, wie sie einst bestanden. Alles richtet jetzt seinen Blick nach Mecklenburg, wo besonders die Güterbesitzer große Anstrengungen machen, von der englischen Pferdezucht den größtmöglichen Vortheil zu ziehen. Bald wird man ein einst so geschätztes eigentliches mecklenburgisches Pferd in Mecklenburg selbst vergebens suchen, denn es müssen jetzt alle Engländer sein. Der den Pferdezüchtern bekannte Stallmeister Sind sagte schon: „daß die Nachkommen englischer Hengste bald ausarten,“ und nur der stete kostbare Ankauf neuer

Vollblutbeschäler wird auch Mecklenburg davor schützen können. Doch Mecklenburg ist für die Pferdezucht zu wichtig; man muß ihm eine besondere Aufmerksamkeit, und deshalb weiter unten einen eigenen Abschnitt widmen.

Nachdem das Ritterwesen nach und nach untergegangen, stehende Heere zuerst in Frankreich, nachher auch in anderen Staaten, also auch in Deutschland eingeführt waren, und der dreißigjährige Krieg die Nothwendigkeit einer guten Reiterei gelehrt hatte, erkannte man in allen Staaten den schlechten Zustand der eigentlichen Landpferde, welche der Bauer (er lebe in einem freien, in Lehens- oder anderen Verhältnissen) hatte, und nach denen doch, zur Erreichung und Ergänzung der Pferde für die Reiterei, gegriffen werden mußte. Da die Rüstung noch schwer, leichte Reiterei auch wenig gekannt und gebraucht ward, so konnten schwache Pferde viel weniger wie jetzt dienen. Ihr Untergang war häufiger, die Ergänzung also schneller nothwendig. Dazu kam dann das schwere Caliber des Geschützes, welches bei den damals allgemein noch schlechten Wegen den Zugpferden den Untergang drohte. Es war also eine Nothwendigkeit geworden, mit der neuen Art Krieg zu führen auch eine allgemeine Verbesserung der Landpferde einzuführen. So denkt sich nämlich der Verfasser den Ursprung der Anstalten, welche die Regierungen für diese Verbesserung, theils durch Verordnungen und Vorschriften, theils durch unmittelbares Dazuthun, in's Leben brachten. Die Einwirkungen auf den eigentlichen Wohlstand des Landmannes waren damals wohl theils noch nicht erkannt, theils wurden sie sogar wohl nicht beabsichtigt. Alte Schriften, welche Landgestüte anrathen, sprechen daher nur von Erzielung guter Pferde für die Reiterei. Aber später, als man die Wirkungen dieser Anstalten erkannte, als überhaupt Fürsten und Regierungen das Staatsleben aus höheren Gesichtspunkten zu betrachten lernten, dachte man daran, dem Landmanne zu geben, damit man auch von ihm fordern könne.

Im sechzehnten Jahrhundert, also schon vor dem dreißigjährigen Kriege, findet man bereits Spuren einer solchen Vorsorge für die Verbesserung der Landpferde. So bemerkt Löhneisen, der in der zweiten Hälfte des gedachten Jahrhunderts lebte, daß einige große Herren in Deutschland neben ihrem eigenen Gestüte einige Hengste zum Bedecken der besten Stuten ihrer Bauern hielten, und die Füllen gegen einen gewissen Preis sich nach ihrem Hofe liefern ließen, wo sie entweder für den Hofstall oder für die Wirthschaft oder Reiterei gebraucht wurden.

Ein Herzog, Albrecht I. von Baiern, ließ, wie Schwab erzählt,

schon um's Jahr 1553 Hengste aufkaufen und auf die Klöster für die dort befindlichen Stuten vertheilen, welche aber auch die Stuten der benachbarten Bauern bedecken durften. Und Hartmann erzählt in der ersten Auflage seiner Anleitung zur Pferdezucht, daß der Herzog von Würtemberg schon um's Jahr 1573 etwas Aehnliches gethan habe.

Zu Löhneisen's Zeiten war der Stamm der Pferde in Deutschland noch in ziemlich guter Beschaffenheit, da er bemerkt, „daß nicht allein viele Pferde, sondern auch schöne, vermögende und gute Pferde erzogen wurden; daß sie viel mehr Arbeit aushalten konnten, als ausländische Pferde, ungeachtet sie nicht sehr sorgfältig gepflegt wurden."

Während des dreißigjährigen Krieges fanden alle fürstliche und Herren-gestüte ihren Untergang, und die Landpferde verschwanden in mehren Gegenden so sehr, daß kein einziges mehr zu finden war. Als die Mittel sich wieder dazu fanden, mußten vom Auslande Pferde herbeigeschafft werden. Die Fürsten errichteten wieder Privatgestüte, und gaben Beschäler zur Bedeckung der vorerst sparsam sich findenden Bauernstuten her. Aber an eigentliche Einrichtungen für Verbesserung der bäuerlichen Pferdezucht ward in Deutschland noch nicht gedacht. Winter glaubt sogar in seinem Buche von der Reiterei, „daß der Pferde in Deutschland zu viele wären."

Aus Frankreich, wo stehende Cavallerie zuerst einen beträchtlichen Theil der Kriegsmacht bildete, wo die Kriege, welche Ludwig XIV. führte, die Pferde sehr vermindern mußten, kam auch, so viel es dem Verfasser bekannt geworden, das Beispiel eines eigentlichen Landgestüts, das ist einer Anstalt, welche Beschäler enthält, die jährlich zur Bedeckung der Landstuten in's Land geschickt werden. Der bekannte Minister Colbert führte diese Maßregel 1665 ein und unterstützte sie, bis er starb. Da übernahm sie sein Sohn (Marquis von Saignelai) und führte sie in demselben Geiste fort bis 1690, wo auch er starb. Sie war so gut als sie unter den damaligen Umständen sein konnte. Das Zusammenbringen einer so großen Zahl guter Beschäler war sehr schwer (1636 Beschäler hatte die königliche Anstalt selbst, und 376 privilegirte Hengste gab es außerdem). Als aber Colbert's Sohn gestorben war, sank die Anstalt. Die fortdauernden Kriege raubten dem Staate die Mittel und dem Landmann den Wohlstand, welcher zu allen landwirthschaftlichen Unternehmungen, besonders aber auch zur Landpferdezucht gehört.

So viel mir bekannt geworden, war der Herzog Georg Wilhelm

von Celle der erste Fürst in Deutschland, welcher eine solche Landgestüts-anstalt — freilich im Kleinen — in der Grafschaft Hoya um's Jahr 1670 einrichtete. Nirgend konnte sie besser zuerst eingerichtet werden, da die Natur in dieser Gegend die Pferdezucht allgemein begünstigt. 1694 waren zwanzig Beschäler dort, 1702 wurden sie wegen der Kriege, welche das Land drückten, auf zwölf vermindert; ob davon Zwangsmaßregeln, welche den Bauern lästig waren, oder Sparsamkeit die Schuld tragen, darüber fehlen die Nachrichten. Als mit dem Jahre 1705 die cellische Linie ausstarb, scheint die Anstalt aufgehört zu haben, um später unter dem Schutze des neuen Fürstenhauses größer und schöner wieder aufzuerstehen. Dänemark ahmte ebenfalls Colbert's Anstalt, aber erst im Jahre 1688 nach, wie uns Wiburg erzählt. Und doch stand es in Deutschlend und Dänemark damals noch immer besser mit der Pferdezucht als in Frankreich, wo der größte Theil der Pferde aus fremden Ländern bezogen wurde, wie es sogar noch jetzt dazu genöthigt ist. Auch hatte Frankreich vor 1689 keinen Schriftsteller, der über Pferdezucht bestimmte Belehrungen gegeben hätte.

Es war in den Jahren 1674 und 1685, als in Würtemberg ein Kenner der Pferdezucht Vorschläge zur Beförderung der Landpferdezucht seinem Landesherrn vorlegte. Die Landschaft verweigerte aber die Geldmittel, um die Beschäler anzuschaffen. Der Herzog, von der Nothwendigkeit, daß etwas geschehen müsse, überzeugt, indem, wie eine Verordnung sich ausdrückt, „nichts Gutes von Pferden im Lande mehr zu finden sei, und jährlich eine große Summe Geldes für Pferde außer Land geschickt werde," legte eine Auflage auf jedes vorhandene Pferd von fünfzehn Kreuzern (4 gGr.) für einmal, um Beschäler dafür zu kaufen. Diese Auflage brachte 7820 Gulden auf, indem sich 31,280 Pferde — aber schlechte — im Lande befanden, ohne die im Marstall, in den Gestüten, die der Cavallerie und auch ohne die Pferde des Adels — die also steuerfrei waren!! — mitzurechnen. Der von Kniestädt (welcher den Ankauf selbst besorgte) brachte 89 schöne und ausgesuchte Hengste, und zwar aus dem Senner Gestüte, aus Ostfriesland, Thüringen, Lüneburg, Holstein und Dänemark mit, wovon 49 an Unterthanen, zu einem geringern als der Kaufpreis gewesen, überlassen wurden, welche sie unter Aufsicht zum Decken der Landstuten, gegen Bezahlung von 45 Kreuzern und noch 45 Kreuzern für ein lebendiges Füllen, wie auch zur Arbeit brauchen konnten. War der Hengst unbrauchbar geworden, so wurde dafür gesorgt, daß ein anderer Beschäler in dessen Stelle trat.

Von den übrigen vierzig Hengsten sandte die Anstalt auf ihre Kosten in diejenigen Landes-Distrikte, wo die Unterthanen keine zu kaufen vermocht hatten, oder die vorhandenen für die Zahl der Stuten nicht ausreichten.

Uebrigens ward den Unterthanen seitens der Anstalt keine lästige Bedingung aufgelegt, als die, keine von einem guten Beschäler belegte Stute vor drei Jahren außer Landes zu verkaufen. Anfangs war diese Bedingung nothwendig, später ließ man sie fallen.

Leider ging diese damals wahrlich musterhafte Anstalt durch den 1688 ausgebrochenen französischen Krieg beinahe ganz zu Grunde, und erst 1719 fand man wieder Mittel, sie in kleinerem Maßstabe zu erneuern. Erst 1733 scheint man sie etwas erweitert zu haben.

Herzog Karl von Würtemberg änderte im Jahre 1763 die Einrichtung ganz ab. Er gab etwa hundert Beschäler aus seinem Marstalle in mehre Aemter zum Belegen der Landstuten, und ließ außerdem vorher untersuchte und privilegirte Beschäler, welche den Unterthanen selbst gehörten und unter Aufsicht gehalten wurden. Aber die strenge, für die Unterthanen lästige Beschälordnung, die dieselben mit mannigfachen Strafen bedrohte, der Zwang, kein noch nicht vier Jahre altes Füllen in's Ausland verkaufen zu dürfen, und dem Marstalle ein Hengstfängefüllen für zwanzig, ein dergleichen Stutfüllen für sechzehn Gulden überlassen zu müssen, konnte die Unterthanen nicht ermuntern, den Wünschen der Regierung entgegen zu kommen, und die Einrichtung hat daher nicht die erwarteten Früchte getragen, bestand aber doch fort mit einigen Abänderungen, bis der Krieg auch hierin so Manches zerstörte. Erst König Wilhelm von Würtemberg, der nach hergestelltem Frieden der Pferdezucht eine große Sorgfalt widmete, hat sich auch der Landpferdezucht mit Nachdruck angenommen.

Dem werthvollen Werke: „Gestüte und Meiereien Sr. Majestät des Königs von Würtemberg, vom Freiherrn von Hügel, Königl. Würtembergischen Ersten Stallmeister ꝛc. und von Schmidt, Königl. Würtembergischen Hof-Domainenrath ꝛc.“ *) entnehmen wir Folgendes über die neueste Geschichte der würtembergischen Pferdezucht:

„In dem Jahr 1817 und den darauf folgenden zwei Jahren wußten Sich Seine Majestät durch unausgesetzte energische Thätigkeit in der Verfolgung Ihres Zweckes die nöthigen Quellen zur Anschaffung solcher Hengste zu

*) Stuttgart. Verlag von Ebner und Seubert.

eröffnen. Durch den Einfluß Ihrer hochseligen Majestät der Königin Katharine, Schwester des Kaisers Alexander von Rußland, welche allen Unternehmungen Ihres hohen Gemahls ein ganz besonderes Interesse widmete, wurde es möglich, in den Jahren 1817 und 1818 zwei große Transporte von Hengsten und Stuten aus Persien und den berühmtesten Racen des Kaukasus sich zu verschaffen. Die Thiere wurden angekauft durch den russischen Artilleriegeneral und damaligen Gouverneur von Tiflis, Achwertoff. Auch mehre russische Privatgestüte des Grafen Rostopschin, Branitzky, Orloff und Rzewusky trugen zur Vermehrung des Stamms der Gestütspferde bei.

„Aus dem alten wilden Gestüt zu Lippe-Detmold, wie auch aus einzelnen Gestüten der Limoge in Frankreich und denen des Grafen Hunyady in Ungarn, wurden für das neu errichtete Königliche Gestüt gleichfalls Pferde angekauft.

„Da der König das arabische Pferd in den Feldzügen erprobt, und dessen außerordentliche Leistungen und Eigenschaften kennen gelernt hatte, gab er Sich alle Mühe, Sich einen Stamm Stuten und Hengste dieser edelsten Race des Orients zu schaffen. Zu diesem Zweck wandte Sich Ihre Majestät die Königin Katharine an den damaligen russischen Gesandten in Konstantinopel, Grafen Stroganoff, und der glückliche Zufall wollte, daß ein Graf Rzewusky, welcher selbst ein Gestüt im südlichen Rußland besaß, und schon früher Jahre lang unter den Beduinen gelebt hatte, um sich geeignete Zuchtthiere von dorther zu verschaffen, sich gerade in Konstantinopel befand, um sich zu einer abermaligen Reise zu demselben Zwecke in jene ungastlichen, wenig bekannten Gegenden vorzubereiten. Diesen erkannte Graf Stroganoff als den rechten Mann und ihn wußte er für die Zwecke Ihrer Majestät zu gewinnen. Zwei Jahre brachte Graf Rzewusky in diesem Auftrag zu. Daß die auf ihn gefallene Wahl die richtige war, bewies der ausgezeichnete Transport von acht Hengsten und zwölf Stuten, welchen er im Jahre 1819 in Livorno ablieferte, und welcher mit Recht, besonders bezüglich der Stuten, als der Stamm des jetzigen arabischen Gestütes mit betrachtet werden kann. Wie der Araber sein bestes Pferd auf die fünf Stuten des Propheten zurückführt, so reicht auch jetzt noch der Stammbaum unserer edelsten Thiere auf die Stuten zurück, welche damals Graf Rzewusky gebracht; denn die Nachkommen der Stuten Hasfoura, Ekланda, Schakra, Murana, Geyran, Abulnlu, sind noch heute Zierden des Gestüts.

„Schon im Jahre 1814 erkauften Seine Majestät zwei arabische Hengste, Emir und Mameluk, von einem Baron Fechtig, welcher später selbst ein edles arabisches Gestüt in Ungarn gründete und damals in Damascus einen sehr gewandten Mann in seinen Diensten hatte. Dieser besorgte ihm von dort aus derartige Pferdeeinkäufe.

„Im Jahre 1816 erkauften Seine Majestät von demselben eine arabische Stute Murana und im Jahre 1817 zwei arabische Hengste aus der Race Saklavi-Djebran, einen braunen Hengst Tajar und einen Schimmel Bairactar. Dazu kamen im Jahre 1821 aus derselben Quelle zwei ausgezeichnete arabische Stuten Hambany und Czebescie.

„Mit diesem schon bedeutenden Stamme von Pferden der verschiedensten edlen Racen, die aber dem arabischen Blut mehr oder weniger nahe verwandt waren, wurden nun zwei verschiedene Zuchten getrieben; eine arabische Reinzucht und eine gemischte Zucht, Kreuzung mit den arabischen Hengsten und den Stuten aus den verschiedenen russischen, ungarischen, persischen und kaukasischen Racen.

„In den ersten Jahren schon lehrte die Erfahrung, daß die Stuten aus den russischen Gestüten sich zur Kreuzung mit arabischen Hengsten in unserem Klima wenig eigneten. Die Fohlen blieben klein, und die Zuchtthiere wurden meist dämpfig, woran die warme Haltung in den Stallungen und das zu nahrhafte bei uns gewonnene Heu die Schuld tragen mochten; sie wurden daher bald verkauft oder in die Königlichen Stallungen zum Gebrauch abgegeben. Länger bewährte sich die Kreuzung mit arabischen Hengsten und persischen und kaukasischen Stuten, und manch' gutes Pferd wurde hieraus erzielt. Allein im Allgemeinen konnte sich auch diese Zucht hier nicht heimisch machen und die Nachkommen konnten sich durchaus nicht mit der rein arabischen Nachzucht messen. Sie wurden zwar hoch, aber schmalrippig, fein, engbrüstig, mit verkehrten Hälsen und abschüssigen Kruppen und neigten alle mehr oder weniger zu derselben Krankheit — zum Asthma oder Dampf, — wodurch viele unbrauchbar wurden. Jedoch erhielt sich das persische Blut, allerdings in sehr vereinzelten Individuen bis in die 1840ger Jahre im Gestüte, und heute noch sind zwei Rappstuten vorhanden, welche sich von Mutterseite auf eine persische Stute zurückführen lassen. Die persischen Hengste wurden schon nach kurzer Zeit in die Königlichen Stallungen — eine kleine Zahl auch an das Landgestüt — abgegeben, da einerseits die Kreuzung derselben mit arabischen Stuten nicht wünschenswerth erschien, und andererseits die Kreuzung mit

arabischen Hengsten und persischen Stuten bessere Resultate lieferte als die persische Reinzucht.

„Wenn auch der König in dieser Richtung das Schicksal so vieler Pferdezüchter theilte, sich manche Selbsttäuschung zu gestehen und mancher Illusion entschlagen mußte, so wurde er doch auf der anderen Seite durch die rein arabische Zucht glänzend entschädigt, denn nicht allein gewöhnten sich die Thiere leicht an das so unendlich verschiedene Klima und Futter, sondern Seine Majestät hatte auch schon bei den ersten Abkömmlingen die erfreuliche Genugthuung, daß sie schon in der ersten Generation stärker und größer als ihre Eltern wurden, ohne das Geringste von dem hochedlen Typus in ihren Umrissen sowohl, als in dem feinen Haar zu verlieren.

„Die oben angeführten zwölf arabischen Hengste wurden nun alle nach und nach in der Reinzucht als in der Kreuzung probirt, wobei man dem Grundsatze huldigte, welcher selbst in England, in jener Zeit, als noch arabische Stammeltern zur Zucht verwendet wurden, galt: „Probire jeden arabischen Hengst, da seine Abkunft ungeachtet des wortreichen Stammbaumes, womit der Araber so freigebig ist, nicht nachweisbar und keine Garantie bietet, und da ferner die Erfahrung gelehrt hat, daß, was das Individuum in seiner äußeren Erscheinung und seinen sichtbaren Eigenschaften auch nicht verspricht, zuweilen durch seine unsichtbaren erreicht wird oder durch Rückschläge zu Tage kommt, wie dies bei dem berühmten Hengst Godolphin Arabian in England der Fall war.

„Die später nachzuweisenden häufigen Ankäufe von arabischen Pferden, Hengsten und Stuten werden deutlich genug beweisen, daß Seine Majestät weder Mühe noch Kosten gescheut haben, um Sich, den vorhandenen ebenbürtige, ächt arabische Zuchtthiere zur Auffrischung des Blutes zu verschaffen und das Fortbestehen desselben dadurch auch für fernere Zeiten zu sichern; dagegen muß als Thatsache anerkannt werden, daß der Erfolg dem vorhandenen Bairactar-Blut den Vorrang vor allem bis heute neu Eingeführten sicherte:

„Bei dieser Züchtungsart ist ganz besonders die skrupulöseste Wahl der zur Zucht zu wählenden Individuen von höchster Wichtigkeit und hierin gebührt Seiner Majestät das unbestrittene Verdienst, mit einer auf lange Uebung gestützten großen Kenntniß des Adels und der Race, nur die durch diese Eigenschaften ausgezeichnetsten Thiere zur Zucht gewählt und zugelassen zu haben. Insbesondere den Grundsatz des Arabers festhaltend, der in der Stute haupt-

sächlich die Erhalterin und Trägerin dieser Eigenschaften in der edlen Zucht sucht, haben Seine Majestät gar oft hier Ihre Ansicht, im Widerspruche mit den Technikern, geltend gemacht, welche mehr nach Zoll und Winkelmaß gewählt und verworfen hätten, während Seine Majestät hauptsächlich der Race und Familie der betreffenden Stute Rechnung trugen, was der Erfolg auch meistens glänzend bestätigt hat."

Wenn, wie vorhin bemerkt worden, die Spur verschwindet, ob das einst vom Herzog von Celle zu Memsen bei Hoya eingerichtete Landgestüt noch über 1705 hinaus fortgedauert habe, so entstand dagegen im Jahre 1736 zu Celle das bekannte hannöversche Landgestüt. Es war zuerst die Idee eines Privatmannes, der mit zwölf Beschälern anfing, die er unter bestimmten, von der Regierung gut geheißenen Bedingungen zum Bedecken ausbot. Das Unternehmen fand den Beifall der Regierung. Bald aber nahm sich die Domänenkammer der Anstalt an, und sie war seitdem durch die Bemühungen derselben in stetem steigenden Fortgange. Diese Anstalt hat recht sichtbar für die Verbesserung der Pferdezucht in den hannöverschen Landen gewirkt. Sie fand aber auch gleich allgemeinen Beifall unter den Landleuten, weil keine einzige lästige Bedingung daran geknüpft war, und sie auch den Versicherungen der Beamten trauten, daß deshalb keine neue Auflage gemacht werden solle. So hob sich die Zahl der Beschäler, welche diese Anstalt in die zur Pferdezucht geeignete Gegend schickte, bis zu dem Jahre 1803 auf achtzig bis neunzig, welche jährlich fünftausend und achthundert Stuten bedeckten.

Die Beschäler wurden größtentheils in Holstein, auf den dänischen Inseln, in Mecklenburg und aus andern fürstlichen Gestüten zu theuren Preisen mit Sorgfalt ausgewählt und gekauft. Es waren demzufolge immer schöne, zweckmäßige Hengste im Institute. Auch aus dem Marstalle wurden vormals Hengste an das Institut geschenkt oder zu geringen Preisen überlassen.

Im Jahre 1786 genehmigte der König zur Verbesserung der Pferdezucht, daß alle Jahre dreißig bis vierzig Hengste aus seinem hannöverschen Marstalle, da eine abwesende eigentliche Hofhaltung dieses möglich machte, in's Land zum Bedecken gehen sollten, wodurch sich diese Hülfe für's Land sehr erweiterte und jährlich zweitausend bedeckte Stuten mehr die Hoffnung auf eine bessere Füllenernte gaben. Unter diesen Marstallhengsten waren insbesondere die von der ausgezeichneten schwarzen Kutschart dem Landmanne am angenehmsten, da sie Nachkommen gaben, die für seinen eigenen Gebrauch, für die Nachzucht und zum Verkauf am besten paßten. Der starke Bau, das

starke Fundament, das angemessene Feuer und die Kraft dieser Race waren Eigenschaften, welche der Landmann mehr zu schätzen hatte und zu schätzen wußte, als einen Hengst von sogenanntem edlen Blute, dessen Stammbaum man bis zu einer arabischen Abkunft nachweisen kann. Es war eine einst durch spanisches Blut veredelte deutsche Art.

Alles verfiel aber mit dem Jahre 1803, als der gallische Eroberer Georg III., der als König von Großbritannien sein größter Widersacher war, durch die Besetzung seiner Erblande kränken wollte. In den zehn Jahren der Trübsale verminderte sich die Zahl aller Beschäler in beiden Instituten auf fünfundzwanzig, und der Landmann hatte seine schon verbesserte Pferdezucht verloren.

Doch um den Verlust der veredelten Stuten dem Lande möglichst bald zu ersetzen, hat die väterliche Verwaltung der Regierung seit 1815 dafür gesorgt, daß die vorigen Anstalten vergrößert wieder dastehen. Der Marstall gab bis 1838 sechzig, das cellische Institut hundertundzwanzig Beschäler für diesen wichtigen Zweck jährlich dem Lande.

Ostfriesland — das Land der großen Pferde, wegen seiner grasreichen Weiden und seines starknährenden Heues — hatte, ohne alle Hülfe von oben, schon eine beträchtliche Pferdezucht seit Jahrhunderten, und sie konnte, weil manche Kriege, welche das übrige Deutschland oft so hart trafen, diese Provinz nicht berührten, desto ruhiger gepflegt werden. Damit aber die gute Art durch Mangel an starken und besonders fehlerfreien Beschälern nicht entarte, errichteten die ostfriesischen Landstände schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein Beschälerdepot, welches jährlich im Lande vertheilt wurde, ließ aber auch Privatbeschäler nach erfolgter Untersuchung gewisser Kürmeister zu. Im Jahre 1755 erschien eine Verordnung, worin bestimmt wurde, daß keine Stute zugelassen werden sollte, welche nicht volle fünf Jahre alt geworden wäre. Ebenso alt mußte auch der Hengst und nicht älter als vierzehn Jahre sein, „weil man sich von lebhaften und kraftvollen Beschälern bessere Füllen versprechen könne, als von jungen und zu alten“ — so drückt sich diese Verordnung aus. — Wie oft wird diese wirklich musterhafte Regel übertreten! Nachdem Würtemberg und Hannover das Beispiel gegeben hatten, als der Sinn überall mehr erwachte, für die Pferdezucht der Unterthanen etwas zu thun, um, wie es allgemein hieß, „das Geld für Pferde im Lande zu behalten und Geld dafür hereinzuziehen,“ da ahmten andere deutsche Staaten nach.

Neben dem vormals trefflichen Senner Privatgestüte war auch in der damaligen Grafschaft Lippe anfangs des vorigen Jahrhunderts ein Landgestüt errichtet, wozu die Beschäler aus dem vormals zahlreichen halbwilden Privatgestüte genommen waren. Der Gestütskenner Zehntner lobt dieses Gestüt sehr, beklagt aber ebenfalls dessen etwa um die Mitte des Jahrhunderts eintretenden Verfall. Ebendasselbe sagt er vom vormaligen bückeburgischen Landgestüte, welches später in der That auch ganz aufgehört hat. Freilich sind beide in neuerer Zeit wieder errichtet worden, jedoch in beschränkterem Maßstabe.

In Holstein blühte die Landpferdezucht wie in Ostfriesland, im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert vorzüglich. Von daher und aus Mecklenburg nahmen vormals die deutschen Fürsten das deutsche Pferd, weil sich fremde Zucht dahin weniger verloren hatte. Aber schon Zehntner spricht gleichfalls von der Abnahme ihrer Güte. Immer mochte die größere Vorsorge für die Pferdezucht in andern deutschen Ländern starken Einfluß auf die holsteinische haben. Da der Gewinn nicht mehr so groß war und auch jetzt nicht mehr so groß sein kann, wie zu einer Zeit, wo der Werth der Landgüter nicht so hoch stand, die Wirthschaften nicht so theuer kamen, da man im Allgemeinen das holsteinische Marschpferd wohl noch als Wagenpferd schätzt, aber theils in seiner kürzeren Dauer kennen gelernt hat, theils eine englische Form vorzieht, entstand also dort leicht Vernachlässigung derselben. Man geht jetzt damit um, den Schlag der dortigen Pferde durch englische Blutpferde zu verbessern, und verschwinden würde auch da das deutsche Pferd, wenn nicht die Nachfrage nach starken Wagenpferden es erhielte.

Hessen-Cassel im Jahre 1750, Anspach 1769, Bamberg 1749, Nassau 1764 (wo besonders Zehntner wirkte), Mainz und Paderborn 1756 (wo Sind thätig war), Baden-Durlach 1753, Pfalz und Baiern 1769, und mehre Fürsten folgten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts dem Beispiele von Würtemberg und Hannover, und errichteten Landgestüte von mehrem oder minderem Erfolge, wie die Geldmittel, die Kenntnisse und Unpäßlichkeit von oben, der Wohlstand und guter Wille von Seiten der Unterthanen einander entgegenkamen. Von manchen weiß man nichts mehr, als daß sie waren; besonderen Ruf haben sie nicht erhalten. Manche sind eingegangen im Lauf der Zeitumstände, dagegen freilich auch andere entstanden.

Es würde zu weit führen, die Einrichtungen derselben in allen jenen

Staaten zu beschreiben, nur bei einigen wollen wir stehen bleiben, um dem Leser eine nützliche Vergleichung derselben zu erleichtern.

Im Großherzogthum Hessen hat man in neuerer Zeit auch ernstlich an die Verbesserung der Landpferdezucht gedacht. Vor dem Kriege, der Deutschland überzog, hatte die Regierung den Mangel guter Landpferde noch nicht so schmerzlich gefühlt, und es ward dafür wenig gethan. Man gab auch dort den Unterthanen Beschäler unter sehr leidlichen Bedingungen. Man sah aber bald, daß nicht jede Provinz die Zucht begünstigte; man beschränkte sich daher auf Rheinhessen und das Fürstenthum Starkenburg. Oberhessen ist wegen seines gebirgigen Charakters weniger dazu geeignet. So sollten alle Regierungen handeln und nur die Provinzen zur Pferdezucht ersehen, wo die Natur, die Wirthschaftsart und der Wohlstand der Bewohner zu ihrem Gedeihen Hoffnung gewähren. Es ist wahrlich ein eitles Bemühen, die Pferdezucht aller Orten mit Vortheil einführen zu wollen. Die weniger begünstigten Gegenden werden dann aus denen, welche dazu geeignet sind, ihre besseren Pferde kaufen, und dieser innere Pferdehandel wird für Alle vortheilhaft werden.

Um zur Zucht zu ermuntern, hat die Regierung in jenen Provinzen seit 1832 Prämien ausgesetzt, nämlich:

Fünf für die besten Stuten, welche zur Zucht bestimmt sind, von zehn bis zu sechzig Gulden, nach ihrer Beschaffenheit, und

Drei Prämien für die besten Hengste, welche zur Zucht bestimmt sind, von dreißig bis sechzig Gulden. Diese Prämien werden von einer Revisions-Kommission zuerkannt.

Man hat ferner erkannt, daß große Räume dazu gehören, worin die Füllen weiden und sich tummeln können, und den Gemeinden zweihundert Gulden versprochen, welche gut eingezäunte Weide- und Tummelplätze da anlegen, wo sie fehlen. Wahrlich eine kluge Maßregel, welche aber durch die Theilungen aller Gemeinheiten, wobei an diesen Gegenstand selten gedacht wird, in der Folge sehr wird erschwert werden.

Baiern, wo vor Zeiten gute Pferde gewesen, und die meisten Landstriche alle Erfordernisse zur guten Pferdezucht vereinigen, wollte der durch Kriege, falsche Ansichten und Vernachlässigungen sehr zurückgekommenen Pferdezucht dadurch aufhelfen, daß es 1754 bis 1762, also mitten im siebenjährigen Kriege, worin dergleichen weniger gedeiht, den Versuch machte, achtzehn Beschäler auf einige Dörfer zum Bedecken der Bauernstuten zu schicken.

1769 aber richtete man erst eine verbesserte eigentliche Landgestütsanstalt ein, indem man sechzig Hengste, angeblich lauter holsteinische, kaufte, diese im Lande vertheilte und unentgeltlich bedecken ließ. Die guten brauchbaren Füllen durften aber nur im Lande verkauft werden, und für die acht besten derselben wurden, zwei- oder dreijährig, Prämien gezahlt. Im Jahre 1784 wurde aber das Verbot der Ausführung geschärft, auch auf alle Hengstfüllen unter drei Jahren und auf alle Stuten ohne Ausnahme, wenn sie nicht mangelhaft waren, ausgedehnt. Diese Verfügung erzeugte Beschwerden und war ohne Erfolg, wie es nicht anders zu erwarten war von einer Beschränkung der Freiheit, mit dem Eigenthume zu schalten; daher ward 1789, nach den Vorschlägen des berühmten Generals Rumford, eine Art Militärgestüt für das Land eingerichtet, von großem wirthschaftlichem Umfange; aber es ward mehr auf Gewinn aus der Landwirthschaft der fürstlichen Domänen, als auf den eigentlichen Zweck, die Pferdezucht im Lande zum Besten der Unterthanen zu verbessern, gesehen. Diese Einrichtung bestand also ohne Nutzen für's Land. Der Kriegsrath kaufte darauf sechshundert Stuten an und eine Anzahl Hengste — leider durch jüdische Roßkämme! Diese Stuten erhielten diejenigen Bauern, deren Höfe zur Zucht gelegen waren, und welche, nach einer öffentlichen Bekanntmachung, darum nachsuchten, unter den folgenden Bedingungen unentgeltlich: „1) daß sie selbige zwar als Eigenthum ansehen, das ist gebrauchen, aber nicht verkaufen dürften; 2) daß sie solche von dem Hengste belegen ließen, welchen die jährlich in den Bezirken umherreisenden Kommissarien ihnen dazu zutheilten; 3) daß der Bauer, wenn die ihm gegebene Stute unbrauchbar würde oder stürbe, sie durch eine andere, von den Kommissarien für gut und tüchtig erklärte aus seinen Mitteln ersetzen müsse.“ Auch mußte er sich gefallen lassen, daß, wenn die Stute gut blieb, sie mit einer andern vertauscht wurde. Im Fall eines Krieges mußte der Besitzer der Stute selbige hergeben oder durch ein anderes Pferd ersetzen, welches zum Dienste im Kriege brauchbar erklärt wurde.

Die Bedeckung geschah zwar unentgeltlich und mit den Füllen konnte der Landmann nach Willkür handeln. Aber diese Einrichtung, so viel Vortheil Rumford für's Militär sich davon versprochen hatte, stieß sich an den Widerstand der Bauern, denn — wie es Rumford nennt — „man konnte nur wenige dazu vermögen, die Zuchtstuten anzunehmen, und je vortheilhafter die Bedingungen waren, unter welchen sie ihnen angeboten wurden, desto mehr

nahm ihr Mißtrauen zu, und man konnte sie nicht überreden, daß nicht etwas dahinter stecke, um sie zu bethören."

So spricht sich Rumford selbst darüber aus. Dies Mißtrauen mußte die Regierung sich früher bei anderen Einrichtungen zugezogen haben, welches dann auch das Aufkommen wirklich guter Einrichtungen hemmte. Von den sechshundert Stuten, die angekauft und zuerst vertheilt wurden, blieben nur zwischen sechzig bis siebzig bei den Bauern, welche auch gute Füllen brachten; höher konnte es nicht gebracht werden, und „dieses genügt meinem Eifer nicht," sagt Rumford.

Wenn einestheils in den Bedingungen für die Landleute manches Lästige lag, welches zurückhielt, die Einrichtung zu begünstigen, so lag doch der Grund tiefer — nämlich in dem Mißtrauen, welches der Bauer in die Maßregeln der Regierung setzte, und dieses konnte er, leider! nur durch schmerzliche Erfahrungen erlangt haben. Solches darf bei neuen Einrichtungen nicht vorherrschen, besonders nicht unter dem Landvolke, welches nur seinen Vortheil, seine Wünsche befriedigt sehen muß, wenn etwas durch ihn gelingen soll; deshalb ging in Baiern auch diese Anstalt wieder ein. Es entstand nun ein Mangel an Pferden, wegen einer fehlenden Anstalt zur Erziehung derselben. Man verbot deshalb sogar die Ausfuhr der Pferde in den Jahren 1792 und 1794, ein schlechtes Mittel zu dem Zwecke: zur Pferdezucht zu ermuntern. Im Jahre 1796 kam man endlich auf ein ordentliches Landgestüt zurück. Man verzeichnete alle Stuten, welche man für die Bedeckung von herrschaftlichen Beschälern tauglich glaubte, bezeichnete diese durch einen Brand und verbot deren Verkauf in's Ausland. Also wieder Zwang, der nie ein Gelingen fördert! Vierzig Beschäler wurden angeschafft zu der Bedeckung dieser ausgewählten Stuten. Diese Beschäler waren aber wieder Holsteiner, welche für den Stutenschlag in Baiern nicht paßten. Der eingetretene Krieg endigte auch diese Anstalt im Jahre 1800, welche doch ihren Zweck schwerlich erreicht haben würde. 1811 ward wieder an ein Landgestüt gedacht, und durch Beitritt der Landstände ist jetzt eine Einrichtung dazu da, welche über zweihundertundzwanzig Beschäler zählt, die ohne alle lästige Bedingungen die Bauernstuten bedecken, und welche daher guten Erfolg verspricht, wenn eine einsichtsvolle Verwaltung sie richtig leitet. Das kleine an Baiern grenzende Fürstenthum Dessau bot dagegen dem Auge des Beobachters schon lange einen bessern, schönen Pferdeschlag dar, und dieses blos dadurch, daß der Fürst den Unterthanen gute Hengste gab und dem Landmann völlige Ungezwungenheit in

Rücksicht auf Zucht und Handel mit seinen Stuten und Füllen erlaubte. Der fürstliche Marstall kaufte nun mittelst freien Handels wieder von den Unterthanen die Pferde, wie es der Privatmann thun mußte. Der bekannte Nestor der damaligen deutschen Fürsten hatte den Glauben, es ließe sich die Landesart der Pferde auf solche Weise dergestalt verbessern, daß man keine Pferdemäkler nöthig habe, selbst daß ein fürstliches Hauptgestüt beinahe entbehrlich werde. Immer ist und bleibt aber ein gut eingerichtetes Hauptgestüt die Hauptstütze einer Landpferdezucht, wenn es mit richtiger Einsicht für die Bedürfnisse und nach der Beschaffenheit des Landes und seiner Wirthschaft eingerichtet ist. Reichen so die Hauptgestüte der Verbesserung der Pferdezucht die Hand, dann wird nicht über den Aufwand der Privatgestüte geklagt werden können. Der Aufwand wird ja dann größtentheils zum Besten des Landes gemacht, und der kleinste Theil kommt auf Rechnung des Glanzes, den billig der Fürst vor seinen reichsten Unterthanen voraus haben muß, wenn man nicht in Betracht ziehen will, daß aller Aufwand für Hauptgestüte und Marställe auch den Unterthanen zu Gute kommt. Immer war jene Maßregel richtig, wo die Landpferdezucht schon einen hohen Grad erlangt hat: dann ist der fürstliche Ankauf eine große Ermunterung zur Zucht vortrefflicher Pferde.

Wie wir schon sagten, glänzten unter den kleinen Fürstenthümern Zweibrücken und Anspach bald nach dem Frieden, der den siebenjährigen Krieg beschloß, mit ihren Privatgestüten, wie auch mit ihren Landgestütsanstalten vor andern hervor. Dort schickte man sechzig, in Anspach fünfundzwanzig meist in den Privatgestüten gezogene Beschäler in's Land, ohne lästige Bedingungen; und weil die Länder klein, also auch die Zahl der Stuten nicht groß war, konnte diese Anzahl Beschäler sämmtliche Stuten des Landes sehr wohl bedecken. Aus diesem einfachen Grunde geschah es denn auch wohl, daß der Gebrauch von Nebenhengsten streng verboten wurde. Der Erfolg dieser Anstalten konnte nicht zweifelhaft sein. In Folge des Wechsels ihrer Fürsten und Regierungen gingen sie nichtsdestoweniger ein, werden in der Geschichte der Landpferdezucht aber noch sehr lange als gute Muster gepriesen werden dürfen.

In den preußischen Ländern geschah für die Verbesserung der Landpferdezucht in der Zeit vor dem Tode des großen Friedrich nichts Durchgreifendes. Mittelst Verordnungen für die Pferdezucht suchte man, wie in manchen andern deutschen Staaten, auszuhelfen, aber der Staat selbst that sehr wenig dafür. 1713 gab König Friedrich Wilhelm I. auch eine

Anzahl Beschäler aus seinen Gestüten her, entsagte dem Anspruch auf die besten Füllen; aber wahres Gedeihen war nicht in der Einrichtung. Bestimmtere Ursachen des verfehlten Ausgangs hat der Verfasser nicht auffinden können. Wahrscheinlich aber hat der damalige geringe Sinn des Landmanns für Verbesserungen der Art seinen Antheil daran. Das Sprunggeld für zwei Sprünge war 16 gGr. und ein Himten Hafer. Dieses wär freilich zu viel für einen ungewissen Erfolg und keine Ermunterung für eine Anstalt, welche die Meinung des Volks erst gewinnen sollte. Zehntner, der seit 1750 Stallmeister in Berlin war, weist an mehren Stellen seines „Unterrichts von der Pferdezucht" darauf hin, daß Landgestüte im Brandenburgischen, in Pommern, in Preußen gedeihen würden, und fragt, warum sie nicht da wären? beantwortet aber diese Frage nicht.

Mit dem Jahre 1787 fing man aber an, in den preußischen Staaten mit Kraft und Aufwand die Landpferdezucht zu verbessern. Den meisten der Leser werden die Anstalten dazu nicht unbekannt sein. Man schien aber dieses kräftige Aufhelfen eines Zweiges der landwirthschaftlichen Betriebsamkeit nicht als ein Mittel, den Wohlstand des Landmannes durch die Pferdezucht zu verbessern, sondern nur als eine Anstalt anzusehen, die Reiterei des Heeres mit wohlfeilen und doch brauchbaren Pferden zu versehen, wozu der Landmann seine Stuten, seine Sorgfalt und Pflege zur Aufziehung der Füllen, unter lauter Zwang und Strafen, gegen einen sehr geringen Preis für die dreijährigen Füllen, hergeben mußte; sein ganzer Vortheil für die Auferziehung eines Füllens bis in's vierte Jahr waren höchstens drei Thaler! — Auf den Vortheil des Unterthanen für seinen landwirthschaftlichen Bedarf — wofür er doch zuerst Pferde ziehen muß und aus Neigung und Nothwendigkeit ziehen wird, auf den Vortheil, sich durch den Verkauf seines Ueberflusses an Pferden eine Einnahme zu erwerben, die hauptsächlich zu Pferdezucht ihn ermuntern könnte, ward keine Rücksicht genommen, denn jedes gute Stutfüllen war auch ein gutes Cavalleriepferd, und der Besitzer war gezwungen, es für einen bestimmten Preis herzugeben.

Ein Reglement (vom 30. Juli 1787) bestimmte die Art und Weise, wie die Landbeschälanstalt unter den Unterthanen eingeführt werden sollte. Zwei Beschäler-Marställe, einer zu Lindenau bei Neustadt an der Dosse und einer zu Bischofswerder bei Liebenwalde, wurden nach und nach auf mehr als zweihundert Beschäler gebracht. Der Anfang wurde mit holsteinischen, mecklenburgischen, trakehnischen, dänischen und zweibrückischen Hengsten gemacht, dann mit

türkischen, anspachischen, auch einigen englischen und russischen Hengsten vermehrt; die eigenen Landesarten, wovon nur wenige dazu angekauft wurden, nicht gerechnet. Später kamen nun erst die Hengste von der Zucht aus dem Friedrich-Wilhelms-Gestüte zu Neustadt an der Dosse hinzu, wofür dann immer die schlechtern der früher angekauften Hengste ausgemerzt wurden.

Wenn man schnell eine solche Anstalt groß machen will, so ist eine Verschiedenheit der Landesarten unter den Beschälern nicht zu vermeiden, ungeachtet sie der wahren gestütsmäßigen Anlage einer solchen Anstalt nicht angemessen ist. Was für eine Unregelmäßigkeit der Nachkommenschaft mußte entstehen!

Nach und nach wurden die Beschäler in den beiden Marställen durch die Hengste des Privatgestüts ersetzt, welche nebst denen aus dem vormaligen Zweibrücker Gestüte und denen aus Trakehnen immer die besten waren. Ob sie auch für den Schlag der Landpferde, für das wirthschaftliche Verhältniß des Landmannes paßten? das ist eine andere, schwer zu beantwortende Frage. Wahrscheinlich nur in einzelnen Fällen. — So viel muß man aber bekennen, daß übrigens mit wahrer Gestütswissenschaftlichkeit verfahren wurde. So z. B., um nur Einiges anzuführen, ward ein vierjähriger Hengst im ersten Jahre in der Anstalt nicht eigentlich gearbeitet, im zweiten Jahre erst thätig gemacht, und vor dem vollendeten sechsten Jahre kam kein Mann darauf. Alle Kräfte blieben also dem Pferde zu seiner Ausbildung und es litt nicht unter der oft kunstmäßigen Mißhandlung. — Der sechsjährige Hengst ward nun mannbar erklärt und kam zur Bedeckung; aber immer wurde ihm noch eine geringere Stutenzahl zugetheilt als den älteren Beschälern. Jedem von diesen letzteren wurden fünfunddreißig bis fünfundvierzig Stuten zugewiesen; wenigstens mußte die besondere starke Natur des Hengstes eine kleine Ueberzahl erlauben. Es hing von dieser Maßregel allerdings die längere Dauer der Beschäler und die Güte der Füllen ab, diese beiden Stützpunkte solcher Anstalten, wenn alles Uebrige auch gut ist. Theurer werden solche Anstalten dadurch um etwas; da aber auch die Ergänzung der Beschäler seltener ist, so wird dadurch Vieles vergütet und der Zweck der Anstalt wird dabei desto gewisser erreicht. Es wäre zu wünschen, daß alle Anstalten der Art auf gleiche Weise verfahren könnten; kennt ja der Verfasser Anstalten, worin die Zahl der bedeckten Stuten auf achtzig bis hundert für einige Hengste gestiegen ist, und sogar drei Sprünge erlaubt sind.

Es ist schon darauf hingedeutet, welche Keime des Verderbens in die An-

stalt selbst gelegt worden waren, um davon ein fröhliches Gedeihen erwarten zu können. Dem Landmanne, der sie eigentlich pflegen sollte, blieb nichts, das ihn dazu hätte ermuntern können. Die Vertheilung der Beschäler oder die Bestimmung der Paarung mit den Landstuten geschah an den Bedeckungsörtern von den Angestellten der Anstalt, wohin die Unterthanen ihre Stuten bringen mußten. Ein Lieblingswunsch bei der Wahl der Beschäler war dem Eigenthümer nicht gestattet. Die einmal gewählte, durch Brand bezeichnete Stute durfte nun nicht außer Landes verkauft oder vertauscht werden; in der Provinz wohl, aber mit der Anzeige an den Dorfschulzen, der es in Listen eintragen mußte, und wofür der Eigenthümer einen Thaler zu geben schuldig war. Wollte der Eigenthümer eine so gewählte Stute nicht vom königlichen Beschäler bedecken lassen, so durfte er sie auch nicht von einem andern Hengste bedecken lassen. Diese Nebenhengste, die man unter eine gehörige Beschauungsanstalt gesetzt hatte, waren dennoch nöthig, da die königlichen Anstalten nur den kleinsten Theil der Landstuten bedecken konnten, und mußten sich vermehren, je mehr Willkür der Landmann in der Wahl des Hengstes und dem Gebrauche der Füllen dabei hatte.

Die Füllen von königlichen Beschälern mußten im zweiten Jahre zur Besichtigung gebracht, gebrannt und eingeschrieben werden. Hengstfüllen, die man zur Zucht brauchbar erachtet hatte, wurden an solche Einwohner verkauft, welche sie als Nebenhengste gebrauchen wollten, die anderen gewallacht. Die Wallachen oder Stutfüllen, welche den Eigenthümern verblieben, durften nun innerhalb drei voller Jahre nicht angespannt oder zu irgend einer Arbeit gebraucht werden; eine Regel, welche, so gut sie ist, Wohlhabenheit des Besitzers oder die Erwartung künftiger Vortheile voraussetzt.

Das vierjährige Wallach- oder Stutfüllen wurde für den Reiterdienst des Heeres ausgemustert und nach den festgesetzten Preisen von sechzig oder achtzig Thalern bezahlt; weigerte der Besitzer diesen Kauf, so durfte er zwar das Füllen behalten, aber verkaufen durfte er es nicht. Rechnete der Besitzer genau, so konnte er nie einen Vortheil an jenen Preisen haben.

Demnächst waren auch auf die Uebertretung aller dieser und noch vieler anderer Vorschriften beträchtliche Geldstrafen gesetzt. Der Bauer ließ daher lieber seine Stute von Nebenhengsten bedecken, um seine Freiheit an seinem Eigenthum zu behalten. Er verkaufte letztere lieber halbjährig zu zehn und fünfzehn Thaler und sparte so Aufwand und Sorge und die Gefahr einer Verschlechterung oder Umstehens der Füllen. Er ward reicher, als wenn er

nach dreiundeinhalb Jahren ein Füllen für die Cavallerie oder Artillerie ablieferte und sechzig oder achtzig Thaler erhielt.

Darum konnte diese wahrlich schöne, große Anstalt nicht den beabsichtigten Zweck erreichen. Wie viele halbjährige Füllen wurden nicht jährlich im Hannöverschen gekauft, in die Marken eingeführt und dort zum Pferde erzogen mit Vortheil für ihre Besitzer! Man erkannte später diese Hemmungen, welche in der Anstalt selbst lagen, sehr wohl und ließ von der Strenge des Reglements, um das beabsichtigte Gute nicht ganz zu verlieren. Die Kriege, welche Preußen führte, nöthigten um so mehr dazu.

Als die preußischen Truppen 1806 das hannöversche Land besetzten, ward der dahin geschickte Gouverneur, General Graf von der Schulenburg, auf die Güte der hannöverschen Landpferdezucht sehr bald aufmerksam. Er verlangte Darstellung der hannöverschen Gestütsverfassung vor dem Einmarsche der Franzosen und Darlegung des damaligen Bestandes mit der Auflage, Vorschläge zur Wiederherstellung der Landpferdezucht dabei zu machen. Diese Darstellung mußte nothwendig die Ursachen enthalten, warum die hannöversche Landpferdezucht so vortheilhaft für den Landmann und dann erst daneben für die Cavallerie geworden; es mußte ausgesprochen werden, daß nur die möglichste Freiheit der Unterthanen mit ihren Stuten und Füllen dieses bewirkt habe, und die Vorschläge, welche die Wiederbelebung der verbesserten Landpferdezucht im Hannöverschen zur Absicht hatten, mußten diese Freiheit als obersten Grundsatz obenan stellen.

Dieser Grundsatz, so sehr von der Erfahrung unterstützt, ward damals als richtig anerkannt, und hatte die unmittelbare Folge, daß er bei der preußischer Seits beabsichtigten Einrichtung eines Landgestütsdepots im Hannöverschen gleichfalls gelten sollte, und ist darnach bei der Wiedereinrichtung der Landgestütsanstalten im Preußischen nach den Jahren des Unglücks und der Kriege gleichfalls verfahren worden. In der Hauptsache ist zwar nichts verändert, aber man hat die Freiheit der Stuteneigenthümer mit dem Zwecke, Cavalleriepferde zu erzielen, zu vereinigen gesucht. Ein neues Reglement ist zum Grunde gelegt, worin alle Strafen weggefallen sind, da diese in einer Anstalt nicht nützlich sein können, welche zur Wohlfahrt der Unterthanen dienen soll, wobei aber ihr Wille, ihre Liebe zur Sache in Anspruch genommen werden muß. Preußens Pferdezucht wird nun auch gedeihen, wie so Vieles dort gedeiht, da ein aufgeklärter Geist für Betriebsamkeit die Regierung beseelt. Der Pferdebestand hat sich in den preußischen Staaten in achtzehn

Jahren, von 1820 bis 1838, dadurch von 1,346,600 bis auf 1,760,000 Köpfe vermehrt.

Für die Landpferdezucht fing man im Oesterreichischen erst später an, von Seiten der Regierung mit Thätigkeit einzuschreiten. Sie war bis dahin dem Landmanne allein überlassen gewesen.

Im Jahre 1763, also gleich nach dem siebenjährigen Kriege, welcher so viele Pferde den Provinzen genommen hatte, ward (den 22. August) durch ein Patent in den verschiedenen Provinzen der Monarchie auf die Nützlichkeit der Pferdezucht öffentlich hingewiesen, dabei auch eine gedruckte Anweisung ausgegeben, wie bei dieser Landpferdezucht verfahren und die Füllen verpflegt werden müßten; desgleichen wurde darin das Verhalten in Ansehung der Beschäler bestimmt, deren Herbeischaffung man aber den Gemeinden überließ.

Es muß aber diese Verordnung mit zu vielem Zwange für Gutsbesitzer und Bauern verbunden gewesen sein, denn keiner derselben wollte Beschäler anschaffen und halten, und deshalb wurde jene Verordnung schon 1764 wieder aufgehoben. Gesetzgeber müssen Neigungen, Vorurtheile und häusliche Verhältnisse derjenigen, welche die Vorschriften befolgen sollen, kennen und in Betracht ziehen, wenn das von ihnen beabsichtigte Gute gedeihen soll. Der Mensch will auch da, wo man ihm das Gute zeigt, theils die Freiheit behalten, nach seinen Neigungen zu handeln, theils will er den Vortheil leicht begreifen können. Bei den Verordnungen zur Verbesserung der Landpferdezucht ist in mehren Staaten dawider gehandelt, und darum wollten die guten Absichten der Regierungen nicht gelingen.

Man entschloß sich also (1764) einen Theil der Hengste auf Kosten des Staates zu unterhalten, dem Landmann zur Bedeckung seiner Stuten ohne alle Abgaben darzubieten, auch den Verkauf der Füllen unter vier Jahren in und außer dem Lande frei zu geben, ohne daß auch diese Einrichtung den erwarteten Erfolg gehabt hätte.

Im Jahre 1780 wurden daher, nach den Vorschlägen einer von Joseph II. niedergesetzten Commission, die bisherigen Beschäler der Beschälerhalter im Lande untersucht, die tauglich gefundenen besonders bezeichnet, damit jeder Eigenthümer einer Stute sich wenigstens einen gesunden Beschäler wählen könne; die untauglichen mußten verkauft werden. Nach der dem untersuchenden Commissarius gegebenen Instruktion war, wenn richtig darnach verfahren ward, bei der Menge gemeiner Beschäler wohl eine glückliche Praxis möglich. Das Alter war vom fünften bis achten Jahre bestimmt, und unter fünfzehn

Hand hoch sollte kein Beschäler sein. Dies war der erste Schritt zum Bessern und immer etwas werth. Es war eine polizeiliche Maßregel, um größern Schaden zu verhüten.

Dieser Einrichtung des Beschälerhaltens der Landleute ward eine Bedeckung von kaiserlichen Landbeschälern zur Seite gestellt. Diese letzteren belegten die Landstuten völlig unentgeltlich; aber die Stuten wurden zur Bedeckung vorher von umhergeschickten Cavallerie-Offizieren, nach bestimmten Vorschriften, ausgesucht, damit die kaiserlichen Beschäler nicht für schlechte Stuten verbraucht würden — eine Vorsicht, welche zweckmäßig ist und den Landmann nicht gleichgültig für die Stuten läßt, von denen er Füllen zu ziehen wünscht. Eine solche Auswahl der Stuten sichert den nachhaltigen Werth eines Landgestüts und ist im Anfange desselben unerläßlich. Das Alter der Stuten durfte nicht unter drei und nicht über achtzehn Jahre alt sein, wenn alle Eigenschaften zur Zucht sich noch dabei fänden; ihre Höhe mußte fünfzehn Faust sein. Immer waren drei Jahre zu jung, da selbst das gemeinste Füllen sein Wachsthum dann noch nicht vollendet hat. Da es gestattet war, neben den kaiserlichen Beschälern auch andere zu gebrauchen, so mußten aber die ausgewählten besten Stuten von ersteren bedeckt werden.

Uebrigens hatte der Stutenbesitzer völlige Freiheit, mit Stuten und Füllen nach Willkür zu verfahren, nur mit der einzigen Einschränkung, daß, wenn das Füllen zwei Jahre alt geworden, es besehen werde. Wenn es zum Cavalleriedienste tauglich angesehen wurde, so erhielt der Besitzer einstweilen einen Vorschuß von achtzehn bis vierundzwanzig Floren, damit einestheils derselbe nicht unter dem Vorwande, seine Abgaben bezahlen zu können, das Füllen verkaufe, und anderntheils für solches, wenn es dreijährig zum Remontedienst abgenommen werde, den Rest des Remontegeldes von 105 bis 115 Fl. erhalte. (Oesterreich bezahlte also die dreijährigen Füllen viel theurer, als Preußen die vierjährigen für die Militärremonten.) Dann mußte er sich aber vor der Obrigkeit verpflichten, das Füllen noch ein Jahr gut zu füttern und zu pflegen, nicht zu reiten und anzuspannen und nicht zu verkaufen, und auch, wenn das Füllen in dem Jahre zum Cavalleriedienste durch seine oder seiner Leute Schuld untauglich würde, den erhaltenen Vorschuß zurückzuzahlen. Dieser Ersatz sollte aber nicht gefordert werden, wenn das Füllen ohne Verschulden des Besitzers gestorben sei. Hierbei wurde aber auch die Freiheit des Eigenthums nicht beschränkt, denn er war nicht gezwungen, den Vorschuß auf sein Füllen anzunehmen, und selbst wenn er ihn genommen hatte und wollte

nachher sein Füllen behalten, so stand ihm auch dieses gegen Zurückgabe des Vorschusses frei. Also war es ein freier Kauf der Füllen für die Reiterei und nach bestimmten Preisen. Da diese Einrichtung besser von Statten ging, so ward die Zahl der kaiserlichen Beschäler immer vermehrt, und es standen im Jahre 1788 schon gegen vierhundert Landbeschäler in den österreichischen Staaten, welche auf Kosten der Regierungen erhalten wurden. Die Beschäler standen unter der Aufsicht der Regimentsstäbe, in den Kreisen unter Cavallerie-Offizieren, und Reiter machten die Knechte dabei. Nach einer vom ersten kaiserlichen Pferdearzt Scotti verfaßten Instruktion für die zu den Beschälstationen Commandirten (welche zweckmäßig unterrichtend ist) wird festgesetzt, daß ein Beschäler nicht mehr als fünfundzwanzig Stuten decken solle, damit die Beschäler bei Kräften bleiben und dauerhafte Füllen zeugen können; doch soll die Zahl der Füllen und die Beschaffenheit des Beschälers das erste Mittel bestimmen. Fest bestimmt ist aber, daß keine Stute, welche nicht rossig ist, mit Gewalt besprungen werden solle.

Außer diesen Bestimmungen und Einrichtungen, deren Zweckmäßigkeit in die Augen fällt, ward ein Unterricht ertheilt über die Auferziehung des Füllens von der Geburt bis zum vollendeten dritten Jahre, damit der Bauer sich von manchem Vorurtheile entwöhne und eine bessere Sorgfalt sich angelegen sein lasse — eine Maßregel, welche Nachahmung verdient. Auch die Kreisämter und Cavallerie-Offiziere hatten die Pflicht, dem Landmanne Belehrung zu geben. Man mußte also voraussetzen, daß die Beamten und Offiziere Pferdezucht verstanden. Sollte diese Voraussetzung immer wohl richtig sein? Zur Aufmunterung ward sogar zuerst jedem Bauer, der eine vom kaiserlichen Beschäler trächtig gewordene Stute angeben konnte, ein Florin zur Belohnung gegeben, ein Beweis, daß im Allgemeinen Anfangs wenig Lust zur Pferdezucht unter den Landleuten gewesen sein muß.

Man sieht, diese Einrichtung ward mit Umsicht gemacht, und waren die Menschen, welche dabei eingriffen und sie leiteten, mit Einsicht und Lust zur Sache erfüllt, waren die Beschäler gut, wurden diese zweckmäßig nach Stutenschlag und Oertlichkeit vertheilt, so konnte etwas Gutes für den Wohlstand des Landmannes und für die Reiterei des Heeres erwartet werden. Für das beste demnächst wieder im Gestüte zu gebrauchende dreijährige Hengstfüllen, von einem kaiserlichen Beschäler gefallen, ward eine Prämie von dreißig Dukaten ausgesetzt; eine Ermunterung für gute, durch mehre Generationen veredelte Zucht, aber nur von Wenigen zu erwerben, weil dazu ein guter

Stutenstamm gehörte, welcher, wenn er nicht von außen hereingeschafft wurde, erst durch eine mehre Generationen verbesserte Zucht erlangt werden konnte. Und wie viel tritt, um dazu zu gelangen, nicht störend dazwischen? Selbst die Anstalt giebt oft durch den Wechsel der Beschäler ohne Noth die Veranlassung dazu, besonders wenn in der leitenden Behörde das Kreuzen, das Entfernen aller Verwandtschaft Grundsatz des Verfahrens ist. Der Stutenbesitzer erhält dann nach Jahren von den mit Sorgfalt auferzogenen besten Stutfüllen nicht das, was er zu erwarten Ursache hatte.

Die Hengste für diese obenbemerkte große Landbedeckungsanstalt erzog Oesterreich in seinen Privat- oder Staatsgestüten, besonders in dem großen Gestüte Mezoehegyès (spr. — esch) im Königreich Ungarn, wovon oben bereits die Rede gewesen ist. Die Pferde wurden aber hier nur spärlich genährt; die Zahl war zu groß, um gehörige Aufsicht und Pflege allen angedeihen zu lassen. Die Beschaffenheit derselben war daher nur mittelmäßig, denn nächst der Abstammung ist es ja vorzüglich die Nahrung und Pflege, besonders in den Füllenjahren, welche auf die Kraft und Schönheit der Pferde (wie aller Hausthiere) Einfluß hat. Der Zweck ward nicht erreicht und konnte nicht erreicht werden, so wenig für die Remonte der österreichischen Cavallerie, noch weniger aber für eine wahre Verbesserung der Landpferdezucht.

Doch die Kriege, welche Oesterreich seit dem Jahre 1792 mit geringen Unterbrechungen bis zum Jahre 1815 gegen Frankreich zu führen genöthigt war, hatten ebensowohl wie der öftere Aufenthalt der Feinde in den Provinzen und die Zerstückelung des Reichs die Gestüte und die Landpferdezucht zerstört. Es mußte nach dem Frieden Vieles neu geschaffen werden.

Man setzte nun den Grundsatz fest: man wolle den Provinzen der Monarchie gute Beschäler zur Bedeckung der Stuten liefern, und zwar nach den verschiedenen Bedürfnissen der Provinzen und diese Race-Hengste in den fünf kaiserlichen Gestüten in der möglichst besten Qualität erziehen. Diese fünf Gestüte sind oben bereits näher geschildert worden. Für alle eigenthümlichen Bedürfnisse der Provinzen und hier wieder der einzelnen Distrikte, wie es deren Lage, Bodenart, Wirthschaft u. s. w. erfordern, kann dadurch jetzt gesorgt werden. Die Regierung mischt sich in die Landpferdezucht nicht weiter, als daß sie den Bezirken der Provinzen die angemessenen Beschäler liefert, dergestalt, daß jeder Bezirk für jeden erhaltenen Beschäler tausend Gulden bezahlt, und dieser dadurch Eigenthum des Bezirks wird, um damit

nach sehr einfachen Vorschriften, mit völliger Freiheit für die Bedeckung der Landpferde, zu schalten.

Auf diese Weise sind in den verschiedenen Provinzen die schon vormals nöthig erkannten vierhundert Beschäler aufgestellt, welche aus jenen Gestüten rekrutirt werden. Völlig ausgewachsen, das ist: fünf Jahre alt, kommen die Hengste in die Provinzialdepots, um vertheilt zu werden. Sie stehen in Ansehung ihrer fortdauernden Thätigkeit unter einer thierärztlichen Polizei, damit stets gesunde und nicht zu alte Beschäler die gute Zucht fortsetzen. Die untauglich gewordenen Beschäler werden gewallacht und verkauft. Der Bezirk hat für Ernährung und Pflege u. s. w. zu sorgen, erhält dagegen die Bedeckungsgelder. Keine kaiserliche Kasse hat nun Beschälerdepots mit großen Kosten zu erhalten und die Bezirke finden eine Ehre darin, vortreffliche Beschäler zu haben.

Dadurch hat nun Oesterreich eine vortreffliche Pferdezucht für seine wirthschaftlichen und seine zahlreichen Cavallerie- und sonstigen Kriegsbedürfnisse. Die Erhaltung der kaiserlichen Privatgestüte wird dadurch erleichtert und der Vortheil für die Pferdezüchter vermehrt. Dazu bleibt der Werth dieses wichtigen Theils des Nationalvermögens im Innern der Monarchie, mit Ausnahme der Summen etwa, welche die österreichischen Großen aus Liebhaberei für Pferde nach England senden. Oesterreich kann auf diese Weise zu einem mäßigen Preise stets die Pferde für die Bedürfnisse seiner Armee im Lande erkaufen, da die vierjährigen — denn jüngere werden jetzt nicht angenommen — in hinreichender Menge vorhanden sind, und bezahlt in der Regel

ein Pferd für die leichte Reiterei	mit	110	Gulden Conv. Münze,
„ „ „ „ „ Dragoner	„	120	„ „ „
„ „ „ „ „ Cürassiere	„	140	„ „ „
„ „ „ „ „ Equipage	„	160	„ „ „
„ „ „ „ „ Artillerie	„	180	„ „ „

also mit Preisen, zu denen der Landmann mit Vortheil die Füllen bis in's vierte Jahr aufziehen kann. Der Wohlstand des Landmanns wächst mit der Lust zur Zucht, und beides muß sich vereinigen, wenn eine Anstalt der Art gedeihen soll. Diese Anstalt gehört jetzt zu einem der Grundpfeiler der österreichischen Macht, da sie für geringe Kosten stets im eigenen Lande über ein so ungeheures Kriegsbedürfniß verfügen kann. Aber die mit finanziellen

und hippologischen Kenntnissen eingerichteten Privatgestüte der Monarchie bieten dazu weislich die Hände: ein nachahmungswürdiges Beispiel.

Wenn wir im Vorigen schon oft daran erinnert wurden, daß der Zwang, welchen die Regierungen den beabsichtigten Landgestütsanstalten anlegten, die Ursache ihres Mißlingens war, so kann der Verfasser nicht umhin, noch der Einrichtung zu erwähnen, womit man 1764 (nach der Verordnung vom 12. Januar) eine solche Anstalt im Nassauischen einzuführen versuchte. Keine war zwangvoller als diese; sie konnte daher keinen glücklichen Erfolg haben.

Man gab dem Landmanne zwar Beschäler, aber unter folgenden Bedingungen:

1) Keine Stute darf von einem andern als herrschaftlichen Hengste belegt werden, bei 10 Rthlrn. Strafe vom Stutenbesitzer und der Confiscation des Hengstes. (!)
2) Die Unterthanen, die zum Gestüte einregistrirt sind, sollen schuldig sein, sich die Stuten nach besonderen Vorschriften ohne Verzug anzuschaffen, bei 50 Rthlrn. Strafe. (!)
3) Zu diesen Zuchtstuten werden keine ausländischen, sondern nur rein inländische angenommen, welche, wenn sie tüchtig befunden, gebrannt und eingeschrieben werden. Derjenige, welcher wieder eine andere oder ausländische Stute anschafft, verfällt in eine Strafe von 50 Rthlrn. (!!!)
4) Sobald ein Unterthan von seinen Beamten wegen seines Vermögens aufgeschrieben ist, eine Zuchtstute anschaffen zu können, und thut es nicht, verfällt er gleichfalls in 50 Rthlr. Strafe. (!!!!)
5) Niemand darf eine gebrannte Zuchtstute oder ihr Füllen verkaufen, vertauschen, verschenken, ohne Erlaubniß des Land-Stallmeisters, oder er hat 50 Rthlr. Strafe zu erlegen. (!!)
6) Da es an geschlossenen Weiden fehlt, die Pferde also an Seile gebunden werden müssen, so sollen die Sponsel (Fußringe) wohl gefüttert sein, bei 50 Rthlrn. Strafe (!!) u. s. w.

Wahrlich, man muß sich über diese Gesetzgebung wundern; der Entwerfer konnte kaum die Menschen kennen, noch weniger aber den schlichten deutschen Landmann im Auge haben. Welche Strafen bei so viel Aufwand und Gefahr! Wie konnte diese Einrichtung gedeihen? — Sie hat auch später mehre Veränderungen erlitten, und existirt jetzt in veränderter, freilich nicht ganz erwünschter Gestalt.

Wenn in Sachsen schon in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in vielen Zweigen der Staatswirthschaft musterhafte Einrichtungen getroffen worden waren, so ward doch für die Verbesserung der Pferdezucht im Lande nur wenig gethan, bis Kurfürst Friedrich August (nachheriger König) auch diese seiner Sorgfalt unterzog. Im Jahre 1787 fing dieser Fürst an, deshalb eine feste Einrichtung zu treffen, und ein Patent vom 14. Februar 1792 setzte die ganze Einrichtung fest. Die Hengste waren Marstallspferde, wurden in den königlichen Gestüten erzielt, hatten Festigkeit und Dauer und konnten sich im Allgemeinen mit allen andern Gestütspferden messen. Um das Jahr 1798 waren etwa sechzig Beschäler vorhanden, freilich für das damalige Kurfürstenthum zu wenig, aber die verbesserte Zucht konnte sich nach und nach verbreiten. Alles geschah also auf Kosten der Regierung; der Unterthan war dabei vollkommen frei, nur unter der einzigen einschränkenden Bedingung: „daß die gefallenen Hengstfüllen, wenn sie ein Jahr erreicht hatten, vorgezeigt werden sollten, und dafern sie für den Marstall oder die Stuterei brauchbar befunden würden, von dem Eigenthümer für zehn bis fünfzehn Rthlr. Conv.-Münze an die Herrschaft überlassen werden müßten." Für das schönste Hengstfüllen im Kreise einer Bedeckungsstation ward noch außerdem eine Prämie von sechs Rthlrn. gezahlt. Verheimlichte dagegen ein Eigenthümer ein Hengstfüllen, oder hatte er es ohne Anzeige oder Erlaubniß verkauft: so verfiel er in zehn Rthlr. Strafe. Gleiche Strafe traf den Besitzer einer Stute, welcher sie vor dem Abfohlen, oder ehe er das geworfene Hengstfüllen angezeigt, verkaufte; es sei denn, daß der Verkauf mit Erlaubniß des Beamten geschehen, und der Käufer die Präsentation des Hengstfüllens und dessen Ueberlassung für den bestimmten Preis über sich genommen habe. Diese Bedingung ist später zum Besten des Heers auch auf die einjährigen Stutfüllen (wahrlich nicht zum Besten der Anstalt!) ausgedehnt worden.

Wenn die Eigenthümer der Stuten diese nicht einige Zeit vor und einige Zeit nach dem Abfohlen in der Arbeit schonen, oder ihre Füllen noch vor vollendetem dritten Jahre zur Arbeit gebrauchen, sollten sie von dem Vortheil der Landgestütsbedeckung ausgeschlossen werden.

Der Preis von zehn bis fünfzehn Rthlrn. für ein einjähriges Füllen ist zu gering, wenn das Füllen wirklich schon ein durch mehre Generationen veredeltes Füllen ist, und ohne diese Voraussetzung kann es für den Marstall oder die Stuterei doch nicht brauchbar sein. Der Landmann verliert daran

immer eben so viel, als er erhält, weil er im freien Handel das Doppelte und noch mehr erhalten würde, und es würde für die gute Sache ermunternder sein, wenn die Füllen im freien Handel für die Herrschaft und das Heer gekauft würden.

Die Androhung der Nichtwiederbedeckung der Stuten, wenn diese oder ihre Füllen nicht geschont würden, ist eine Clausel, welche man in wenig Landgestütseinrichtungen findet. Sie ist billig und fördert den Zweck, und sollte daher allgemeiner sein.

Was aber die wahre Verbesserung der Pferdezucht in dieser Anstalt fördert, ist, daß alljährlich ein Landgestütsinspektor vor der Bedeckzeit nach allen Aemtern reist, wo Bedeckstationen sind, und die Stuten besichtigt, welche die Unterthanen von herrschaftlichen Beschälern bedecken zu lassen beabsichtigen, und die schlechten verwirft, die bessern auswählt und zeichnet, mittelst Ausschneiden von Haaren an dazu geeigneten Stellen. Der Beschälerhalter darf nur diese gezeichneten bedecken lassen und nicht jede Stute, welche ihm vorgeführt wird, nach seiner Willkür: eine Maßregel, welche noch den ausgezeichneten Landgestüten anderer Staaten und auch dem meines Vaterlandes zu wünschen wäre. Dabei wird für eine besonders ausgezeichnete Stute noch eine Prämie ertheilt. Ueber die ausgewählten Stuten hält der Inspektor ein eigenes Register und reist um die Zeit, daß die Füllen halbjährig, von Neuem in den Stationen umher, um die Hengstfüllen zu besichtigen, den Ankauf der besten für die Herrschaft zu bewerkstelligen und diejenigen, welche es würdig sind, zur Prämie vorzuschlagen. Diese Hengstfüllen werden auf den herrschaftlichen Hauptgestüten groß gezogen und nach ihrer Beschaffenheit als Beschäler, als Reit- oder Wagenpferde gebraucht, oder um einen gewissen Preis der Cavallerie zur Remonte überlassen.

Die Unglückszeit von 1807 bis 1815 brachte auch diese Anstalt zuerst in's Stocken, und sie hörte zuletzt, da der Kriegsschauplatz in Sachsen war, ganz auf. Unter der wohlthätigen Regierung des verstorbenen Königs Friedrich August erstand die Anstalt in demselben Geiste nach und nach, aber in verminderter Größe wieder, da durch Abtretung von einem Drittheil des Landes an Preußen auch die Hauptgestüte und die Hülfsquellen für die Erhaltung des Marstalls, worin die Beschäler erhalten wurden, sich vermindert hatten. Sie wird nun wieder ihre wohlthätigen Früchte tragen, wenn gleich, wie in allen Ländern, wo unter Napoleon's Zwangsherrschaft so manche dieser Anstalten zerstört ward und mit der Verbesserung der Landpferdezucht

nach dem Frieden von Neuem angefangen werden mußte, das Verlorene nur langsam wieder eingeholt werden kann.

Mecklenburg erzog seit vielen Jahren auf seinen weiten Koppeln, wo freilich nicht viel, aber gesundes und nahrhaftes Gras gedeiht, eine hochgeachtete Pferdeart, ein wahrhaft deutsches Pferd. In dem mecklenburgischen Pferde vereinigt sich Alles, was der Deutsche von einem schönen Pferde, welches mäßiges Feuer, Kraft, Anstand und Leichtigkeit in seinen Bewegungen mit einer dauerhaften Gesundheit verbindet, fordert, so lange er sein eigenes Gut noch nicht verachten und nur solche Pferde schön und brauchbar zu finden gelernt hat, welche den englischen Pferden gleichen. Die gerühmten Eigenschaften blieben dem mecklenburgischen Pferde bis in's Alter von zwanzig bis dreißig Jahren bei allen Anstrengungen, wenn nur gute Pflege hinzukam. Tennecker hat deshalb nicht Unrecht, wenn er sagt: „kein Pferd schicke sich besser zur Fortpflanzung als das mecklenburgische; ein Hengst von dieser (alten) edlen Race mit guten deutschen Stuten gepaart, müsse den Grund zu einer Race legen, die von Generation zu Generation mehr Werth erhalte. Möchte man doch mit diesen den alten mecklenburgischen Gestüten ihre Urrace wiedergeben, die jetzt durch englische Krüppel immer mehr an ächter Güte verliert!"

Im Jahre 1795 wurde von der Regierung von Mecklenburg-Schwerin ein für die Zucht der Bauernpferde besonders berechnetes Landgestüt eingerichtet, welches bei der damals noch bestehenden, nur auf einigen Kammergütern aufgehobenen Leibeigenschaft jedoch nur von geringem Nutzen war.

Der mecklenburgische Gutsbesitzer, der nur solche ächte Mecklenburger zog, hatte sicher seinen Gewinn dabei, denn sie wurden weit über die Grenzen von Deutschland gesucht und theuer — nach damaligen Preisen und Werth des Geldes — bezahlt, aber sein Pferd war erst mit dem vollendeten fünften Jahre ausgewachsen und er mußte es so lange erziehen. Der mecklenburgische Bauer verlor die Lust zur Pferdezucht, weil er damals als Leibeigener das Füllen noch auf seines Herrn Hof liefern mußte, gegen einen schon vor dem Bedecken der Stute bestimmten und sehr niedrigen Preis. Er wählte daher oft einen schlechten Hengst, damit der Gutsherr das Füllen nicht kaufte; ein Uebel, das sich mit der Leibeigenschaft selbst allerdings verlor.

Hätten also die mecklenburgischen Gutsbesitzer den Werth ihrer alten Pferdeart richtig erkannt und geschätzt, so hätte gerade in Mecklenburg eine ächt deutsche Pferdeart erhalten werden können, welche in Werth und Ruf leicht höher zu stehen gekommen wäre, weil man anfing, in der Pferde-

zucht so manches Vorurtheil abzulegen und sie mit der Wissenschaft zu durchdringen. Aber der Modegeist verdarb auch hier die gute Zucht. Am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde das holsteinische Pferd zur Fortpflanzung in Mecklenburg eingeführt und durch vielartige und unzweckmäßige Kreuzungen und Vermischungen mit demselben verartete die alte, ursprünglich treffliche Landesart. „In jener Periode," so drückt sich ein mecklenburgischer Pferdezüchter darüber aus, „kam vornehmlich nur die äußere Gestalt, die Form und Farbe in Betracht. Dies waren die Haupteigenschaften, worauf man Rücksicht nahm; alles Uebrige hingegen, wodurch ein braves Pferd nur eigentlich nützlich wird, wurde als Nebensache angesehen. Der herrschende Geschmack wollte nur den Ramskopf, buntgescheckte, getiegerte, gelbe, Blässen, weiße Füße u. s. w. Ein schöner und richtiger Körperbau, reeller Gang, Leichtigkeit, Gewandtheit, Ausdauer, worauf jetzt so viel gesehen wird (und wohl einzig gesehen werden muß), galt derzeit wenig." — So weit kann sich Unkenntniß und Nachahmungssucht verirren!

Man zog sogar das holsteinische Pferd dem mecklenburgischen vor, weil es schon im vierten Jahre seine völlige Größe erreichte, und fand darin einen Vortheil, das erzogene Füllen ein Jahr früher als ausgewachsenes Pferd verkaufen zu können. Man übersah, daß dies in Holstein von der niedrigen und grasreichen Weide kam, und die frühere und schnelle Entwickelung kein Zeichen des Vorzugs war, und bemerkte zu spät, daß das holsteinische Pferd deshalb wenig Muskelkraft, Ausdauer und Munterkeit hat und mit vielen Fußfehlern behaftet ist.

Um dieselbe Zeit ging das landesherrliche Gestüt zu Redefin ein und ward verkauft, statt daß es, wie alle fürstlichen Gestüte, hätte Musteranstalt einer guten Pferdezucht sein und bleiben sollen. In ihm hätte sich der gute alte Stamm, wie er vormals darin gewesen, rein erhalten können. Später ward es wieder zu einem Gestüt nach englischer Zucht eingerichtet.

Als man den Schaden erkannte, versuchte der mecklenburgische Pferdezüchter durch andere Vermischung die verdorbene Art zur alten wieder emporzubringen. Es entstand nun natürlich eine sehr gemischte und wenig zweckmäßige Art von Pferden, die man zum Theil in Mecklenburg noch heute findet, und die den Ruf, worin auswärts das mecklenburgische Pferd noch steht, keineswegs rechtfertigt.

Nach und nach fing man an, die Veredlung der Race durch englische und arabische Pferde in den Privatgestüten der großen Güterbesitzer zu

betreiben. Die Grafen von Pleß zu Ivenack, von Moltke zu Wolde, Baron von Dewitz zu Milzow, von Rieben zu Mahdorf, Graf von Schwerin zu Wolfshagen, Baron von Malzahn zu Rothmannshagen waren die Ersten, welche diese Veredelung mit großem Kostenaufwande versuchten, und dadurch den ersten Impuls zur Verbreitung dieser Verbesserungsmethode (?!) gaben. Diese Gutsbesitzer alle hatten englische Hengste von der Voll- oder Dreiviertel-Blutrace angekauft und bedeckten damit ihre Stuten, welche theils von der auf obige Weise vermischten Landrace, theils auch angekaufte englische Stuten waren. Der Graf von Pleß hatte 1804 einen Stutenstamm von mehr als hundert Stück, welche auf den Gütern des Grafen in die Arbeitsgespanne vertheilt waren, wodurch sie gesünder blieben, als wenn sie müßig standen, da die Arbeit mit Vorsicht zugemessen ward.

Man verkaufte damals drittehalbjährige Füllen von der Weide zu vierzig bis fünfzig Thalern, welches die Schätzung der Ivenack'schen Zucht beweist.

Wenn dieser verbesserte Betrieb der Pferdezucht die Züchter auf die Bedingungen, mittelst welcher sie nur gedeihen kann, aufmerksam machte, so waren diese Anstalten im Lande selbst auf das Gedeihen der Pferdezucht überhaupt doch nicht von dem Einflusse, den man davon erwartete. Die Zucht blieb immer in den Händen einiger reichen oder wohlhabenden Güterbesitzer oder Pächter, und weil man mehr danach trachtete, einen bessern Reitschlag hervorzubringen, darnach die Beschäler wählte und auf die Beschaffenheit des schon vorhandenen Stutenschlags nicht rücksichtigte, auch das landesübliche Verfahren bei der Anzucht, Pflege und Fütterung nicht auf das Bedürfniß tüchtiger und dauerhafter Arbeits- und Ackerpferde eingerichtet war: so ergab sich als unvermeidliche Folge, daß in Mecklenburg zwar viele in Blut veredelte, aber für den Gebrauch untüchtigere Pferde gezogen wurden. Nur der Handel mit Pferden ist das Ziel, wonach man strebte; aber auf diese Aussicht können nur die Wohlhabenden Pferde erziehen.

Jetzt wurde man mit der englischen Pferdezucht genauer bekannt, man bemerkte Resultate derselben, die zur Nachahmung reizten, und dieses bewog die ausgezeichnetsten Pferdezüchter, ebenso wie in England die Vollblutzucht einzuführen. Es war wahrlich eine kühne Hoffnung, davon in Mecklenburg eben solche Resultate zu erwarten, wie in England hervorgetreten waren. Die Engländer verschwenden an Wettrennen und Jagden ungeheure Summen, und die durch arabisches Vollblut gebildete Race bringt selbige stets in Umlauf.

Die tadelnswerthe Schwäche der Deutschen, nur das Ausländische zu lieben und nachzuahmen, bringt auch für Pferde bedeutende Summen nach England, statt sie zur wahren Verbesserung eigener deutscher Pferde zu verwenden.

Mag es nicht zu leugnen sein, daß die Vollblutszucht wohl zur Veredelung der mecklenburgischen Pferde beitrage, so darf man doch die Grundsätze unter den Pferdezüchtern nicht verallgemeinern, wenn es in dem ackerbauenden Mecklenburg nicht an Wirthschaftspferden, an Pferden für den allgemeinen Gebrauch mangeln soll. Die Vertheidiger der Vollblutszucht glauben aber durch den Handel jedem Züchter großen Gewinn in Aussicht stellen zu können, damit ist es aber nichts. Der Züchter würde also mehr Pferde ernähren, als er bedarf, der Vortheil dadurch verloren gehen, und nach und nach möchte wohl die Landpferdezucht in einen Zustand gerathen, der schlechter wäre, als je einer vor ihm.

Der Kenner der alten berühmten mecklenburgischen Pferdezucht bedauert den Untergang derselben, weil in ihrem Betriebe Festigkeit mit möglichst geringem Aufwande sich vereinigte und das englische Halb-, Viertel- und Achtelblutpferd diesen alten kernfesten Stamm nicht ersetzt, welcher der Natur des Klimas, der Nahrung und der ganzen Lebens- und Wirthsschaftsweise angemessen war. Jede Vermischung mit fremdem Blute mußte ihm daher seinen eigenthümlichen Charakter nehmen. Das jetzige Verfahren der mecklenburgischen Landwirthe, ihre Landesstuten von arabischen oder englischen Hengsten, ja gar mit Rennern bedecken zu lassen, da Klima, Ernährung und Pflege dieselbe bleiben muß, wird ihnen nach und nach das Hauptbedürfniß ihres landwirthschaftlichen Betriebes rauben und keine Zucht geben, welche ihre vormalige feststehende Landesart ersetzt, insofern beinahe alle Landpferde zu Mischlingen fremder Formen ausgeartet sind.

Deshalb ist auch in neuerer Zeit von der mecklenburgischen patriotischen Gesellschaft für Landwirthschaft der Vorschlag gethan: Mittel und Wege einzuschlagen, die alte Race wieder einzuführen und zu verbreiten, und die Erzeugung des so kostbaren Vollbluts, als eines bloßen Luxusgegenstandes, einzelnen gut dotirten Instituten zu überlassen. Und nur die Ausführung dieses Vorschlages wird Mecklenburg's eigentliche Landpferdezucht vor dem gänzlichen Verfall retten.

Alles, was die reichen Pferdezüchter für die Vollblutszucht und die Bedeckung von solchen Hengsten für ihre Vorliebe anführen, würde auch auf die Herstellung der alten Race passen. Sie sagen: „Der mecklenburgische

Landwirth (worunter sie wahrscheinlich nur ihres Gleichen verstehen) werde zur guten Pferdezucht aufgefordert:

1) Wegen der niedrigen Kornpreise, deren Erhöhung wenig zu hoffen sei; darum müsse die Pferdezucht den Ausfall ersetzen.
2) Pferdezucht verbände sich am besten mit einer veredelten Schafzucht, wegen des vortheilhaften Gebrauchs des vielen Strohes, welches die Wirthschaften geben.
3) Wegen der Ankäufe, welche in Mecklenburg jährlich gemacht werden, weil die Pferde in gutem Rufe stehen. Diese Züchter meinen, die Landwirthe sollten nur englische Jagdpferde ziehen, der Verkauf sei gewiß.

Um nun aber den Engländern ganz nachzuahmen, hat man auch Wettrennen eingeführt, und deren Resultate sollen dann den Maßstab hergeben, über Kraft, Schnelligkeit und Dauer des Pferdes zu urtheilen; diese Eigenschaften sollen nur mit der Gestalt und Körperbildung in inniger Verbindung stehen. Die Vertheidiger dieser Art des Zuchtbetriebes glauben annehmen zu können, daß jedes Pferd, wozu es auch gebraucht werden solle, dadurch besonders werthvoll werde, daß es einen für seinen Dienst angemessenen Theil jener Eigenschaften des Vollblutpferdes besitze, diese durch angemessene Paarung mit andern Racen mitzutheilen vermöge und die Zucht derselben dadurch verbessern könne. Wer möchte diese Behauptung unterschreiben? Wer weiß es nicht, daß ein Pferd von geregeltem Baue, gewandt und geschwind, doch auf die Länge der Zeit zu manchem Geschäfte nicht brauchbar ist? Wir ziehen ja keine Pferde, um nur auf den Rennbahnen zu siegen, hohe Wetten zu gewinnen. Und ist ein Sieger auf der Rennbahn auch darum schon das beste Pferd im Jagd- und Campagnedienst? Wird nicht die Mehrzahl der Pferde, welche auf der Rennbahn in einem kurzen Zeitraume Kraft, Geschwindigkeit und Dauer zeigen, bei den Strapatzen des Krieges ermüden? Und was sind sie denn für die übrigen Beschäftigungen der Menschen, wo das Pferd diesen seine Kraft leiht?

Die Wettrennen in Deutschland werden immer nur glänzende Schauspiele sein, welche Zuschauer anlocken, vor welchen die kostbaren Zuchten der Reichen brilliren. Der eigentlichen Landpferdezucht, bei der doch aber das Heer und der Privatmann aller Klassen seinen Bedarf zu ersetzen suchen wird, werden sie wenig nützen. Ein Anderes ist die mit den Wettrennen verbundene Thier- und Pferdeschau und der damit verbundene öffentliche Verkauf, denn dadurch

wird Pferde- und Gestütskenntniß verbreitet und die Zucht durch den Handel selbst ermuntert. Man bemüht sich jetzt, durch ein Landgestüt die alte brave Art wieder hervorzurufen, wenn es nicht schon zu spät ist. Wird man damit die alten Grundsätze der Zucht, welche darin bestehen, daß man:

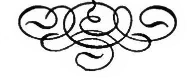
1) bei seinen Zuchtpferden vorzüglich auf Bravheit, Kraft und Dauerhaftigkeit in anhaltendem Gebrauche sehe (sie müssen dabei munter und lebhaft sein und bleiben); daß man
2) den Beschäler zur Stute so wähle, daß seine Beschaffenheit möglichst genau mit der der Stute übereinkomme, und daß
3) der Beschäler von guter, ächter Race und völlig gesund sei, und bei der provinziellen, eigenthümlichen Behandlung, dem Futter und der Weide gutes Gedeihen habe —

wieder aufnehmen und wird man beachten, dann kann man gewiß sein, nach einigen Jahren werden die Pferde dieser Art in der Thierschau wieder ihren alten Ruf erlangen, gesucht und gekauft werden. Das Land würde mehr dabei gewinnen, als durch die glänzenden Lichtpunkte, welche die Rennen müßigen Zuschauern gewähren.

Der Krieg, besonders der Durchzug der drei französischen Divisionen durch Mecklenburg nach Lübeck zur Verfolgung des preußischen Corps unter Blücher im Jahre 1806, wirkte sehr verderblich auf Mecklenburg's Pferdezucht. Noch in den nächstfolgenden Jahren wurden die Fürsten und Gutsbesitzer von Unternehmungen abgehalten. Nach hergestelltem Frieden erwachte aber die Bewegung für die Pferdezucht desto lebhafter. Auch ein landesherrliches Landgestüt ward von Neuem eingerichtet, obgleich nur nach beschränktem Maßstabe. Sofern aber die Hengste, welche so viele Pferdezüchter halten, die Gelegenheit zur Bedeckung nach freier Wahl und Liebhaberei darbieten, bedarf es freilich auch keines großen Landgestüts. Die Beschäler desselben werden in den Aemtern vertheilt und bedecken die Stuten der Domänenbauern. Manche Gutsbesitzer setzen dazu ebenfalls einen Hengst aus, um die Stuten in ihren Dörfern zu belegen. Das Sprunggeld ist übrigens von einem halben bis zu zehn Thalern nach dem Werthe des Hengstes; für den Bauer auch billiger. Uebrigens ist Alles frei in Ansehung der Füllen.

Da Mecklenburg's Landwirthschaft die Pferdezucht begünstigt, auch in den Bewohnern eine nicht zu leugnende Neigung dafür vorhanden ist, so muß man wünschen, daß der oben erwähnte Vorschlag der patriotischen Ge-

sellschaft zur Ausführung komme, damit das gute norddeutsche Pferd, immerhin neben der englischen Zucht, wieder erstehe. Das Interesse an der Zucht eigentlicher Arbeitspferde für die verschiedenen Bedürfnisse des Lebens würde wieder erwachen, und mancher Güterbesitzer inne werden, daß, wenn er Buch und Rechnung über den Zuchtbetrieb der hochveredelten Pferde gehalten, er seiner Neigung oder der Mode ein nicht unbeträchtliches Opfer gebracht hat.



Druck von R. Gensch in Berlin.

Inhalt des zweiten Bandes.

Erstes Kapitel.

Seite.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Verlag von Theobald Grieben in Berlin.

Neumann, Domainen-Rentmeister, **Die Miethe- und Dienstverhältnisse** der ländlichen Wirthschaftsbeamten und Arbeiter aller Art. Ein praktischer Leitfaden für Gutsbesitzer, Gutsverwalter, Wirthschafts- und Polizei-Beamte und ländliche Ortsvorsteher. 2. Auflage. 22½ Sgr.

Fürstenhaupt, F. G., Regierungs-Conducteur und Drain-Ingenieur, Kurzgefaßte Anleitung und populaire Anweisung oder Rathgeber für den Landwirth zur gründlichsten **Verbesserung des Bodens** im Allgemeinen. Auf rationellen Principien und eigenen Erfahrungen gegründet, zur praktischen Nutzanwendung herausgegeben. Mit vielen Illustrationen. 1 Thlr. 20 Sgr.

Fürstenhaupt, F. G., **Reductions-Tabellen** von einer Quadratruthe bis zu jeder beliebigen Fläche oder tabellarisches Hilfsbuch für Rechnungsbeamte und Grundbesitzer zur Berechnung der Werthe jeder Bodengattung bei Ermittelung der Grundsteuer, bei Forderungs- und Planberechnungen in Separations- und Parzellirungs-Sachen. Brochirt 1 Thlr. 20 Sgr., gebunden 2 Thlr.

Der Land- und Forstwirth. Illustrirte Zeitschrift. Herausgegeben von A. v. Hohenstein, unter Mitwirkung von C. W. Th. Haurand, E. Kirchhof u. A. Dritter Jahrgang 1863. Vierteljährlich 1 Thlr. 15 Sgr. — Abhandlungen von allgemeinem Interesse, besondere Berücksichtigung der österreichischen Verhältnisse, namentlich der Verkäufe von Gütern, Landsitzen, Maschinen, Produkten &c.

Pflug, Dr. C., und **J. F. Matthias**, **Der landwirthschaftliche Maschinenbauer.** Illustrirte Mittheilungen über landwirthschaftliche Maschinen und Geräthe so wie über andere Zweige der landwirthschaftlichen Technik. 3 Bände. 1859–1861. Früherer Preis 4 Thlr. 10 Sgr., jetzt nur 1 Thlr. 15 Sgr. Einzelne Bände 20 Sgr.

Büchner, Prof., **Schwammkunde.** Gruppen von giftigen und eßbaren Schwämmen in 120 nach der Natur entworfenen und colorirten plastischen Nachbildungen, nebst Beschreibung. I. Qualität 1. 3. 4. 5. Gruppe à 3 Thlr. 15 Sgr., 2. 6. Gruppe à 2 Thlr. 15 Sgr. II. Qualität je 15 Sgr., III. Qualität je 1 Thlr. billiger. 6 Texthefte à 7½ Sgr. Verpackungskosten entsprechend. — Ausführliche Prospecte mit Empfehlungen von Alex. v. Humboldt, Schleiden, Reichenbach, Lenz, Schödler &c. sind durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

v. Kittlitz, F. H., **Vegetations-Ansichten von Küstenländern und Inseln des Stillen Oceans**, aufgenommen auf der Entdeckungsreise der kaiserlich Russischen Corvette „Senjawin" unter Capitän Lütke. 2. vermehrte Auflage. 1. Lieferung (umfaßt 6 Kupfertafeln gr. Folio nebst Text in Mappe) 3 Thlr. — Empfohlen durch Alex. v. Humboldt, Schleiden u. A.

Hübner, J. G., Seminarlehrer, **Pflanzen-Atlas.** 32 Tafeln mit 400 Pflanzenarten und 2000 colorirten Figuren, nebst Begleitwort. 2. verbesserte Auflage. Broch. 2 Thlr., eleg. geb. 2 Thlr. 10 Sgr.

Schlössing, F. H., Director, **Brieflicher Unterricht über Buchhaltung für alle Geschäfts-Gattungen.** Wöchentlich 2 Lectionen à 7½ Sgr., vollständiger Cursus von 20 Briefen 5 Thlr. Probebrief 10 Sgr. Die Zusendung aller Briefe erfolgt franco per Post.

Kypke, M., Dr. ph. und Apotheker, **Die diätetische Heilmethode ohne Arznei und ohne Wasserkur**, ausführlich beschrieben nach dem Verfahren des Naturarztes Schroth.

I. Theil: Heilung der chronischen oder langwierigen Krankheiten unter Herstellung eines gesunden Magens und einer kräftigen Verdauung, mit einer faßlichen Darlegung der Nutzlosigkeit und Gefährlichkeit der Arzneikuren. 19. Auflage. 20 Sgr.

II. Theil: Heilung der acuten oder hitzigen Fieber- und Entzündungs-Krankheiten, nebst den zweckmäßigsten Verhaltungsregeln bei Vergiftungen. 13. Auflage. 15 Sgr.

König, A. W., Prediger, **Die zuverlässigen und glanzvollen Resultate der Naturheillehre** oder diätetischen Heilmethode Johann Schroth's. Durch eine Menge vollbrachter Kuren praktisch nachgewiesen. 3. Auflage. 7½ Sgr.

Erlebnisse und interessante Begebenheiten eines Deutschen in englischen, römischen, garibaldischen, neapolitanischen und französischen Kriegsdiensten. Genau nach den geführten Tagebüchern bearbeitet von J. R. 15 Sgr.

Druck von R. Gensch in Berlin.



